A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

34. JAHRGANG, DEZEMBER 1998, HEFT 3–4

GESCHLECHTERBILDER IN DEN GEWERKSCHAFTEN

Herausgegeben und eingeleitet von
Brigitte Kerchner und Sigrid Koch-Baumgarten

Mit Beiträgen von

Rosmarie Beier
Marlene Ellerkamp
Beatrix Geisel
Brigitte Kassel
Brigitte Kerchner
Sigrid Koch-Baumgarten
Ursula Nienhaus
Ute Planert
Larissa Schulz-Trieglaff

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
TAGUNGSBERICHTE • NEUE LITERATUR
JAHRESREGISTER



femina politica

8. Jg. H. 1/1999

Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft

50 Jahre Bundesrepublik Deutschland – ein feministischer Rückblick

1. Jahrgang 1992 • ISSN 1433-6359
Jahresumfang ca. 360 S.
erscheint halbjährlich
Einzelheft DM 28
Jahresabonnement DM 60 bzw.
ermäßigt DM 40, Förderabo DM 75

Aktuelles Heft

Heft 1/1999 50 Jahre Bundesrepublik Deutschland – ein feministischer Rückblick

Mit Beiträgen von Sabine Berghahn, Irene Gerlach, Anke Heimberg, Sigrid Koch-Baumgarten, Silke Schneider und Juliette Wedl

außerdem Interview mit Nancy Fraser, Bericht über Gleichstellungspolitik in der ECPR u.v.m.

Vorschau 1999/2000 (Arbeitstitel)

Heft 2/1999 Die Politisierung des Körpers
Heft 1/2000 Making feminist sense of International Politics
Heft 2/2000 Arbeitsmarktpolitik im internationalen Vergleich

Bereits erschienene Hefte

Heft 2/1998 Europäische Integration aus feministischer Perspektive
Heft 1/1998 Staats- und Demokratietheorien
Heft 2/1997 Feministische Politikberatung?!
Heft 1/1997 Erfahrung(en) mit Methode(n)

Ständige Rubriken

Tagespolitik • Neues aus Lehre und Forschung • Aktivitäten des AK „Politik und Geschlecht" in der DVPW • Aktivitäten der Sektion „Politik und Geschlecht" in der ÖGPW • Netzwerk-News • Rezensionen • Tagungsberichte • Neuerscheinungen und Tagungshinweise

Bestelladresse und Informationen

Redaktion femina politica
c/o FU Berlin; FB Politische Wissenschaft
Ihnestr. 21
D- 14195 Berlin
tel (+49) 030/838-2369
fax (+49) 030/828-2369
e-mail: fempol@gmx.de
http://www.polwiss.fu-berlin.de/osi/projekte/fempol/

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 3–4/98

SCHWERPUNKTHEFT

Geschlechterbilder in den Gewerkschaften

Herausgegeben und eingeleitet von
BRIGITTE KERCHNER und SIGRID KOCH-BAUMGARTEN

BRIGITTE KERCHNER und SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: Geschlechterbilder in der politischen Auseinandersetzung. Einleitung ..... S. 297

SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem". Geschlechterbilder in gewerkschaftlichen Nachrufen ..... S. 316

BEATRIX GEISEL: Frauen als „Störfaktoren" roter Patriarchen. Die Rechtsberatungspraxis der freigewerkschaftlichen Arbeitersekretäre (1894–1933) ..... S. 343

BRIGITTE KASSEL: Der „männliche Familienernährer". Zur Lohn- und Tarifpolitik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1891–1933 ..... S. 364

LARISSA SCHULZ-TRIEGLAFF: „Gequältes Weibtum". Mädchentragödien in der Publizistik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes ..... S. 381

MARLENE ELLERKAMP: Die Feminisierung einer Männerbastion. Gewerkschaftliche Frauenpolitik in der Textilindustrie vor 1914 ..... S. 396

ROSMARIE BEIER: Die gewerkschaftliche Organisation von Heimarbeiterinnen im deutschen Kaiserreich. „Geschlecht" und „Klasse" am Beispiel der Berliner Bekleidungsindustrie ..... S. 412

URSULA NIENHAUS: „Neue Frauen" im öffentlichen Dienst. Der Frauenverband der deutschen Post- und Telegraphenbeamtinnen (1905–1933) ..... S. 426

UTE PLANERT: Weibliche „Schmutzkonkurrenz" und männliche Ehre. Geschlechterbilder als Machtfaktor im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband 1893–1918 ..... S. 441

BRIGITTE KERCHNER: Die „unsittliche Kollegin". Anerkennung und Mißachtung als gewerkschaftliche Strategien im Gastwirtsgewerbe (1891–1928) ..... S. 465

ULRICH MÄHLERT: Hermann Weber zum 70. Geburtstag ..... S. 497

JOHANNES KLOTZ: Friedrich Ebert – vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Kritische Anmerkungen zu einer Wanderausstellung ..... S. 503

ROLF SCHMOLLING: Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg – Formen, Funktion und Rezeption. Ein Tagungsbericht ..... S. 510

RALF ZWENGEL: Drittes Historikertreffen des Vereins Fantom in der Deutschen Dienststelle (Wehrmachtsauskunftsstelle/WASt). Ein Tagungsbericht ..... S. 519

REINHARD RÜRUP: Nachruf auf Ernst Schraepler (1912–1998) ..... S. 524

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (115). Bearbeitet von Franz Jean Frohn ..... S. 527

NEUE LITERATUR

Christina von Hodenberg, Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos, Bonn 1997 *(Claudia Albert)* ..... S. 536

Halbherziger Revisionismus. Zum postkommunistischen Geschichtsbild. Hrsg. von Rainer Eckert und Bernd Faulenbach, München u. a. 1996 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 537

Probleme der Widerstandsforschung. Mit Beiträgen von Werner Röhr, Terje Halvorsen und Margarete Pieschke, Berlin 1997 *(Stefanie Schüler-Springorum)* ..... S. 537

SS-Wirtschaft und SS-Verwaltung. „Das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt und die unter seiner Dienstaufsicht stehenden wirtschaftlichen Unternehmungen" und weitere Dokumente. Hrsg. von Walter Naasner, Düsseldorf 1998 *(Rainer Obert)* ..... S. 538

DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hrsg. von Matthias Judt, Berlin 1997 *(Bernd Stöver)* ..... S. 540

Joseph Weber, „Dinge der Zeit". Kritische Beiträge zu Kultur und Politik. Mit einem Vorwort von Michael Schneider, Hamburg u. a. 1995 *(Stefan Goch)* ..... S. 541

Hermes Spiegel, Gramsci und Althusser. Eine Kritik der Althusserschen Rezeption von Gramscis Philosophie, Berlin u. a. 1997 *(Sabine Kebir)* ..... S. 542

Ulla Plener, Helmut Schinkel. Zwischen Vogelers Barkenhoff und Stalins Lager. Biographie eines Reformpädagogen (1902–1946), Berlin 1996 *(Peter Erler)* ..... S. 543

Gestaltungsoptionen in modernen Gesellschaften. Festschrift für Jürgen Zerche zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner Schönig und Ingrid Schmale, Regensburg 1998 *(Brett Fairbairn)* ..... S. 544

Hans-Werner Frohn, Arbeiterbewegungskulturen in Köln 1890 bis 1933, Essen 1997 *(Stefan Goch)* ..... S. 546

Eike Stiller, Jugend im Arbeitersport. Lebenswelten im Spannungsfeld von Verbandskultur und Sozialmilieu von 1893 bis 1933, 2. Aufl., Münster 1995 *(Lothar Skorning)* ..... S. 548

Detlef Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998 *(Torsten Kupfer)* ..... S. 549

Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997 *(Inge Marßolek)* ..... S. 552

Ingrid Strobl, Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand 1939–1945, Frankfurt a. M. 1998 *(Stefanie Schüler-Springorum)* ..... S. 554

Christiane Deuse, Die Leipziger Zeitung. Geschichte eines Lizenzblattes in der Sowjetischen Besatzungszone (1946–1948), Münster 1997 *(Peter Groos)* ..... S. 556

Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989. Hrsg. von Hasso Spode, Berlin 1996 *(Annette Kaminsky)* .... S. 557

John Siegfried Mehnert, Die Gewerkschafts-Bande. Der größte Wirtschaftsskandal der Nachkriegsgeschichte, aufgeschrieben von dem Mann, der die Neue Heimat zu Fall brachte, Hamburg 1997 *(Cordula Ludwig)* ..... S. 559

Roger R. Reese, Stalin's reluctant soldiers. A social history of the red army, 1925–1941, Lawrence 1996 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 560

Planung, Inszenierung und Wirkung der Moskauer Schauprozesse von 1936, 1937 und 1938 in der UdSSR. Eine Chronik. Zusammengestellt von Wladislaw Hedeler, Berlin 1996 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 561

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből: Évkönyv XXV (1999) [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung: Jahrbuch 25 (1999)], Budapest 1998 *(Dagmar Goldbeck)* ..... S. 562

Gerhard Armanski, Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne, Münster 1993;
Ralf Stettner, „Archipel GULag". Stalins Zwangslager – Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant. Entstehung, Organisation und Funktion des sowjetischen Lagersystems 1928–1956, Paderborn u. a. 1996 *(Ralf Zwengel)* ..... S. 563

Paul Parin, Es ist Krieg und wir gehen hin. Bei den jugoslawischen Partisanen, Hamburg 1997 *(Thomas Brandt)* ..... S. 564

Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945–1980. Hrsg. von Hannes Siegrist und Bo Strath, Leipzig 1996 *(Thomas Biewer)* S. 565

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE ..... S. 567

WISSENSCHAFTLICHE MITTEILUNGEN ..... S. 570

PROJEKTFRAGEBOGEN ..... S. 573

INHALTSVERZEICHNIS UND REGISTER JAHRGANG 34 (1998) ..... S. I*

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

Mitteilungen des Förderkreises

Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Seit 1992 gibt der Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e.V. zweimal im Jahre seine Mitteilungen heraus. Sie informieren vor allem über einschlägige Archive und Bibliotheken des In- und Auslands, über Findhilfsmittel, über Tagungen und Konferenzen, über Erträge der gemeinsam mit der Johannes-Sassenbach-Gesellschaft e.V. und der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO/BArch) veranstalteten Vortragsreihe sowie über neuere Literatur.

Aus dem Inhalt der Jahrgänge 1997 und 1998

Archive und Bibliotheken

- Zur Freigabe von Archivalien in Rußland
- Institut für Politikgeschichte, Budapest
- Archiv und Bibliothek der Arbeiterbewegung, Stockholm
- Was wurde aus den persönlichen Archiven Stalins?
- Neuzugänge in der SAPMO(BArch)
- Das Esperanto-Archiv im Fritz-Hüser-Institut, Dortmund
- Archiv der Arbeiterbewegung der Gesamtpolnischen Vereinigung der Gewerkschaften

Übersichten und Findbücher

- Findhilfsmittel von Archiven der neuen Bundesländer (bereits sieben Folgen)
- Erste Übersicht über die Bestände der SAPMO(BArch)
- Bestandsverzeichnis der Bibliothek des Seliger-Archivs
- Personenfonds aus dem ehemaligen Zentralen Parteiarchiv der KPdSU

Vorträge

- Archivdokumente zum 13. August 1961
- Die Abteilungen Reich und DDR im Bundesarchiv
- Die Interzonenkonferenzen der Gewerkschaften
- Friedrich Stampfers „Unternehmen Brückenschlag"
- Theodor Leipart (1867–1947)

Herausgeber: Prof. Dr. Günter Benser, **Redaktion:** Kurt Metschies, Heinz Sommer u. a. Die Mitteilungen des Förderkreises sind kein Gegenstand des Buchhandels. Sie werden an Vereinsmitglieder kostenlos abgegeben. Die **Schutzgebühr** für sonstige Bezieher beträgt 5,– DM für ein Heft zuzüglich Versandgebühr. Möglich sind Abonnements wie auch die Bestellung einzelner Hefte.
Anschrift: Förderkreis Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung e.V., Finckensteinallee 63, D-10205 Berlin

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Rosmarie Beier, Dr. phil., Historikerin, Museums- und Ausstellungskuratorin, Lehrbeauftragte an den Berliner Universitäten, Deutsches Historisches Museum, Unter den Linden 2, D-10117 Berlin, E-mail: beier@dhm.de

Marlene Ellerkamp, Dr. phil., Historikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialpolitik der Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 3, D-37073 Göttingen, E-mail: m-ellerkamp@compuserve.com

Beatrix Geisel, Dr. phil., Politologin, Literaturwissenschaftlerin, Journalistin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im kommunalen Frauenbüro der Stadt Mannheim, Max-Joseph-Straße 31, D-68167 Mannheim

Brigitte Kassel, Dr. phil., Historikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der Technischen Universität Berlin, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin

Brigitte Kerchner, Dr. phil., Historikerin, Wissenschaftliche Assistentin am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften, Historische Grundlagen der Politik, der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 21, D-14195 Berlin, E-mail: kerchner@zedat.fu-berlin.de

Johannes Klotz, Dr. phil., Politikwissenschaftler und politischer Publizist, Dozent an der Hochschule für Öffentliche Verwaltung Bremen, Gartenstraße 34, D-27432 Bremervörde

Sigrid Koch-Baumgarten, Dr. phil., Politologin, Privatdozentin und Wissenschaftliche Assistentin am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften, Innenpolitik und Systemvergleich, der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 26, D-14195 Berlin, E-mail: kochbaum@zedat.fu-berlin.de

Ulrich Mählert, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Am Kanal 4/4a, D-14467 Potsdam

Ursula Nienhaus, Dr. phil., Historikerin, Privatdozentin an der Universität Hannover, Mitbegründerin und Mitarbeiterin des Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrums (FFBIZ), Berlin, Danckelmannstraße 47, 14059 Berlin, E-mail: calbunie@t-online.de

Ute Planert, Dr. phil., Historikerin, Wissenschaftliche Assistentin am Historischen Seminar, Abteilung für Neuere Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Wilhelmstraße 36, D-72074 Tübingen, E-mail: Ute.Planert@uni-tuebingen.de

Reinhard Rürup, Dr. phil., Professor für Neuere Geschichte am Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften der Technischen Universität Berlin, TEL 17/1, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin

Rolf Schmolling, M. A., Historiker, Choriner Straße 32, D-10435 Berlin

Larissa Schulz-Trieglaff, M. A., Historikerin und freie Journalistin, Ahlbecker Straße 14, D-10437 Berlin

Ralf Zwengel, Dipl.-Pol., Liebenwalder Straße 8, D-13347 Berlin

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Neue Anschrift der Redaktion ab 1. 9. 1998:
Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-5056 (G. Krüschet); 030/838-2368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-5057
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-mail: iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, Doppelheft DM 40,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,– bzw. DM 30,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, D-10961 Berlin

Geschlechterbilder in der politischen Auseinandersetzung

Einleitung

Von Brigitte Kerchner und Sigrid Koch-Baumgarten

„Die alten Schachteln sollten lieber zu Hause bleiben und Kartoffeln kochen."[1] Mit dieser plastischen Aufforderung erntete ein Mitglied des Bauarbeiterverbandes auf dem Zehnten Gewerkschaftskongreß des „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" (ADGB) im Jahre 1919 nicht etwa Empörung, sondern „große Heiterkeit". Zwar bemühte sich die Kongreßleitung, die Bemerkung als „unangebracht" und als isolierte Einzelmeinung eines Delegierten herunterzuspielen, der im Eifer des Gefechtes über die Stränge geschlagen war. Aber im zeitgeschichtlichen Kontext der Auseinandersetzungen um Frauenerwerbsarbeit und um die Integration von Frauen in die Gewerkschaften[2] erhält diese Äußerung politische Brisanz. Die „unangebrachte Bemerkung" nämlich aktivierte gängige Vorstellungen über Weiblichkeit, über Frauenerwerbsarbeit und auch über den Status von Frauen in den Gewerkschaften. Hier wurde genau jenes Ernährer-Hausfrau-Modell visualisiert, das sich im 19. Jahrhundert in den Industriegesellschaften durchgesetzt hatte, um die moderne Form der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung abzusichern.[3] Prägnant und polemisch verkürzt hatte der Bauarbeiter an dieses Ernährermodell erinnert, um die weitere Öffnung der Verbände für Frauen abzuwehren, die gerade beschlossen werden sollte. Denn mit der Aufforderung an die Frauen, „lieber zu Hause [zu] bleiben und Kartoffeln [zu] kochen", hatte es 1919 eine spezielle Bewandtnis. Hier formulierte ein einzelner nur, was in den unmittelbaren Nachkriegsjahren während der Demobilmachung viele dachten.[4] Durch die gerade einsetzenden Versuche, Frauen aus dem Erwerbsleben zurückzudrängen, stand den Zeitgenossen der Gegensatz zwischen männlichen und weiblichen Berufsinteressen schärfer denn je vor Augen. Doch ein mit allen Mitteln auf Ausgleich und Harmonie bedachter Gewerkschaftskongreß wollte

1 Protokoll der Verhandlungen des Zehnten Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 30. Juni bis 5. Juli 1919 in Nürnberg, Auszug in: Frau und Gewerkschaft. Hrsg. von Gisela Losseff-Tillmanns, Frankfurt a. M. 1982, S. 86–94, hier S. 92.

2 Dazu legte Gertrud Hanna, die Leiterin des Arbeiterinnensekretariats im ADGB, diesem Kongreß einen ausführlichen „Bericht" vor, der sich in weiten Teilen als ungebrochene Erfolgsgeschichte liest, so daß der Eindruck entstand, der aktuelle Kongreß habe nicht mehr darüber zu entscheiden, *ob* die Organisierung der Frauen notwendig sei, sondern nur noch darüber, *wie* diese Integration weiter erfolgreich vorangetrieben und möglichst effektiv unterstützt werden könne. Vgl. a. a. O., S. 87–92, hier bes. S. 87.

3 Karin Hausen, Frauenerwerbstätigkeit und erwerbstätige Frauen. Anmerkungen zur historischen Forschung, in: Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Hrsg. von Gunilla-Friederike Budde, Göttingen 1997, S. 19–45, hier bes. S. 21–30; Karin Hausen, Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 40–67, hier bes. S. 55.

4 Helga Grebing, Frauen in der deutschen Revolution 1918/19, Heidelberg 1994, S. 23–24; Susanne Rouette, Nach dem Krieg: Zurück zur „normalen" Hierarchie der Geschlechter, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung, a. a. O., S. 167–190; Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989.

einen offenen Geschlechterkonflikt nicht riskieren.[5] So wurden die aufbrechenden Gegensätze mit Hilfe indirekter Reden und unterhalb der programmatischen Ebene ausgetragen. Sie zeigten die Diskrepanz zwischen programmatischem Emanzipationsanspruch und unterschwelliger Frauenfeindschaft und signalisierten den weiblichen Delegierten, daß sie als Gewerkschafterinnen, als Arbeiterinnen – und vor allem als Frauen – fehl am Platze waren. Noch während die Integration der Frauen offiziell auf der Tagesordnung stand und die männliche Solidarität mit den weiblichen Berufsinteressen in lautstarken Reden eingefordert wurde, war es mit Hilfe der scheinbar unbedachten Äußerung gelungen, frauenfeindliche Strategien in den gewerkschaftlichen Diskurs einzuschleusen.

Die „unangebrachte Bemerkung" illustriert, wie es im Rückgriff auf diffamierende Geschlechterbilder möglich war, die offizielle Verbandspolitik der Gewerkschaften zur Frauenarbeit bereits zu konterkarieren, noch bevor sie beschlossen wurde. Doch worauf genau beruht die Wirkung solcher Geschlechterbilder? Für sich gesehen konnten die „alten Schachteln" wie die „Kartoffeln kochenden Frauen" als lächerlicher Lapsus durchgehen. Doch faktisch weckten sie Emotionen und mobilisierten Assoziationen vom „Familienernährer" und der „Hausfrau", sie erinnerten also an Vorstellungen, die bei den Delegierten und darüber hinaus in der Gesellschaft als Leitorientierungen tief verwurzelt waren. Hier scheint sich jenseits politischer Programmatik eine zweite Wirklichkeitsebene der Politik zu präsentieren:[6] die gewerkschaftlichen Funktionsträger artikulierten kodiert ihr Selbstverständnis als „Männerbund" und ein geschlechterpolitisches Ordnungsmodell, das die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit selbstverständlich voraussetzte.

Welche Rolle nun spielten Geschlechterbilder in den historischen Auseinandersetzungen um Männer- und Frauenarbeit, um weibliche Repräsentanz in Gewerkschaften oder um die in den Gewerkschaften vertretene Geschlechterpolitik? Vor allem: Welche Eigenschaften sind es, die den von den Gewerkschaften aufgegriffenen und perpetuierten Geschlechterbildern ihre nachhaltige Wirkung und ihre außerordentliche Beharrungskraft – mitunter bis heute – verleihen? Mit diesen Fragen beschäftigen sich die Autorinnen des vorliegenden Schwerpunktheftes der IWK. Sie versuchen damit, die Geschlechterverhältnisse in den Gewerkschaften aus einer neuen Perspektive zu thematisieren. Das Interesse setzt an der subtilen Funktion geschlechtsspezifischer Zuschreibungen innerhalb der gewerkschaftlichen Debatte an, um übergreifende Fragen nach der Geschlechtsspezifik gewerkschaftlicher Interessenpolitik, die Herausbildung von Geschlechterhierarchien und die langanhaltende Unterrepräsentanz von Frauen in den Verbänden zu behandeln.

Dabei verweisen die hier ins Auge gefaßten Bilder auf eine bislang kaum berücksichtigte Dimension (gewerkschafts)politischen Handelns. Analysen der Gewerkschaftshistorie interpretieren bislang gewerkschaftliche Politik als intentionales, zweckrationales Handeln, das durch politische und ökonomische Interessen einerseits und durch

5 Zu den Debatten des 10. Gewerkschaftskongresses von 1919 in Nürnberg vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978, S. 301–309.

6 Vgl. dazu grundlegend: Murray Edelman, Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns, Frankfurt a. M. und New York 1976, S. 2.

ideologische, politisch-normative Orientierungen andererseits geleitet werde. Grundlegend dafür ist ein Verständnis von Politik als auf Machterwerb und Interessendurchsetzung zielendes rationales Handeln, wie es von Max Weber begründet wurde.[7] Neuere Untersuchungen der politischen Psychologie, der Geschichts-, Kultur- und „Gender"-Forschung hingegen verweisen auf die Bedeutung von Emotionen für die Praxis von Individuen, Kollektiven und Institutionen. Gefühle gelten nicht mehr ausschließlich als Störfaktoren im politischen Raum, vielmehr bilden Kognition und Affekt zwei gleichberechtigte Seiten menschlichen Handelns und Erlebens.[8] Emotionen und vorbewußte Orientierungen sind kodiert, möglicherweise lassen sie sich über Rituale und *Bilder* erschließen. Diese wiederum können – wie im eingangs dargestellten Beispiel – strategisch eingesetzt werden, um einen Orientierungsbedarf in der Gesellschaft oder einer gesellschaftlichen Gruppe zu bedienen, um dadurch Loyalitäten und Handlungsbereitschaften zu sichern.[9] Sie können jenseits offiziell-programmatischer Richtungsentscheidungen eine zweite Beschlußgrundlage bilden, die erstere stützt oder konterkariert. Vielleicht erklärt sich aus dieser „dualen" Beschlußlage auch der gerade für die Gewerkschaften typische Widerspruch zwischen Programmatik und Realpolitik, der die Gewerkschaftsgeschichte durchzieht: zwischen sozialistischem Ziel und reformerischer Praxis, zwischen dem Postulat der Frauenemanzipation und faktischem Antifeminismus, zwischen der verbalen Anerkennung des Rechts auf Frauenerwerbsarbeit und der Verteidigung eines männlichen Erwerbsmonopols, zwischen der Forderung nach Lohngleichheit und der Durchsetzung von geschlechtsspezifischen Lohngruppen in Tarifverträgen.

Bevor die einzelnen Beiträge vorgestellt und zusammenfassend einige Erkenntnisse über die „historischen Geschlechterbilder in den Gewerkschaften" reflektiert werden, empfiehlt es sich, nach Anknüpfungspunkten in der bisherigen Forschung zu suchen. In welcher Weise wurde der Geschlechteraspekt in der neueren Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung und der historischen Gewerkschaftsforschung behandelt? Inwieweit wird dort die unterschiedliche Arbeits- und Lebenssituation von Männern und Frauen reflektiert und den geschlechtsspezifischen Differenzen in der Interessenartikulation Rechnung getragen? Welche Anregungen vermag die neuere Sozial- und Arbeiterbewegungsgeschichte, die die kulturelle Dimension besonders akzentuiert, zu geben, um der politischen Funktion von „Bildern" in der Geschichte auf die Spur zu kommen? Und schließlich: Welche Beiträge liefern dazu die neueren Ansätze der „Gender"-Forschung?

7 Max Weber, Politik als Beruf, Stuttgart 1993, S. 62 f.; ders., Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1980, S. 167–176.

8 Jeff Hearn, Emotive Subjects. Organizational Men, Organizational Masculinities and the (De)construction of "Emotions", in: Emotion in Organizations. Hrsg. von Stephen Fineman, London et al. 1998, S. 142–166; vgl. auch Birgit Sauer, „Politik wird mit dem Kopfe gemacht". Überlegungen zu einer geschlechtersensiblen Politologie der Gefühle, in: Masse – Macht – Emotionen. Hrsg. von Ansgar Klein und Frank Nullmeier, Opladen 1998 (i. E.). In historischer Perspektive bereits: Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung. Hrsg. von Hans Medick und David Sabean, Göttingen 1984.

9 Vgl. etwa Andreas Dörner, Die Inszenierung politischer Mythen. Ein Beitrag zur Funktion der symbolischen Formen in der Politik am Beispiel des Hermannsmythos in Deutschland, in: *Politische Vierteljahresschrift*, Jg. 34 (1993), H. 2, S. 199–218; Politik der Symbole. Symbole der Politik. Hrsg. von Rüdiger Voigt, Opladen 1989.

Möglicherweise vermag die Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen der Geschichte der Arbeiterbewegung, der Sozial-, Kultur- und Geschlechtergeschichte zu einem Verständnis von „Bildern" hinzuführen, das es erlaubt, diese als ein zentrales strategisches Element in der politischen und gewerkschaftlichen Auseinandersetzung, ja als eine wichtige Legitimations- und Mobilisierungsressource für die historische Praxis von Interessengruppen zu begreifen.

1 „Gender" in der historischen Gewerkschaftsforschung

Bereits in den siebziger Jahren erschienen Pilotstudien zur „Frauenfrage" in der Arbeiterbewegung.[10] Auch in der Sozialgeschichte wird seit den achtziger Jahren eine intensive Debatte über das Verhältnis von Klasse und Geschlecht geführt.[11] Und die Forschung zur Geschichte der Arbeiter und ihrer Organisationen hat auch neuerdings partiell die Geschlechtergeschichte als Herausforderung angenommen. In den letzten Jahren hat sie sich kulturgeschichtlichen Fragen geöffnet und berücksichtigt nun stärker auch außerhalb der Lohnarbeitssphäre liegende Dimensionen, also Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, Freizeit,[12] was die Integration der Geschlechterdimension erleichtert. Allerdings mangelt es noch immer an empirischen Untersuchungen, die das Ineinandergreifen klassen- und geschlechtsspezifischer Dimensionen zu plausibilisieren vermögen. Und selbst wenn den Frauen inzwischen ein größerer Stellenwert eingeräumt wird, so sind die langjährigen „Stiefkinder der Klassentheorie" nun mitnichten gleichberechtigt einbezogen.[13]

10 Vgl. etwa Stefan Bajohr, Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914 bis 1945, Marburg 1979; Werner Thönnessen, Frauenemanzipation. Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863–1933, Frankfurt a. M. 1969; Heinz Niggemann, Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus. Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich, Wuppertal 1981; Frauenemanzipation und Sozialdemokratie. Hrsg. von Heinz Niggemann, Frankfurt a. M. 1981; Richard Evans, Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich, Berlin und Bonn 1979; Der Neanderberg. Vom Aufstieg der Frauen aus dem Neandertal. Beiträge zur Emanzipationsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Ernest Bornemann, Frankfurt a. M., Wien und Berlin 1983, S. 118–130; Arbeiterbewegung und Feminismus. Hrsg. von Ernest Bornemann, Frankfurt a. M. 1982.

11 Vgl. dazu etwa das von Jürgen Kocka herausgegebene Schwerpunktheft „Klasse und Geschlecht" der Zeitschrift: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 18 (1992), H. 2. Vgl. außerdem Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht 1. Arbeit – Macht – Anerkennung – Interessen, Opladen 1997; Ursula Beer, Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses, Frankfurt a. M. und New York 1990.

12 So bereits Klaus Tenfelde, Einführung. Sozialgeschichte und vergleichende Geschichte der Arbeiter, in: Arbeiter und Arbeiterbewegung im Vergleich. Berichte zur internationalen historischen Forschung (= Historische Zeitschrift, Sonderheft 15). Hrsg. von Klaus Tenfelde, München 1986, S. 13–62. Ferner: ders., Die Geschichte der Arbeiter zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte, in: Sozialgeschichte in Deutschland, 4 Bde., Göttingen 1986–1987, Bd. 4 (1987), S. 81–107; ders., Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 18 (1992), S. 179–203; ders., Das Fest der Bergleute. Studien zur Geselligkeit der Arbeiterschaft während der Industrialisierung am Beispiel des deutschen Bergbaus, in: Arbeiterkultur. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, Königstein 1979, S. 209–245.

13 Zuletzt dazu: Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. Hrsg. von Thomas Mergel und Thomas Welskopp, München 1997, S. 125–150, hier S. 140–141.

Gerade in den großen Studien und repräsentativen Aufarbeitungen der Gewerkschaftsgeschichte[14] blieben Geschlechterfragen weitgehend marginal.[15] Selbst die ambitionierte mehrbändige Edition „Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert" kommt ohne einen Band zur gewerkschaftlichen Frauenorganisation und -politik aus, während anderen „Sondergruppen" wie den Angestellten eine eigenständige Untersuchung gewidmet ist.[16] In der Gewerkschaftsforschung gelten Gewerkschaften meist als geschlechtsneutrale, vorrangig durch bürokratische Interessen oder politisch-ideologische Einstellungen gebrochene Interessenorganisationen *der* Arbeitnehmer oder *der* Arbeiterklasse. Für deren Konstitution als kollektiver Akteur werden in strukturtheoretischer Interpretation aus dem Kapitalverhältnis resultierende homogene Interessen und Ziele der Lohnabhängigen zugrunde gelegt. Frauen bleiben damit der *invisible part* eines den Arbeitgebern entgegengesetzten fiktiven Gesamtarbeitnehmers, einer homogenen Klasse[17] und ihrer Interessenorganisation. Fraueninteressen erscheinen als integraler Bestandteil gruppen- oder klassenspezifischer Interessen bzw. Interessenpolitik, die sich insbesondere im Spannungsfeld des Kapital-Arbeit-Konfliktes bewegt – in den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung genauso wie in späteren Entwicklungsphasen.[18]

Marktverhältnisse und Lohnarbeit bilden in den Interpretationschemata der Arbeiterbewegungsforschung den Ausgangspunkt von Klassenformierung und Interessenpolitik. Die berufliche Identität begründet die Klassenidentität des Arbeiters, und diese

14 Vgl. z. B. Ulrich Borsdorf, Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, Köln 1987; Arno Klönne und Hartmut Reese, Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1984; Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Hrsg. von Frank Deppe, Georg Fülberth und Jürgen Harrer, Köln 1983; Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Erich Matthias und Klaus Schönhoven, Köln 1984; Heinrich Potthoff, Freie Gewerkschaften 1918–1933. Der ADGB in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1987; Michael Ruck, Gewerkschaften, Staat, Unternehmer. Die Gewerkschaften im sozialen und politischen Kräftefeld 1914 bis 1933, Köln 1990; Michael Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung von den Anfängen bis heute, Bonn 1989; Auf dem Wege zur Massengewerkschaft. Die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutschland und Großbritannien 1886–1914. Hrsg. von Wolfgang J. Mommsen und Hans-Gerhard Husung, Göttingen 1984.

15 Auf diese „gravierende Forschungslücke" hat Helga Grebing deutlich hingewiesen. Dazu Helga Grebing, Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, 3. Aufl., München 1993, S. 177.

16 Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert. Begr. von Erich Matthias, hrsg. von Hermann Weber, Siegfried Mielke, Klaus Schönhoven und Klaus Tenfelde, Köln 1985 ff., Bd. 1–12.

17 Auch andere Differenzierungen innerhalb der sozialökonomisch definierten Klasse nach Konfession, Qualifikation, Ethnie und auch Nationalität blieben in der deutschen Gewerkschaftsforschung und Sozialgeschichte (im Unterschied zur angelsächsischen Diskussion) lange ausgeklammert; vgl. Ute Frevert, Klasse und Geschlecht – ein deutscher Sonderweg?, in: Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte. Hrsg. von Logie Barrow, Dorothea Schmidt und Jutta Schwarzkopf, Münster 1991, S. 259–270, hier S. 263. Vgl. dazu kritisch für die Anfänge der Arbeiterbewegung Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163.

18 Vgl. Anm. 14 und für die Bundesrepublik stellvertretend für viele Untersuchungen: Walther Müller-Jentsch, Soziologie der Industriellen Beziehungen. Eine Einführung, 2. Aufl., Frankfurt a. M. und New York 1997, S. 83–158; Jürgen Bergmann, Otto Jacobi und Walther Müller-Jentsch, Gewerkschaften in der Bundesrepublik Deutschland, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1975; vgl. dazu kritisch: Ingrid Kurz-Scherf, Brauchen die Gewerkschaften ein neues Leitbild der Erwerbsarbeit? Oder: Brauchen die Frauen eine neue Gewerkschaft?, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 45 (1994), H. 7, S. 436–449.

wiederum befähigt ihn zur Artikulation seiner politischen und wirtschaftlichen Interessen in Partei und Gewerkschaft. Faktisch wird damit der ideelle Gesamtarbeitnehmer und politisch aktive Gewerkschafter männlich gedacht. Denn sämtliche Attribute, die die berufliche Identität des klassenbewußten und gewerkschaftlich aktiven Arbeiters ausmachten, waren bis in die jüngere Vergangenheit bei weiblichen Berufsgruppen kaum vorhanden: so eine überlieferte Handwerkstradition in der Entstehungszeit der Organisationen, eine formelle Fachausbildung, stabile Arbeitsbeziehungen, eine gut bezahlte Beschäftigung und eine lebenslange, kontinuierliche Erwerbsarbeit, die wiederum die Freiheit von Reproduktionsarbeit voraussetzte. Damit gerieten weibliche Berufsgruppen, wie anfangs Dienstmädchen, Heimarbeiterinnen oder später auch Industriearbeiterinnen und weibliche Angestellte, entweder erst gar nicht oder nur in verzerrter Perspektive in den Blick der Gewerkschaftsforschung. Sie wurden und werden bestenfalls als besondere Problemgruppe wahrgenommen: als im Vergleich zum stilisierten Normalfall des männlichen Idealtypus abweichendes Defizitwesen, das aufgrund unsteter Erwerbsorientierung und -biographie, „Doppelbelastung", fehlender kollektiver Identität gewerkschaftsindifferent, passiv und schwer organisierbar ist.[19]

Mit diesem Interpretationsraster wurden die Gewerkschaften selbst aus der Verantwortung für die ungleiche Repräsentation der Geschlechter in den Interessenorganisationen entlassen.[20] Zwar identifizierten bereits die ersten Untersuchungen zur gewerkschaftlichen „Frauenpolitik" in den siebziger Jahren einen „proletarischen Antifeminismus" in der Gewerkschaftsbewegung. Er galt jedoch als Implantat bürgerlicher Konkurrenzkultur bzw. kapitalistischer Wirtschaftsstruktur in die proletarischen Verbände.[21] Strukturelle Barrieren für weibliche Partizipationschancen, ungleiche Machtressourcen von Männern und Frauen, eine einseitig an der männlichen Erwerbsbiographie und ihren Bedürfnissen orientierte Interessenpolitik wurden so gar nicht erst thematisiert. Es ist das Anliegen der „Gender"- und Frauenforschung, die hegemoniale Defizitforschung zu kritisieren, auf die Existenz von Geschlechterkonflikten als Interessen- und Machtkonflikte in den Verbänden und auf die Bedeutung ihrer Interessenpolitik für die Absicherung eines männlichen „dauerhaften Erwerbsprivilegs" auf dem Arbeitsmarkt[22] und eines männlichen Machtmonopols in politischen Institutionen hinzuweisen. Nach nur zögerlichen Anfängen einer gewerkschaftlichen Frauenforschung, die sich darauf

19 Etwa INFAS, Struktur und Entwicklung der weiblichen Gewerkschaftsmitglieder, in: Gewerkschaftsjahrbuch 1986. Daten, Fakten, Analysen. Hrsg. von Michael Kittner, Köln 1987, S. 45–70, hier: S. 49 ff.; Walther Müller-Jentsch, Soziologie ..., a. a. O., S. 127 ff.; Stefan Bajohr, Die Hälfte der Fabrik ..., a. a. O., S. 14, 61–100; Klaus Schönhoven, Die Gewerkschaften als Massenbewegung im Wilhelminischen Kaiserreich 1890 bis 1918, in: Geschichte der deutschen Gewerkschaften. Von den Anfängen bis 1945. Hrsg. von Klaus Tenfelde, Klaus Schönhoven, Michael Schneider und Detlev J. K. Peukert, Köln 1987, S. 205–207, selbst wenn dort eingestanden wird, daß einzelne Gewerkschaften an den mageren Organisationserfolgen nicht ganz „schuldlos" gewesen seien. Zuletzt kritisch dazu: Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte ..., a. a. O., S. 125–150, bes. S. 139.

20 Bereits Ingrid Kurz-Scherf, Brauchen die Gewerkschaften ein neues Leitbild ..., a. a. O., S. 444, sprach in diesem Kontext in Anlehnung an Niklas Luhmann von einer „Externalisierung interner Inkonsistenzen".

21 Vgl. Werner Thönnessen, Frauenemanzipation ..., a. a. O., S. 5–8; auch Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften ..., a. a. O., S. 31 f. und S. 34.

22 Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung ..., a. a. O., S. 7.

konzentrierte, die „Fraueninseln in der [männlichen] Gewerkschaftslandschaft",[23] verschüttete Frauenwelten und vernachlässigte Fraueninteressen zu rekonstruieren,[24] entstanden in den achtziger Jahren jedoch grundlegende Studien zu den Geschlechterverhältnissen in den Arbeitnehmerorganisationen aus historischer,[25] politikwissenschaftlicher[26] und auch komparativer Perspektive.[27] Gewerkschaften erscheinen nicht mehr als Akteure eines geschlechterübergreifenden Emanzipationsprojekts oder einer geschlechterübergreifenden Interessenpolitik, sondern als „Arbeitnehmerpatriachat"[28] und „Männerbund"[29]. Im Zentrum des Interesses steht – wie in den folgenden Beiträgen – die Frage, über welche Mechanismen sich eine „male dominance" in den Verbänden herausbilden

23 Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933), Köln 1997, S. 13.

24 Vgl. etwa Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften ..., a. a. O.; Claudia Pinl, Das Arbeitnehmer-Patriarchat, Köln 1977; Angelika Lippe, Gewerkschaftliche Frauenarbeit. Parallelität ihrer Probleme in Frankreich und in der Bundesrepublik Deutschland 1949–1979, Frankfurt a. M. und New York 1983.

25 Vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O.; Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatung von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933), Baden-Baden 1997; Kathleen Canning, Languages of Labor and Gender. Female Factory Work in Germany, 1850–1914, Ihaca und London 1996; Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, Göttingen 1992; Ursula Nienhaus, Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten, Berlin 1982; dies., Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der deutschen Post 1864–1945, Frankfurt a. M. und New York 1991; Ute Frevert, Frau und Arbeiter haben gemein, Unterdrückte zu sein: Proletarische Frauenbewegung, in: Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum „Wirtschaftswunder". Hrsg. von Wolfgang Ruppert, München 1986, S. 435–451; Ute Frevert, Traditionelle Weiblichkeit und moderne Interessenorganisation. Frauen im Angestelltenberuf 1918–1933, in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 7 (1981), H. 3/4, S. 507–533; dies., Vom Klavier zur Schreibmaschine. Weiblicher Arbeitsmarkt und Rollenzuweisungen am Beispiel der weiblichen Angestellten, in: Frauen in der Geschichte I. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Hrsg. von Annette Kuhn und Gerhard Schneider, Düsseldorf 1981, S. 82–112; Ute Frevert, Frauen im freigewerkschaftlichen Zentralverband der Angestellten oder das Auseinanderklaffen von allgemeiner und Frauenemanzipation im sozialdemokratischen ZdA, in: Der Neanderberg ..., a. a. O., S. 118–130; Rosmarie Beier, Frauenarbeit und Frauenalltag im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt a. M. und New York 1983; dies., Zur Geschichte weiblicher Lebenschancen – Alltagsleben, gewerkschaftliche Organisation und Streik Berliner Bekleidungsarbeiterinnen 1870–1914, in: Frauen in der Geschichte, II. Hrsg. von Annette Kuhn und Jörg Rüsen, Düsseldorf 1982, S. 211–244; Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Industriearbeiterinnen 1870–1914, Göttingen 1991; Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990; Ellen Lorentz, Aufbruch oder Rückschritt? Arbeit, Alltag und Organisation weiblicher Angestellter in der Kaiserzeit und Weimarer Republik, Bielefeld 1988.

26 Helga Bilden, Regine Marquardt und Nicola Poppe, Frau geht voraus. Frauen – ein unterschätztes Innovationspotential in den Gewerkschaften, München und Wien 1994; Ingrid Kurz-Scherf, Brauchen die Gewerkschaften ein neues Leitbild ..., a. a. O.; dies., Von der Emanzipation des Brunnenmädchens in Heilbädern, in: *WSI-Mitteilungen,* Jg. 39 (1986), H. 8, S. 537–549; Mechtild Jansen, Feminisierung der Gewerkschaften und die Wirkung auf Frauen und Männer, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte,* Jg. 46 (1995), H. 7, S. 414–428; Britta Naumann, Frauen in DGB-Strukturen – die unzureichende Einbindung von Fraueninteressen, in: *WSI-Mitteilungen,* Jg. 45 (1992), H. 4, S. 241–249; Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht ..., a. a. O.

27 Etwa: Women and Trade Unions in 11 Industrialised Countries. Hrsg. von Alice H. Cook, Val R. Lorwin und Arlene K. Daniels, Philadelphia 1984; dies., The Most Difficult Revolution. Women and Trade Unions, Ithaca und London 1992.

28 Claudia Pinl, Das Arbeitnehmer-Patriarchat ..., a. a. O., passim.

29 Eva Kreisky, Das Geschlecht politischer Institutionen, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte,* Jg. 47 (1996), H. 9, S. 585–595.

und erhalten konnte und wie sie sich auf die Interessenpolitik bzw. die asymmetrische Positionierung der Geschlechter auf dem Arbeitsmarkt und im politischen System, für ungleiche Lebenschancen von Männern und Frauen in den westlichen Industriegesellschaften auswirkte.

Die feministische Forschung hat Konzepte unterbreitet, wie „Geschlecht" und „Klasse" in ein kategoriales Gleichgewicht zu bringen und das „gendering" im (historischen) Prozeß der Klassenbildung zu untersuchen wären.[30] Und hier liegen wohl auch die fruchtbarsten Ansätze, um der Geschlechterdifferenz innerhalb der Gewerkschaftsbewegung auf die Spur zu kommen. Dabei umfaßt der Begriff „gender" sowohl die interaktive Konstruktion der Geschlechterdifferenz, das „doing gender", als auch die Strukturmomente des Geschlechterverhältnisses, also das „gender-system";[31] immer verweist er auf die kulturelle Konstruktion des Geschlechts. Entgegen der Vorstellung einer naturgegebenen, unentrinnbaren Geschlechtsidentität gilt „gender" demnach als soziokulturelle Kategorie. Sie macht darauf aufmerksam, daß die Klassifikation „männlich"/„weiblich" diskursiv konstituiert, kulturell variabel und historisch wandelbar auftritt. Weiblichkeit und Männlichkeit variieren demnach nicht nur im Lauf der Zeit, sondern sie überschneiden sich auch mit anderen diskursiv erzeugten Klassifikationen, wie Generation, Konfession, Region, Ethnie – und Klasse. Damit wird „gender" zu einem Leitbegriff unter anderen, um die Dimensionen sozialer Ungleichheit[32] zu erfassen und die damit einhergehenden Konstruktionsmerkmale vergangener Wirklichkeiten zu betrachten.[33]

Wenn auch die konkreten Ausgestaltungen des „Gender"-Konzepts variieren, so besteht doch ein weitgehender Konsens darin, die Interessenpolitik von Frauen nicht länger am männlichen Vorbild zu messen, sondern eigenständig zu untersuchen. Dabei scheint es sinnvoll, sich nicht nur mit ihrer Lohn- und Marktsituation, sondern auch mit ihrer beruflichen Identität, ihrer Einstellung zur Arbeit, ihrer Wahrnehmung der sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz und sogar mit den Räumen, in denen die Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten ihre Tätigkeit ausübten, präzise zu befassen. Um zu verstehen, auf welche Weise sich Frauen für ihre beruflichen Belange engagierten und sich in gewerkschaftliche Aktionen integrierten oder sich von ihnen fernhielten, gilt es also, die Bedeutungen zu rekonstruieren, die Frauen ihren Arbeitserfahrungen selbst beimaßen.[34]

30 Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip ..., a. a. O., S. 139–163; Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte ..., a. a. O., S. 140–148; Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht ..., a. a. O.

31 Gudrun-Axeli Knapp, Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum „Gendering" von Arbeit und Arbeitsvermögen, in: Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Karin Hausen und Gertraude Krell, München und Mering 1993, S. 28.

32 Als zwei Dimensionen sozialer Ungleichheit wurden Klasse und Geschlecht etwa von Jürgen Kocka, Fragen zum Thema, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 18 (1992), H. 2, S. 137–142, beschrieben.

33 Grundlegend zum „Gender"-Konzept in der Geschichtswissenschaft: Joan Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: Gender and the Politics of History. Hrsg. von Joan Scott, New York 1988, S. 28–50. Dazu Hanna Schissler, Einleitung. Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel ..., a. a. O., S. 9–36, bes. S. 14. Zuletzt weitergeführt von Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte ..., a. a. O., S. 128–130.

34 So etwa Cathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip ..., a. a. O., S. 150–151, am Beispiel der Textilarbeiterinnen.

Mit dem Prozeß des „gendering" in spezifischen Arbeitssituationen hat sich etwa Cynthia Cockburn beschäftigt. Dabei hat auch sie auf die kulturelle Dimension aufmerksam gemacht, mit der die geschlechtsspezifische Segregation und Segmentation in einzelnen Branchen vorangetrieben und dabei eine „machinery of dominance" in Gang gesetzt wird. Der Eintritt von Frauen in bestimmte „männliche" Bereiche wird demnach „abgewehrt", indem Männer durch horizontales oder vertikales „Ausweichen" die Frauen stets auf Distanz halten, wodurch auch die direkte Vergleichbarkeit von Frauen und Männern „unterlaufen" werde. Dieser Ausweichprozeß wird nun häufig in der Form des Deutungskonflikts ausgetragen, wobei Vorstellungen über Frauen, also „Frauenbilder", eine zentrale Bedeutung erhalten. Denn mit dem Rückgriff auf überkommene Bilder über Frauen unterstützen die Männer offenbar ihre „Ausfallschritte". Demnach verfolgen Gewerkschaften – wie Unternehmer und männliche Beschäftigte – ihre jeweiligen Interessen in unterschiedlichen Konfliktsituationen, indem sie traditionale kulturelle Konstruktionen der Geschlechterdifferenz benutzen, um ihre jeweilige Position im Geschlechterkonflikt zu stärken. In dieser Perspektive basiert das männliche Dominanzstreben zwar auf dem strukturellen Hintergrund geschlechtlicher Arbeitsteilung im Betrieb, aber es wird vermittelt über „Geschlechterstereotype", also ein relativ überschaubares Reservoir an traditionalen Deutungen, die das Weibliche als etwas „Besonderes" oder etwas „Minderes" herausstellen. [35]

Allerdings sollte von einer allzu hermetischen Sicht auf geschlechtsspezifische Deutungskonflikte in politischen Institutionen abgerückt werden. Denn unter zwei Gesichtspunkten greifen die am Patriarchalismus orientierten Konzepte, [36] wie das der „machinery of dominance", zu kurz: Zum einen verkennt das Modell den Umstand, daß neben den Männern auch die Frauen selbst in die historischen Konstruktionsprozesse eingebunden sind. Auch Frauen erzeugen und perpetuieren also geschlechtsspezifische Zuschreibungen, um ihre Position zu festigen. Und es gilt, immer wieder neu empirisch zu überprüfen, in welchen historischen Situationen und Räumen dabei Geschlechterhierarchien auf welche Weise hergestellt wurden. Zweitens erscheint der Begriff des „Stereotyps" zu starr, um die vielfältig changierenden Vorstellungen zu umschreiben, die in gewerkschaftlichen wie in politischen Auseinandersetzungen generell über die Geschlechter kreiert, ausgetauscht und gegeneinandergesetzt werden. Demgegenüber signalisieren „Bilder" eine größere Varianz. Ein und dasselbe Bild erweckt beim Betrachter die unterschiedlichsten Assoziationen, es bleibt für differenzierte Wertungen offen, und seine Funktion und seine Wirkung in der politischen Auseinandersetzung sind abhängig von der jeweiligen Blicksituation. Außerdem ist, wenn von Bildern gesprochen wird, nicht nur der Rückgriff auf festgefügte Vorstellungen und überkommene Traditionsbestände gemeint, sondern es

35 Cynthia Cockburn, Blockierte Frauenwege. Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern, Hamburg 1993, S. 167; dies., Die Herrschaftsmaschine, Hamburg 1988. Vgl. auch die Auseinandersetzung mit Cockburn bei Gudrun-Axeli Knapp, Segregation in Bewegung ..., a. a. O., S. 28–35.

36 Vgl. kritisch: Karin Hausen, Patriarchat. Vom Nutzen und Nachteil eines Konzepts für Frauengeschichte und Frauenpolitik, in: *Journal für Geschichte,* Jg. 1986, Nr. 5, S. 12–21 und S. 58; dazu auch mit weiterer Literatur: Brigitte Studer, Das Geschlechterverhältnis in der Geschichtsschreibung und in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Überlegungen zur Entwicklung der historischen Frauenforschung und zu ihrem Beitrag zur geschichtlichen Erkenntnis, in: *Feministische Studien,* Jg. 7 (1989), H. 1, S. 97–121, hier S. 103–104 und S. 117, Anm. 39.

wird auch auf den produktiven Charakter des Konstruktionsprozesses selbst abgehoben. Bilder, die in politischen Strategien eingesetzt werden, können auf alte Traditionsbestände verweisen; sie können aber auch auf neue Werte und Normen rekurrieren, die alte Vorstellungssysteme ablösen oder Neues in die alten integrieren.

2 Sprachliche Bilder in symbolischen Auseinandersetzungen

Wie läßt sich also mit einer etwas größeren Offenheit an die historischen Prozesse herangehen, in denen Männlichkeit und Weiblichkeit in politischen Institutionen wie den Gewerkschaften konzeptionalisiert und möglicherweise auch stereotyp verfestigt wurden? Und welche Rolle spielen „Geschlechterbilder" in diesen Konstruktionsprozessen?

Zunächst verweisen Bilder über Männer und Frauen auf die kulturell-symbolische Ebene der Gewerkschaft als politischer Institution. Denn als intermediäre politische und wirtschaftliche Institutionen erfüllen Gewerkschaften stets zwei Funktionen:[37] Einerseits steuern und koordinieren sie die berufsbezogenen Ziele und Handlungsoptionen ihrer Mitglieder. Konkret suchen sie – seit der Weimarer Republik auch in institutionalisierten industriellen Beziehungen –, die Verkaufs- und Anwendungsbedingungen der Arbeitskraft zu verbessern und zu regulieren. Außerdem vermitteln sie gesellschaftliche Gruppeninteressen der abhängig Beschäftigten in den politischen Willensbildungsprozeß staatlicher Institutionen. Von dieser instrumentellen läßt sich eine zweite, expressive oder symbolische Funktion unterscheiden.[38] Dabei ist an die Integrationsleistung der Gewerkschaften gedacht, bei der diese ein wertbezogenes Orientierungsangebot für ihre Klientel bereitstellen. Denn nur dann, wenn sie sich als legitime Sachwalter gesellschaftlich anerkannter Ordnungsmuster präsentieren, können Gewerkschaften ihre partikularen Interessen überhaupt durchsetzen.

Diesem janusköpfigen Charakter ist die bisherige Forschung zur Geschichte der Gewerkschaften – wie bei der „Gender"-Forschung – nicht immer gerecht geworden. Ausgiebig folgte sie lange Zeit den Spuren der Institutionalisierung und organisatorischen Materialisation der Vereine, Verbände und Bünde auf der Basis ihrer Artikulationen.

37 Die Unterscheidung folgt Gerhard Göhler, Einführung: Politische Ideengeschichte – institutionentheoretisch gelesen, in: Politische Institutionen im gesellschaftlichen Umbruch. Hrsg. von Gerhard Göhler, Kurt Lenk, Herfried Münkler und Manfred Walther, Opladen 1990, S. 7–19; Gerhard Göhler, Der Zusammenhang von Institution, Macht und Repräsentation, in: Institution – Macht – Repräsentation. Wofür politische Institutionen stehen und wie sie wirken. Hrsg. von Gerhard Göhler u. a., Baden-Baden 1997. Einen Überblick über die historisch-politische Kulturforschung geben Klaus Megerle und Peter Steinbach, Politische Kultur in der Krise 1. Beiträge zur historisch-politischen Kulturforschung der Weimarer Republik, in: PVS-Literatur, Jg. 22 (1981), S. 123–157; dies., Politische Kultur in der Krise II. Neue Beiträge zur Bestimmung der politischen Kultur in der Weimarer Republik, in: PVS-Literatur, Jg. 23 (1982), S. 6–26, sowie Peter Steinbach, Politische Kultur. Politische Wertvorstellungen zwischen ständischer Gesellschaft und Moderne, in: Kaiserreich-Ploetz. Hrsg. von Dieter Langewiesche, Freiburg 1984, S. 197–214.

38 Zur symbolischen Ebene politischer Institutionen grundlegend: Rudolf Speth, Symbol und Fiktion, in: Institutionen – Macht – Repräsentation ..., a. a. O., S. 65–142; ders., Die symbolische Repräsentation, in: a. a. O., S. 433–475. Vgl. auch Karl-Siegbert Rehberg, Institutionen als symbolische Ordnungen. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen, in: Die Eigenart der Institutionen. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Hrsg. von Gerhard Göhler, Baden-Baden 1994, S. 47–84.

Allenfalls kamen noch die Leitideen in den Blick, mit denen die Gewerkschaftseliten die diffusen Wertorientierungen ihrer Klientel zu einem homogenen Muster generalisierten. Sozialismus, Reformismus, Liberalismus, Anarchismus – das waren dann die Stichworte, unter denen die verschiedenen Strömungen der Interessenrepräsentation sich subsumieren ließen. Übersehen wurde dabei in aller Regel, daß sowohl die Prozesse der Institutionalisierung als auch die Leitideen selbst jeweils symbolische Dimensionen enthalten.[39]

Sucht man in der Gewerkschaftsgeschichte nach „Geschlechterbildern", dann integriert man damit also nicht nur die neueren Anliegen der „Gender"-Forschung. Man läßt sich zudem auf das gar nicht unbedingt so neue Anliegen der Sozialgeschichte ein, die „Kultur" der Arbeiterschaft zu ihrem Recht kommen zu lassen.[40] Allerdings geht es nun nicht mehr um die äußeren Kulturinstitutionen, wie Lesezirkel, Sport- und Gesangvereine, sondern es geht um die kulturellen Konstruktionen, mit denen die organisierte Arbeiterschaft sich selbst inszeniert und sich dabei von den „anderen" abgegrenzt hat. Dabei wäre etwa an jene symbolischen Auseinandersetzungen zu denken, wie sie Pierre Bourdieu beschrieben,[41] Axel Honneth weitergeführt[42] und Petra Frerichs auf das Verhältnis von Klasse und Geschlecht bezogen hat.[43] An Bourdieu und Honneth anknüpfend, hat Frerichs Überlegungen zum Verhältnis von „gender", Macht und Anerkennung angestellt: Während soziale Wertschätzung in traditionalen oder ständischen Gesellschaften in der Kategorie der Ehre ausgedrückt wurde, wird sie demnach in modernen Leistungsgesellschaften als Ansehen oder Prestige aufgefaßt. Prestige gilt dabei als Anerkennungsmaß für individuell erbrachte Leistungen, und die „Kämpfe um Anerkennung" werden dabei von verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen mit den Mitteln der symbolischen Gewalt geführt. Und wenn es um die Benennung, Deutung und Hervorhebung der eigenen Leistung als besonders wertvoll geht, dann besteht die Neigung, die Leistungen, Eigenschaften, Fähigkeiten anderer komplementär herabzusetzen und zu „entwürdigen". Solche Formen der Deklassierung und Mißachtung treffen, wie Frerichs betont, besonders häufig inferiore Gruppen, untere Klassen und Frauen. In der Auseinandersetzung mit den symbolischen Artikulationsformen der Gewerkschaften haben wir den

39 Grundlegend dazu Gerhard Göhler, siehe Anm. 37.

40 Aus der Fülle der Literatur sei nur verwiesen auf Wolfgang Kaschuba, Volkskultur und Arbeiterkultur als symbolische Ordnungen. Einige volkskundliche Anmerkungen zur Debatte um Alltags- und Kulturgeschichte, in: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Hrsg. von Alf Lüdtke, Frankfurt a. M. und New York 1989, S. 191–223; Alf Lüdtke, Organizational Order or Eigensinn? Workers' Privacy and Workers' Politics in Imperial Germany, in: Rites of Power. Symbolism, Ritual and Politics since the Middle Ages. Hrsg. von Sean Wilentz, University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1984, S. 303–333; neuerdings Raymond C. Sun, Arbeiter, Priester und die „Roten". Kulturelle Hegemonie im katholischen Milieu, 1885–1933, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft ..., a. a. O., S. 151–170. Vgl. auch Peter Steinbach, Das Ende der Arbeiterkultur, in: *Zeitgeschichte,* Jg. 19 (1992), H. 3/4, S. 67–91.

41 Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1988, bes. S. 378–399. Zu Bourdieus Theorie der sozialen Magie vgl. auch Rudolf Speth, Die symbolische Repräsentation ..., a. a. O., S. 459–461.

42 Axel Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1992; ders., Die soziale Dynamik von Mißachtung. Zur Ortsbestimmung einer kritischen Gesellschaftstheorie, in: *Leviathan,* Jg. 22 (1994), H. 1, S. 78–93.

43 Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht ..., a. a. O., bes. S. 280–284.

Eindruck gewonnen, daß mit Hilfe dieser Deklassierungen marginale Gruppen immer wieder neu ausgegrenzt, konstruiert, also *hergestellt* werden – und dies unabhängig vom realen Gebrauchswert ihrer Leistungen und Fähigkeiten für die Gesellschaft.

Ganz entscheidend erscheint uns darüber hinaus die Art und Weise, in der Männern und Frauen kollektive Eigenschaften zugeschrieben werden. Die hier vorgestellten Studien jedenfalls zeigen recht eindeutig, wie in den Gewerkschaften Anerkennung und Mißachtung ausgedrückt wurden: es häufen sich Metaphern, Allegorien, Chiffren, Symbole und Klischees, also uneigentliche Redeformen, die hier übergreifend als „sprachliche Bilder" (picturae) aufgefaßt werden sollen.[44] Es ist seit langem bekannt, wie sehr die Schattenexistenz des Weiblichen in der Geschichte einhergegangen ist mit einem überwältigenden Bilderreichtum; offenbar wurden bereits im 18. Jahrhundert die Fiktionen des Weiblichen um so facettenreicher imaginiert, je weniger wirkliche Frauen präsent waren oder präsent sein sollten.[45] Doch wie haben politische Institutionen wie die Gewerkschaften die Spannung zwischen der Arbeits- und Lebensrealität von Frauen und Männern einerseits und den Vorstellungen darüber im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bewältigt bzw. mitkonstituiert? Welchen Vorteil könnte es etwa für (männliche) gewerkschaftliche Akteure haben, sich selbst indirekt in Szene zu setzen und andere, potentielle (weibliche) Akteure nicht direkt sprechen zu lassen, sondern Fiktionen über sie in Umlauf zu setzen? Vergegenwärtigen wir uns zunächst noch einmal die Leistungsfähigkeit von uneigentlichen Redeformen. Vielleicht durchschauen wir ihre Funktion in der politischen und gewerkschaftlichen Auseinandersetzung besser, wenn wir klarer sehen, wozu sprachliche Bilder überhaupt fähig sind. Unter fünf Stichworten läßt sich deren Wirkungsweise charakterisieren:

1. *Relation.* Zunächst einmal enthält jedes sprachliche Bild eine Geste des Auf-etwas-Deutens, des Verweisens oder Übertragens. Im Bild klaffen also Ausdruck und Bedeutung auseinander, und die entstehende Relation zwischen Gemeintem und Gesagtem kann auf vielfältige Art gestaltet sein. Häufig wird durch den Verweis auf anderes, bereits Erfahrenes, Bekanntes, aber aktuell nicht unbedingt Präsentes aktualisiert und

44 Als sprachliche Bilder (picturae) gelten in der Literaturwissenschaft etwa Metapher, Personifikation, Allegorie, Symbol, Chiffre, Vergleich. Dabei ist die wichtigste uneigentliche Redefigur wohl die Metapher, also die Übertragung. Bei ihr wird der eigentliche Ausdruck durch einen uneigentlichen ersetzt. Dadurch klafft die Bedeutung des verwendeten Ausdrucks und dem, was durch die Textumgebung angedeutet ist, auseinander. Bei der Personifikation werden abstrakte Begriffe, Naturerscheinungen oder Ereignisse als handelnde oder redende menschliche Gestalten präsentiert. Ein im Geschlechterdiskurs weit verbreiteter Typ der Metapher ist die Allegorie, eine Personifikation, bei der ein primärer Sinnzusammenhang durch einen analogen, episch fiktionalen Sinnzusammenhang ersetzt wird. Das Symbol hingegen ist ein Sinnbild für einen gemeinten Bereich, es verweist also auf anderes, möglicherweise Weitreichenderes als das eigentlich Gemeinte. Auch bei der Chiffre, dem Geheimzeichen, handelt es sich um uneigentlichen Wortgebrauch. Hier kann der Zusammenhang zwischen dem Ausdruck und dem Gemeinten ohne Hintergrundinformationen nicht mehr entschlüsselt werden. Der Vergleich ist eine syntaktische Verbindung zweier Prädikationen. Dazu Harald Fricke und Rüdiger Zymner, Einübung in die Literaturwissenschaft, 3. Aufl., Paderborn 1991, S. 43–54. Aus der Fülle der Literatur über sprachliche Bilder und uneigentliche Redeformen hier nur Jürgen Link, Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe, 6. Aufl., München 1997, S. 140–194.

45 Dazu noch immer grundlegend die bahnbrechende Arbeit von Silvia Bovenschen, Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen, Frankfurt a. M. 1979, S. 13 und S. 17 ff.

repräsentiert. Durch die Einkleidung in die Bildform wird das Gemeinte indirekt vermittelt, und durch die uneigentliche Redeweise wird das Gesagte schwer angreifbar und kaum widerlegbar.

2. *Umwertung und Verschiebung.* Andererseits können Bilder jedoch auf Neues, bisher Ungesagtes verweisen. Das zu thematisierende Neue besteht dann nicht selten in der Umwertung des bisher Bekannten. Bilder können also Unvorhergesehenes im Alten markieren oder die Bedeutung des Bekannten verschieben. So signalisieren sprachliche Bilder häufig die kulturelle Umwertung bzw. den Bruch von Traditionen.

3. *Latenz und Polyvalenz.* Jedes sprachliche Bild bietet neben der intendierten Bedeutung, die durch den Kontext hergestellt wird, ein unbegrenztes Reservoir an latenter Bedeutung. Dadurch können mit dem Einsatz eines Bildes differenzierte und divergente, ja widersprüchliche Bedeutungen ausgedrückt werden. Deshalb sind sprachliche Bilder variabel und vielfältig einsetzbar. In verschiedenen Diskursen vermag der gleiche Bildausdruck eine ganz unterschiedliche Bedeutung und Wirkung zu entfalten.[46]

4. *Emotion und Sinnlichkeit.* Sprachliche Bilder machen Bewertungen und Orientierungen sichtbar; sie setzen – nicht nur, aber auch – auf die emotionalen Konnotationen von Sprache. So enthalten sprachliche Bilder die maskierten Gefühle der Bildproduzenten; gleichzeitig sind sie in der Lage, die Emotionen des Betrachters bzw. der Leserschaft zu wecken. Mit sprachlichen Bildern ist es also möglich, Sinnlichkeit und Emotionalität in Denk- und Vorstellungsprozesse einzubringen. Auch unbewußte Sinninhalte können durch solche Bilder aktiviert werden;[47] in dieser Perspektive repräsentieren Bilder das unbewußte Kollektive der Sprecher und zielen auf die unbewußten Vorstellungswelten der Adressaten.

5. *Verdichtung und Vereinfachung.* Bilder können zu Symbolen verdichtet werden, zu Sinnbildern also, die über das eigentlich Gemeinte weit hinausweisen.[48] Und schließlich verfestigen sich sprachliche Bilder mit der Zeit zu Stereotypen und Klischees. Denn der häufige Gebrauch von Bildern führt zu Verkürzungen und zur Vereinfachung.[49]

Zusammenfassend erweisen sich sprachliche Bilder als in vielfacher Hinsicht produktiv; sie können Abstraktes verdeutlichen, Assoziationsmöglichkeiten erweitern und die

46 Dazu auch Michel Foucault, der auf die Regel der taktischen Polyvalenz im Zusammenhang mit seinem Diskursbegriff aufmerksam macht. Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. 1: Der Wille zum Wissen, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1992, S. 122.

47 Dazu bereits Peter Schöttler, Mentalität, Ideen, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene", in: Alltagsgeschichte ..., a. a. O., S. 85–136, bes. S. 91–94.

48 Zum Begriff des Symbols und zur Funktionsweise von Symbolen in der politischen Auseinandersetzung vor allem Rudolf Speth, Die symbolische Repräsentation ..., a. a. O., S. 457–459.

49 Die Literatur zur (historischen) Stereotypenforschung ist kaum noch zu überschauen. Stellvertretend sei verwiesen auf Uta Quasthoff, Soziales Vorurteil und Kommunikation, Frankfurt a. M. 1973; Wolfgang Manz, Das Stereotyp. Zur Operationalisierung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs, 2. Aufl., Meisenheim a. Glan 1974; Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Hrsg. von James Elliott, Göttingen 1978 (= *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik,* Beiheft 9); Waldemar Lilli, Grundlagen der Stereotypisierung, Göttingen 1982; Daniel Gredig, Dekadent und gefährlich! Eine Untersuchung zur Struktur von Stereotypen gegenüber sozialen Randgruppen, Weinheim 1994. Geschlechterstereotypen thematisieren etwa: Stereotypes of Women in Power. Historical Perspectives and Revisionist Views. Hrsg. von Barbara Garlick, New York u. a. 1992; Heinz Meyer, Emanzipation von der Männlichkeit. Genetische Dispositionen und gesellschaftliche Stilisierungen der Geschlechterstereotypen, Stuttgart 1993; Female Stereotypes in Religious Traditions. Hrsg. von Ria Kloppenberg, Leiden 1995.

Phantasie anregen.[50] In unserem Kontext machen sprachliche Bilder also auf die subtileren Zonen der gewerkschaftlichen Auseinandersetzung aufmerksam, auf die Ebenen des Latenten und Unbewußten, auf Bereiche der symbolischen Gewalt und auf die sprachliche Manifestation hintergründiger Ziele, Absichten und Stimmungen. Und diese zweite Realitätsebene politischer Handlungen[51] ist wirkungsmächtig: die über Bilder, Rituale oder Symbole geweckten Emotionen können zur Legitimation von politischen Akteuren und ihren Entscheidungen, zur Legitimation von Herrschaft, eingesetzt werden. Sie können Identität stiften, Prozesse der Inklusion oder Exklusion in Gang setzen, Konflikte schlichten oder zuspitzen, Problemlösungen blockieren oder befördern, Lernprozesse und Innovationen verhindern oder unterstützen.[52]

Mit den „Geschlechterbildern" läßt sich also nicht nur ein Stück verdrängte und vernachlässigte Frauengeschichte zurückgewinnen; mit den Bildern, die in den Gewerkschaften von Männern und Frauen gezeichnet wurden, läßt sich auch die expressive Ebene der gewerkschaftlichen Politik erfassen. So wird es möglich, exemplarisch ihr politisch-kulturelles Reservoir an symbolisch konstituierten Sinnreferenzen und ihre politische Instrumentalisierung in historischer Perspektive nachzuzeichnen.

3 Vorstellung der Beiträge

Sicherlich erfassen die Aufsätze in diesem Schwerpunktheft nur einen Teil des Bilderreichtums in der Gewerkschaftsbewegung. Exemplarisch werden einzelne Branchen und Verbände in verschiedenen historischen Zeitabschnitten untersucht: freigewerkschaftliche, christliche und deutschnationale, gemischtgeschlechtliche und weibliche *Interessenorganisationen* von Heimarbeiterinnen und Beamtinnen, von Beschäftigten des Dienstleistungs- und Industriesektors.

Branchenübergreifend, zeitlich auf das Kaiserreich und die Weimarer Republik bezogen sind die beiden Eingangsaufsätze. *Sigrid Koch-Baumgarten* untersucht Männer- und Frauenbilder in Nachrufen als Teil proletarischer Totenrituale, in denen sich die gewerkschaftliche Gemeinschaft selbst darstellte und sich als soziale Einheit definierte. Sie kann aufzeigen, daß über die Männerbilder des „zähen Kämpfers" und „treuen Kollegen" im Kaiserreich bzw. des „Familienernährers", Vollzeitaktivisten und selbstlosen Gewerkschaftsbeamten in der Weimarer Republik der Verband und seine Funktionsträger vorrangig männlich typisiert wurden. Gewerkschaften öffneten sich zwar partiell auch für die „Kollegin" und „Mitkämpferin"; als Frauenleitbild fungierte jedoch eher die eheliche „Kameradin", die ihre häusliche Arbeit in den Dienst des sozialistischen Ideals und des öffentlichen Engagements des Mannes stellte.

50 Die Ausführungen zur Wirkungsweise von sprachlichen Bildern fußen überwiegend auf Ruth Großmaß, Orientierung und Verwirrung – Zur Bedeutung von Bildern im feministischen Diskurs, in: Leitbilder, Vexierbilder und Bildstörungen. Über die Orientierungsleistungen von Bildern in der feministischen Geschlechterdebatte. Hrsg. von Ruth Großmaß und Christiane Schmerl, Frankfurt a. M. und New York 1996, S. 19–56, bes. 21–37.

51 Murray Edelman, Politik als Ritual, a. a. O., S. 2.

52 Vgl. auch Rüdiger Voigt, Mythen, Rituale und Symbole in der Politik, in: Politik der Symbole ..., a. a. O., S. 9–37, hier S. 13–15 und S. 18 f.

Am Beispiel der Rechtsberatung der Arbeitersekretariate beschäftigt sich *Beatrix Geisel* mit den Geschlechterbildern in der freigewerkschaftlichen Bewegung. Demnach empfanden die Rechtsberater die weiblichen Ratsuchenden nicht als ernstzunehmende Klientel, sondern eher als „Störfaktoren". Gängige Geschlechterstereotype prägten ihre Sichtweise. In der Beratung von Frauen konnten sich die Arbeitersekretäre selbst als „Vormünder", „Experten", „Autoritäten" und „heroische Kämpfer", ja als „kraftvolle und robuste Beschützer" inszenieren. Demgegenüber betrachteten sie die Frauen als wenig einsichtsfähig und irrational, mitunter stellten sie diese auch als „aufmüpfig", „herrsch-" und „klatschsüchtig" hin. Bei familienrechtlichen Fragen ging die Beratung vom Idealbild der „heilen Familie" aus, doch auch die arbeitsrechtliche Beratung wurde weitgehend durch Vorstellungen von einem spezifisch „weiblichen Wesen" geprägt.

Gegenüber der „Hausfrau und Mutter", die sich allenfalls ein „Zubrot" in außerhäuslicher Erwerbsarbeit verdient, war der „Familienernährer" ein typisches Männerleitbild in den Gewerkschaften. *Brigitte Kassel* kann in ihrer Analyse der Tarifpolitik des „Deutschen Metallarbeiterverbandes" (DMV) an detaillierten Beispielen aufzeigen, wie das Konzept des Familienernährers – bereits von Zeitgenossinnen als „ideelle Konvention" und „lohnbildender Faktor" wahrgenommen – die tarifpolitische Praxis des Verbandes beeinflußte. In ihrem Zentrum stand folgerichtig nicht Lohngerechtigkeit, sondern Gehaltsprivilegierung von Männern.

Vorstellungen einer „natürlichen" Geschlechterdifferenz zeigen sich besonders ausgeprägt in den von *Larissa Schulz-Trieglaff* untersuchten Geschlechterbildern in Kurzgeschichten und Fortsetzungsromanen, die auf der Frauenseite „Familie und Heim" der *Metallarbeiter-Zeitung* publiziert wurden. In stilisierten und klischeehaften „Elendskarrieren" junger Unterschichtsfrauen, in denen Frauen durchgängig als „wehrlose Opfer" und Männer als „rücksichtslose Verführer" gezeichnet wurden, erschien die biologische Anlage zur Mutterschaft als das Gravitationszentrum weiblicher Biographien, als Ausgangspunkt des Untergangs oder des „Auswegs" einer Alternativkarriere als sozialistische Mutter im Gewerkschaftskollektiv. In den Untergangsszenarien wurden auch gängige abwertende Vorurteile organisierter Arbeiter über rückständige und elende weibliche Lebenswelten – vom Haushalt über die Land- bis zur Dienstbotenarbeit – veranschaulicht.

Der Metallbranche als männlich strukturiertem Sektor steht das Textilgewerbe gegenüber, in dem bereits im Kaiserreich überdurchschnittlich viele Frauen tätig waren. Daß dennoch die „Frauenindustrien" Textil und Bekleidung nicht unbedingt eine von Frauen dominierte Interessenvertretung hervorbrachten, zeigen die Beiträge von *Marlene Ellerkamp* und *Rosmarie Beier.* Indem *Marlene Ellerkamp* die Aspekte Organisation, Streik und Unterstützungskassen am Beispiel des „Deutschen Textilarbeiter-Verbandes" (DTAV) untersucht, stößt sie auf Leitbilder einer typischen „Männerbastion". Traditionelle Vorstellungen vom „männlichen Familienernährer" gingen dabei wie gewohnt mit bürgerlich-konservativen Ideen vom natürlichen Beruf der Frau als „Gattin und Mutter" einher. Trotz stetig wachsender weiblicher Mitgliedschaft zwischen 1895 und 1910 blieben die frauenpolitischen Anstrengungen des Verbandes halbherzig. Doch die frauenpolitische Defensive der Gewerkschaft korrelierte keineswegs mit einer geringen Aktionsbereitschaft der Textilarbeiterinnen. Im Gegenteil vermag Ellerkamp zu zeigen, daß –

möglicherweise bedingt durch einen enormen Problemdruck – zumindest in der Bremer Region selbst die verheirateten Frauen maßgeblich zu den Trägerinnen der oft ungestümen Arbeitskämpfe gehörten.

Rosmarie Beier interessiert sich für die Heimarbeiterinnen im Bekleidungsgewerbe, deren Organisation als besonders schwierig galt. Die im freigewerkschaftlichen „Verband der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen Deutschlands" geforderte Abschaffung der Heimarbeit ging an der Arbeits- und Lebenssituation der Frauen weitgehend vorbei. Statt die Heimarbeit als „neue Industrie" anzuerkennen, wurde sie als „vorindustrielles Relikt" bekämpft und die weiblichen Beschäftigten als „Schmutzkonkurrentinnen", „Lohndrückerinnen" und „Streikbrecherinnen" gefürchtet. Demgegenüber galt dem christlichen „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands", der als Frauenorganisation Heimarbeiterinnen unter der Obhut bürgerlicher „Vertrauensfrauen" organisierte, die Heimindustrie als ideale Arbeitsform, um Beruf und Familie zu verbinden. Doch auf Gleichberechtigung lief auch das Konzept der christlichen Gewerkschaft nicht unbedingt hinaus. Dem stand ein nationalkonservatives Frauenbild der „Mütterlichkeit" entgegen.

Dem für die Frauenarbeit ebenfalls wichtigen Dienstleistungssektor wenden sich *Ursula Nienhaus, Ute Planert* und *Brigitte Kerchner* zu. In ihrem Beitrag über den rein weiblichen „Verband der deutschen Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen" und seine Vorläufer befaßt sich Nienhaus mit einem weiblichen Selbst- und Leitbild: mit der „neuen Frau" und ihrem engagierten Einsatz für weibliche Berufsinteressen, Gleichstellung und politische Rechte. Die aktive Interessenpolitik und der hohe Organisationsgrad der Postbeamtinnen (85 Prozent) stehen in starkem Kontrast zu zeitgenössischen Vorstellungen weiblichen politischen Desinteresses, Organisationsunlust oder fehlender Berufsidentifikation. So kann Nienhaus aufzeigen, daß sich die relative Erfolglosigkeit des Verbandes nicht aus vorgeblich weiblichen Defiziten, sondern aus diskursiven und politischen Bestrebungen verschiedener „Männerlobbies und Männerkoalitionen" begründet.

Wirkten die Vorstellungen über Männer und Frauen in der Mehrheit der Gewerkschaften und Berufsverbände eher auf subtile Art, so ist die von *Ute Planert* untersuchte Politik des „Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes" (DHV) ein krasses Beispiel dafür, wie Geschlechterbilder als „Machtfaktoren" bewußt und strategisch eingesetzt wurden. Der DHV brandmarkte ganz unverblümt die Frauenerwerbsarbeit als „Grund- und Eckstein alles sozialen Übels", entsprechend bekämpfte er sie apodiktisch. Als schlagkräftige Standesorganisation mit gewerkschaftlichen Zügen und einer völkischen Ideologie verfolgte er seine rigiden Schließungsstrategien und Obsessionen mit militanter Rhetorik. Zur Delegitimierung weiblicher Ansprüche im Handelssektor griff er dabei nicht nur auf gängige Stereotype, wie die „Schmutzkonkurrentin", zurück, sondern er stellte die weiblichen Handelsangestellten auch als weniger pünktlich, weniger ausdauernd, weniger effizient, als unzuverlässig, eitel und putzsüchtig, als disziplin- und respektlos dar. So wurden die „Fräuleins" und „Weibchen" dem Idealbild des korrekten, beflissenenen, allzeit einsatzwilligen und unterordnungsbereiten männlichen „Privatbeamten" diametral entgegengesetzt.

Mit den Körperbildern in der Gastwirtsbranche beschäftigt sich abschließend *Brigitte Kerchner.* In diesem Sektor gehörten die sexuelle Attraktivität der Kellnerin und die

ökonomische Verwertung ihres Körpers zu den typischen Merkmalen des Arbeitsplatzes. Doch die in Frage kommenden Verbände erkannten in der sexuellen Belästigung kaum ein gewerkschaftliches Problemfeld. So behandelten die in den christlichen Kellnerinnenvereinen engagierten Bürgerinnen die Gastwirtsgehilfinnen nicht als politikfähige Mitglieder, sondern als „arme verblendete Mädchenherzen" und „Opfer", die mit karitativer Fürsorge domestiziert und an die bürgerliche Moral rückgebunden werden sollten. Im freigewerkschaftlichen „Verband deutscher Gastwirtsgehilfen" beschwor man die Kellnerin zwar als „gedrückte Arbeiterin" und „natürliche Mitkämpferin", andererseits stempelte man sie als „unlautere Konkurrentin", als „organisationsunfähig" und „unwillig" ab. Um ein Verbot der Frauenarbeit zu erreichen, scheuten manche Gewerkschafter sogar vor schärfster sexueller Stigmatisierung nicht zurück.

4 Ergebnisse und Ausblick

In sämtlichen der hier vorgestellten Beiträge dominieren deutliche Vorstellungen einer oftmals biologisch begründeten Geschlechterdifferenz, die in Kontrast stehen zur auf Gleichheit, Frauenemanzipation und -organisation zielenden Gewerkschaftsprogrammatik. Abwertende Frauenbilder – Lohndrückerinnen, Schmutzkonkurrentinnen, Streikbrecherinnen, „Störfaktoren" – signalisieren eine geringe Akzeptanz von Arbeiterinnen als Erwerbstätige, als Organisationsmitglieder und Funktionsträgerinnen. Frauen wurden in den historischen Gewerkschaftsdebatten als schutzbedürftig, irrational, klatschsüchtig und durchgängig als schwach stilisiert. Idealisiert hingegen wurden sie in ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau.

In den freien Gewerkschaften war die Arbeiterin auch als „Kameradin" und „Weggenossin" erwünscht – jedenfalls, solange sie sich in den Dienst des Sozialismus und der gewerkschaftlichen Interessenpolitik stellte und den privaten Aktionskreis nicht überschritt. Zwar erlangten dort die Frauen als „Mitkämpferinnen" auch innerhalb der gewerkschaftlichen Verbände und Politik eine gewisse Bedeutung, die in der Weimarer Republik noch zunahm. Aber auch die „Mitkämpferin" war nie Gleiche unter Gleichen, sondern sie erhielt bestenfalls eine segre gierte weibliche Teilöffentlichkeit zugewiesen. In den christlichen Gewerkschaften, wo die „Erziehung" ohnehin eine größere Rolle als der „Kampf" spielte, machten sich bei den dort führenden Bürgerinnen Klassenressentiments gegenüber den „Schützlingen" bemerkbar.

Die in den Gewerkschaften produzierten Fremdzuschreibungen provozierten entsprechende Gegenbilder bei den erwerbstätigen Frauen und weiblichen Mitgliedern. Im Gegensatz zu den sie mißachtenden Frauenleitbildern sahen sie sich selbst als „achtbare Kollegin", „neue Frau" oder „Kämpferin", suchten nach Anerkennung und klagten ihr Recht auf Beruf und – wenn auch weniger lautstark – ihr Recht auf Repräsentation im Verband ein. Allerdings gelang es ihnen nur selten, die weiblichen Negativbilder und vor allem die allseits präsenten Männerbilder zu übertönen. So dominierten in den gewerkschaftlichen Diskursen des Kaiserreiches und der Weimarer Republik die Familienernährer, die kraftvollen Beschützer und heroischen Kämpfer, die rationalen, starken, proletarischen Gewerkschaftsbeamten.

Bei all dem war eine ganze Reihe von Gewerkschaften bestrebt, die vermeintliche Zweitklassigkeit der Frau in den weiblichen Körper einzuschreiben. Dann stellten sie entweder, wie Planert am Beispiel der weiblichen Angestellten zeigt, die Frauen als besonders „krankheitsanfällig" dar, oder sie charakterisierten, wie Beier im Falle des freigewerkschaftlichen Schneiderverbandes nachweist, gleich die ganze weibliche Heimarbeit als „krankhaft". Immer wieder wurde, wie Geisel, Schulz-Trieglaff und Kerchner herausarbeiten, den erwerbstätigen Frauen ein Hang zum sexuellen Laster nachgesagt. Das Paradox von der „unsittlichen Kollegin" erweist sich sogar als besonders effektives Diskurselement: mit der Anrede „Kollegin" bekannten sich alle gemischtgeschlechtlichen gewerkschaftlichen Verbände zur Frauenemanzipation, doch mit der Attributierung „unsittlich" dequalifizierten viele gleichzeitig die weiblichen Beschäftigten als Mitglieder. So erweist sich die „unsittliche Kollegin" als ein weiteres wichtiges Bild, mit dem die ökonomischen und politischen Ansprüche der Frauen zurückgewiesen und die „Frauenfrage" selbst auf moralisches Terrain abgeschoben werden konnte. Um die Monopolisierung männlicher Erwerbsarbeit auf Dauer legitimieren und politisch unanfechtbar machen zu können, erwies sich demnach die „unmoralische Frau" als die Idealfigur.

Insgesamt überrascht das Ausmaß des antifeministischen Denkens und Verhaltens, das in den hier vorgestellten Bildern zum Ausdruck kommt. Vielleicht hat der hier eröffnete Zugang zu indirekten Redeformen, zu subtilen Praxen der innergewerkschaftlichen Kommunikation, zur emotionalen Seite institutionellen Handelns latente Strukturen freigelegt, die den Ergebnissen der bisherigen und stärker an der äußeren Programmatik orientierten Geschichtsschreibung der Gewerkschaften zuwiderläuft. Denn den Antifeminismus hatte man doch eher der Frühphase der Arbeiterbewegung, etwa den Lassalleanern, zugeordnet,[53] während die weitere Entwicklung im Sinne einer zunehmenden Öffnung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung gegenüber den Frauen gedeutet wurde. Genau in dieser Wahrnehmung konnte sich jeder bestätigt fühlen, der auch nur einen flüchtigen Blick auf die offiziellen Organe, Protokolle und Publikationen der Gewerkschaften geworfen hat. Diese betonen gegen Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich immer stärker die Integration der Frauen, sie sprechen immer häufiger von der Notwendigkeit, den besonderen Anforderungen weiblicher Erwerbsarbeit gerecht zu werden, und sie verlangen, die weiblichen Beschäftigten in die gewerkschaftlichen Gremien und Politiken einzubeziehen. Auch von den Erfolgen, die darin bereits erreicht wurden, wird allenthalben gesprochen.

Die hier präsentierten Ergebnisse stimmen allerdings skeptisch. Sie deuten an, daß antifeministische Ressentiments und misogyne Strategien auch nach der Jahrhundertwende nicht aus der gewerkschaftlichen Auseinandersetzung verschwanden, daß von einer linear gedachten Öffnung gegenüber den Frauen, einer zunehmenden Akzeptanz

53 Werner Thönnessen, Frauenemanzipation ..., a. a. O., S. 15 ff.; Molly Nolan, Proletarischer Antifeminismus. Dargestellt am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf, 1890–1914, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin 1977, S. 356–377; „Proletarischer Antifeminismus", in: Daniela Weiland, Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland und Österreich. Biographien – Programme – Organisationen, Düsseldorf 1983, S. 218–220; Elisabeth Haarmann, Schwestern zur Sonne zur Gleichheit. Die Anfänge der proletarischen Frauenbewegung, Hamburg 1985, bes. S. 42–51; kritisch dazu Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin, Stuttgart und Weimar 1995, S. 43–57.

der weiblichen Erwerbsarbeit und einer stetig steigenden Partizipation weiblicher Mitglieder also nicht die Rede sein kann. Offenbar verliefen die Prozesse der Integration und Exklusion von Frauen wechselvoller und widersprüchlicher, als dies bislang gesehen wurde.

Aber die Geschlechterbilder bringen keineswegs nur negative Gefühle, Misogynie und Ignoranz ans Licht. Auch positive Ansätze emanzipatorischen Strebens lassen sich mit ihnen einfangen. Die Erkenntnis eines tief verwurzelten resistenten Antifeminismus innerhalb der Gewerkschaften darf also nicht den Blick auf jene historischen Leistungen verstellen, die die Gewerkschaften für die Emanzipation des weiblichen Geschlechts erbrachten. Diese gilt es nach wie vor adäquat zu würdigen, und entsprechend werden sie in den Beiträgen dieses Bandes auch immer wieder erwähnt und hervorgehoben.

„Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem"[1]

Geschlechterbilder in gewerkschaftlichen Nachrufen

Von Sigrid Koch-Baumgarten

Gewerkschaften haben sich als Interessenorganisationen der männlichen industriellen Facharbeiterschaft konstituiert und über Jahrzehnte erhalten. Frauen waren in der Mitgliedschaft und insbesondere in den Entscheidungsgremien eklatant unterrepräsentiert;[2] ihre Lebenssituation und ihre Interessen blieben in der Organisationspolitik weitgehend unberücksichtigt. Das hatte fatale Folgen für die Positionierung der Geschlechter im Politischen und im Wirtschaftssystem: ein männliches Politikmonopol wurde damit genauso abgesichert wie ein „dauerhaftes Erwerbsprivileg"[3] der Männer. Daher kommt der Frage nach den Mechanismen der Schließung gewerkschaftlicher Institutionen für Frauen besondere Bedeutung zu.

Die im klassischen Gewerkschaftsdiskurs als Gründe für die asymmetrische Geschlechterpräsenz angeführte „Organisationsunlust",[4] vorgeblich fehlende Erwerbs- und Karriere-, „rückständige" Familienorientierung der Frauen[5] haben nicht nur strukturelle Ursachen und organisationsinterne Barrieren systematisch ausgeblendet. Diese Wahrnehmung selbst folgt der „Logik binärer Klassifikation" eines geschlechterpolitischen Differenzmodells, mit der das „Weibliche" als das von einer männlichen Normalität abweichende Defizitäre und Minderwertige definiert wird, um so männliche Dominanz und

1 Nachruf auf Robert Dißmann (1878–1926, Vorsitzender des Deutschen Metallarbeiterverbandes), in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 38 (1926), Nr. 46 vom 12. 11., S. 203.

2 Von 1907 7,3 Prozent über 1914 10,1 sowie singulären 25,4 Prozent 1918 blieb der gewerkschaftliche Frauenanteil im freigewerkschaftlichen Dachverband Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund (ADGB) (bzw. später Deutscher Gewerkschaftsbund [DGB]) von Mitte der zwanziger bis Mitte der siebziger Jahre mit Prozentzahlen zwischen 15 und 17 Prozent relativ konstant. Allerdings gab es auch Organisationen mit einem hohen weiblichen Mitgliederanteil: er betrug 1921 im freigewerkschaftlichen Zentralverband der Angestellten (ZdA) 46,3 Prozent und im Deutschen Textilarbeiter-Verband (DTAV) 65,1 Prozent, im Deutschen Metallarbeiter-Verband (DMV) 4,8 Prozent. Der Anteil von Gewerkschafterinnen an den Delegierten der ADGB-Kongresse lag in der Weimarer Republik zwischen 1 und 4 Prozent, an den Betriebsräten bei 7 Prozent. Auch bei Gewerkschaften mit einem hohen weiblichen Mitgliederanteil blieben die Verbandskongresse männerdominiert, beim ZdA betrug der Frauenanteil auf Kongressen bis 1927 2 Prozent, beim DTAV um 10 Prozent (Mitgliederanteil: 58 Prozent). Vgl. dazu insbesondere Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 469, S. 476 f., S. 504 f.; Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978, S. 356 ff., S. 383.

3 Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Frauen und Männern. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 7.

4 Ute Frevert, Frau und Arbeiter haben gemein, Unterdrückte zu sein: Proletarische Frauenbewegung, in: Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum „Wirtschaftswunder". Hrsg. von Wolfgang Ruppert, München 1986, S. 434–451, hier S. 442; vgl. auch: Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933), Köln 1997, S. 197.

5 Frau und Gewerkschaft. Hrsg. von Gisela Losseff-Tilmanns, Frankfurt a. M. 1982, S. 130 f., S. 252 ff.; auch exemplarisch: Ludwig Heyde, Frauen und Gewerkschaften, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. von Ludwig Heyde, 2 Bde., Berlin 1931–1932, Bd. 1 (1931), S. 541–543.

Herrschaftsansprüche abzusichern.[6] Auch strukturelle Faktoren wie die Doppelbelastung von Frauen aufgrund der geschlechtsspezifischen Zuweisung der Reproduktionsarbeiten, Branchenspezifika oder die klassische These vom „proletarischen Antifeminismus" als Implantat bürgerlicher Kultur[7] können die ungleichgewichtige Repräsentanz der Geschlechter in den Verbänden nicht hinreichend erklären.[8]

In feministischen Forschungen wird der Ausschluß von Frauen aus der politischen Öffentlichkeit im Kontext eines gesellschaftlichen Macht-, Status- und Interessenkonflikts der Geschlechter untersucht. Politische Institutionen haben sich als „Männerbünde" konstituiert, in denen männliche Normen, Verhaltensmuster und Interaktionsformen dominieren,[9] geprägt vom Drang nach männlicher Monokratie.[10] Mit der sozialen Konstruktion von dichotomen Geschlechtscharakteren wird eine geschlechtsspezifische Segregation von Öffentlichkeit und Privatheit begründet, die die politische Sphäre als Männerwelt definiert.[11] Geschlechterbilder wirken funktional als Platzanweiser in der Gesellschaft und strukturieren eine „politische Topographie der Geschlechter" auch in der Arena des Politischen selbst.[12] Sie steuern Interaktionen und Prozesse der Inklusion und Exklusion von Männern und Frauen in den Institutionen.

Im folgenden Beitrag soll untersucht werden, welche Geschlechterbilder in den Gewerkschaften der Kaiserzeit und der Weimarer Republik dominierten. Welche Eigenschaften, Tugenden und Aufgaben wurden Frauen und Männern in den Verbänden zugeschrieben? Und wie wirkten diese Zuschreibungen auf Prozesse der Integration und Desintegration der Geschlechter, auf ihre Stellung in den Organisationen, auf weibliche und männliche Gewerkschaftskarrieren?

In der Untersuchung wird eine spezifische Quellengattung ausgewertet: Nachrufe und Todesanzeigen in ausgewählten gewerkschaftlichen Periodika.[13] Ausschlaggebend für diese Quellenwahl war die Überlegung, daß sich symbolische Politik und Rituale besonders eignen, *kollektive* Wahrnehmungen und Deutungen zu entschlüsseln. Außerdem strukturieren diese Prozesse sozialen Handelns, sind für den Einschluß von Gruppen oder Individuen in, ihre Bindung an Organisationen wichtig. Gruppenidentitäten und -praxen lassen sich nicht nur über strategische Intentionen und materielle Interessen, also

6 Gudrun-Axeli Knapp, Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum „Gendering" von Arbeit und Arbeitsvermögen, in: Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Karin Hausen und Gertraude Krell, München 1993, S. 25–46, hier S. 31, S. 35; Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann". Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 8.

7 Werner Thönnessen, Frauenemanzipation. Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863–1933, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1976.

8 Vgl. die komplexe Ursachenanalyse in: Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 478 f., S. 505 f.

9 Bärbel Schoeler-Macher, Die Fremdheit in der Politik. Erfahrungen von Frauen in Parteien und Parlamenten, Weinheim 1994.

10 Eva Kreisky, Das Geschlecht politischer Institutionen, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 47 (1996), H. 9, S. 585–596, hier S. 592 ff.

11 Vgl. dazu ausführlich: Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis. Hrsg. von Brigitte Kerchner und Gabriele Wilde, Opladen 1997.

12 Vgl. Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann", a. a. O., S. 51, S. 65.

13 Ausgewertet wurden: *Der Textilarbeiter* (1912–1932), die *Gewerkschaftliche Frauenzeitung* (1916–1922, 1928–1933); das *Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* bzw. sein Nachfolger, die *Gewerkschaftszeitung* (1891–1933), und die *Metallarbeiter-Zeitung* (1885–1933).

zweckrationales Handeln, erklären. Ihm unterlegt sind vorbewußte Normen, Deutungscodes, die Organisationskulturen prägen. Und die Arbeiterbewegung einschließlich der Gewerkschaften zeigten einen „auffälligen Hang zum Totenkult",[14] auch wenn dieser genauso wenig wie sein Geschlechteraspekt[15] systematisch erforscht ist.

Allerdings interessiert der „soziale Tod"[16] Politik- und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Kulturanthropologie gleichermaßen. Der gesellschaftliche Umgang mit dem Tod, das Sterben selbst, Todesbilder und Totenfeste haben sich nicht nur im historischen Prozeß gewandelt.[17] Todesdeutungen und Totenrituale sind komplexe Prozesse der Selbstdarstellung einer Gemeinschaft. Sie konstruieren und präsentieren soziale Identitäten, integrieren Kollektive und grenzen sie nach außen ab. Sie verdichten deren Wertorientierungen, Alltagserfahrungen, Einstellungen und Sinndeutungen in symbolischen Akten und Zeichen.[18] Nicht zuletzt mobilisiert politischer Totenkult Loyalitäten; er dient der Legitimation von Herrschaft, unterstreicht die Legitimität der bestehenden politischen Ordnung oder eines Zukunftsentwurfs.[19]

Der Totenkult präsentiert schließlich auch kollektive Geschlechterkonstruktionen, gibt Auskunft über die Rolle und Position der Geschlechter in der Gemeinschaft. Der Tod von Frauen und Männern wurde beispielsweise in den Gilden seit der Neuzeit unterschiedlich begangen. Die Hierarchisierung der Geschlechterbeziehungen drückte sich in der Ausdifferenzierung der „Leichenfolge" aus: war die gesamte Gemeinschaft verpflichtet, den männlichen Toten auf seinem letzten Weg zu begleiten, so galt dieselbe Pflicht bei verstorbenen Frauen nur für Gesellen und Kinder.[20] Geschlechtern wurden in den formalisierten Ritualen spezifische Tätigkeiten zugewiesen: Totenwache war Männer-, Totenklage Frauensache. Die klassischen „Klageweiber"[21] finden sich im Bild der „schluchzenden Frauen" selbst noch in Darstellungen von Begräbnisfeiern für Gewerkschaftsführer in der Gewerkschaftspresse der Weimarer Republik.[22] Und auf

14 Erhard Lucas, Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt a. M. 1983, S. 163.

15 Dazu etwa: Sheila Adams, A gendered history of the social management of death and dying in Foleshill, Coventry, during the inter-war years, in: David Clark, The Sociology of Death, Oxford und Cambridge 1993, S. 149–168; Regina Schulte, Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod, Frankfurt a. M. und New York 1998.

16 Hans-Joachim Weber, Der soziale Tod. Zur Soziogenese von Todesbildern, Frankfurt a. M. 1994.

17 Philippe Ariès, Geschichte des Todes, München und Wien 1980; Marianne Mischke, Der Umgang mit dem Tod. Vom Wandel in der abendländischen Geschichte, Berlin 1996.

18 Hubert Treiler, Der rituelle Symbolismus von Trauerfeiern als Interpretationsparameter. Politik als Ritual, in: Protest und Reaktion. Analysen zum Terrorismus. Hrsg. von Fritz Sack und Heinz Steinert, Opladen 1984, S. 322–325.

19 Vgl. Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne. Hrsg. von Reinhard Koselleck und Michael Jeismann, München 1994; Manfred Hettling, Totenkult statt Revolution. 1848 und seine Opfer, Frankfurt a. M. 1998; Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, München und Wien 1991, S. 209–222; Sabine Behrenbach, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialismus, Mythen, Riten und Symbole 1923–1945, Vierow b. Greifswald 1996; Hans-Joachim Weber, Der soziale Tod, a. a. O., S. 40.

20 Peter Löffler, Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, Münster 1975, S. 79 f., S. 85, S. 89.

21 Marianne Mischke, Der Umgang mit dem Tod, a. a. O., S. 45.

22 „Die Fahnen des Reichsbanners wie die der Parteivereine neigten sich über den Sarg. [...] Dann sang der Volkschor: Du hast vollendet des Lebens Lauf. Hierauf nahmen Reichsbannerleute den Sarg wieder auf die Schultern und trugen ihn in die Kapelle. Orgelklang ertönte. Dann ein Grabgesang von einem Männerchor. Als die Orgel aufs neue erscholl, senkte sich der Sarg langsam in die Tiefe und die Fahnen

Friedhöfen sind die Geschlechterbilder der Moderne in Stein gemeißelt: der Mann als Patriarch, die Frau als „unvergeßliches, geliebtes Wesen".[23]

Nachrufe und Todesanzeigen sind ein Teilaspekt des Totenkults. Es sind hochgradig formalisierte und stilisierte Textsorten, die weniger faktische biographische Informationen oder Persönlichkeitsmerkmale, sondern in Formeln geronnene Einstellungen, Wertorientierungen und Tugendideale festhalten.[24] Diese sind repräsentativ für die Gemeinschaft. Sie konstruieren durch die Zuschreibung von Eigenschaften, die selektive Verdichtung von Lebensverläufen, die Würdigung des Lebenswerkes *das* ideale Gewerkschaftsmitglied und *den* idealen Gewerkschaftsfunktionär – und gleichzeitig auch Geschlechtsstereotype, die ideale Gewerkschafts*frau* und den idealen Gewerkschafts*mann*. Auch Nachrufe und Todesanzeigen stiften Lebenssinn und schaffen Kontinuitäten; sie enthalten Handlungsanleitungen, Identitäts- und Orientierungsangebote an und Verpflichtungen für die Hinterbliebenen, sie stabilisieren Gruppenidentität und -solidarität, integrieren und schließen aus. Sie geben Aufschluß über den Status des Toten im Kollektiv und legitimieren innerorganisatorische Machtverhältnisse und Karrierewege.

1 Die Todesansage und Nachrufe in der Gewerkschaftspresse

Zentral für die Gründungszeit der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung im Kaiserreich ist die „kulturelle Desintegration".[25] Sie bedarf einer rigiden Abgrenzung der neuentstehenden Gemeinschaft nach außen und einer Distinktionsidentität zur Binnenintegration, um so die noch ungefestigten Verbände[26] zu stabilisieren. Auch der gewerkschaftliche Totenkult bezog seine Funktionen in diesem Kontext. Er knüpfte sowohl an Rituale und Symbole vorindustrieller Handwerksorganisationen als auch des Bürgertums und der Monarchie an, besetzte sie mit neuen Inhalten und stellte sie in einen neuen Zusammenhang.

Die Gewerkschaften setzten die Tradition der Handwerksorganisationen der feudalen Gesellschaft und deren klassische Formen symbolischer Integration fort. Todesansage und Organisation des Begräbnisses gehörten historisch zu den wichtigen Aufgaben der Gilden und Bruderschaften für alle Mitglieder der Gemeinschaft. Ein „ehrliches" Begräbnis galt als Gegenleistung der Gemeinschaft an den Verstorbenen für dessen

[Forts. von Anm. 22]
neigten sich darüber. Frauen schluchzten." Alfons Buses Heimgang, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 46 (1928), Nr. 14 vom 7.4., S. 109.

23 Michel Vovelle, Der Friedhof, in: Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte. Hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt, München 1994, S. 267–278, hier S. 274.

24 Vgl. etwa auch Katrin von der Lage-Müller, Text und Tod. Eine handlungstheoretisch orientierte Textsortenbeschreibung am Beispiel der Todesanzeigen in der deutschsprachigen Schweiz, Tübingen 1995, S. 3, S. 33 f.

25 Gottfried Korff, Volkskultur und Arbeiterkultur. Überlegungen am Beispiel der sozialistischen Maifesttradition, in: Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Kocka, Göttingen 1979, S. 83–102, hier: S. 97.

26 Zum Begriff der befestigten Gewerkschaft vgl. Götz Briefs, Gewerkschaftswesen und Gewerkschaftspolitik, in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Hrsg. von Ludwig Elster, Adolf Weber und Adolf Wieser, 4. Aufl., Jena 1927, Bd. 4, S. 1108–1150.

Erfüllung der Gemeinschaftspflichten. Die fest reglementierten Totenrituale dienten der Demonstration von Geschlossenheit des Kollektivs in der Öffentlichkeit und der Integration seiner Mitglieder.[27] Indem die Gewerkschaften die Aufgabe der Todesmitteilung übernahmen und die Beteiligung der Organisationsmitglieder am „Trauergefolge" als Bezeugung von Dankbarkeit der Gemeinschaft gegenüber dem Einzelmitglied und seiner Pflichterfüllung[28] einforderten,[29] konnten sie klassische Identifikationsmuster mobilisieren und Loyalitätsbeziehungen auf die neuen Organisationen übertragen.

Auch das gewerkschaftliche Kollektiv sucht sich mit Trauerritualen gegen die Verunsicherung des Beziehungsgefüges der Gemeinschaft im Todesfall seines Mitglieds abzusichern. Jeder Tod bedeutet in seiner Sinnlosigkeit eine Bedrohung der Gruppe, stellt eine emotionale Krisensituation dar, die einer Anstrengung zur Wiederherstellung der Kohäsion und Solidarität der Gemeinschaft bedarf.[30] Dem Tod des einzelnen wird ein Sinn im Leben für die Gemeinschaft und für seine Ideale gegeben, sein Wert für die Gruppe wird durch die Todesmitteilung unterstrichen. Dabei knüpfte die Gewerkschaftsbewegung durchaus auch an religiöse Traditionen und Deutungen an: die christliche Hoffnung auf eine Rettung der Seele im Jenseits wurde der irdischen Gemeinschaft anvertraut, die ihre Unsterblichkeit im kollektiven Gedächtnis garantiert.[31] Auch die Arbeiterbewegung hat nicht nur eine Leerstelle,[32] sondern Angebote zur Bewältigung von verunsichernden Lebenskrisen wie dem Tod unterbreitet, die christliche Symbole neu besetzten und Gefühle mobilisierten – und damit die Gruppenidentität in Krisensituationen neu stabilisierten.

Bis zum Ende der Weimarer Republik wurde in den Gewerkschaften der Tod jedes Mitglieds angezeigt. In ihrer Gründungsphase wurden im Verbandsorgan – zumindest der handwerklich dominierten Organisationen – kurze stereotype Todesanzeigen oder kleine, ebenfalls formelhafte „Nachrufe" der lokalen Berufsgruppen (etwa Feilenhauer, Former, Klempner) oder des Ortsverbands veröffentlicht, die für gewerkschaftliche Funktionsträger und einfache Mitglieder gleich gestaltet waren. Sie enthielten neben der Todesmitteilung (Todesdatum und Todesursache) knappe Personenangaben (Berufsbezeichnung, Gewerkschaftsfunktion), eine Würdigung, Danksagung und eine Gefühlsäußerung.[33] Daneben gab es als einfache Form der Todesansage eine offizielle „Sterbetafel" (in der *Metallarbeiter-Zeitung*) oder „Totenliste" (im *Textilarbeiter*), in der nur der Name des Verstorbenen, Geburts- und Todesdatum, Wohnort und Beruf sowie die Todesursache mitgeteilt wurden.[34]

27 Peter Löffler, Studien zum Totenbrauchtum ..., a. a. O., S. 31 f., S. 107, S. 292.

28 Als Pflicht galt der Dienst an der Gemeinschaft, die Förderung der Interessen der Mitgliedschaft und der Gesamtarbeiterschaft. Vgl. etwa *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 3 (1885), Nr. 10 vom 10. 4.

29 Siehe etwa: a. a. O., Nr. 6 vom 28. 2.

30 Vgl. dazu Sabine Behrenbach, Der Kult um die toten Helden, a. a. O., S. 507–510.

31 Vgl. auch a. a. O., S. 510, S. 530; Der politische Totenkult, a. a. O., S. 14.

32 Erhard Lucas, Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 100, S. 96 f.

33 Zum Inhalt von Todesanzeigen vgl. Katrin von der Lage-Müller, Text und Tod, a. a. O., S. 168 f.

34 Im *Correspondenzblatt* hingegen gab es diese rationalisierte Form einer Todesmitteilung nicht. Hier wurde nur der Tod gewerkschaftlicher Funktionsträger angezeigt. Das verweist auf die geringe Bedeutung des Dachverbandes als Solidargemeinschaft.

Erst mit der Entwicklung der Verbände zu Massenorganisationen, ihrer Zentralisierung und Bürokratisierung ging die Aufgabe der Todesansage vom Lokal- an den Zentralverband über. Und die Todesmitteilungen differenzierten sich nach Status aus. Der Tod einfacher Mitglieder wurde immer seltener vom Lokalverband – und dann in Form einer „Privatanzeige" – mitgeteilt. Zur Regel wurde die einfache Todesansage in der „Totenliste", beim DMV in der 1897 eingeführten Rubrik „Gestorben". Nachrufe wurden nur noch für mittlere Funktionsträger als knappe Würdigung und für Führungspersönlichkeiten in aufwendiger Gestaltung (mit Trauerrand, auf der Titelseite, später auch mit Photographie) veröffentlicht. In der Weimarer Republik wurde die Totenliste für Verbandsmitglieder nochmals vereinfacht und versachlicht: es erschien nur noch einmal jährlich eine Namensliste der im Vorjahr verstorbenen Mitglieder ohne Nennung der Todesursachen und biographischen Daten.

Große Nachrufe für die „Führer" der Bewegung finden sich im Kaiserreich und in der Weimarer Republik.[35] Sie lehnten sich im 19. Jahrhundert noch an den monarchistischen Personenkult an. Sie dienten der Gegenrepräsentation der Arbeiterbewegung, der Legitimation einer gesellschaftlichen Gegenelite und vor allem einem „umgekehrten" Loyalitätsappell: es präsentierte sich der demokratische Zukunftsstaat, der die Loyalität seiner Mitglieder für seine Repräsentanten und gegen den gesellschaftlichen Status quo mobilisierte.[36]

2 Männerbilder im Kaiserreich

2.1 Der „treue und eifrige Kollege" und „Genosse"

Das gewerkschaftliche Kollektiv präsentierte sich in den Todesanzeigen als männliche Berufs-, Werte-, Solidar- und Opfergemeinschaft. Als Bild des einfachen Mitglieds dominierte der „treue und eifrige Kollege". Diese Eigenschaften wurden den Toten als positive Stereotype – als Würdigung – am häufigsten zugeschrieben.[37] Auch „achtbar", „brav", „tüchtig", „altbewährt" und „strebsam" gehörten zum Tugendkanon der Gewerkschaften.[38] Ehrbarkeit, Eifer, Tüchtigkeit und Strebsamkeit verweisen nicht nur auf klassische Normen des Handwerks, sie unterstreichen die Bedeutung der Erwerbsarbeit und des Berufs für die Identität der Gewerkschaftsmitglieder. Aus dem gleichen Grunde darf

35 Auch in Verbandsgeschichten konnten „unsere Toten" mit kurzen Nachrufen geehrt werden, um ihnen einen „Gedenkstein" zu setzen. Etwa: Geschichte des Zentralverbandes der Hotel-, Restaurant- und Caféangestellten. Bearb. von Hugo Poetzsch, 2 Bde., Berlin 1928, Bd. 2, S. 11–17.

36 Vgl. Werner K. Blessing, Der monarchistische Kult, politische Loyalität und die Arbeiterbewegung im Kaiserreich, in: Arbeiterkultur. Hrsg. von Gerhard A. Ritter, Meisenheim 1979, S. 185–208; zur monarchistischen Festkultur allgemein auch Ute Schneider, Politische Festkultur im 19. Jahrhundert. Die Rheinprovinz von der französischen Zeit bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1809–1918), Essen 1995, S. 161–166, S. 196–239.

37 Vgl. *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 10 (1892), Nr. 24 vom 11. 6. Die Häufigkeit wurde durch Auszählung der Jge. 1891, 1893 und 1895 ermittelt. Diese Stereotype bedeuteten eine positive Hervorhebung gegenüber dem „Mitglied" oder „Kollegen".

38 Vgl. etwa a. a. O., Jg. 3 (1885), Nr. 10 vom 10. 4.; Jg. 5 (1887), Nr. 14 vom 7. 4., Nr. 23 vom 9. 6., Nr. 48 vom 26. 11.; Jg. 6 (1888), Nr. 41 vom 13. 10.; Jg. 7 (1889), Nr. 14 vom 6. 4.

auch bei der einfachen Todesmitteilung die Berufsbezeichnung nicht fehlen, die selbst in den Totenlisten aufgeführt wird.[39] Diese der Arbeitswelt entlehnten Begriffe werden politisch besetzt: Eifer ist mehr als Fleiß im Arbeitsprozeß, er ist auch „bei jeder Gelegenheit bekundete Gesinnungstüchtigkeit",[40] „unermüdlicher" Streit für die Arbeitersache und fleißige Organisationsarbeit.[41] Der vollwertige Kollege ist gleichzeitig „Genosse" und Streiter, der den gewerkschaftlichen mit dem politischen Kampf „für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" verbindet.[42] Der „ehrbare" Kollege, dem das Kollektiv zur Gegenleistung verpflichtet ist, dem es mit Trauer, Anerkennung, Achtung und einem Platz im kollektiven Gedächtnis dankt,[43] ist der gewerkschaftlich und sozialdemokratisch organisierte – und möglichst aktive – männliche Facharbeiter.

Das Bild des „treuen" Kollegen verweist auf das Militär. Hier knüpfen die Gewerkschaften an militärische Qualitäten an, die sie in einen neuen Kontext stellen. Das Gewerkschaftsmitglied steht treu zur (roten) „Fahne bis zu seinem Ende".[44] Treue wird übersetzt mit „collegiale[r] Gesinnung",[45] mit Disziplin, Pflichtgebundenheit und Gesinnungstreue. Das Kollektiv präsentiert sich als geschlossene militärische Formation, deren innere Einheit durch Disziplin, Solidarität, gemeinsame politische Ideale und einen gemeinsamen Feind gewährleistet wird. Der nationale Gegner wird durch den Klassenfeind ersetzt. Das proletarische Heer ist nicht der Monarchie und dem Nationalstaat zur Loyalität und zum Gehorsam verpflichtet, sondern dem sozialistischen Zukunftsstaat und seinen Repräsentanten. Das Bild der Arbeiterbewegung als „Armeekorps"[46] ist eine der zentralen Metaphern proletarischer Selbstdarstellung; es findet sich noch im intellektuellen Diskurs der Weimarer Republik: „Wie in einer Armee alle Formationen – Artillerie, Infanterie, Kavallerie, Luftstreitkräfte – zur militärischen Einheit verbunden sind und sich solidarisch gegen den nationalen Feind als geschlossenes Ganzes wenden, so sind auch im Proletariat alle Individuen trotz ihrer persönlichen Verschiedenheit zur sozialen Einheit, zur Klasse, verbunden und gegen den Klassenfeind gerichtet."[47]

Noch ein weiteres militärisches und gleichzeitig religiöses Symbol findet sich im gewerkschaftlichen Totenkult: das Opfersymbol. Die Gewerkschaften präsentieren ihre Toten als Opfer kapitalistischer Ausbeutung. Mit der obligatorischen Nennung der

39 Zur Berufsgebundenheit der Arbeiterschaft im Kaiserreich auch: Gerhard A. Ritter, Arbeiterkultur im deutschen Kaiserreich. Probleme und Forschungsansätze, in: ders., Arbeiterkultur, a. a. O., S. 15–39, hier: S. 16.

40 *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 4 (1886), Nr. 22 vom 29. 5.

41 A. a. O., Jg. 11 (1893), Nr. 3 vom 21. 1.

42 A. a. O., Nr. 13 vom 1. 4.

43 A. a. O., Jg. 6 (1888), Nr. 14 vom 7. 4.; Jg. 10 (1892), Nr. 16 vom 16. 4.; Jg. 11 (1893), Nr. 3 vom 21. 1.; Nr. 24 vom 17. 6.

44 A. a. O., Jg. 12 (1894), Nr. 16 vom 21. 4.

45 A. a. O., Jg. 5 (1887), Nr. 15 vom 9. 4.; Nr. 27 vom 7. 4.

46 Gerhard Hank, „Armeekorps auf dem Weg zur Sonne". Einige Bemerkungen zur kulturellen Selbstdarstellung der Arbeiterbewegung, in: Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung. Hrsg. von Dietmar Petzina, Essen 1986, S. 69–90, hier: S. 84; siehe auch Erhard Lucas, Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 53 f., S. 98.

47 Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, 3 Bde., Berlin 1930, Bd. 1, S. 258. Militärische Attribute sind auch typisch für die Denkmalsprache und für ein klassenübergreifendes Männerbild der Kaiserzeit. Vgl. Manfred Hettling, Totenkult statt Revolution, a. a. O., S. 121–124; George L. Mosse, Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit, Frankfurt a. M. 1996, S. 71.

Todesursache in den Totenlisten wird das Wirtschaftssystem angeklagt: Arbeitsunfall, Tuberkulose, Schwindsucht oder schlicht die „Proletarierkrankheit"[48] als Todesursachen weisen den Kapitalismus als Verantwortlichen aus. Der Tod des Arbeiters wird wie der militärische zum gewaltsamen Tod, als solcher unterstreicht er die Notwendigkeit einer neuen Ordnung und legitimiert die Praxis der Organisation. Der gewerkschaftliche Kampf wird zum legitimen Widerstand der Opfer; die moralische Integrität der Kämpfer wird genauso unterstrichen wie die höhere Legitimität des angestrebten Volksstaates.[49] Ein gewaltsames Opfer verpflichtet die Hinterbliebenen und Mitkämpfer zur Gegenleistung: es klagt die innere Einheit der Gemeinschaft ein und verpflichtet diese zur Empörung gegen die Verantwortlichen und zur Fortsetzung des Kampfes, zur Verwirklichung des Zukunftsstaates.[50]

Als religiöses Motiv dient das Opfersymbol schließlich auch der Selbstvergewisserung: es schließt die Vorstellung einer zukünftigen Erlösung, eine Heilsgewißheit ein. Der sozialistische Zukunftsstaat garantiert die Erlösung vom proletarischen Elend.[51] Hier wird im proletarischen Totenkult die religiöse Hoffnung auf die Erlösung im Jenseits auf das Diesseits übertragen. Diese säkularisierte Heilslehre verdeutlicht die Anbindung des gewerkschaftlichen Totengedenkens an christliche Semantik und Symbole.

2.2 Der „zähe", „selbstlose" und „zielbewußte" Kämpfer im Kaiserreich

Auch der gewerkschaftliche Funktionsträger wird im 19. Jahrhundert mit Attributen aus der Welt der Berufsarbeit und des Militärs belegt. Noch spielt die Legitimation der Gewerkschaftseliten nach innen keine herausragende Rolle in der symbolischen Repräsentation der Organisationen, deshalb auch unterscheiden sich die Zuschreibungen von Eigenschaften an mittlere Funktionäre und Mitglieder in den Nachrufen noch nicht wesentlich. Das ändert sich erst mit Professionalisierungs- und Bürokratisierungsprozessen innerhalb der Gewerkschaften. Der Funktionär zeichnet sich wie das einfache Mitglied durch Treue zur Sache, Eifer und Pflichterfüllung aus. „Eiserner Fleiß" und

48 Vgl. etwa *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 5 (1887), Nr. 20 vom 15. 5.; Jg. 10 (1892), Nr. 24 vom 11. 6.; Nr. 24 vom 17. 6.; Jg. 11 (1893), Nr. 40 vom 30. 9.; Jg. 27 (1909), Nr. 24 vom 12. 6., S. 362; *Der Textilarbeiter*, Jg. 27 (1915), Nr. 18 vom 39. 4., S. 71. Im Weltkrieg wurde dieser Zusammenhang von Tod und gesellschaftlichen Zuständen explizit benannt: Tuberkulose und Lungenkrankheiten wurden auf die schlechte Kriegsernährung zurückgeführt; proletarischer Freitod erscheint als traurige Konsequenz des „irdischen Jammertals". Unsere Toten 1917, in: a. a. O., Jg. 29 (1917), Nr. 52 vom 28. 12., S. 206; Nr. 44 vom 2. 11., S. 173. Auch die Klassenjustiz wurde angeklagt, indem der Tod als Folge von Zuchthausaufenthalten dargestellt wurde, Nachruf Ludwig Schröder, Bergarbeiter-Verband (BAV), in: *Correspondenzblatt*, Jg. 24 (1914), Nr. 22 vom 30. 5., S. 334. Zur Tuberkulose als proletarischer Krankheit vgl. auch Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871–1914, Bonn 1992, S. 654 f.

49 Zum Selbstverständnis der Arbeiterbewegung als überlegene moralische Kraft in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts vgl. auch: Wilhelm L. Guttsman, Workers' Culture in Weimar Germany. Between Tradition and Commitment, New York, Oxford und München 1990, S. 21.

50 Vgl. dazu allgemein: Der politische Totenkult, a. a. O., S. 12; Manfred Hettling, Totenkult statt Revolution, a. a. O., S. 10, S. 15 f.

51 Zu dieser säkularisierten Erlösungslehre des Sozialismus vgl. auch: Gottfried Korff, Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 27–60, hier: S. 47.

„unermüdliche Arbeit",[52] die keine Stunde „nutzlos" verstreichen läßt und auch nicht infolge von Krankheit oder Rückschlägen beeinträchtigt wird,[53] charakterisieren das Funktionärsdasein. Die Organisationstätigkeit erscheint als Arbeit und Verausgabung von Körperkraft, mit der die Verbände geschaffen und gestaltet werden. Besondere „Zähigkeit" und „Energie" unterscheiden daher den idealen Funktionsträger vom einfachen Mitglied und befähigen ihn, „Übermenschliches" zu leisten.[54]

Hinzu kommen Willenskraft, Zielbewußtsein und ein „Kämpferherz".[55] Bis zur Jahrhundertwende sind militärische Tugenden für die Gewerkschaftsführer besonders bedeutsam: es sind Kämpfer im Dienste des Sozialismus, opferbereit, selbstlos, bereit, alles zu geben, pflichtbewußt, diszipliniert und strategisch denkend.[56] Sie haben ihr Leben einem hohen Ideal gewidmet, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Organisation,[57] und erfüllen damit die Voraussetzungen heldenhafter Männlichkeit.[58] Ihr Leben erhält durch den Einsatz für das Ideal einen Sinn. Das Bild des hingebungsvollen Kämpfers, der keine persönlichen Interessen zu verfolgen scheint, „uneigennützig" der Sache dient, sich dem Kollektiv unterordnet und dafür das Vertrauen der Kollegenschaft gewinnt, ist typisch für die Kaiserzeit, die in der Arbeiterbewegung generell zum „Heldenzeitalter" stilisiert wurde.[59] In der „Kampfzeit" braucht das Heer der braven und treuen Soldaten mutige und energische Offiziere, die den Kampf gegen das todesverursachende Elend des Klassensystems führen. Ihre überlegene moralische Integrität wird durch den selbstlosen Dienst für ein ideales Ziel und die Gemeinschaft unterstrichen. Sie nehmen dafür Verfolgung, Zuchthaus und materielle Härten auf sich,[60] scheuen auch nicht den Einsatz des eigenen Lebens, das sie im Kampf, in der Organisationsarbeit, verschleißen.[61] Der stilisierte ideale Tod des Gewerkschaftsfunktionärs als Volkstribun führt von der Leitung der Mitgliederversammlung[62] oder „von der Parlamentstribüne auf die Totenbahre,

52 *Der Textilarbeiter,* Jg. 29 (1917), Nr. 31 vom 3. 8., S. 124; ferner: Jg. 28 (1916), Nr. 4 vom 28. 1., S. 14; *Correspondenzblatt,* Jg. 3 (1893), Nr. 30 vom 11. 12.; Jg. 19 (1909), Nr. 24 vom 12. 6., S. 362; Jg. 18 (1908), Nr. 41 vom 10. 10., S. 657; Jg. 22 (1912), Nr. 43 vom 26. 10., S. 647 f.; Jg. 26 (1916), Nr. 39 vom 23. 9., S. 405 ff.; *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 10 (1892), Nr. 17 vom 23. 4.; Jg. 24 (1906), Nr. 11 vom 17. 3., S. 88.

53 Nachruf Ernst Deinhard (1872–1909, Redaktionsleiter der *Holzarbeiterzeitung*), in: *Correspondenzblatt,* Jg. 19 (1909), Nr. 24 vom 12. 6., S. 362; Nachruf E. Goldbach, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 10 (1892), Nr. 16 vom 16. 4.

54 Nachruf Ignaz Auer (1969–1907, SPD, Redakteur beim Tabakarbeiterverband), in: *Correspondenzblatt,* Jg. 17 (1907), vom 20. 4., S. 248; Ludwig Rexhäuser (Redakteur Buchdrucker), a. a. O., Jg. 24 (1914), Nr. 5 vom 31. 1., S. 67 f.

55 Ebda.; *Der Textilarbeiter,* Jg. 27 (1915), Nr. 2 vom 8. 1., S. 8; Jg. 28 (1916), Nr. 13/14 vom 7. 4., S. 51.

56 Vgl. etwa ebda., ferner: *Correspondenzblatt,* Jg. 17 (1907), Nr. 16 vom 20. 4., S. 248; Jg. 22 (1912), Nr. 43 vom 26. 10., S. 647; *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 32 (1914), Nr. 47 vom 21. 11., S. 320; Jg. 22 (1904), Nr. 27 vom 2. 7., S. 213; Nr. 52 vom 30. 12., Jg. 11 (1893), Nr. 37 vom 16. 9.

57 *Der Textilarbeiter,* Jg. 29 (1917), Nr. 44 vom 2. 11.; *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 22 (1904), Nr. 27 vom 2. 4., S. 213; *Correspondenzblatt,* Jg. 17 (1907), Nr. 16 vom 20. 4., S. 248; Jg. 26 (1916), Nr. 39 vom 23. 9., S. 406.

58 George L. Mosse, Das Bild des Mannes ..., a. a. O., S. 73, S. 62.

59 Erhard Lucas, Vom Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung, a. a. O., S. 53.

60 Vgl. u. a. Nachruf Karl Hübsch (1892–1917, Vorsitzender DTAV), in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 29 (1917), Nr. 44 vom 2. 11.; Ludwig Schröder (BAV), Ignaz Auer, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 24 (1914), Nr. 22 vom 30. 5., S. 334; Jg. 17 (1907), Nr. 16 vom 20. 4., S. 248.

61 Nachruf Theodor Bömelburg (1862–1912, Vorsitzender des Maurer- bzw. Bauarbeiterverbandes), in: *Correspondenzblatt,* Jg. 22 (1912), Nr. 43 vom 26. 10., S. 647 f.; Karl Massatsch (1866–1914, DMV-Vorstandsmitglied), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 32 (1914), Nr. 52 vom 26. 12., S. 1.

62 Nachruf Wilhelm Bremer (DMV), a. a. O., Jg. 24 (1906), Nr. 11 vom 17. 3., S. 33.

nachdem er das letzte Wort für die Rechte des Volkes gesprochen" hat.[63] Mit dieser Konstruktion des „schönen" Funktionärstodes[64] im Dienst an den Mitgliedern wird direkt an dynastische Mythen angeknüpft.[65] Gewerkschaftsfunktionäre werden zu Märtyrern der Organisation stilisiert. Als solche verpflichten sie die Überlebenden zur Weiterführung des Kampfes, dazu, das Begonnene „zu höherer Entwicklung zu führen".[66]

2.3 Herrscher und Heerführer des Zukunftsstaates im Kaiserreich

In den Nachrufen präsentieren die Gewerkschaften ihre „Führer" als Patriarchen des Zukunftsstaates. Der proletarische Personenkult suchte in Konkurrenz zum monarchistischen Kult eigene Identifikationsfiguren aufzubauen, um den kulturellen Einfluß des Kaiserreichs in der Arbeiterschaft zurückzudrängen und die Monarchie zu delegitimieren. Das proletarische Heer wurde zur Loyalität gegenüber eigenen „Heerführern", die Bürger des Volksstaats zur Loyalität gegenüber eigenen „Herrschern" verpflichtet. Es sind Repräsentanten des politischen und wirtschaftlichen Zweigs der Arbeiterbewegung, mit denen die Gewerkschaftsmitgliedschaft auf die Sozialdemokratie und die sozialistische Utopie eingeschworen wird. Karl Marx wird zum „Fürsten" im „Reiche der Geister, in der Weltrepublik der Wissenschaft", zum Herrscher im Reich der Zukunft, des Lichts[67] stilisiert. Wie im dynastischen Totenkult wird der Tod des „Herrschers" als Demonstration innerer Geschlossenheit der Gemeinschaft und ihrer Macht inszeniert. Anläßlich des Todes von Marx demonstriert eine Trauerbewegung von Millionen die Macht der heranziehenden neuen Ordnung und den Zerfall der bestehenden.[68] Marx, Friedrich Engels, August Bebel, Wilhelm Liebknecht oder Victor Adler werden als paternalistische Vater- und Lehrerfiguren gezeichnet: sie verbinden „höchste Würde mit schönster Menschlichkeit", moralische Autorität mit „Wärme des Herzens",[69] „kristallharten Verstand" mit „gütiger Geduld", mit Milde, Güte, Menschenliebe und Mitgefühl für das Leid der Enterbten.[70] Ihr Lebenswerk steht im Dienst der Arbeiterklasse; diesen Dienst leisten sie „bis zum letzten Atemzug".[71]

63 Nachruf Carl Grillenberger (1848–1897, DMV, SPD), a. a. O., Jg. 15 (1897), Nr. 44 vom 30. 10.

64 Zum „schönen" Tod vgl. Philippe Ariès, Geschichte des Todes, a. a. O.

65 Auch Wilhelm I. arbeitete noch im Sterbebett. Vgl. Volker Ackermann, Nationale Totenfeiern in Deutschland. Von Wilhelm I. bis Franz Josef Strauß. Eine Studie zur politischen Semiotik, Stuttgart 1990, S. 76.

66 *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 32 (1914), Nr. 52 vom 26. 12., S. 1.

67 Zum Lichtsymbol vgl. auch Gerhard Hank, „Armeekorps auf dem Weg zur Sonne" ..., a. a. O., S. 75.

68 Zum Todestag Karl Marx' (1818–1883), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 12 (1894), Nr. 11 vom 17. 3. An den „demonstrativen Leichenbegräbnissen von Arbeiterführern" nahmen Hunderttausende teil. Vgl. Gerhard A. Ritter, Arbeiterkultur im deutschen Kaiserreich. Probleme und Forschungsansätze, in: Arbeiterkultur, a. a. O., S. 15–39, hier S. 23.

69 Nachruf Victor Adler, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 30 (1918), Nr. 47 vom 22. 11., S. 187.

70 Nachruf Friedrich Engels (1820–1895), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 13 (1895), Nr. 33 vom 17. 8.; Todesgedächtnis Marx, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 30 (1918), Nr. 44 vom 1. 11., S. 174 f.

71 Nachruf August Bebel (1840–1913), in: *Correspondenzblatt,* Jg. 23 (1913), Nr. 33 vom 16. 8., S. 503 f., Wilhelm Liebknecht (1826–1900), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 18 (1900), Nr. 33 vom 18. 8. Auch bereits im Nachruf Theodor York (1830–1875, Mitbegründer ADAV, SAPD und Vorsitzender der Tischlergewerkschaft), in: *Der Volksstaat,* Jg. 7 (1875), Nr. 1 vom 6. 1. Vgl. dazu Anm. 65. Auch in der Weimarer Republik findet sich dieses stilisierte Bild heroischen Sterbens im Dienst an der Gemeinschaft: „Wenn im letzten Todesröcheln noch ein Gedanke klar in diesem Genossen [Dißmann] aufblitzte, galt er bestimmt den Erwerbslosen." Zum Tode eines „Bonzen", in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 20. 11., S. 206.

Sie sind auch „feurige Vorkämpfer" (Bebel), „edelste Streiter" (Liebknecht)[72] der Proletarier, eines „planmäßig operierende[n], sich [seiner] Wege und Ziele bewußte[n] Heer[es]", das „kein dämmerndes Träumen verweichlicht". Mit dem wissenschaftlichen Sozialismus „schärften" Marx und Engels dessen „Schwert" und bereiteten den Weg zu seiner Weltherrschaft.[73] Als Kämpfer sind sie furchtlos, unermüdlich, opferbereit,[74] selbstlos und schlicht – und damit würdige Repräsentanten der Klasse, Proletarier im „edelsten und revolutionärsten Sinne".[75] Sie verkörpern die idealen Tugenden der Gewerkschaftsmitglieder und -eliten in herausragender (veredelter) Form und stiften damit Identifikationsmöglichkeiten. Die Gemeinschaft empfindet Liebe und Verehrung, Achtung, Stolz und Hingabe. Sie errichtet ihren Führern „im Herzen [...] ein Denkmal", das dauernder ist als das dynastische aus „Erz und Stein".[76] Als Gegenleistung für ihre Märtyrer verpflichtet sich die Gemeinschaft zu Folgebereitschaft und Treue, zur Fortsetzung des Lebenswerks, zur Verwirklichung der Utopie. So wird die „Spur" ihrer „Erdentage [...] niemals untergehen",[77] und „der Sozialismus wird kommen, weil er kommen muß".[78] In der Märtyrersemantik werden in der Gewerkschaftsbewegung weltimmanente Unsterblichkeitsphantasien[79] mobilisiert, die wiederum auf christliche Traditionen verweisen und an tiefliegende Gefühlsdimensionen und Sinndeutungen anknüpfen können.

2.4 Der Kollege und Führer als „Freund"

Nachrufe appellieren an und mobilisieren generell Emotionen: Empörung[80] und Gemeinschaftsgefühl genauso wie Trauer und Mitgefühl. Jenseits der stereotypen und sachlichen Todesnachrichten als Gemeinschaftspflicht erscheinen sie auch als Freundschaftsdienst. Der Kollege wird zum „Freund",[81] dessen Tod nicht nur mit ehrendem Andenken, sondern mit aufrichtiger Trauer, aufrichtigem Bedauern oder herzlicher Teilnahme begegnet

72 Vgl. Anm. 71. Bebel kämpfte mit „offenem Visier".

73 Nachruf Friedrich Engels, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 13 (1895), Nr. 33 vom 17.8. Das klassische Symbol des Schwertes mobilisiert nicht nur Vorstellungen von Macht und Krieg, sondern ist auch mit der Idee des gerechten Kampfes verbunden, mit dem berechtigte und lebenswichtige Interessen verteidigt werden. Vgl. Herfried Münkler, Politische Bilder, Politik der Metaphern, Frankfurt a. M. 1994, S. 64 und S. 69.

74 Victor Adler etwa zeichnete sich durch die Bereitschaft aus, „alles, seine Familie, sein Gut und sein Leben, für das Proletariat und seine Sache einzusetzen". In: *Der Textilarbeiter*, Jg. 30 (1918), Nr. 47 vom 22.11.

75 Ebda.; Zitat aus dem Nachruf Theodor York, in: *Der Volksstaat*, Jg. 7 (1875), Nr. 1 vom 6.1.

76 Nachruf Wilhelm Liebknecht, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 18 (1900), Nr. 33 vom 18.8. Vgl. auch das Gedicht auf Karl Marx, in: a. a. O., Jg. 36 (1918), Nr. 18 vom 4.5., S. 70:

„Die Arbeit grüßt Dich, großer Wegenthüller.
Ihr starbst Du nicht. Dem harten Leben treu,
gebirt ein jeder Tag Dich neu
im Herzen deiner Kämpfer und Erfüller."

77 Nachruf Friedrich Engels, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 13 (1895), Nr. 33 vom 17.8.

78 Erinnerung an Marx, a. a. O., Jg. 12 (1894), Nr. 11 vom 17.3.

79 Vgl. dazu Volker Ackermann, Nationale Totenfeiern in Deutschland ..., a. a. O., S. 201.

80 Etwa über das Motiv des gewaltsamen Todes, siehe oben, S. 322 ff.

81 Das Freundesbild etwa taucht in der *Metallarbeiter-Zeitung* 1893 achtmal auf (der Genosse, Kollege, Kämpfer jeweils zehnmal).

wird.[82] Auf Freundschaft und Zuneigung verweisen auch Bezeichnungen wie „unser Wilhelm", hilfsbereiter Kamerad,[83] „alter treuer Röske".[84] Auch die Großen der Bewegung werden in diese Männerfreundschaft einbezogen, und die Loyalität der Bewegung zu ihren Führern wird emotional unterlegt – im Kaiserreich und in der Weimarer Republik gleichermaßen. „Unser August Bebel" wird genauso „geliebt" wie „unser Robert [Dißmann]" und „unser Carl Legien", dem jeder, der ihn kannte, „eine stille Abschiedsträne weihen" wird.[85] Geschätzt wird am gewerkschaftlichen Freund Witz (auch „beißender") und Schlagfertigkeit, Humor, auch „gründliche Derbheit" oder Grobheit, eine „rauhe Außenseite", die ein „gemütvolles Innere barg", Geselligkeit, Offenheit und „ehrliche Gradheit", hilfsbereite Kameradschaftlichkeit, Bescheidenheit und ein „freundliches Wesen" und „weichfühlendes" Herz.[86]

In den Nachrufen präsentiert sich die Gewerkschaft mit der Hervorhebung dieser Männerfreundschaft[87] als „Männerbund", der seinen Mitgliedern kameradschaftliche Geborgenheit bietet und auf emotional begründeter Männersolidarität beruht.[88] Die Geborgenheit findet ihr Symbol etwa auch im Gewerkschaftshaus als dem „eigene[n] Heim".[89] Und die emotionale Verbundenheit bringt die *Metallarbeiter-Zeitung* auf eine knappe Formel: „Er liebte seine Genossen, seine Genossen beweinen ihn."[90]

82 A. a. O., Jg. 11 (1893), Nr. 24 vom 17. 6.; Nr. 29 vom 22. 7.; *Correspondenzblatt,* Jg. 24 (1914), Nr. 11 vom 14. 3., S. 160; Jg. 26 (1916), Nr. 4 vom 22. 1., S. 45.

83 *Der Textilarbeiter,* Jg. 29 (1917), Nr. 52 vom 28. 12., S. 205; Nr. 44 vom 2. 11., S. 174.

84 *Correspondenzblatt,* Jg. 20 (1910), Nr. 40 vom 8. 10., S. 629. Das gilt auch für die Weimarer Zeit, vgl. u. a. Nachruf auf Hermann Kube (1865–1932, Vorsitzender des Zentralverbandes der Zimmerer, Kassierer ADGB, „unser alter Freund"), August Balke (1881–1929, Sekretär des BAV), in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 42 (1932), Nr. 4 vom 23. 1., S. 49 f. und Jg. 39 (1929), Nr. 21 vom 25. 5., S. 331 oder Carl Legien (1861–1921, seit 1890 Vorsitzender der Generalkommission bzw. des ADGB), in: Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 2, S. 15.

85 Nachruf Carl Legien, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 31 (1921), Nr. 1 vom 1. 1.; auch Robert Dißmann ist „geliebter Führer", vgl. *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 44 (1926), Nr. 46 vom 13. 11., S. 201; zur Inszenierung der Trauerfeier vgl. auch: Robert Dißmanns letzte Fahrt, a. a. O., Nr. 47 vom 20. 11., S. 208 f.; vgl. auch die Trauerbezeugungen für Marx oder Liebknecht, a. a. O., Jg. 12 (1894), Nr. 11 vom 7. 3.; Jg. 18 (1900), Nr. 33 vom 18. 8.

86 A. a. O., Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97; Jg. 50 (1932), Nr. 40 vom 1. 10.; Jg. 32 (1914), Nr. 52 vom 26. 12., S. 1; *Der Textilarbeiter,* Jg. 33 (1921), Nr. 28 vom 15. 7., S. 113; Jg. 42 (1931), Nr. 5 vom 30. 1., S. 35; Jg. 29 (1917), Nr. 44 vom 2. 11., S. 174; *Correspondenzblatt,* Jg. 26 (1916), Nr. 4 vom 22. 1., S. 45; Jg. 28 (1918), Nr. 6 vom 9. 2., S. 55; Jg. 32 (1922), Nr. 7 vom 18. 2., S. 90 f.; Jg. 24 (1914), Nr. 11 vom 14. 3., S. 159 f.; erste Zitate aus Nachruf Ignaz Auer, a. a. O., Jg. 17 (1907), Nr. 16 vom 20. 4., S. 248; Emil Basner (1875–1918, DMV), a. a. O., Jg. 28 (1918), Nr. 9 vom 2. 3., S. 88 und letzteres aus Emil Girbig (1866–1933, Vorsitzender des Glasarbeiterverbandes), in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 43 (1933), Nr. 7 vom 18. 2., S. 110.

87 Auch „eisenfeste Freundschaft" zwischen Marx und Engels, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 30 (1918), Nr. 44 vom 1. 11., S. 174 f., oder treue Freundschaft zwischen Paul Umbreit (1868–1932, Schriftleiter der *Gewerkschaftszeitung*) und Friedrich Ebert (1871–1925), in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 42 (1932), Nr. 47 vom 19. 11., S. 737 f.

88 Eva Kreisky, Das Geschlecht politischer Institutionen, a. a. O., S. 591, S. 593.

89 *Der Textilarbeiter,* Jg. 37 (1925), Nr. 19 vom 22. 4., S. 77. Das „Heim" symbolisiert auch in der Arbeiterbewegung die weibliche Privatsphäre als einen von „Gemüthlichkeit und Poesie", „Anmuth und Schönheit" gekennzeichneten Ort der Geborgenheit. So die Internationale Arbeiterassoziation 1866 zur Aufgabe der Frauen. Zitiert in: Werner Thönnessen, Frauenemanzipation, a. a. O., S. 19.

90 Nachruf Josef Wiederhofer (Stellvertretender Vorsitzender des österreichischen Metallarbeiterverbandes), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 42 (1924), Nr. 46 vom 15. 11., S. 162; vgl. auch die Grabreden für Robert Dißmann, Robert Dißmanns letzte Fahrt, a. a. O., Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 20. 11., S. 208 f.

3 Frauenbilder im Kaiserreich: Kollegin, Mitkämpferin und „Kameradin"

Frauen sind in den Nachrufen und Todesanzeigen des 19. Jahrhundert kaum präsent. Die Tradition der Handwerksgilden, auch die Ehefrauen in die Totenrituale einzubeziehen,[91] verliert sich in der Gewerkschaftsbewegung. Die Pflicht der Gemeinschaft zur Todesankündigung bezog sich auf die Organisationsmitglieder; nur in Ausnahmefällen wurde in der Gewerkschaftspresse eine Todes- als Privatanzeige für die Ehefrau eines Mitglieds veröffentlicht. Sie galt 1891 der „liebe[n] Frau und treusorgende[n] Mutter"[92] und verschwand danach vollständig. Es läßt sich vermuten, daß dafür die Abwertung der Haus- und Ehefrauen in der sozialistischen Arbeiterbewegung verantwortlich ist, die die Hausarbeitssphäre entweder idealisierte oder als Ort dumpfesten Konservatismus und Irrationalismus abqualifizierte.

Als Gewerkschaftsmitglieder wurden Frauen nach der Öffnung der Gewerkschaftsorganisationen für weibliche Mitglieder in den 1890er Jahren[93] als formal Gleiche behandelt und der Tod „unserer Kollegin" oder „unseres Mitglieds" angezeigt. Bei 1897 152 weiblichen Mitgliedern im Metallarbeiterverband bleibt die Todesansage für Frauen selbstredend selten, es finden sich überhaupt nur drei Todesanzeigen für Frauen, die alle keine Zuschreibungen enthalten.[94]

In den formalisierten Totenlisten finden sich weibliche und männliche Mitglieder, die sich nur in der Todesursache unterscheiden: der weibliche Tod erfolgt häufig infolge Unterleibsleiden, Geburt und „Verzehrung".[95] Diese Bilder verdichten die Vorstellung weiblicher Natur (als biologische Anlage zur Mutterschaft) und Schwäche. Der Tod aus Verzehrung zeichnet die Proletarierin als besonders elendes und passives Opfer kapitalistischer Ausbeutung und Doppelbelastung.[96] Als Opfer des Kapitalismus sind Frauen im gewerkschaftlichen Selbstverständnis Teil der Klassengemeinschaft mit Sonderstatus.

Laut programmatischen Erklärungen konnten Frauen ihre Teilhabe an der Solidargemeinschaft in zwei gleichberechtigten Rollen begründen: als Erwerbstätige in der Rolle der gewerkschaftlich organisierten „Mitkämpferin" und als Ehefrau in der Rolle der „Kameradin".[97] Das Bild der Mitkämpferin wird in den genannten Todesanzeigen der

91 Peter Löffler, Studien zum Totenbrauchtum ..., a. a. O., S. 79, S. 85.

92 *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 9 (1891), Nr. 39 vom 26. 9. und Nr. 46 vom 14. 11.

93 Vgl. zur sukzessiven Öffnung der Verbände für Frauen nach formellen Organisationsschließungen Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., S. 104 ff.; für den DMV vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 177 ff.

94 *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 14 (1896), Nr. 45 vom 7. 11.; Jg. 15 (1897), Nr. 9 vom 27. 2.; Nr. 11 vom 13. 3. Die Mitgliederzahl in: Jg. 11 (1893), Nr. 13 vom 1. 4. Im DTAV waren 1897 11 Prozent der Mitglieder weiblich, bis 1907 stieg der Frauenanteil auf 37 Prozent. Vgl. Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163, hier S. 152.

95 Vgl. die Totenlisten im *Textilarbeiter*.

96 Exemplarisch noch Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, a. a. O., Bd. 1, S. 183, S. 279 f.

97 Beide ausführlich dargestellt in: Die Gewerkschaften und die Frauen, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 27 (1909), Nr. 2 vom 9. 1., S. 9. „Vor allem gehört die Frau, die der Lohnarbeit, dem Erwerbe nachgeht, in die Gewerkschaft, um da gemeinschaftlich mit dem Manne für bessere und einigermaßen befriedigende Arbeits- und Lohnverhältnisse [...] zu kämpfen." Zum Bild der Kameradin vgl. das Zitat in Anm. 104.

Kollegin allerdings nicht durch Zuschreibungen belebt. Es handelt sich um die einfachste Form der Todesnachricht, die keine positiven Emotionen mobilisiert noch durch eine besondere Würdigung ein Identifikationsangebot enthält. Darin drücken sich emotionale Distanz und die nur widerwillige Akzeptanz weiblicher Erwerbsarbeit und öffentlicher Betätigung von Frauen aus.[98] Das weibliche Mitglied erscheint weniger als Mitkämpferin denn als Fremdkörper in einer über das Militär, Facharbeit und Männerfreundschaft definierten Gemeinschaft.

Dieser bleiben auch Funktionsträgerinnen fremd. Der Tod Emma Ihrers[99] oder der Sozialdemokratin Lily Braun ist den Branchenverbänden keine Erwähnung wert; einen Nachruf erhalten sie nur im *Correspondenzblatt.*[100] In der Lebensdarstellung Brauns werden ihre Ehen und ihr Familienleben – normalerweise blinde Flecken in der Funktionärsbiographie der Nachrufe – genauso ausführlich behandelt wie ihre schriftstellerische und politische Tätigkeit. In ihrer öffentlichen Rolle wird sie mit männlichen Zuschreibungen charakterisiert – als kühne und wissenschaftlich gründliche Schriftstellerin, als ernste und eindrucksvolle Rednerin, die ihre Kräfte zum „Kampfe" aus dem Familienleben schöpfte. Diese Rolle bleibt auf die Frauenbewegung beschränkt, hier wirkte Braun als „Vorkämpferin": sie setzte sich „nicht bloß für die ökonomische und politische Befreiung der Frau ein, sondern machte mit starkem Nachdruck auch ihr heiliges Naturrecht auf Mutterschaft geltend, und nur in der Vereinigung von Mutterschaft und Staatsbürgertum fand sie die wahre Höhe des Weibes".[101]

Auch der Nachruf auf Emma Ihrer bleibt eher distanziert. Er enthält keine Verpflichtung der Gemeinschaft zur Gegenleistung und Fortsetzung ihres Werkes. Die Persönlichkeit wird mit männlichen Eigenschaften charakterisiert: Ihrer war „unermüdlichster Kämpfer" der Arbeiterbewegung, der „mühevolle Arbeit geleistet" hat und sich auszeichnete durch „feurigste[n] Kampfesgeist", „freudigste Opferwilligkeit und Hingabe für die große Sache".[102] Ihre öffentliche Funktion bleibt ebenfalls auf die Arbeiterinnenbewegung begrenzt: sie wirkt in erster Linie in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Frauen für Frauen – in einer geschlechtersegregierten Arena des Politischen. Diese allerdings weist negative Besonderheiten auf – die mangelnde Organisationsfähigkeit von Frauen macht die Organisationsarbeit „mühevoll" und besonders schwierig.

Positive Würdigungen und Gefühlsäußerungen bleiben auf Ehefrauen konzentriert. Idealisiert wird die proletarische Frau in ihrer Rolle als liebende und opferfähige Gattin und Mutter, deren selbstverständliches Tätigkeitsfeld die Familie ist. Sie gestaltet die Privatsphäre als Rückzugsgebiet des sozialistischen Politikers und Gewerkschafters, in der er Kraft für den öffentlichen Kampf schöpfen kann. Die Ehefrau Karl Marx' wird als kulturell hochstehend und voller Schönheit porträtiert. Sie ist aufopferungsfähig für den revolutionären Sozialismus, erträgt alle Mühsal, Kümmernisse und die Not der

98 Vgl. allgemein Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., S. 43 ff., S. 104, S. 108, S. 110 ff., S. 156; für den DTAV: Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, a. a. O., S. 154; für den DMV: Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 381–391.

99 Emma Ihrer (1857–1911) war das erste weibliche Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften (1890 bis 1892) und Vorsitzende des von ihr gegründeten gewerkschaftlichen Arbeiterinnenkomitees.

100 Es sind die beiden einzigen Nachrufe auf Funktionärinnen in meinem Pressesample.

101 *Correspondenzblatt,* Jg. 26 (1916), Nr. 34 vom 19. 8., S. 358 f.

102 A. a. O., Jg. 21 (1911), Nr. 2 vom 14. 1., S. 20.

Armut. Aber auch im Elend bleibt sie „heiter" und schafft damit die Voraussetzung für eine gleichfalls positive Grundstimmung Marx'.[103] Es ist die familiäre „Kameradin",[104] die geschätzt wird, die Verständnis für die Organisationstätigkeit, den revolutionären Sozialismus aufbringt und dafür Opfer in der ihr zugeschriebenen Privatsphäre erbringt. Es ist die „sorgsam pflegende Gattin, die sich aufopferte, um den Kämpfer der Kämpferschar" zu erhalten.[105] Die Männer verschreiben ihre öffentliche Tätigkeit einem übergeordneten Ziel und erfüllen damit die Voraussetzung „heldenhafter Männlichkeit".[106] Die Frauen stellen ihre häusliche Arbeit in den Dienst der Sache, geben damit ihrem Opfer einen höheren Sinn und erfüllen die Voraussetzung heldenhafter Weiblichkeit.

4 Der Funktionär als „Mann" und „Proletarier" in der Weimarer Republik

4.1 Vom „strebsamen" Aufsteiger zum schlichten, nüchternen, erfolgreichen Gewerkschaftsbeamten in der Weimarer Republik

In der Weimarer Republik setzt sich schließlich für die einfachen Mitglieder die sachliche Todesmeldung durch. Eine Ausnahme bilden die Senioren der Organisation, deren langjährige Mitgliedschaft zur Hervorhebung qualifiziert.[107] „Treue" wird zur Seniorität. Zuschreibungen von Tugenden an die Mitglieder entfallen genauso wie die Anklage durch die Beschwörung des „proletarischen" Todes. Das Opfersymbol hat in der Demokratie seine Funktion verloren: mit der Weimarer Republik ist der Zukunftsstaat Wirklichkeit geworden. Er steht nicht mehr in der Verantwortung für proletarisches Elend und Tod infolge von Armut. Nunmehr gilt es, den Status quo zu legitimieren, Zustimmung für die Republik gegen Angriffe von rechts und links zu mobilisieren. In den Nachrufen der Weimarer Zeit für die Gründergeneration wird daher nicht mehr die Zukunft, sondern die Ankunft als Aufstieg aus dem Elend beschworen. Die „dürftige Straße" der Frühzeit hat ans Ziel geführt: „Das alte Geschlecht stirbt dahin, aber das Werk steht, und ein neues Geschlecht möge es vollenden."[108]

Diese sukzessive Rationalisierung und Hierarchisierung der Todesnachricht spiegelt nicht nur Prozesse der Säkularisierung, der Privatisierung und Verdrängung des Todes als Kennzeichen der Moderne.[109] Sie zeigt auch den Wandel der Gewerkschaften von Solidargemeinschaften zu modernen wirtschaftlichen Großverbänden mit hierarchischen

103 Todesgedächtnis Karl Marx, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 30 (1918), Nr. 44 vom 1. 11., S. 174 f.

104 Als „Gattin des Lohnarbeiters" soll die Frau „unsere Mitkämpferin sein. Sie soll ihrem Mann verständnisvoll zu Seite stehen, ihm eine gute Kameradin und Genossin sein, ihn nicht abhalten von dem, was die Zeit von der Arbeiterschaft, von jedem einzelnen Arbeiter und jeder einzelnen Arbeiterin fordert, sondern ihn im Gegenteil noch ermuntern und aneifern zur regen aktiven Teilnahme an der Gewerkschaft, an den Kämpfen für die Hebung und Befreiung der Arbeiterklasse ..." Die Gewerkschaften und die Frauen, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 27 (1909), Nr. 2 vom 9. 1., S. 9; auch Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 318, konstatiert ein größeres Interesse des DMV an der Ehefrau als an der Arbeiterin.

105 Nachruf Ernst Deinhard, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 19 (1909), Nr. 24 vom 12. 6., S. 362.

106 George L. Mosse, Das Bild des Mannes ..., a. a. O., S. 73; vgl. Abschnitt 2.3, S. 325 f.

107 *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 45 (1927), Nr. 26 vom 25. 6., S. 156, Nr. 25 vom 18. 6., S. 148, Nr. 46 vom 12. 11., S. 314.

108 A. a. O., Nr. 33 vom 13. 8., S. 212.

109 Vgl. etwa: Marianne Mischke, Der Umgang mit dem Tod ..., a. a. O., S. 104 ff.

Binnenstrukturen und pragmatischer Orientierung, konzentriert auf eine Vertretung ökonomischer Interessen in institutionalisierten industriellen Beziehungen. Die symbolische Integration der Mitglieder verliert an Bedeutung: die Organisation legitimiert sich als Handlungseinheit zunehmend nicht nur über gemeinsame Werte, sondern auch über den ökonomischen Erfolg. Sie bedarf in der Weimarer Republik als staatlich anerkannter und gesellschaftlich integrierter Verband auch nicht mehr der rigiden Abgrenzung nach außen. Wichtiger als die Stabilisierung einer Distinktionsidentität der Gruppenmitglieder über Prozesse symbolischer Abgrenzung und Integration wird die Legitimation gewerkschaftlicher Eliten und ihrer Einbindung ins politische System (Übernahme staatlicher Funktionen). Daher wandeln sich auch die Funktionärsbilder in den Nachrufen oder werden mit neuen Strategien verknüpft.

In der Weimarer Republik werden die Funktionärsbilder in Nachrufen individueller, vielfältiger, ambivalenter und maskuliner. Biographische Daten und Persönlichkeitszeichnungen nehmen einen größeren Raum ein. Die militärische und autoritäre Symbolik verblaßt. Die Sprache ist durch ein Pathos der Nüchternheit, durch pathetische Sachlichkeit[110] gekennzeichnet. Dieser Prozeß beginnt bereits mit der Jahrhundertwende, als der „strebsame" Proletarier als Synonym des sozialen Aufsteigers als neues Bild auftaucht. „Nüchterne Erwägung", „klare Erkenntnis", Rednertalent, „großes Wissen" qualifizieren für eine Gewerkschaftsfunktion. Der Funktionär schafft sich selbst – aus eigener Kraft über fleißiges Selbststudium, die Erfolge der Bewegung erscheinen als sein persönliches Werk.[111]

Neben klassische Zuschreibungen – Pflichtbewußtsein, Treue, Fleiß, Opferbereitschaft und Entsagung[112] – treten neue Stereotype bzw. Kombinationen klassischer und neuer Tugenden. Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit, Rechtschaffenheit – und nur noch selten strenge Selbstzucht[113] – werden betont. Der Funktionsträger ist nicht mehr in erster Linie Kämpfer und Bannerträger,[114] sondern „Amtsinhaber" und „Gewerkschaftsbeamter", als solcher schlicht, frei von Eitelkeit. Er wirkt pflichtbewußt in der Stille unter Zurückstellung der eigenen Person und eigener Bedürfnisse. Er wird zum Sachbearbeiter und Spezialisten, für den Fachwissen, Spezialkenntnisse, sorgsame Vorbereitung, Gewissenhaftigkeit entscheidend sind.[115] Als Verhandlungsführer in institutionalisierten

110 Vgl. dazu auch allgemein: Gottfried Korff, Rote Fahnen und geballte Faust. Zur Symbolik der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: Fahnen, Fäuste, Körper, a. a. O., S. 30, S. 51.

111 Vgl. Nachrufe Karl Massatsch, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 32 (1914), Nr. 52 vom 26. 12., S. 1, und Karl Kloß (1847–1908, Vorsitzender des Holzarbeiterverbandes), Ernst Deinhard, Theodor Bömelburg, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 18 (1908), Nr. 7 vom 15. 2., S. 111 f., Jg. 19 (1909), Nr. 24 vom 12. 6., S. 362; Jg. 22 (1912) Nr. 43 vom 26. 10., S. 647 f.

112 Etwa: *Der Textilarbeiter,* Jg. 39 (1927), Nr. 14 vom 8. 4., S. 69; Jg. 37 (1925), Nr. 51 vom 18. 12. 1925, Nr. 14 vom 3. 4., S. 57; *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 48 (1930), Nr. 30 vom 26. 7., S. 238; Jg. 45 (1927), Nr. 15 vom 9. 4., S. 63; Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97.

113 Nachruf Hermann Jäckel (1869–1928, Vorsitzender des DTAV), in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 40 (1928), Nr. 45 vom 9. 11.

114 Wenn an die Kämpfersymbolik angeknüpft wird, dann mit neuen ambivalenten Bildern: etwa von stiller Unerschrockenheit, *Der Textilarbeiter,* Jg. 39 (1927), Nr. 14 vom 8. 4., S. 69. Robert Dißmann wird als Kämpfernatur mit sensibler Seele charakterisiert, in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 36 (1926), Nr. 45 vom 6. 11., S. 632 f.

115 *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 36 (1926), Nr. 37 vom 11. 9., S. 523 f.; Jg. 40 (1930), Nr. 7 vom 15. 2., S. 109 f., Jg. 41 (1931), Nr. 22 vom 30. 5., S. 351; Jg. 39 (1929), Nr. 20 vom 18. 5., S. 315; Jg. 42 (1932), Nr. 13 vom

industriellen Beziehungen benötigt er taktisches Geschick, nüchternen Pragmatismus, die Fähigkeit zum Ausgleich.[116]

Als Aufsteiger wird seine proletarische Herkunft betont, aber er muß nicht mehr unbedingt die Leiden des Proletariats, des „Lebens Bitternis" selbst „gründlich ausgekostet" haben.[117] Sein Verzicht ist Folge aufreibender Organisations- als Berufsarbeit. Der Funktionär ist Vollzeitaktivist, als „Arbeitsmensch" immer „im Laufschritt",[118] der auf Familien-[119] bzw. Privatleben generell verzichtet: partiell benötigte er nicht einmal eine Privatwohnung, „ein Diwan neben dem Schreibtisch und eine Decke genügten ihm".[120] „Die Tätigkeit eines Gewerkschaftsbeamten ist äußerst aufreibend. Wer sich ihr widmet, darf die Arbeitsstunden nicht zählen, das Opfer nicht scheuen, die Ruhe nicht suchen und muß es mit der bloßen Genugtuung bewenden lassen, die Pflicht getan zu haben. Nur der wird die mühselige Tätigkeit unverzagend und erfolgreich zu verrichten vermögen, dem ein immer quellender Born von Pflichteifer und Liebe zum Werk, zur geknechteten und aufwärtsstrebenden Klasse beschert ist."[121]

In diesem Kontext werden die Gewerkschaftseliten wieder zu Opfern, die ihre Lebenskraft im Dienst an der Organisation und den Mitgliedern verschleißen, sich „buchstäblich zu Tode" arbeiten.[122] Der schöne Funktionärstod ist der Tod auf der Dienstreise,[123] im Arbeitsprozeß: er bedeutet, „mitten aus der Arbeit herausgerissen zu werden [...] und als Arbeitskamerad bis zum letzten Tage weiterzuleben in der Erinnerung seiner Mitarbeiter".[124] Dieses Bild mühseliger Arbeitslast bietet zumindest der alten Mitgliedergeneration eine Identifikationsmöglichkeit: es knüpft an die Erfahrung freizeitloser und aufreibender Erwerbsarbeit der Kaiserzeit an, als „full absorption through work" zur Normalität des Arbeiterlebens gehörte.[125] Aber Organisationsarbeit taucht nicht mehr

[Forts. von Anm. 115]
26. 3., S. 193 f.; Nr. 49 vom 3. 12., S. 780 f.; *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 49 (1931), Nr. 32 vom 6. 8.; Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97.

116 Nachruf Albert Schwarz-Dresden (DMV, SPD) und Robert Dißmann, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 47 (1929), Nr. 31 vom 3. 8., S. 246; Jg. 44 (1926), Nr. 46 vom 13. 11., S. 201; Nachruf Alois Staudinger (Vorsitzender des Zentralverbands der Steinarbeiter), in: *Correspondenzblatt,* Jg. 30 (1920), Nr. 41 vom 9. 10., S. 547. Selbst Marx wird zum Realpolitiker stilisiert, *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 36 (1918), Nr. 18 vom 4. 5., S. 69 f.

117 *Der Textilarbeiter,* Jg. 32 (1920), Nr. 49 vom 3. 12.; Jg. 36 (1924), Nr. 30 vom 5. 9., S. 104; zur sozialen Herkunft vgl. a. a. O., Jg. 34 (1922), Nr. 33 vom 18. 8., S. 137; Jg. 36 (1924), Nr. 30 vom 5. 9., S. 104. Hier spiegelt sich auch ein Generationenwechsel von der Gründer- zur Frontgeneration im Funktionärskörper; letztere bestand aus Spezialisten, die nicht mehr unbedingt aus dem Arbeitermilieu kamen; vgl. für den DMV: Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 247 f.

118 Zum Tode eines „Bonzen" [Robert Dißmann], in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 20. 11., S. 206.

119 A. a. O., Jg. 43 (1925), Nr. 14 vom 3. 4., S. 57.

120 Nachruf Adolf Braun, in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 39 (1929), Nr. 20 vom 18. 5., S. 315.

121 Nachruf Alfons Buse (1874–1928, Sekretär des DMV-Vorstands), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97.

122 Zum Tode eines „Bonzen" [Robert Dißmann], in: a. a. O., Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 20. 11., S. 206; vgl. auch a. a. O., Jg. 42 (1924), Nr. 21 vom 27. 5., S. 62; *Der Textilarbeiter,* Jg. 37 (1925), Nr. 14 vom 3. 4., S. 57.

123 A. a. O., Jg. 32 (1920), Nr. 6 vom 6. 2.; Jg. 33 (1921), Nr. 28 vom 15. 7., S. 113; Jg. 32 (1922), Nr. 19 vom 12. 5., S. 80.

124 Nachruf Hermann Kube, a. a. O., Jg. 44 (1932), Nr. 4 vom 23. 1., S. 50; Nachruf Otto Sänger (DMV), in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 48 (1930), Nr. 25 vom 21. 6., S. 198.

125 Wilhelm L. Guttsman, Workers' Culture in Weimar Germany ..., a. a. O., S. 111.

nur als Entsagung und Verzicht auf. Sie bedeutet auch Sinngebung: das Leben wird „reich" an Freude, Ehre und Erfolg durch die Arbeit.[126]

Die Gewerkschaftselite präsentiert sich in der Weimarer Republik nicht mehr ausschließlich als Gemeinschaft treuer und vorbildlicher (Vor-)Kämpfer der Bewegung, sondern auch als ein Zusammenschluß erfolgreicher und leistungsorientierter Berufstätiger und Aufsteiger. Die Nachrufe mobilisieren nicht mehr Zustimmung für eine egalitäre Solidargemeinschaft, die sich nach außen abgrenzt. Sie legitimieren die Gewerkschaftsbürokratie als Sondergruppe innerhalb der Organisationen. Die Funktionärsposition rechtfertigt sich nicht mehr nur ausschließlich über das „heilige Feuer der Liebe zu seinen in der Finsternis lebenden Mitmenschen",[127] sondern über Wissen, Sachkenntnis, Arbeitsleistung und Erfolg.[128] Je weiter sich die Lebens- und Arbeitssituation der Gewerkschaftseliten von der des einfachen Mitglieds entfernt, die Teilhabe an politischer und ökonomischer Macht zur Normalität wird, um so mehr werden Selbstlosigkeit, Verzicht,[129] die „Last" der Verantwortung[130] und die proletarische Herkunft in den Nachrufen herausgestellt und die Opfersymbolik beschworen, um die Loyalität der Mitglieder einzufordern.

Nicht zuletzt wird die vormals selbstverständliche Identität von Funktionär und Mitglied durch die Hervorhebung der gemeinsamen Klassenzugehörigkeit wiederhergestellt. Die proletarische Physiognomie des Funktionärs und Führers wird bedeutsam: so „verriet" die Gestalt Otto Hues „den Industrieproletarier", der von Natur aus stark gebaut ist und dessen Züge von Arbeit, Sorge und Verantwortung geprägt sind.[131] Und auch Alfons Buse war mit schweren Händen und breiten Schultern durch die Fabrikarbeit geformt und hatte ein von Spuren der Arbeit und Sorgen gezeichnetes Gesicht.[132] Robert Dißmann blieb auch als Reichstagsabgeordneter, trotz Reichsbahnfahrten 1. Klasse und Reisen in die USA, „proletarisch" bis zuletzt.[133] Und es sind die „Arbeiter*fäuste*", die das „Banner" der Bewegung aufnehmen, wenn es der „sterbenden Hand" des Funktionärs entgleitet, um es „jubelnd der Zukunft" oder voranstürmend neuen Siegen entgegenzutragen.[134]

126 Nachruf Paul Umbreit, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 42 (1932), Nr. 13 vom 26. 3., S. 193 f.; auch a. a. O., Nr. 15 vom 9. 4.; Jg. 39 (1929), Nr. 20 vom 18. 5., S. 315.

127 *Der Textilarbeiter*, Jg. 36 (1924), vom 5. 9., S. 104.

128 So hinterließ der langjährige Vorsitzende des DTAV Hermann Jäckel ein „stolzes" Lebenswerk, a. a. O., Jg. 40 (1928), Nr. 45 vom 9. 11.; vgl. auch Anm. 113.

129 Das Verzichtsmotiv wird etwa auch explizit gegen die „Bonzen"kritik der Weimarer Jahre funktionalisiert, gegen den Vorwurf, „ein Leben in dulci jubilo" zu führen und die Arbeitergroschen zu verprassen, a. a. O., Jg. 34 (1922), Nr. 8 vom 24. 2., S. 27, bzw. zum Tode eines „Bonzen" [Robert Dißmann], in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 20. 11., S. 206.

130 Etwa Nachruf Hermann Kube, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 42 (1932), Nr. 4 vom 23. 1., S. 50; Paul Umbreit, a. a. O., Nr. 13 vom 26. 3., S. 193 f.

131 Nachruf Otto Hue (1868–1922, inoffizieller Führer des Bergarbeiterverbandes), in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 40 (1922), Nr. 17 vom 29. 4., S. 74.

132 Nachruf Alfons Buse, a. a. O., Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97.

133 Nachruf Robert Dißmann, a. a. O., Jg. 44 (1926), Nr. 47 vom 10. 11., S. 206.

134 Nachruf Franz Flenske-Hannover (DMV), a. a. O., Jg. 41 (1923), Nr. 16 vom 21. 4., S. 64; Otto Hue, a. a. O., Jg. 40 (1922), Nr. 17 vom 29. 4., S. 74.

4.2 Stille und überwältigende Größe des gewerkschaftlichen Führers und Staatsmannes

Auch in den Nachrufen auf die „Großen" der Bewegung mischen sich traditionelle und neue Zuschreibungen. Als Repräsentanten der Klasse symbolisieren sie ihren Aufstieg, den Aufstieg von der „Mühseligkeit eines einfachen Arbeiterdaseins bis in die verantwortungsreiche Stellung eines Mannes von internationaler Autorität"[135] bzw. bis ins Amt des Reichspräsidenten.[136] Es sind „zähe" und siegreiche oder vorsichtig abwägende Kämpfer und Idealisten, aber auch Sachkenner, Spezialisten oder „Universalmenschen", „Alleskönner".[137] Es sind von Natur aus Führungspersönlichkeiten von „überwältigender" (Legien) oder schlichter Größe (Müller). Hermann Müller etwa war Lehrer und Führer, für den „Schlichtheit des Wesens" und Noblesse des Charakters kennzeichnend waren. Er war erfolgreicher Unterhändler, versöhnender Vermittler und überzeugender Führer durch die Geradheit seines Wesens und die Bestimmtheit seines Willens. Er war ein „Mann der sachlichen Beratung", den ein sicheres Urteil, „schöpferischer Geist"[138] und „Wärme des Herzens", die „Echtheit und Wärme seines Gefühls" für die Arbeiterbewegung auszeichneten.[139]

Hingegen ist Legien gekennzeichnet durch „ruhige Überlegenheit", „besonnene Führung", „überlegene Kraft" und „unbeugsame Energie", „Entschluß-", „Willens-" und „Überzeugungskraft".[140] Er ist Monolith, Fels in der Brandung unruhiger Zeiten, der den Erfolg,[141] die Stabilität des Erreichten und innere Geschlossenheit symbolisiert. Das Ziel der Bestandssicherung wird in der Symbolsprache zu Carl Legiens Tod besonders deutlich. Als Grabmal wird ein Monolith gewählt, ein „mächtiger, scharfkantiger Block", der das Wesen des Vorsitzenden des ADGB charakterisiere: „Wie dieses Felsstück so stand er mitten unter uns, fest in seinem starken Willen, wo es galt, dem Wohl der arbeitenden Klasse zu dienen, seine Umgebung überragend, mitreißend von Erfolg zu Erfolg. Schlicht und einfach wie dieser Steinriese ging er mitten unter uns, was er gewesen ist, war er aus sich selber geworden, wie dieses, sein Denkmal, an dem der Künstler so wenig zu tun gehabt, weil die Natur ihm Gehalt und Form gegeben hat. Nur ein einziges Wort spricht von dem Stein zu uns: Legien. Das ist genug."[142] Ihren Führern bringt die Arbeiterschaft „scheue" und „ehrfürchtige" Bewunderung entgegen.[143] Aber auch „Liebe": Robert Dißmann etwa ist geliebter Führer.[144] Beides verpflichtet die

135 Nachruf Otto Hue, a. a. O.
136 Nachruf Friedrich Ebert, a. a. O., Jg. 43 (1925), Nr. 11 vom 14. 3.
137 Nachruf Carl Legien, in: *Correspondenzblatt*, Jg. 31 (1921), Nr. 1 vom 1. 1.; auch Nachruf Otto Hue, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 40 (1922), Nr. 17 vom 29. 4., S. 74.
138 Ebenso Hermann Jäckel, in: *Der Textilarbeiter*, Jg. 40 (1928), Nr. 45 vom 9. 11.
139 Nachruf Hermann Müller (1868–1932, Stellvertretender Vorsitzender des ADGB), in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 42 (1932), Nr. 47 vom 19. 11., S. 737 f.
140 Wie Anm. 107; ferner: Carl Legien zum Gedächtnis, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 40 (1930), Nr. 52 vom 27. 12., S. 817 ff.
141 Etwa die „gleichberechtigte Mitarbeit der Gewerkschaften im Staatsleben"; vgl. Carl Legien zum Gedächtnis, a. a. O., Jg. 41 (1931), Nr. 49 vom 5. 12., S. 781 f. Legien verließ auch nie „als Geschlagener den Kampfplatz", Nachruf ..., wie Anm. 137.
142 *Der Textilarbeiter*, Jg. 33 (1921), Nr. 52 vom 30. 12., S. 216.
143 Nachruf Carl Legien, in: *Correspondenzblatt*, Jg. 31 (1921), Nr. 1 vom 1. 1.
144 Nachruf Robert Dißmann, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 43 (1926), Nr. 46 vom 13. 11.

Hinterbliebenen zur Fortsetzung des Lebenswerkes der Verstorbenen. Anerkennung finden sie in der Weimarer Republik allerdings über die Binnengemeinschaft hinaus in „allen Kreisen".[145]

Die Symbolik des Massigen, Festen[146] verweist genauso wie die Zuschreibungen von stiller Größe, Willens-, Entschluß- und Körperkraft auf das Männliche, es sind typische Stereotype idealer Männlichkeit.[147] In der Weimarer Republik wird es in den Nachrufen nicht mehr dabei belassen, den Funktionär und seine Tätigkeit mit Attributen der Männlichkeit zu belegen. Nicht nur die Proletarisierung der Führergestalten und die Ausmalung einer kraftvollen Körpergestalt verweisen auf eine zusätzliche Betonung der Maskulinität der Funktionsträger. Funktionär und „Mann" werden explizit gleichgesetzt: Hue ist ein „Mann der Tat", Legien ein „Mann von kühlem, klarem Denken und entschlossenem Handeln",[148] Hermann Müller hat überall „seinen Mann gestanden". Zur zusammenfassenden Charakterisierung des Funkionsträgers reicht wie bei Robert Dißmann die Benennung des Geschlechts: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem."[149] Denn in den unruhigen Zeiten Weimars, vom Bürgerkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise ein „gigantisches Ringen" der Arbeiterklasse, braucht die Bewegung „Männer von Stahl, von unbeugsamer Energie und von jener goldenen Rücksichtslosigkeit", die Legien zugeschrieben wird.[150]

In Weimar wird in den Nachrufen im Unterschied zur klassenpolitischen des Kaiserreichs eine geschlechterpolitische Distinktionsidentität beschworen und bestärkt. Jenseits aller programmatischen Gleichheitsappelle wird in den auf Emotionen und vorbewußte Deutungen zielenden Nachrufen eine naturbegründete Geschlechterdifferenz herausgestellt. Organisationsarbeit und -eliten werden ausschließlich männlich gedacht: der Beruf des Politikers und Gewerkschaftsfunktionärs ist im Selbstverständnis der Verbände ein Männerberuf, es bedarf als männlich typisierter Eigenschaften und Fähigkeiten, ihn auszuüben. Im 19. Jahrhundert reicht der Rekurs auf die Vaterfigur, das Militär, die industrielle Facharbeit und ihre jeweiligen Tugenden, um sich in den Nachrufen einer männlichen Identität der Gemeinschaft und ihrer Repräsentanten zu vergewissern.[151] Öffentlichkeit und Gewerkschaftsarbeit werden genauso selbstverständlich männlich gedacht, wie es das Militär und die Facharbeit faktisch waren. Der proletarische Antifeminismus der Gründungsjahre ist auch in den vorbewußten Tiefenstrukturen der politischen Kultur der Gewerkschaften in einem unangefochtenen Selbstverständnis als Männerbund verankert.

145 Carl Legien zum Gedächtnis, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 41 (1931), Nr. 49 vom 5. 12., S. 781 f.

146 Vgl. Dietmar Schirmer, Das Feste und das Flüssige im politischen Diskurs der Weimarer Republik, in: Luft, Erde, Wasser, Feuer: die vier Elemente und ihre Metaphern. Hrsg. von Francesca Rigotti und Pierangelo Schiera, Bologna und Berlin 1997, S. 105–127, hier: S. 107, S. 113 ff., S. 109 f.; Klaus Theweleit, Männerphantasien, 2 Bde., Reinbek bei Hamburg 1990, Bd. 1.

147 George L. Mosse, Das Bild des Mannes ..., a. a. O., S. 66.

148 Carl Legien zum Gedächtnis, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 40 (1930), Nr. 52 vom 27. 12., S. 817 ff.

149 Nachruf Robert Dißmann, DMV, in: *Der Textilarbeiter*, Jg. 44 (1926), Nr. 46 vom 12. 11., S. 203.

150 Wie Anm. 148, S. 819.

151 Das gewerkschaftliche Konzept von Männlichkeit entspricht dem männlichen Geschlechtscharakter des 19. Jahrhunderts. Vgl. dazu Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann" ..., a. a. O., S. 30 f.

Mit der Abkoppelung des Männerbildes vom Bild des Kriegers in der Weimarer Republik geht eine Verunsicherung vormals selbstverständlicher männlicher Identität einher, die auch auf die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse und die neue Konkurrenz differenter Männlichkeitskonzepte in der Gesellschaft Weimars reagiert, in der die autoritative Kraft biologischer Legitimation sozialer Figurationen ins Wanken gerät.[152] Die neue Ambivalenz von „Kampfnatur und sensible[r] Seele" des Gewerkschaftsfunktionärs verunsichert, sie verweist auf ein „merkwürdige[s] Gemisch seines [Robert Dißmanns] Wesens", auf eine „ganz eigenartige Persönlichkeit".[153] Angesichts zunehmender weiblicher Erwerbstätigkeit und Mitgliederzahlen reicht auch der Bezug zur Berufsarbeit oder gar zum Berufsstatus (Beamter) nicht mehr aus, um die Funktionärstätigkeit als männliche zu typisieren und ein männliches Machtmonopol zu legitimieren. Neu beschworen wird daher in den gewerkschaftlichen Nachrufen am Ende der Weimarer Republik der männliche „Ernährer",[154] auch zur Legitimation der „Doppelverdiener"-Kampagne in der Weltwirtschaftskrise. Außerdem erfolgt eine Proletarisierung und Maskulinisierung der Funktionärsbilder. Naturgegebene Körperkraft des Proletariers, die proletarische Männergestalt werden konstitutiv für den Funktionär, auch wenn sein Wesen weiche und „weibliche" Züge tragen kann. Die Nachrufe dienen nicht mehr nur der Legitimation hierarchischer Binnenstrukturen, sondern auch der Geschlechterherrschaft in den Verbänden. Über das Bild des Proletariers und Mannes präsentiert sich die Gewerkschaftselite wieder als Männerbund[155] und delegitimiert weibliche Partizipations- und Repräsentationsansprüche in den Verbänden.[156]

152 A. a. O., S. 34 f.

153 Nachruf Robert Dißmann, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 36 (1926), Nr. 45 vom 6. 11., S. 632.

154 Nachruf Paul Umbreit, in: a. a. O., Jg. 42 (1932), Nr. 13 vom 26. 3., S. 193 f.; auch Jg. 41 (1931), Nr. 39 vom 26. 9., S. 286.

155 Besonders ausgeprägt im linken DMV. Aber auch im intellektuellen gewerkschaftlichen Diskurs findet sich ein biologisch begründetes *gendering* von Öffentlichkeit und Privatheit. Ludwig Heyde, der Herausgeber des zweibändigen Handwörterbuchs des Gewerkschaftswesens, begründete darin (vgl. seinen Artikel „Frauen und Gewerkschaften", a. a. O., Bd. 1, S. 541–543) geringe weibliche Mitgliederzahlen und männliche Verbandsführung mit einer naturgegebenen Geschlechterdifferenz. Als zweckrationale Interessenorganisation bleibe die Gewerkschaft – genauso wie die Fabrikarbeit – dem „Wesen" und der „Seele der Frau" fremd. Sie steht „im Haus in dem Dienst der erfühlten Gemeinschaft, der konkreten, sichtbaren Familie, des engsten nächstliegenden Kreises", der Mann steht in der Gesellschaft im „Dienst der ungreifbar weiten, fernen und unpersönlichen Klasse". Diese Stellung der Frau ergibt sich aus ihrer „stärkere[n] Bindung an die Natur, genau gesagt: an den Lebensrhythmus ihres Körpers, die psycho-physischen Schwankungen ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Anteilnahme an der Umwelt, ihrer Sehnsucht nach der organischen Schöpfung, dem Kinde, statt der mechanischen Produktion von Sachwerten. [...] Die Natur selbst hat von Grund auf untilgbare Verschiedenheiten männlichen und weiblichen Wesens geschaffen, hat in Zeugung und Empfängnis die verschiedenen Grade der Aktivität und der rezeptiven Veranlagung der Geschlechter vorgeformt, in der Eroberungslust des primitiven Mannes und der Schwangerschaft, den Geburtsschmerzen und dem Wochenbett der Frau keine verteilende Gerechtigkeit geübt und es dem weiblichen Geschlechte als ewige Aufgabe zugewiesen, den Zaun der Sitte gegen den Einbruch des Tieres im Menschen aufzurichten, das eigene Schicksal unter Normen zu beugen, in deren Strenge Schutz, in deren Auflockerung Wagnis liegt" (a. a. O., S. 542). Deshalb sind Frauen auf Heirat orientiert, „die Ehe wird ja nicht rational, sondern geradezu chiliastisch erhofft: mit dem Gedanken an die Verheiratung schließt das Denken ab wie bei anderen Menschen mit dem Zukunftsstaat oder dem Himmel" (ebda.). Geringe Erwerbsorientierung und Organisationsunlust sind die Folge, auch dann, wenn die Hoffnung auf Heirat enttäuscht wird, da dumpfe Resignation die Konsequenz sei.

156 Auch das Felsmotiv verweist auf unbewußte männliche Abwehrstrategien; vgl. dazu Klaus Theweleit, Männerphantasien, a. a. O., Bd. 1, S. 239 ff.

5 Frauenbilder in der Weimarer Republik: die „Weggenossin" und die „Mitkämpferin" als Grenzgängerin

Die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse in der Weimarer Republik, wie der Erwerb formaler Staatsbürgerrechte, die Durchsetzung der neuen weiblichen Doppelrolle als Erwerbstätige und Hausfrau, aber auch die Zunahme verbandsinterner Frauenaktivitäten wirken auch auf die Frauenbilder in den gewerkschaftlichen Nachrufen der Weimarer Republik zurück. Sie werden ambivalenter und sind gleichermaßen von Differenz- und Gleichheitskonzepten[157] geprägt. Sie kreisen um die beiden Bilder der Weggenossin und der Mitkämpferin, die unterschiedliche Identifikationsangebote unterbreiten und zwei Modelle der Integration von Frauen in die Gewerkschaftsbewegung repräsentieren, für die in den Nachrufen Zustimmung mobilisiert wird.[158]

Positiv herausgestellt wird – insbesondere im DMV Ende der zwanziger Jahre[159] – die Kameradin oder „Weggenossin", die als Ehefrau und „schlichtes Weib"[160] den Gewerkschaftsfunktionär mit Hingabe und Opferbereitschaft unterstützt. Als ideale Gefährtin akzeptiert sie die familiale Nichtpräsenz des Funktionärs, ermöglicht ihm durch „Entsagung" und „Hingebung" den harten Organisationsdienst.[161] Bisweilen entlastet sie seine Arbeitskraft sogar durch die zeitweilige Übernahme der Erwerbsarbeit.[162] Die Freisetzung männlicher Arbeitskraft durch die weibliche Reproduktionsarbeit wird durch die Teilhabe der Ehefrau am Erfolg und am sozialen Aufstieg belohnt. Bedeutung erhält die Weggenossin zudem für die gewerkschaftliche Sozialisation der Kinder in der Familie und damit für die Bestandssicherung der Verbände. Positiv gewürdigt wird deshalb der Funktionär als Familienagitator, der die Familie als ersten Agitationsbezirk betrachtet, um Frau und Kinder mit Liebe zur Sache zu erfüllen.[163] Die Weggenossin ist die weibliche

157 Vgl. dazu Sylvia Paletschek, Das Dilemma von Gleichheit und Differenz. Eine Auswahl neuerer Forschungen zur Frauengeschichte zwischen Aufklärung und Weimarer Republik, in: *Archiv für Sozialgeschichte,* Bd. 33 (1993), Nr. 3, S. 548–569.

158 Die Mitkämpferin wird vorrangig im DTAV und im ADGB, hingegen kaum im DMV stilisiert, in dem das Bild der ehelichen Kameradin dominiert. Differenzen zwischen den Branchenverbänden müßten noch systematischer erforscht werden. Dazu bedürfte es der Einbeziehung weiterer Quellen. Im DMV jedenfalls überlebte auch in der Weimarer Republik ein rigider Antifeminismus. Noch 1930 stellte der Schriftleiter der *Metallarbeiter-Zeitung,* Fritz Kummer, heraus: „Männerarbeit kann selbst die stärkste Frau nicht verrichten." Er knüpfte mit seinem Szenario eines verwahrlosten Haushalts infolge weiblicher Erwerbsarbeit an klassische Abwehrstrategien der Arbeiterbewegung gegen weibliche Erwerbsarbeit an, a. a. O., (1930), Nr. 20 vom 17. 5., S. 158. Vgl. ausführlich Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 381–391, S. 557 f., S. 606–623, S. 633 ff. Hingegen kam dem DTAV eine Pionierrolle bei der Thematisierung einer frauenspezifischen Gewerkschaftspolitik zu. Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik ..., a. a. O., S. 479 f.

159 Der DMV hatte in absoluten Zahlen das zweitgrößte weibliche Mitgliedersegment im ADGB. Prozentual machten Frauen jedoch nur 7 Prozent (1914), 18 Prozent (1918) bzw. zwischen 7 und 12 Prozent (zwanziger Jahre) der Mitgliedschaft aus, um 1932 auf einen Tiefstand von 5,7 Prozent abzusinken. Vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 201 f., Tab. 3-1.

160 Beide Zitate aus dem Nachruf Alfons Buse, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 46 (1928), Nr. 13 vom 31. 3., S. 97.

161 Ebda. und Nachruf Karl Spiegel (1868–1932, DMV-Bezirksleiter), a. a. O., Jg. 50 (1932), Nr. 32 vom 6. 8., S. 190 (Zitat).

162 Sie verwaltet die Gastwirtschaft, um ihrem Mann Agitationsreisen für die Organisation möglich zu machen. Nachruf Emil Girbig, in: *Gewerkschaftszeitung,* Jg. 43 (1933), Nr. 7 vom 18. 2., S. 110.

163 Wie Anm. 155 und Anm. 158. Vgl. dazu programmatisch: Die Frau des Gewerkschafters, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 46 (1928), Nr. 2 vom 14. 1., S. 12.

Komplementärfigur des proletarisierten männlichen Vollzeitaktivisten und Familienernährers, die dessen öffentlichen Dienst an der Sache durch ihren zugeordneten privaten Dienst ergänzt. Sie knüpft an das klassische Motiv heldenhafter Weiblichkeit an und legitimiert die konservative Geschlechterordnung mit segregierten Tätigkeitsfeldern der Geschlechter.

Das Bild der Mitkämpferin mobilisiert Zustimmung für die Integration von Frauen in die Verbände, für ihre neue Doppelrolle als Erwerbstätige und Hausfrau. Es wird von Gewerkschafterinnen gezeichnet, um weibliche Partizipationsansprüche zu legitimieren und Funktionärinnen ein Identifikationsangebot in der Präsentation weiblicher Vorbilder zu bieten. Im Männerdiskurs wird es jedoch mit Strategien der Geschlechtersegregation und -hierarchisierung verknüpft. Es zeigt ein neues geschlechterpolitisches Ordnungsmodell auf, das Frauen in der Öffentlichkeit akzeptiert, ihnen jedoch ein eigenes Tätigkeitsfeld, die Frauenorganisation, und innerhalb der Gewerkschaftshierarchie eine untergeordnete Position zuweist.

In Nachrufen auf Carl Legien und Hermann Jäckel wird in der *Gewerkschaftlichen Frauenzeitung* und im *Textilarbeiter* nicht der Familienagitator, sondern der „Führer, Freund, Berater und Wegbahner" der gewerkschaftlichen Frauenbewegung und „warmherzige Förderer ihrer Interessen" gewürdigt.[164] Im Frauendiskurs werden Legiens Prestige und Autorität genutzt, um innerhalb der männlichen Funktionseliten zur Nachahmung seiner Politik der Frauenförderung, zur Anerkennung und Unterstützung der Mitkämpferin, aufzufordern.

Seine Führungskompetenz wird auch für die gewerkschaftliche Frauenpolitik beansprucht, er unterstützte sie „in dem sicheren Gefühl, daß durch ein Beiseitestehen der Frauen die wirtschaftlichen Errungenschaften der Männer gefährdet werden könnten, da der Kapitalismus immer mehr und mehr zu Einstellungen von Arbeiterinnen schritt".[165] Auch der dem Bild des männlichen Führers und Förderers immanente Paternalismus wird mit einer entheroisierenden Akzentsetzung in der Personenbeschreibung abgeschwächt: Legien habe trotz seines rauhen Äußeren „ein Kindergemüt" bewahrt.[166]

Im Nachruf auf Jäckel hingegen werden dieselben Bilder mit einer Geschlechterhierarchisierung verknüpft: der paternalistische Lehrer und Führer wird ausgemalt und die Mitkämpferin abgewertet, die seiner Leitung unterstellt ist. Für den Vorsitzenden des DTAV[167] „begeisterten sich" die Frauen, „sie kamen mit großen und kleinen Beschwerden, sie faßten Mut und begannen nach seiner Anleitung, sonst aber durchaus selbständig, im Verbande mitzuarbeiten". Sie verstanden, daß Jäckel sich „in ihre

164 Nachruf Jäckel, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 40 (1928), Nr. 45 vom 9. 11.; Nachruf Carl Legien, in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung,* Jg. 6 (1921), Nr. 1 vom 12. 1., S. 1 f.

165 Grabrede Wilhelmine Kähler, in: a. a. O., S. 2.

166 Nachruf Carl Legien, a. a. O., S. 1.

167 Hier hatten weibliche Mitglieder die männlichen zahlenmäßig überholt. Der weibliche Mitgliederanteil im DTAV stieg von 1914 41,3 Prozent auf 1918 74,3 Prozent an, in der Weimarer Republik schwankte er zwischen 57 und 67 Prozent. Vgl. Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik ..., a. a. O., Tab. 54, S. 476. Im Textilsektor lagen die Organisationsraten von Arbeiterinnen (30 Prozent) über jenen ihrer männlichen Kollegen (24,5 Prozent). Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip ..., a. a. O., S. 153. Gewerkschafterinnen forderten zudem die Verbesserung ihrer Repräsentation in den Gremien und die Berücksichtigung von Fraueninteressen ein. A. a. O., S. 155; Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik ..., a. a. O., S. 479 f.

Kümmernisse[168] einzufühlen vermag" und auch versteht, „wo logisch geordnete Worte versagen und das Gefühl Erlebnisse und Wünsche übermitteln muß".[169] Hier wird die Mitkämpferin als gefühlsbetonter, irrationaler, schwacher und minderwertiger weiblicher Gegenpol zum willensstarken, rationalen, nüchternen, starken männlichen Funktionär konstruiert. Dieses Bild der Mitkämpferin appelliert nicht an die gleichberechtigte Kollegin, ermutigt nicht zu autonomer Interessenartikulation, sondern mobilisiert männliche Überlegenheits- und weibliche Minderwertigkeitsgefühle. Es legitimiert die männliche Führungsrolle und Interessenrepräsentation auch für Verbände mit einer überwiegend weiblichen Mitgliedschaft. Dies geschieht über den Rekurs auf das geschlechterpolitische Modell dichotomer Tätigkeitssphären; in der zweckrationalen Interessenorganisation bleiben Frauen qua Geschlecht Fremdkörper, die der Anleitung bedürfen und eine Anpassungsleistung erbringen müssen.[170]

Im gewerkschaftlichen Selbstverständnis verlassen Frauen als Gewerkschafterinnen ihr natürliches Wirkungsfeld und betreten fremdes Terrain: die Mitkämpferin wird zur Grenzgängerin. Im fremden Tätigkeitsfeld bedarf sie der Anleitung und muß eine Anpassungsleistung an die männlich definierte Umwelt erbringen. Deshalb werden der Funktionärin als männlich typisierte Eigenschaften zugeschrieben – von Autoren und Autorinnen der Nachrufe. Sie ist unermüdliche Arbeiterin und rastlose Kämpferin, selbstlos, opferfreudig, erfolgreich, unerschrocken, kampfesfroh, steht treu zur Sache. Sie hat Organisationstalent, Energie, Mut, Kraft und „scharf erfassenden Verstand".[171] Selbst ihr Tod wird männlich und führt von der Parlamentstribüne auf die Totenbahre.[172] Im Kampf ist die Mitkämpferin Gleiche, die allerdings auf besonders schwierigem Feld wirkt. Kampfes- und Opfermut braucht sie nicht zuletzt, weil die Organisationsarbeit unter Frauen besonders schwierig ist und nicht durch Erfolge belohnt wird wie jene unter Männern: „Helma Steinbach teilt das Schicksal aller bisher verstorbenen Agitatorinnen in der Arbeiterinnenbewegung. Das, was sie im Dienst der Menschheit geleistet haben, kommt in dem Erfolg, d. h. in dem ziffermäßigen Bestand der Organisation, nicht zum Ausdruck. Die Arbeit, die geleistet werden muß, um die Arbeiterinnen für die

168 So wandeln sich die schweren Sorgen der Männer (siehe oben, S. 333) per Geschlechtszuordnung in Kümmernisse und kleine Beschwerden der Frauen.

169 Nachruf Hermann Jäckel, in: *Der Textilarbeiter* (Frauenbeilage), Jg. 40 (1928), Nr. 46 vom 16. 11.

170 Vgl. Anm. 155.

171 Erinnerung an Louise Otto-Peters (1819–1896, Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins), in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung*, Jg. 4 (1919), Nr. 7 vom 9. 4., S. 55; Nachruf Helma Steinbach (Vorsitzende des Verbandes der Wäschereiarbeiter und Plättnerinnen), a. a. O., Jg. 3 (1918), Nr. 15 vom 17. 7., S. 117 f. und *Correspondenzblatt*, Jg. 28 (1918), Nr. 30 vom 27. 7., S. 282; Paula Thiede (1870–1919, Vorsitzende des Verbandes der Buch- und Steindrucker-Hilfsarbeiter), a. a. O., Jg. 29 (1919), Nr. 12 vom 22. 3., S. 109; Nr. 10 vom 8. 3., S. 86; *Der Textilarbeiter*, Jg. 31 (1919), Nr. 11 vom 14. 3., S. 39; *Gewerkschaftliche Frauenzeitung*, Jg. 4 (1919), Nr. 5 vom 12. 3., S. 34 f.; Nachruf Luise Zietz (1865–1922, SPD, USPD), a. a. O., Jg. 7 (1922), Nr. 3 vom 8. 2.; *Der Textilarbeiter*, Jg. 34 (1922), Nr. 8 vom 24. 2., S. 27 (Zitat) und *Correspondenzblatt*, Jg. 32 (1922), Nr. 5 vom 4. 2., S. 68; Helene Grünberg (1874–1928, Verband der Schneider und Schneiderinnen, der Hausangestellten, Gewerkschaftssekretärin für Frauenangelegenheiten in Nürnberg), a. a. O., Jg. 38 (1928), Nr. 29 vom 20. 7., S. 129; Anna Simon (1862–1926, Vorstandsmitglied DTAV), in: *Der Textilarbeiter*, Jg. 38 (1926), Nr. 28, S. 125; Nachruf Ottilie Baader (1847–1925, SPD, Zentralvertrauensperson der proletarischen Frauenbewegung, Gewerkschaft der Näherinnen), a. a. O., Jg. 37 (1925), Nr. 32 vom 7. 8., S. 132; *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 43 (1925), Nr. 33 vom 15. 8., S. 132.

172 Nachruf Luise Zietz, in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung*, Jg. 7 (1922), Nr. 3 vom 8. 2.

gewerkschaftliche und politische Organisation zu gewinnen, ist unendlich viel schwieriger und opferfreudiger als die für die Arbeiterbewegung im allgemeinen. Es wäre zu wünschen, daß wir in der Arbeiterinnenbewegung noch viele so selbstlose und opferfreudige Vertreterinnen finden mögen, als es Helma Steinbach war, deren Andenken wachzuhalten sie verdient hat."[173] Abgesehen von der entmutigenden Abwertung der „erfolglosen" weiblichen Organisationsarbeit, appelliert der Nachruf emotional nicht an Vorstellungen von Geschlechtergleichheit. Er mobilisiert die in der Arbeiter- und Mitgliedschaft weit verbreiteten Ressentiments gegen weibliche Erwerbs- und Organisationsarbeit, indem er an die Bilder der organisationsunlustigen, familienorientierten und damit übergreifenden Menschheitsidealen nicht aufgeschlossenen Frauen anknüpft.[174] Aus diesem defizitären Sonderstatus der Arbeiterin ergibt sich auch der untergeordnete Sonderstatus der Mitkämpferin: im Umfeld der Organisationsunlustigen ist die Funktionsträgerin Ausnahmeerscheinung,[175] die den Aufstieg aus den dumpfen Niederungen weiblicher Lebenswelten und Orientierungen ans Licht der Männerwelt nur ausnahmsweise und selten schaffen kann. Außerdem bleibt sie qua Geschlecht in dieser Defizitwelt verwurzelt.

Als Grenzgängerin bleibt sie nämlich ambivalent. Neben die männlichen Eigenschaften tritt das „natürliche" weibliche Wesen.[176] Die Gestalt der Kämpferin ist klein und schwach, sie hat ein blasses, feingeschnittenes Gesicht,[177] ist ein „äußerlich zarte[s] und bescheidene[s], sächsisches Mädchen",[178] ein „allerliebstes Mädel" mit dem „Zauber einer wahren Frau".[179] In ihr verbinden sich „Kämpfermut" mit „Anmut", „leidenschaftliche Anklage" mit „Frauensinn", „lebensvoller Wärme", „fraulicher Klugheit",

173 Etwa Nachruf Helma Steinbach, a. a. O., Jg. 3 (1918), Nr. 15 vom 17. 7., S. 117 f.

174 Vgl. Anm. 155 und Anm. 4. Diese Bilder werden auch von Gewerkschafterinnen vertreten; vgl. etwa exemplarisch Hedwig Wachendorfer, Zur Gewinnung der Frau, in: *Metallarbeiter-Zeitung,* Jg. 44 (1926), Nr. 7 vom 13. 2., S. 132. Hier werden die körperliche Belastung durch die Mutterschaft, die Bindung der inneren Kräfte durch Schwangerschaft und Mutterschaft, die Doppelarbeit und die geistige Einsamkeit im Haushalt herangezogen, um zu begründen, warum Frauen außerhalb der Gemeinschaft stehen und einen „Ballast wirtschaftlich-körperlich-seelischer Hemmungen" mit sich schleppen. Insofern gehe es darum, die Frauen überhaupt erst einmal dazu zu bringen, ihren Verstand zu gebrauchen. Vgl. auch die Verallgemeinerung dieses weiblichen Geschlechtscharakters in: Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte ..., a. a. O., Bd. 1, S. 280: Aufgrund biologischer Veranlagung arbeiten Frauen „mit den Mechanismen, die auf Sicherung durch Passivität, Unterordnung, Willfährigkeit, Selbstaufopferung gerichtet sind. Infolgedessen ertrug die Frau mit Geduld, Willigkeit und Gefügigkeit den längsten Arbeitstag, den niedrigsten Lohn, die unbarmherzigste Behandlung." Sie bringe weniger Verständnis für die Koalition auf, verschließe sich dem Fortschritt und Emanzipationsbestrebungen. Vgl. auch Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 263 ff.

175 Deshalb werden in den Nachrufen die männlichen Attribute der Mitkämpferin häufig mit der Ergänzung „selten", „außergewöhnlich" bedacht. Oder es wird direkt auf den Ausnahmefall hingewiesen, daß es nur wenige Frauen gibt, die ihre Lebensaufgabe der Organisation widmeten (Wilhelmine Kähler, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 34 [1924], Nr. 13 vom 29. 3., S. 95) oder in eine politische Führungsposition aufstiegen (Rosa Luxemburg, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 40 [1928], Nr. 3 vom 20. 1., S. 17).

176 Darauf hat auch George L. Mosse, Das Bild des Mannes ..., a. a. O., S. 105, hingewiesen. Die Heldin der Arbeiterbewegung ist feminin, hat aber männliche Eigenschaften.

177 Nachruf Hedwig Dohm (1833–1919, feministische Schriftstellerin), in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung,* Jg. 4 (1919), Nr. 12 vom 18. 6., S. 94 f.

178 Erinnerungsartikel Louise Otto-Peters, Nachdruck aus dem *Vorwärts,* in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung,* Jg. 4 (1919), Nr. 7 vom 9. 4., S. 55.

179 So die Charakterisierung Adelheid Popps in einer Würdigung zum 60. Geburtstag, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 31 (1919), Nr. 10 vom 8. 3., S. 77.

„mütterlicher Besorgtheit",[180] mit Sehnsucht nach Glück, Leidenswille[181] mit einem warmen mütterlichen Herzen[182] oder echtem und feinem Frauengefühl.[183] Die Mitkämpferin wird mit einem „scharf geschliffenen Schwert", Geist und derbem Humor identifiziert – sie habe sogar wie „ein kecker Bursche um sich gehauen" –, um ihr im selben Atemzug ein „Wesen von ungewöhnlicher frauenhafter Güte und Milde" zuzuschreiben. Sie verband „eisernes agitatorisches Wollen und Seelenzartheit".[184] Über den Bezug zum Geschlecht wird die Mitkämpferin trotz ihres unermüdlichen Einsatzes wieder passiv. Im Gegensatz zum Funktionär ist sie nicht Erzeuger, der Organisationen gründet, Verhältnisse gestaltet, sie ist Empfängerin: bei Paula Thiede fiel die gewerkschaftliche Propaganda auf „empfänglichen Boden", sie erlebte als Vorsitzende den Aufstieg ihrer Organisation,[185] bei Luise Zietz war der Boden bereitet für die Aufnahme sozialistischer Ideen, Louise Otto-Peters war „fruchtbar in ihrem politischen, sozialpolitischen und künstlerischen Fühlen".[186]

Das Bild der Mitkämpferin mobilisiert sowohl Zustimmung für die Integration von Frauen in die Verbände als auch Vorstellungen einer naturgegebenen Geschlechterdifferenz und eines Sonderstatus von Frauen innerhalb der Organisationen, die bei Gewerkschaftern und Gewerkschafterinnen präsent sind. Die Zuschreibungen von Weiblichkeit stehen in scharfem Kontrast zu den Stilisierungen der männlichen Funktionsträger, deren Eigenart und überlegene Besonderheit sich im Gegenbild des anderen, des schwachen und passiven Weiblichen, noch besonders hervorheben. Damit wird nachhaltig der Wirkungskreis von Frauen in den Organisationen eingeschränkt: sie sind Vorkämpferinnen der Arbeiter*innen*bewegung, deren Aufgabe darin besteht, Frauen für die übergeordnete Klassenbewegung zu gewinnen, um deren Handlungschancen abzusichern. Deshalb verpflichten die Nachrufe auf Frauen auch keineswegs die Gesamtbewegung zur Fortsetzung ihres Werkes, das bleibt Aufgabe der Frauen. Aus dem Zentrum der Organisationsmacht bleiben auch die Mitkämpferinnen ausgegrenzt, als Repräsentanten der Gesamtorganisation unakzeptiert.

6 Resümee

Entgegen allen programmatischen Gleichheits- und Emanzipationsbeschwörungen der Gewerkschaftsbewegung verdichten sich in den Nachrufen kollektive Wahrnehmungen und Deutungen der Geschlechter, die von einer naturgegebenen Differenz zwischen

180 Ebda.

181 Erinnerung an Rosa Luxemburg, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 40 (1928), Nr. 3 vom 20. 1., S. 17; vgl. auch die Charakterisierung Rosa Luxemburgs als klein und schwach in der Kurzbiographie in Ludwig Heyde, Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens, a. a. O., Bd. 2, S. 1095 f.

182 Nachruf Luise Zietz, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 32 (1922), Nr. 5 vom 4. 2., S. 68.

183 Erinnerungsartikel Louise Otto Peters, wie Anm. 173.

184 Nachruf Hedwig Dohm, in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung,* Jg. 4 (1919), Nr. 12 vom 18. 6., S. 94 f.

185 Nachruf Paula Thiede, a. a. O., Nr. 7 vom 9. 4., S. 55. Auch in: *Correspondenzblatt,* Jg. 29 (1919), Nr. 10 vom 8. 3., S. 86. Hier sehen wir Paula Thiede im Vorstand mitwirken und kurz darauf als Leiterin.

186 Nachrufe Louise Otto-Peters, in: *Gewerkschaftliche Frauenzeitung,* Jg. 7 (1922), Nr. 3 vom 8. 2.; Luise Zietz, in: *Der Textilarbeiter,* Jg. 34 (1922), Nr. 8 vom 24. 2., S. 27. Vgl. dazu auch Anm. 155.

Männern und Frauen ausgehen und ihnen damit unterschiedliche Wirkungsorte in der Gesellschaft zuweisen. Für die gewerkschaftliche Gemeinschaft ist neben der Klassen- eine männliche Geschlechtsidentität konstitutiv. Das Kollektiv als ökonomische und politische Kampfgemeinschaft grenzt sich im Kaiserreich gleichermaßen gegen Bürgertum und Adel wie gegen Frauen ab. Es definiert sich über Handwerks-, Militär-, Hausvatertugenden und eine gesellschaftliche Utopie. Einmal abgesehen davon, daß damit autoritäre Integrationsmuster und Tugenden (Disziplin, Selbstverleugnung, Folgebereitschaft) mobilisiert werden und das demokratische Ideal in der Alltagspraxis, in vorbewußten Deutungs- und Wahrnehmungsmustern wenig verankert scheint, sind die Prozesse symbolischer Integration mit der Exklusion von Frauen verbunden. In der Gemeinschaft der Kämpfer und ihrem Wirkungsfeld, der politischen und ökonomischen Interessenauseinandersetzung, bleiben Frauen Fremdkörper. Sie sind in die Rituale von Leistung und Gegenleistung, von Pflichterfüllung und Verpflichtung, von Selbstdarstellung und -vergewisserung nicht oder nur in einer spezifisch „weiblichen" Rolle einbezogen. Integriert sind sie als dem Kampf ihrer Männer gegenüber aufgeschlossene Ehefrauen, die im Frauenort Familie die Kampfkraft des Mannes und damit dessen öffentliches Wirken emotional stützen. Heldenhafte öffentliche Männlichkeit findet seine Entsprechung in heldenhafter privater Weiblichkeit. Legitimiert wird ein neues Gesellschaftsmodell, aber die bestehende Geschlechterordnung.

In der Weimarer Republik löst sich die geschlossene Männergemeinschaft Gewerkschaft auf. Frauen werden als eheliche Kameradinnen und Mitkämpferinnen in das Kollektiv integriert. Seine vormals selbstverständliche männliche Identität wird verunsichert, aber in den Nachrufen um so heftiger beschworen. Sie appellieren nicht mehr vorrangig an eine klassenpolitische, sondern geschlechterpolitische Distinktionsidentität. Über Geschlechtsstereotype, die wiederum auf ein geschlechterpolitisches Differenzmodell rekurrieren, wird die Stellung der Geschlechter in den Organisationen hierarchisiert.[187] Frauen bleiben gefühlsgeleitet, familienorientiert, schwach, passiv und abstrakten Idealen verschlossen und bilden damit einen defizitären und minderwertigen Gegenpart zum starken, aktiven, rationalen und einem höheren politischen Ideal verpflichteten Mann. Er monopolisiert zwar nicht mehr die Arena des Politischen, sie bleibt aber sein angestammtes Wirkungsfeld. Frauen werden daher zu Grenzgängerinnen, wenn sie politisches Terrain betreten, sie bedürfen der männlichen Anleitung und müssen sich an vorgefundene Strukturen und Normen anpassen und werden auf das segregierte Tätigkeitsgebiet der Frauenorganisation verwiesen.[188] Mit der Öffnung des Männerortes Interessenverband für Frauen geht eine rigide Schließung seines Funktionärskörpers einher. Die harte Klassenauseinandersetzung in der Weimarer Republik benötigt Männer aus Stahl, mit Willens- und Entschlußkraft. Grenzgängerinnen sind unabhängig von ihrer Anpassungsleistung dafür offensichtlich nicht geeignet – jedoch als Transmissionsriemen, der die Loyalität von Arbeitnehmerinnen und Gewerkschafterinnen für die Gesamtbewegung sicherstellt.

187 Vgl. dazu etwa Cynthia Cockburn, Blockierte Frauenwege. Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern, Hamburg 1993; auch Gudrun Alexi-Knapp, Segregation in Bewegung ..., a. a. O., S. 29 f.

188 Vgl. auch Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 250–257, S. 342–348, S. 371 f.

Frauen als „Störfaktoren" roter Patriarchen

Die Rechtsberatungspraxis der freigewerkschaftlichen Arbeitersekretäre (1894–1933)

Von Beatrix Geisel

Die wachsende Komplexität und Rechtsförmigkeit der sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts entfaltenden Industriegesellschaft führte unter der Arbeiterschaft zu einem wachsenden Bedürfnis nach kompetenter Beratung. Allein die Gesetzgebung zur Sozialversicherung umfaßte 534 Paragraphen. Ohne sachkundige Hilfe konnten sich die Arbeiter kaum in dem für sie undurchschaubaren Dickicht von Vorschriften, Rechtsansprüchen und Zuständigkeiten zurechtfinden. Die Einführung des Arbeiterschutzes und der Fabrikinspektion konfrontierte die Belegschaften zudem mit dem Dilemma, daß persönliche Beschwerden in aller Regel Sanktionen der Arbeitgeber nach sich zogen. Nur die Schaffung einer vertrauenswürdigen Vermittlungsinstanz konnte Abhilfe schaffen. Diese organisatorischen Defizite der staatlichen Sozialreform wurden von Karl Grillenberger (1848 bis 1897), einem engen politischen Freund des sozialdemokratischen Reformers Georg von Vollmar, zu Beginn der neunziger Jahre zu einer „neue[n] Aufgabe der Gewerkschaften"[1] erklärt. Der Nürnberger Politiker rief zur Selbsthilfe auf und schlug vor, ein für alle Gewerkschaftssektionen zuständiges Sekretariat einzurichten, das den „auf dem Schlachtfelde der Industrie zu Schaden gekommenen"[2] Arbeitern beistehen sollte. Damit gab er den Anstoß zur Gründung des ersten freigewerkschaftlichen Arbeitersekretariats in Nürnberg, das am 1. November 1894 seine Tätigkeit aufnahm und – trotz anfänglicher Widerstände[3] – bald viele Nachahmer fand.

Das Konzept, als Anwalt des Arbeiters zu fungieren und es ihm zu ermöglichen, die zugebilligten Rechte auch tatsächlich in Anspruch zu nehmen, setzte sich rasch durch. Da sich „nur wenige Schöpfungen der deutschen Arbeiterbewegung so sehr des ungeteilten Beifalls [erfreuten] wie die Arbeitersekretariate",[4] nahm die Institutionalisierung des Arbeiterrechtsschutzes eine ungeahnt günstige Entwicklung.[5] Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges war die Zahl der Sekretariate auf 127 angewachsen. Sie konzentrierten sich

1 Karl Grillenberger, Eine neue Aufgabe der Gewerkschaften, in: *Fränkische Tagespost*, Jg. 21 (1891), vom 18. 9., S. 23.

2 Ebda.

3 Die bis zur Jahrhundertwende anhaltenden Differenzen gingen meist von den „Lokalisten" aus, nach deren Auffassung die Gründung eines Arbeitersekretariats weder die wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter verbesserte noch die gewerkschaftliche Organisation förderte, sondern nur dazu diente, „um bestimmten Persönlichkeiten auf Kosten der Arbeitergroschen eine gut dotierte Stellung zu verschaffen". Vgl. Beschluß des Lokalistenkongresses in Pankow 1900, in: *Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* (künftig zitiert als: *Correspondenzblatt*), Jg. 10 (1901), Nr. 35, S. 571 ff. sowie: Der Kampf um den Arbeitergroschen, in: *Deutsches Blatt*, Jg. 15 (1900), Nr. 2 vom 6. 1.

4 Adolf Braun, Die deutschen Arbeitersekretariate im Jahre 1902, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 21 (1903), Bd. 2, S. 593–598, hier S. 593 ff.

5 Vgl. Linus Scheibe, Die zweite deutsche Arbeitersekretärkonferenz in Hamburg, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 26 (1908), Bd. 2, S. 564.

in den süddeutschen Hochburgen der Reformisten sowie in den Industriegebieten des Rheinlands, Westfalens, Thüringens, Sachsens und Schlesiens.[6] Zusammengenommen erteilten sie 1913/14 nicht weniger als 725092 Auskünfte.[7] Diese bezogen sich vor allem auf die Sozialversicherung, betrafen aber auch andere Rechtsfragen. Allerdings beschäftigten sich die Sekretariate nur sehr zögerlich mit jenen Konflikten, die sich aus dem Familienrecht ergaben. Nur die Furcht, einen Teil ihrer Klientel an die konkurrierenden, seit 1894 von der Frauenbewegung eingerichteten Rechtsschutzstellen für Frauen und Mädchen zu verlieren, veranlaßte sie zwanzig Jahre nach der Gründung des Nürnberger Modells, ihre juristischen Kompetenzen entsprechend zu erweitern. Die zum Teil von den ersten (promovierten) Juristinnen geleiteten Frauenrechtsschutzstellen sahen in Fällen wie Ehestreitigkeiten und Alimentationsforderungen den Schwerpunkt ihrer Beratungstätigkeit.[8]

Zunächst wurde die Rechtsberatung allen Rat- und Rechtsuchenden kostenlos gewährt. Aufgrund der damit verbundenen Finanzbelastung der lokalen Gewerkschaftskartelle entwickelten sich aber schon bald Widerstände gegen die Beratung der sog. „Nassauer", der nichtorganisierten Klienten und Klientinnen. Dazu wurden auch „organisationsunfähige" Personen gezählt: Ehefrauen, Witwen und Dienstmädchen. Erst 1905 wurde der Beschluß gefaßt, bei Personen, denen eine gewerkschaftliche Organisation nicht möglich war, eine Ausnahme zu machen.[9] „Wir dürfen", erklärte z. B. der Hamburger Delegierte Döring auf dem 4. Gewerkschaftskongreß 1902 in Stuttgart, „auf die Unorganisierten nicht zuviel Rücksicht nehmen [...]. In Hamburg haben wir jetzt drei Arbeitersekretäre; wollten wir auch an Nichtorganisierte Auskunft geben, müßten wir sechs Sekretäre anstellen."[10] Wie seine Kosten-Nutzen-Analyse zeigt, orientierten sich die Arbeitersekretariate zunehmend an den Notwendigkeiten der im Aufbau begriffenen gewerkschaftlichen Organisationen – eine Entwicklung, die den Verlust ihrer ursprünglich basisdemokratischen Organisationsform[11] mit sich brachte und ihren politischen Charakter entscheidend verändern sollte. Aus „Instrumenten zum Kampf gegen eine ungerechte Rechtsordnung" wurden sukzessive „bloße Dienstleistungsunternehmen der Gewerkschaften".[12]

1 Rechtsberatung – ein Sprungbrett für die männliche Funktionärskarriere

Die Position eines Arbeitersekretärs war mit hohen Anforderungen verbunden. Es galt, eine schwierige und umfangreiche Rechtsmaterie und eine große Arbeitsfülle zu bewältigen. Dennoch war diese Position sehr begehrt, da sie als Sprungbrett für weitere

6 Cornelius Schäfer, Die deutschen Arbeitersekretariate, Bonn 1914, S. 35.
7 August Müller, Arbeitersekretariate und Arbeiterversicherung in Deutschland, München 1905, S. 78.
8 Vgl. Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatung von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933), Baden-Baden 1997, S. 296 f.
9 Vgl. *Correspondenzblatt*, Jg. 15 (1905), Nr. 26, S. 404.
10 Protokoll der Verhandlungen des 4. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 16.–21. Juni 1902 in Stuttgart, Hamburg 1902, ND Berlin und Bonn 1979, S. 160.
11 Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht, a. a. O., S. 262 ff.
12 Vgl. Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz. Geschichte des freigewerkschaftlichen Rechtsschutzes und der Rechtsberatung der Deutschen Arbeitsfront von 1894–1945, Berlin 1979.

Aufstiegschancen fungierte.[13] Zum Arbeitersekretär gewählt zu werden bedeutete nicht nur, eine relativ attraktive Laufbahn einzuschlagen,[14] sondern auch in einer jener Institutionen tätig zu sein, die schon bald als „Hochschulen für politische Praktiker" galten. Tatsächlich wuchs in der gewerkschaftlichen Rechtsberatung eine neue Elite qualifizierter Sozialrechtsexperten heran, die in wachsendem Maß auch in den Führungsetagen von Sozialdemokratie und Gewerkschaften gefragt waren. Wie Klaus Tenfelde errechnet hat, haben 120 (= 60 Prozent) der geschätzten 200 Personen, die vor 1914 irgendwann einmal das Amt eines Arbeitersekretärs ausübten, zumindest ein-, wenn nicht mehrere Male für den Reichstag kandidiert.[15] Mit der Regierungsbeteiligung der SPD 1918 gelangten ehemalige Arbeitersekretäre in hohe und höchste Staatsämter. In der gesamten Weimarer Republik – teilweise auch wieder beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg[16] – trugen viele frühere Rechtsberater politische Verantwortung. 1920 etwa suchten nicht weniger als vierzig Arbeitersekretariate Nachfolger für Sekretäre, die inzwischen in staatliche Ämter übergewechselt waren.[17] Vor allem Mitte der zwanziger Jahre stellten ehemalige Sekretäre „beinahe kaderartig das sozialpolitische Reformpotential".[18]

Die steilste Karriere machte Friedrich Ebert, der als erster Bremer Arbeitersekretär begann und bis zum Reichspräsidenten aufstieg. Reichskanzler und später Arbeitsminister wurde Gustav Bauer, der frühere Leiter des Berliner Zentralarbeitersekretariats. Zwei weitere frühere Arbeitersekretäre, Rudolf Wissell und Robert Schmidt, wurden – jeweils mehrfach – zu Reichsministern berufen.[19] Andere Arbeitersekretäre besetzten in den Ländern Ministerämter.[20] Auch unterhalb der ministeriellen Ebene stellten Arbeitersekretäre das Rekrutierungspotential für sozialdemokratische Regierungsbeamte. Für die Sekretärszeit all dieser Politiker gilt, was über die Bremer Jahre von Friedrich Ebert gesagt worden ist. Sie erwiesen sich im nachhinein als die „Zeit, in der er sich die Fähigkeiten aneignen und zur Entfaltung bringen konnte, die das Fundament seiner späteren politischen Karriere [...] legten".[21]

13 Vgl. Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre. Karrieren in der deutschen Arbeiterbewegung vor 1914, Heidelberg 1993.

14 Die Arbeitersekretäre verdienten in der Regel mehr als andere Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre und hatten überdies längeren Urlaub. Vgl. Martin Martiny, Die politische Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeitersekretariate vor dem Ersten Weltkrieg, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Hrsg. von Heinz O. Vetter, Köln 1975, S. 153–174, hier S. 162 f.

15 Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre, a. a. O., S. 50.

16 A. a. O., S. 53.

17 Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz, a. a. O., S. 56.

18 Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre, a. a. O., S. 53.

19 Rudolf Wissell, zunächst als Sekretär in Lübeck und ab 1908 ebenfalls im Zentralarbeitersekretariat tätig, amtierte als erster Wirtschafts- und gegen Ende der Weimarer Republik, von 1928 bis 1930, als Arbeitsminister; Robert Schmidt, ebenfalls früher Zentralarbeitersekretär, wurde zunächst Ernährungsminister und übernahm nach dem Scheitern Wissells das Wirtschaftsministerium, in das er 1929 zum zweitenmal berufen wurde.

20 In Bayern wurden gewerkschaftliche Rechtsberater aus Nürnberg (Martin Segitz), München (Johannes Timm) und Würzburg (Fritz Endres) Minister. In Sachsen avancierte Wilhelm Buck, von 1907 bis 1918 Sekretär in Dresden, 1920 zum Ministerpräsidenten, in Braunschweig wurde Gustav Steinbrecher, der von 1910 bis 1919 Sekretär gewesen war, Innenminister. Fritz Heck, der seit 1905 ein Sekretariat geleitet hatte, amtierte von 1918 bis 1920 als Minister in Mecklenburg-Schwerin. Vgl. Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre, a. a. O., S. 50 ff.

21 Ronald Münch, Von Heidelberg nach Berlin. Friedrich Ebert 1871–1905, München 1991, S. 129.

Verglichen mit ihren männlichen Kollegen machten Helene Grünberg, die einzige lokale Arbeitersekretärin, und Gertrud Hanna, Nachfolgerin von Ida Altmann, der in der gewerkschaftlichen Historiographie bis heute „vergessenen" ersten Leiterin des zentralen Arbeiterinnensekretariats auf der Ebene der Generalkommission,[22] nur sehr bescheidene Karrieren. Obwohl Helene Grünberg, die – ebenso wie Ida Altmann – nur auf Druck der proletarischen Frauenbewegung als besoldete Funktionärin eingestellt worden war,[23] nachwies, daß sich die angeblich organisationsunfähigen Dienstmädchen doch organisieren ließen,[24] stand sie stets im Schatten ihrer männlichen Kollegen und wurde 1919 nur deshalb in die Nationalversammlung berufen, weil zuvor die Wahl eines anderen Abgeordneten für ungültig erklärt worden war. Auch Gertrud Hanna wurde trotz ihrer vorangegangenen Tätigkeit auf der obersten gewerkschaftlichen Leitungsebene nur eine Kandidatur für den preußischen Landtag übertragen.[25]

2 Forschungsschwerpunkte und Forschungslücken

Im Zentrum der bisherigen Erforschung des gewerkschaftlichen Rechtsschutzes stehen hauptsächlich vier Aspekte: der Stellenwert, den die Arbeitersekretariate für Aufbau und Entwicklung von Gewerkschaften und/oder Sozialdemokratie besaßen,[26] die Rolle, die sie bei der Begründung der gewerkschaftlichen Sozialpolitik und der Weiterentwicklung des Arbeitsrechts gespielt haben,[27] ihre Bedeutung als Karrieresprungbretter für spätere Weimarer Spitzenpolitiker[28] und neuerdings ihre Funktion für die Herausbildung einer Arbeiterbewegungskultur.[29] Ob die Sekretariate nun als das „interessanteste Beispiel für das soziale Verantwortungsgefühl der Arbeiterorganisation gegenüber dem einzelnen Arbeiter"[30] gerühmt werden oder ob ihre Funktionalisierung für die Gewerkschaften[31] kritisiert wird – niemals wird danach gefragt, welche Bedeutung der gewerkschaftliche Rechtsschutz für die Arbeiterinnen und die Ehefrauen von Arbeitern hatte.[32] In

22 Vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, Gewerkschafterin und Freidenkerin, in: *Diesseits*, Jg. 2 (1988), H. 9, S. 34 f.
23 Vgl. Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht, a. a. O., S. 270 f.
24 Der von ihr 1906 gegründete Dienstbotenverein war die Keimzelle des 1908 unter dem Dach der Gewerkschaften gegründeten Zentralverbandes der Hausangestellten Deutschlands. Vgl. ebda.
25 Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre, a. a. O., S. 53.
26 Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die sozialdemokratische Partei und die freien Gewerkschaften 1890–1900, Berlin-Dahlem 1959; Martin Martiny, Die politische Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeitersekretariate ... , a. a. O., S. 158.
27 Florian Tennstedt, Vom Proleten zum Industriearbeiter. Arbeiterbewegung und Sozialpolitik in Deutschland 1800 bis 1914, Köln 1983; Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz, a. a. O., passim.
28 Klaus Tenfelde, Arbeitersekretäre, a. a. O., passim.
29 Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Hrsg. von Dieter Langewiesche und Klaus Schönhoven, Paderborn 1981.
30 Gerhard A. Ritter, Die Arbeiterbewegung ..., a. a. O., S. 153 und S. 166.
31 Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz, a. a. O., passim.
32 Nur Losseff-Tillmanns deutet an, daß die Sekretariate die Funktion, die ihnen bei der Agitation und Organisation der Arbeiterinnen hätte zukommen können, „zumindest unzureichend wahrgenommen" haben. Vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften (1800–1975), Bochum 1975, S. 473. Welche Rolle die Sekretariate bei der Rechtsberatung ihrer Klientinnen gespielt haben, ist aber nicht Gegenstand ihrer Untersuchung.

den einschlägigen Untersuchungen wird stets der Eindruck erweckt, die Tätigkeit der Sekretariate sei geschlechtsneutral gewesen. Meist wird nicht einmal thematisiert, daß die fast ausnahmslos männlichen Sekretäre auch mit Rechtsproblemen von Arbeiter*innen* und Arbeiterehefrauen konfrontiert wurden. Aus Selbstzeugnissen von Arbeitersekretären geht aber klar hervor, daß in ihren Sprechstunden auch „der niederdrückende Jammer proletarischer Ehen, das erschütternde Herzeleid verlassener geschwängerter Mädchen [und] die grausige Not der unehelichen Kinder"[33] zur Sprache kamen. Wen die Sekretäre unterstützten, wenn sie es mit verweigerten Alimenten von Gewerkschaftsmitgliedern, Gewalt in den Familien organisierter Arbeiter und sexuellen Übergriffen nicht nur männlicher „Herrschaften", sondern auch der eigenen Kollegen zu tun hatten, ist für die traditionelle Forschung zur Geschichte der Arbeiterbewegung keine Frage. Es wird bestenfalls angemerkt, daß man in den Fallstatistiken und Berichten der Sekretäre „vergeblich nach der Kategorie Familienprobleme sucht".[34] Diese blinden Flecken sind der traditionellen Konzentration auf Klassenverhältnisse als zentrales Erklärungsmuster sozialer Ungleichheit geschuldet. Sie verhindern, daß die geschlechtshierarchische, durch männliche Wert- und Symbolordnungen geprägte Seite der Beratungspraxis sichtbar und damit das „Unordnungsprinzip"[35] Geschlecht zur Herausforderung für die Erfolgsgeschichte des gewerkschaftlichen Rechtsschutzes wird.

Diese Forschungsdefizite sind auch deshalb erstaunlich, weil in der gewerkschaftlichen Rechtsberatung die für die Praxis der Arbeiterbewegung so fatale Trennung von Alltag und Politik[36] wenigstens teilweise aufgehoben war. Anders als andere Funktionäre der Arbeiterbewegung konnten sich die Sekretäre nicht völlig auf den Bereich der Produktion zurückziehen. Sie mußten sich auch den Konflikten im Reproduktionsbereich und damit dem Binnenverhältnis der proletarischen Familie stellen. Deshalb kann die Untersuchung der Beratungspraxis des frühen gewerkschaftlichen Rechtsschutzes wesentlich mehr zur Erklärung jener Mechanismen beitragen, die innerhalb der Arbeiterbewegung die Aufrechterhaltung des Status quo im Geschlechterverhältnis garantierten, als jede Analyse programmatischer Erklärungen. Bei der Analyse dieser Praxis gerät nicht nur das Verhalten der männlichen Sekretäre gegenüber ihren Klientinnen in den Blick, sondern auch ihr Verhältnis zum Arbeiterinnensekretariat bei der Generalkommission der freien Gewerkschaften sowie ihre Beziehungen zu den von der proletarischen Frauenbewegung eingerichteten Beschwerdekommissionen, die in Sachen Arbeitsschutz für Frauen dieselbe Funktion erfüllten wie die hauptamtlichen Arbeitersekretäre für die männlichen Fabrikarbeiter. Aufschlußreich ist auch die Rolle, die der einzigen lokalen Arbeitersekretärin Helene Grünberg in Nürnberg zugestanden wurde.

33 Paul Kampffmeyer, Friedrich Ebert. Ein Lebensbild, in: Friedrich Ebert. Schriften, Aufzeichnungen, Reden, 2 Bde., Dresden 1926, Bd. 1, S. 11–69, hier S. 60.

34 Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz, a. a. O., S. 32 f.

35 Vgl. Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163.

36 Vgl. Martin Soder, Hausarbeit und Stammtischsozialismus. Arbeiterfamilie und Alltag im Deutschen Kaiserreich, Gießen 1980.

3 Die Geschlechterbilder der „roten Patriarchen"

Obwohl sich die Zahl weiblicher Gewerkschaftsmitglieder zwischen 1892 und 1914 fast verfünfzigfachte[37] und auch die Ehefrauen und Witwen männlicher Mitglieder zu den potentiellen Klientinnen der Sekretariate gehörten, war ihre Besucherinnenquote erstaunlich niedrig. Außer im Ersten Weltkrieg, als Frauen die einberufenen Männer als Arbeitskräfte ersetzten, lag sie kaum jemals höher als zwanzig Prozent. Zu erklären ist die geringe weibliche Nachfrage damit, daß die „roten Patriarchen"[38] in den Arbeitersekretariaten die Hauptadressaten ihrer Tätigkeit in männlichen Arbeitern sahen. Das wurde z. B. deutlich, als sich in der Ausnahmesituation des Ersten Weltkriegs die Geschlechterbeteiligung in ihren Sprechstunden umkehrte. Die höhere Inanspruchnahme durch Frauen wurde bezeichnenderweise in vielen Jahresberichten als besondere Belastung dargestellt und beklagt. Nach Auffassung etwa der Nürnberger Sekretäre waren Frauen „ungleich schwerer zu beraten" als Männer. „Wo beim Manne wenige Worte, Andeutungen genügen", jammerten sie, „muß bei der Frau der Sachverhalt von allen möglichen Seiten klarzulegen versucht und durch Beispiele erläutert werden. Kam man nach Beseitigung vieler Zweifel zum Schlusse und glaubte, die Sache verständlich gemacht und geklärt zu haben, so kamen neue Einwände, wenn auch nur, um vielleicht doch einen Teil der mitgebrachten Auffassung zu retten."[39]

Frauen, die auf ihrem Standpunkt beharrten und die Sekretäre mit Ansichten konfrontierten, die deren Vorstellung von der eigenen Expertenrolle widersprachen, paßten – wie die in der Autobiographie des Lübecker Sekretärs Rudolf Wissell erhaltene „Geschichte einer niedergelegten Vertretung"[40] zeigt – nicht in ihr Bild von der weiblichen Geschlechtsrolle. Schuld an der Resignation Wissells war die Ehefrau eines Unfallverletzten, die seinem Eindruck nach „einen geradezu verderblichen Einfluß auf ihren Mann ausübte". Sie hatte „mit unheimlichem Redefluß" Wissells Unterstützung beim Kampf um die Rente ihres Mannes erbeten. Probleme ergaben sich, weil der Mann sich angeblich auf Betreiben seiner Frau weigerte, die erforderlichen Untersuchungen vornehmen zu lassen. „Alles Reden war vergebens", konstatierte der Arbeitersekretär, weil „seine Frau für ihn maßgebend zu sein" schien, „denn immer und immer wieder kamen die Redewendungen: ‚Meine Frau will es auch nicht' und ‚Meine Frau sagt, es nützte doch nichts'. Der Einwand, daß er doch nicht so auf seine Frau hören solle, *er* sei doch der Mann, *er* könne doch selbst bestimmen, schien ihn geradezu mit Entsetzen zu erfüllen." Wissell beendete seinen unverhältnismäßig ausführlichen Bericht über diesen schließlich vor Gericht anhängigen Fall mit einem letzten misogynen Stimmungsbild: „Endlich ist sie und ihr unglücklicher Mann draußen. Wie ein Aufatmen gehts durch das Gericht und

37 Sie wuchs von 4355 im Jahre 1892 auf 203648 im Jahre 1914. Sie nahm in diesem Zeitraum also exakt um das 46,76fache zu.

38 Der von Annette Frei für die zeitgenössischen Funktionäre der Schweizer Sozialdemokratie geprägte Begriff läßt sich auch auf die Funktionäre der deutschen Arbeiterbewegung übertragen. Vgl. Annette Frei, Rote Patriarchen. Arbeiterbewegung und Frauenemanzipation in der Schweiz um 1900, Zürich 1987.

39 Arbeitersekretariat Nürnberg, 20. Jahresbericht für die Jahre 1914–1920, Nürnberg 1921, S. 6 f.

40 Rudolf Wissell, Aus meinen Lebensjahren. Mit einem Dokumentenanhang. Hrsg. von Ernst Schraepler, Berlin 1983, unter dem Titel: Die niedergelegte Vertretung, S. 83–90, die folgenden Zitate S. 84, S. 87 und S. 89.

ein Zuhörer hat wohl nicht ganz Unrecht, als er leise meint, der Mann müsse schon deshalb Rente haben, weil er mit einer solchen Frau geplagt sei."

Die Darstellung dieses Falles enthält nicht nur eine Vielzahl von hier nur exemplarisch zitierten, subjektiven Zuschreibungen, sie übernimmt auch die äußerst zweifelhafte Erklärung eines Polizeiarztes, der die „unleidlichen Familienverhältnisse" allein der Frau zur Last legte, obwohl sie die Polizei gebeten hatte, sie vor den Attacken ihres „trunksüchtigen" Mannes zu bewahren. Immerhin fühlte sie sich aufgrund seiner Drohungen ihres Lebens nicht mehr sicher. Dennoch folgte Wissell der Darstellung des Arztes, wonach die Frau den Mann als Last empfunden habe, weil sie aufgrund seiner Verletzung für den Lebensunterhalt zu sorgen hatte. Obwohl die Aussagen ärztlicher Gutachter in anderen Fällen meist in Zweifel gezogen wurden, hatten sie hier einen wesentlich höheren Stellenwert als der offensichtliche Hilferuf der Frau. Für sie bedeutete die gute Zusammenarbeit des Arbeitersekretariats mit der Polizei, daß sie sich übereinstimmenden männlichen Deutungsmustern ihrer ehelichen Misere gegenübersah und ihre eigene Darstellung nur als Beleg für ihre von vornherein unterstellte Schuld angesehen wurde. Überliefert wurde dieses Beispiel aber nur deshalb, weil die Frau Wissell „noch vor dem Gerichtssaal bestürmt" hatte, ihr die erhaltenen Unterlagen zurückzugeben, damit sie sich an den Kaiser wenden könne. Darin sah Wissell ein Exempel für die „krankhafte Einbildung der Leute, daß ihnen das Recht verweigert wird". Auch wenn die einschlägigen Gesetze angewendet wurden, war dieser Eindruck aber gerade in diesem Fall keineswegs als krankhaft abzutun. Aus Sicht der Frau bestand das verweigerte Recht darin, daß sie nicht ernst genommen, daß ihre Deutung der Situation nicht akzeptiert wurde. Wissell beharrte ihr gegenüber auf seinem Expertenstatus, und sein eigentliches Motiv, den Fall niederzulegen, ist wohl darin zu suchen, daß sie diesen nicht genügend würdigte.

Leider hinterließ kein anderer Arbeitersekretär ähnlich subjektive Aufzeichnungen. Um so bemerkenswerter ist es, daß sich selbst in den üblichen, um objektive Darstellung bemühten Jahresberichten der gewerkschaftlichen Rechtsberater immer wieder Formulierungen finden, die auf sexistische Vorurteile schließen lassen. Wenn es sich bei den von Frauen vorgetragenen Rechtsproblemen nicht um Fälle handelte, die (wie beispielsweise Fragen zur Unfallversicherung) geschlechtsneutral zu klären bzw. auf die Klassenlage zurückzuführen waren, sondern bei denen die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht eine entscheidende Rolle spielte, wurde das Verhalten der gewerkschaftlichen Rechtsberater häufig von misogynen Vorurteilen beeinflußt. So verwiesen sie z. B. im Zusammenhang mit Beleidigungsklagen – ganz in der Tradition von August Bebel[41] – auf die „liebe Klatschsucht des schwächeren Geschlechts"[42] und drückten ihre Genugtuung darüber aus, daß die angeblichen Konfliktverursacherinnen „die Versündigung ihrer

41 Auch Bebel hatte sich über die „gefürchtete Zungenfertigkeit und Klatschsucht, [...] Putz- und Gefallsucht" sowie den „leicht erregbare[n] Neid" und die „Eifersucht" der Frauen seiner Zeit mokiert. August Bebel, Die Frau und der Sozialismus, 50. Aufl., in: August Bebel. Ausgewählte Reden und Schriften, 10 Bde., München u. a. 1995–1996, Bd. 10/2 (1996), S. 362 f.

42 Vgl. z. B. Arbeiter-Sekretariat Mannheim, 6. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats Mannheim 1905, Mannheim 1906, S. 35; Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 4. Jahresbericht für 1902, nebst Jahresbericht des Gewerkschaftssekretärs, Frankfurt a. M. 1903, S. 53; Arbeiter-Sekretariat Stuttgart, 5. Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1901 nebst Geschäftsbericht des Vorstandes der Vereinigten Gewerkschaften Stuttgart, Stuttgart 1901, S. 24.

scharfen Zungen mit großen Geldsummen büßen"[43] mußten. Zu den Vorbehalten, die die Arbeitersekretäre Frauen gegenüber hegten, gehörte auch – ein wohlfeiles Alibi für eigene Versäumnisse – die Unterstellung, Frauen stünden den politischen Forderungen und Handlungen der Arbeiterbewegung gleichgültig gegenüber. Das galt in besonderem Maße für die Klientinnengruppe der Dienstmädchen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert noch immer die größte weibliche Beschäftigtengruppe darstellten.[44] Da sie die in bürgerlichen Haushalten beschäftigten jungen Frauen aus der Arbeiterklasse sozial nicht eindeutig zuzuordnen vermochten, ließen sie sich zu äußerst fragwürdigen Rückschlüssen auf ihren Sozialcharakter verleiten. Das Dienstmädchen habe zwar, urteilten sie, „das Gefühl, sozial zurückgesetzt zu sein", aber mit diesem Gefühl seien „halb sklavische Empfindungen" verbunden, die noch aus „veralteten Unterordnungs- und Knechtschaftsverhältnissen" stammten. Aus dieser Analyse zogen die Sekretäre den denkwürdigen Schluß: „Das Mädchen kennt nicht die ehrliche und gerade Kampfesführung, die dem Proletariate eigenthümlich ist."[45]

Diese ebenso kurzschlüssigen wie misogynen Zuschreibungen korrespondierten mit einer Reihe von im Folgenden dargestellten Zielen und Strategien, die die Grenzen der Solidarität innerhalb der Arbeiterklasse markierten. Diese zielten

1. auf die Verfestigung der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung. Unter dem Deckmantel des Arbeiterinnenschutzes nutzten die Sekretäre traditionelle sexistische Zuschreibungen, um männliche Arbeitsplatz- und Lohnprivilegierung aufrechtzuerhalten, die Segregierung von Männer- und Frauenarbeitsplätzen sowie die Geschlechterhierarchie in den Industriebetrieben zu verstärken;

2. auf die Erhaltung der männlichen Vormachtstellung in der Familie. Indem sie Konflikte, die wie Eheprobleme und Alimentenflucht aus der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis resultierten, zu Klassenfragen umdeuteten, vermieden sie, die männliche Rolle als Familienoberhaupt in Frage zu stellen;

3. auf die Behauptung der öffentlichen Sphäre als Aktionsraum für Männer. Die weitgehende und notfalls aggressiv verteidigte Monopolisierung von Schlüsselfunktionen diente der Aufrechterhaltung eines patriarchalen Alleinvertretungsanspruchs der Klasseninteressen.

Bei der folgenden Analyse der Strategien und Diskurse zur Erhaltung und Zementierung der traditionellen weiblichen Rolle wird auch deren Kehrseite entlarvt: die verborgenen Selbstbilder der Rechtsschutzfunktionäre als Beschützer, Vormünder, Experten, Autoritäten und heroische Kämpfer.

3.1 Die „Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin"[46]

Das einzige „Frauenthema", das die Arbeitersekretäre wirklich interessierte, war im Grunde ein Männerthema, nämlich die industrielle Arbeit verheirateter Frauen. Die 1899

43 Vgl. Arbeiter-Sekretariat München, 8. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats München und Geschäftsbericht des Gewerkschaftsvereins München pro 1905, München 1906, S. 34.

44 Vgl. Karin Walser, Dienstmädchen, Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900, Frankfurt 1985.

45 Vgl. Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 1. Jahresbericht für 1899, nebst Jahresbericht des Gewerkschaftssekretärs, Frankfurt a. M. 1900, S. 51.

von der Zentrumspartei initiierte reichsweite Enquete über die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, mit deren Erarbeitung eigentlich die staatliche Gewerbeinspektion beauftragt war, wurde auch in den Berichten der Sekretariate breit diskutiert.[47] Die Argumente der Debatte entsprachen noch immer der Betrachtungsweise von Friedrich Engels, der die Familie „in vielen Fällen durch das Arbeiten der Frau [...] auf den Kopf gestellt"[48] sah. „Die dunkelste Seite der Fabrikarbeit verheirateter Frauen", konstatierte z. B. das Arbeitersekretariat Bremen, „ist die Zerstörung des geordneten Familienlebens [und] die Vernachlässigung einer elterlichen [!] Erziehung der Kinder."[49] Warnten die einen vor den gesundheitlichen Risiken der Frauenarbeit aufgrund von „Unterleibsleiden und Schwangerschaftsbeschwerden",[50] so verwiesen die anderen auf ihre „nicht zu unterschätzenden sittlichen Gefahren".[51] Obwohl es, wie die Frauenrechtsschutzstellen immer wieder feststellten, häufig genug zu gewaltsamen sexuellen Übergriffen durch Vorgesetzte, aber auch durch Kollegen kam, war es nach Ansicht der Arbeitersekretäre die „Sittlichkeit" der Arbeiterinnen, die es zu schützen galt. Vergebens sucht man nach Äußerungen, in denen von der „Unsittlichkeit" der Männer die Rede ist.

Nur weil die Frauen aufgrund der niedrigen Männerlöhne „hinzuverdienen" mußten, wurde die Fabrikarbeit der Frauen übereinstimmend als notwendiges Übel akzeptiert. In der Regel wurde aus den Ergebnissen der Untersuchung die Forderung nach einem „garantierten Mindestlohn für Männer"[52] abgeleitet. Ein besonders krasses Beispiel dafür, wie selbstverständlich die Frauenarbeit aus der Perspektive der betroffenen Ehemänner betrachtet wurde, lieferte das Arbeitersekretariat in Frankfurt a. M. Es schilderte den Fall einer erwerbstätigen Frau, der während eines Krankenhausaufenthalts ihres Mannes aufgrund eigenen Verdienstes die Familienunterstützung verweigert worden war. Aus diesem Fall leiteten die Sekretäre folgenden „Merksatz" ab: „Die Frauenarbeit wird also manchmal gar zur Strafe für die Arbeiter!"[53] Äußerungen wie diese beförderten jene für Frauen fatale, bis heute nicht überwundene Zweiteilung des sozialen Sicherungssystems, das Ehefrauen keine eigenständigen, sondern nur abgeleitete Rechtsansprüche zubilligt.[54]

46 Vgl. Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin, Stuttgart und Weimar 1995.

47 Arbeiter-Sekretariat Stuttgart, 3. Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1899 nebst Geschäftsbericht des Vorstandes der Vereinigten Gewerkschaften Stuttgart, Stuttgart 1899; Arbeiter-Sekretariat München, 3. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats München und Geschäftsbericht des Gewerkschaftsvereins München pro 1900, München 1901; Arbeiter-Sekretariat Bremen und Umgebung, 1. Jahresbericht nebst Berichten über die Gewerkschaftsorganisationen, Lohnkämpfe, das Gewerbegericht und die Frauenarbeit in den Fabriken, Geschäftsjahr 1900 (5. März bis 31. Dezember), Bremen 1901.

48 Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, in: Karl Marx und Friedrich Engels. Werke (MEW), Bd. 2, Berlin/DDR 1980, S. 229–506, hier S. 369.

49 Vgl. Arbeiter-Sekretariat Bremen und Umgebung, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 99

50 Vgl. Arbeiter-Sekretariat Stuttgart, 3. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 61; Arbeiter-Sekretariat München, 3. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 48.

51 Vgl. Arbeiter-Sekretariat Bremen und Umgebung, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 99.

52 A. a. O., S. 113; Arbeiter-Sekretariat München, 3. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 48; Arbeiter-Sekretariat Stuttgart, 3. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 62.

53 Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 3. Jahresbericht für 1901, nebst Jahresbericht des Gewerkschaftssekretärs, Frankfurt a. M. 1902, S. 17 f.

54 Vgl. Ute Gerhard, Sozialstaat auf Kosten der Frauen. Einleitung, in: Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Hrsg. von Ute Gerhard, Alice Schwarzer und Vera Slupik, Weinheim und Basel 1988, S. 11–37, hier S. 11 ff.

Auch der Arbeiterinnenschutz, dem sich die Sekretäre mehr in programmatischer Hinsicht als auf der Handlungsebene verpflichtet fühlten, wurde von ihnen instrumentalisiert, um die geschlechtshierarchische Segregation des Arbeitsmarktes zu erhalten. So versuchte z. B. das Lübecker Sekretariat die weitere Ausbreitung der Frauenarbeit dadurch zu behindern, daß es auf die angeblich im „weiblichen Wesen" begründete Untauglichkeit der Arbeiterinnen für besonders unfallträchtige Arbeitsplätze hinwies: „Die Beschäftigung an diesen Maschinen, setzt [...] außer unerschütterlicher Ruhe eine unausgesetzte Aufmerksamkeit voraus. Diese fehlt aber vielfach bei Frauen, die von Natur mit gewisser Sorglosigkeit ausgestattet sind."[55] Diese Argumentation kann keineswegs als Ausnahme abgetan werden. Als das bayerische Staatsministerium an die Gewerbeinspektion appellierte, schärfer gegen jene Betriebe vorzugehen, in denen es „im Zusammenhang mit der Zunahme der Frauenarbeit" zu Verstößen gegen die Arbeiterinnenschutzbestimmungen kam, reagierte das Nürnberger Modellsekretariat mit unverhohlener Zustimmung. Diese Mahnung, heißt es in seiner kommentierenden Stellungnahme, sei „nur zu sehr am Platze, denn die Beschäftigung von Arbeiterinnen" greife „mehr und mehr um sich". Deshalb sei es durchaus angebracht, „die Saiten etwas stärker" anzuziehen.[56] Der beste Arbeiterinnenschutz hätte nach Meinung der Sekretäre darin bestanden, gefahrenträchtige Arbeitsplätze für Männer zu reservieren. Obwohl es bei der zeitgenössisch generell hohen Unfallhäufigkeit[57] logisch gewesen wäre, besseren Arbeitsschutz für alle Arbeitnehmer zu verlangen, beschränkte sich der gewerkschaftliche Rechtsschutz auf die Forderung an den Staat, Frauen und Kinder vor den „wüsten Ausschreitungen des modernen Industrialismus"[58] zu schützen. Diesen Schutz auch für die männlichen Arbeitskräfte zu verlangen widersprach ganz offensichtlich dem von Klassenkampferwartungen geprägten Männlichkeitsbild der Arbeitersekretäre. Die Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin ersetzte die frühere Forderung nach dem gänzlichen Verbot der Frauenarbeit. Sie war ein den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen angepaßtes Instrument, um die Geschlechterhierarchie im Arbeitsleben zu erhalten und männliche Privilegien nicht zu gefährden. Das geht auch aus den im Verein mit bürgerlichen Sozialreformern erhobenen Forderungen nach Arbeiterinnenschutzgesetzen hervor, die gewährleisten sollten, daß verheiratete Frauen trotz ihrer Erwerbsarbeit für familiäre Pflichten zuständig blieben. Mit der zu schützenden Arbeiterin wurde gleichzeitig das Leitbild der durch häusliche Reproduktions- und Erwerbsarbeit mehrfach belasteten Hausfrau und Mutter verfestigt. An diesem Leitbild orientierten sich auch die Urteile der Arbeitersekretäre über die geschlechtsspezifische Adäquanz von Arbeitsplätzen.[59]

55 Arbeiter-Sekretariat Lübeck, 1. Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats in Lübeck nebst Jahres-Berichten der Aufsichts-Kommission und des Gewerkschafts-Kartells, 1901, Lübeck 1902, S. 54.

56 Arbeiter-Sekretariat Nürnberg, 15. Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats Nürnberg, Nürnberg 1909, S. 8.

57 Allein im Jahre 1900 verloren 49364 Männer ihr Leben, und weitere 534146 wurden verletzt. Vgl. Arbeiter-Sekretariat Lübeck, 1. Jahres-Bericht ..., a. a. O., S. 15.

58 So Robert Schmidt beim Gewerkschaftskongreß von 1911 in Dresden: Protokoll der Verhandlungen des 8. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 26. Juni–1. Juli 1911 in Dresden, Berlin 1911, S. 220; vgl. Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz ..., a. a. O., S. 56.

59 Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz ..., a. a. O., S. 213.

Gleichzeitig war das Stereotyp der schutzbedürftigen Arbeiterin konstitutiv für die Identität von Männern als kraftvolle, robuste, aber auch beherrschende Beschützer. In dieser Rolle sahen sich auch die Arbeitersekretäre selbst. Nicht umsonst umschrieben sie ihre eigene Tätigkeit wiederholt mit martialischen Allegorien. So versprachen sie z. B., die „schneidigsten Waffen zum Kampfe gegen eine arbeiterfeindliche Rechtsordnung" zu schmieden.[60] „In der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert, so erfüllt die Arbeiterklasse ihre geschichtliche Mission. Auch die Rechtsschutzbestrebungen [...] zeigen das gleiche Bild",[61] hieß es 1912 im offiziellen Organ der freien Gewerkschaften. Das handelnde Kollektivsubjekt, das in dieser emblematischen Beschreibung nur sprachlich weiblich ist, wird durch die eindeutig männliche Symbolik des Erbauers und Beschützers charakterisiert, der durch seine drohende Gebärde potentielle Angreifer abschreckt. Fraueninteressen galt die in Wirklichkeit wesentlich zivilere Funktion des Anwalts und Verteidigers allerdings nur dann, wenn sie mit dem Konstrukt übergreifender Klasseninteressen übereinstimmten.

3.2 Die Umdeutung von Geschlechterkonflikten zu Klassenfragen

Bei der Rechtsberatung in Ehe(scheidungs)sachen orientierten sich die Sekretäre am Ideal der „heilen Familie", obwohl dieses den tatsächlichen Verhältnissen innerhalb der Arbeiterschaft kaum gerecht wurde.[62] Dementsprechend gab es unter ihnen auch keine Anhänger des Frühsozialisten Charles Fourier und seiner Kritik an Ehe und Familie. Sie sahen ganz im Gegenteil keinerlei Anlaß, diese Institutionen in Frage zu stellen. Ehelicher Unfriede entstand aus ihrer Sicht hauptsächlich durch die vom Kapitalismus geprägten Lebensverhältnisse. Trotz ihres Einblicks „in die intimsten Geheimnisse des Familienlebens" lautete ihre fast schon stereotype Erklärung für ehelichen Zwist: „Der Mann verdiente nichts oder zuwenig."[63] Den Interessen der Arbeiter, die den Rechtsberatern ihre Ehemisere meist selbst klagten,[64] entsprachen auch die Ratschläge, die diese in solchen Fällen erteilten. Im Bemühen, den Ehemann davon abzuhalten, sich durch einen langwierigen Scheidungsprozeß finanziell zu ruinieren,[65] versuchten sie, die jeweiligen Probleme bei einem Sühnetermin auszuräumen.

Dabei hatten sie das zeitgenössische Familienrecht mit seiner fast völligen Entmündigung der Ehefrauen auf ihrer Seite. Da man ihrer Auffassung nach beim gesamten Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) „unter keinen Umständen von einer Klassenjustiz

60 Paul Umbreit, Die Arbeitersekretariate 1902, in: *Correspondenzblatt,* Jg. 13 (1903), Nr. 26, S. 401–408, hier S. 408.

61 Die Arbeitersekretariate im Deutschen Reich im Jahre 1911, a. a. O., Jg. 22 (1912), Nr. 6, S. 173.

62 Vgl. z. B. die zeitgenössischen Arbeiterautobiographien: Moritz Bromme, Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, Leipzig und Jena 1905; Carl Fischer, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen, [o. O.] 1903; Otto Rühle, Illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats, Bd. 1, Berlin 1930; Heinrich Herkner, Seelenleben und Lebenslauf in der Arbeiterklasse, in: *Preußische Jahrbücher,* Bd. 140 (1910), S. 393–412.

63 Vgl. Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 58 f.

64 Ebda.

65 Arbeiter-Sekretariat Dresden, 1. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats Dresden für 1906, Dresden 1907, S. 98.

sprechen"[66] konnte – und das war ihr Hauptkriterium zur Beurteilung des Rechts –, sahen sie auch keinen Anlaß, an den frauendiskriminierenden Normen des Familienrechts Kritik zu üben. Da auch sie von der Vorrangstellung des männlichen Familienoberhauptes überzeugt waren, hatten ihre Rechtsbelehrungen bei dieser Materie einen eindeutig affirmativen Charakter. Selbst die Enteignung der Ehefrau, die im sog. Nutznießungs- und Verwaltungsrecht des Ehemannes am Vermögen bzw. am Verdienst seiner Frau begründet war, wurde gutgeheißen. Das Münchner Sekretariat begann die Erklärung des entsprechenden Paragraphen folgendermaßen: „Ein altes deutsches Rechtssprichwort: ‚Mann und Weib haben kein gezweiet Gut bei ihren Leib' drückt das Wesen der Verwaltungsgemeinschaft des BGB treffend aus. Es ist damit gesagt, daß dem Ehemanne für die Dauer der Ehe die Verwaltung und Nutznießung an dem Vermögen seiner Frau zusteht [...]."[67]

Aufgrund der Identifikation mit dem Familienrecht gelang es den Sekretären nur selten, den „häuslichen Frieden wiederherzustellen".[68] Wo die „soziale Moral" ihrer Meinung nach dennoch eine Scheidung gebot, versuchten sie, die Prozesse „in möglichst anständige, alle rohen Exzesse ausschließende Formen zu bringen".[69] Ganz offensichtlich widerstrebte es ihrem Begriff von männlicher Ehre, die von den Rechtsschutzstellen für Frauen und Mädchen vielfach beschriebenen Leiden proletarischer Ehefrauen[70] öffentlich werden zu lassen. Jedenfalls enthalten die Berichte der Arbeitersekretariate keinerlei Angaben über die häufig durch Alkoholkonsum ausgelöste männliche Gewalt gegenüber Frauen. Bestenfalls wurde allgemein auf die „Zusammenhänge von Not und Verbrechen, von Elend und Entartung"[71] hingewiesen. Dieses Verschweigen hatte auch mit der Bewertung von Wirtshaus und Alkohol innerhalb der Arbeiterbewegung zu tun. Die Kneipe galt – eine Nachwirkung des Sozialistengesetzes – als „einziges Bollwerk der politischen Freiheit des Proletariers, das ihm so leicht nicht konfisziert"[72] werden konnte. Diese Auffassung, die noch lange das Verhältnis der Arbeiterbewegung zum Alkohol bestimmen sollte, hatte zur Folge, daß auch der männliche Alkoholismus bagatellisiert wurde. Soweit diese verbreitete Sucht der Arbeiter überhaupt zur Kenntnis genommen wurde, galt sie als ein durch die kapitalistischen Lebens- und Arbeitsbedingungen hervorgerufenes „Symptom der Verelendung". Wer kein Heim habe, erklärte Emanuel Wurm beim SPD-Parteitag 1900, werde eben ins Wirtshaus „hineingetrieben".[73] Dem Arbeiter stünden „unter den heutigen Verhältnissen nun einmal keine anderen Räume" zur Verfügung „als solche, in denen er *gezwungen* wird, alkoholische Getränke zu genießen [...]"[74]

66 Ludwig Radlof, Gesetz und Recht, in: *Sozialistische Monatshefte*, Jg. 17 (1913), Bd. 2, S. 920–923, hier S. 921.

67 Arbeiter-Sekretariat München, 10. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats München und Geschäftsbericht des Gewerkschaftsvereins München pro 1907, München 1908.

68 Arbeiter-Sekretariat Dresden, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 98.

69 Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 58 f.

70 Vgl. Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht, a. a. O., S. 147–149 und S. 153–170.

71 Paul Kampffmeyer, Friedrich Ebert, a. a. O., S. 62.

72 Karl Kautsky, Der Alkoholismus und seine Bekämpfung, in: *Die Neue Zeit*, Jg. 9 (1890/91), Nr. 2, S. 105–116, hier S. 107 f.

73 Vgl. Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 17.–21. September 1900 in Mainz, Berlin 1900, S. 182.

74 Ebda.

[Hervorhebung B. G.]. Auch die Arbeitersekretäre brachten – bis auf wenige Ausnahmen wie den Mannheimer Sekretär Simon Katzenstein[75] – der Kneipe und dem Alkohol zumindest die ihnen offiziell zugebilligte Toleranz entgegen.

Während männliche Klienten also auf das Verständnis und Mitgefühl der gewerkschaftlichen Rechtsberater hoffen konnten, mußten Frauen, die in ihre Sprechstunden kamen, nicht selten die Erfahrung machen, daß ihren Aussagen nicht geglaubt wurde. Es konnte sogar vorkommen, daß ihre Darstellung als strafrechtlich relevante Beleidigung gewertet wurde. In diesem Sinne verfuhr z. B. das Arbeitersekretariat Leipzig mit der Anschuldigung einer Arbeiterin gegen ihren Vermieter, einen verheirateten Arbeiter, er habe sie „zu unsittlichen Zwecken mißbrauchen wollen" und „mit der eigenen Tochter Blutschande getrieben".[76] Obwohl selbst das Leipziger Landgericht diesen Vorwurf nicht als Beleidigung gewertet hatte, sah das Arbeitersekretariat im Freispruch der Frau eine Diskreditierung des zeitgenössischen Schlafstellenwesens, die den vermietenden Familien nur zum Schaden gereichen könne. Das Urteil, kommentierte das Sekretariat, begründe „für den Vermieter bei Differenzen mit einer Aftermieterin [= Untermieterin – B. G.] rechtlich von vorneherein eine ungünstigere Position".[77] Ausbeutungsverhältnisse waren für die gewerkschaftlichen Rechtsberater eben nur als Folge der Ungleichheit zwischen den Klassen denkbar. Diese Auffassung zieht sich durch alle in dem Bemühen verfaßten Jahresberichte, ein „Mosaikbild der Unterdrückung der Arbeiterklasse"[78] zu zeichnen. Bekamen es die Sekretäre mit Unfreiheit zu tun, die aus dem Geschlechterverhältnis resultierte, so wurde diese entsprechend uminterpretiert.

Etwas anders gelagert waren die Fälle, in denen die Sekretariate von ledigen Müttern aufgesucht wurden. Diese baten um Rat und Hilfe, weil sich die Väter ihrer Kinder aufgrund der rechtlich zugelassenen Einrede des Mehrverkehrs (Exceptio plurium) „mit einer Gewissenlosigkeit ohne gleichen"[79] ihrer Unterhaltsverpflichtung zu entziehen versuchten, indem sie behaupteten, daß die betreffenden Frauen auch mit anderen Männern geschlafen hätten. Aber auch diese „Drückeberger"[80] selbst wandten sich nicht selten an die gewerkschaftliche Rechtsberatung, um dort in Erfahrung zu bringen, wie sie ihre Zahlungspflicht am besten umgehen könnten. Mit welcher Selbstverständlichkeit dieser Kameradschaftsdienst eingefordert und die Sekretariate als Vertretung spezifisch männlicher Interessen begriffen wurden, zeigt z. B. die Beschwerde eines von den

75 Simon Katzenstein, ein Bruder der Frauenrechtlerin Henriette Fürth, der ersten Leiterin der Frauenrechtsschutzstelle in Frankfurt a. M., wies in der Zeitschrift *Die Gleichheit* den Standpunkt Kautskys zurück und führte den übermäßigen Alkoholgenuß auf den Egoismus vieler Familienväter aus der Arbeiterschaft zurück, die ihren Lohn ausschließlich als persönliches Eigentum betrachteten. Vgl. Simon Katzenstein, Die proletarische Frau und der Alkohol, in: *Die Gleichheit,* Jg. 17 (1907), Nr. 19, S. 58; ders., Die sozialen Beziehungen des Alkoholismus, in: *Sozialistische Monatshefte,* Jg. 13 (1907), Bd. 1, S. 463–471; ders., Die deutsche Sozialdemokratie und die Alkoholfrage, a. a. O., Bd. 2, S. 760–767.

76 Arbeiter-Sekretariat Leipzig, 1.Jahresbericht für 1904, Leipzig 1905, S. 54 f.

77 A. a. O., S. 55.

78 Udo Reifner, Gewerkschaftlicher Rechtsschutz, a. a. O., S. 14 und S. 17.

79 Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 61.

80 Vgl. z. B. Arbeiter-Sekretariat München, 1. Jahresbericht des Arbeiter-Sekretariats München und Geschäftsbericht des Gewerkschaftsvereins München pro 1898, München 1899, S. 45; Arbeiter-Sekretariat Bremen und Umgebung, 8. Jahresbericht nebst Berichten über Stand, Leistungen und wirtschaftliche Kämpfe der Gewerkschaften, das Gewerkschaftskartell, den Bildungsausschuß und das Gewerbegericht, Geschäftsjahr 1907, Bremen 1908, S. 42.

Nürnberger Beratern abgewiesenen Klienten bei der (damals noch bestehenden) Aufsichtskommission des Sekretariats, die daraufhin auch tatsächlich Auskunft darüber verlangte, „nach welchen Grundsätzen bei der Beratung der Parteien verfahren" worden sei.[81] Zwar versuchten die Sekretäre, die betreffenden Besucher zu überzeugen, es sei „ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit",[82] für ihr Kind zu sorgen, aber dabei ging es ihnen keineswegs nur um das Wohl von Mutter und Kind, sondern mindestens ebensosehr um die „Ehre" der Arbeiterbewegung. Sie mißbilligten die Alimentenflucht vor allem deshalb, um ihren Anspruch, eine „weitherzigere, altruistischere" Moral zu besitzen als das Bürgertum, gerecht zu werden.[83] Dieser Anspruch wurde durch „ehrlose"[84] Alimentenflüchtlinge in Frage gestellt. Deshalb registrierten die Sekretäre auch mit „lebhafte[r] Genugtuung, daß Mitglieder von Gewerkschaften und SPD „nur einen ganz geringen Teil pflichtvergessener Männer" stellten.[85] Dennoch standen sie keineswegs bedingungslos auf seiten der im Stich gelassenen Frauen. Wenn bei der Eintreibung der Alimente ihrer Auffassung nach zuviel vom Lohn des Zahlungspflichtigen beschlagnahmt wurde, fühlten sie sich durchaus aufgerufen, dessen Interessen zu vertreten.[86]

Von der Ehre der Frauen war nur dann die Rede, wenn es sich bei dem unehelichen Vater um einen Angehörigen der „besitzenden Klasse" handelte. Als eine Frau „entehrend" betrachteten die Sekretäre „nur die Hingabe des Mädchens der proletarischen Klasse an einen Angehörigen einer höheren sozialen Klasse, da diese Hingabe häufig noch einen materiellen Vorteil für das Mädchen einschließt".[87] Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch, *warum* die Sekretäre die Einrede des Mehrverkehrs ablehnten: Sie sahen in ihr eine „Quelle des Meineids". „Aus Scham und aus Not", argwöhnten sie, werde das „arme Mädchen falsch schwören, daß sie sich keinem anderen hingegeben habe".[88] Unverheiratete Mütter mußten also befürchten, ihre Beteuerung, nur mit einem Mann geschlafen zu haben, werde als bloße Schutzbehauptung abgewertet. Das doppelbödige und paternalistisch entmündigende Verhältnis der Arbeitersekretäre zu den Frauen und Mädchen der eigenen Klasse wird auch dadurch bestätigt, daß sie Dienstmädchen und Kellnerinnen dem als nicht kampffähig angesehenen „Lumpenproletariat" zurechneten.[89] Wie die Auseinandersetzung des zeitweiligen Frankfurter Rechtsberaters Paul Kampffmeyer, der in dieser Frage als sozialistischer Meinungsführer anzusehen ist,

81 Arbeiter-Sekretariat Nürnberg, 10. Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats Nürnberg, 1904, Nürnberg 1905, S. 24.

82 Johannes Heiden, Die Rechte der unehelichen Kinder, in: Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 3. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 101.

83 Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 1. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 61.

84 Paul Kampffmeyer, Ein Wort über die deutschen Arbeitersekretariate, in: *Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik*. Hrsg. von Heinrich Braun, Bd. 16 (1901), ND New York und London 1971, S. 393–412, hier S. 394.

85 Johannes Heiden, Die Rechte der unehelichen Kinder, a. a. O., S. 103.

86 Arbeiter-Sekretariat Bremen und Umgebung, 6. Jahresbericht nebst Berichten über Stand, Leistungen und wirtschaftliche Kämpfe der Gewerkschaften, das Gewerkschaftskartell, den Bildungsausschuß und das Gewerbegericht, Geschäftsjahr 1905, Bremen 1906, S. 55.

87 Paul Kampffmeyer, Die Prostitution als soziale Klassenerscheinung und ihre sozialpolitische Bekämpfung, Berlin 1905, S. 25 f.

88 Vgl. Johannes Heiden, Die Rechte der unehelichen Kinder, a. a. O., S. 112.

89 Vgl. auch Heinz Niggemann, Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus, Wuppertal 1981, S. 255.

mit dem „Sphinxrätsel der Prostitution"[90] zeigt, teilten er und seine Kollegen den gegen diese beiden Berufsgruppen erhobenen (bürgerlichen) Prostitutionsverdacht. Sie diskutierten die käufliche Liebe ausschließlich als „soziale Klassenerscheinung",[91] d. h. als Ausbeutung von Frauen und Mädchen aus der Arbeiterklasse durch bürgerliche Freier. Für sie alle gilt, was Therese Schlesinger-Eckstein, eine österreichische Grenzgängerin zwischen Feminismus und Sozialismus, gegen Kampffmeyers Schrift einwandte. Ihrer Auffassung nach war er „in den Fehler aller Bekämpfer der Prostitution [verfallen], die das Übel immer nur von der Seite des Angebots behandeln und sich um die Ursachen der Nachfrage viel zu wenig bekümmern".[92]

Die Umdeutung der aus dem patriarchal strukturierten Geschlechterverhältnis resultierenden Ungleichheiten zu Klassenfragen war die Grundlage für das von den Arbeitersekretären betriebene folgenreiche „gendering", die stetige Reproduktion des traditionellen, hierarchischen Geschlechterverhältnisses. In dem Maße, in dem sie am Auf- und Ausbau des Sozialstaats beteiligt waren, trug ihr „Geschlechtsstolz" auch dazu bei, männliche Bedürfnislagen sozialrechtlich zu privilegieren und die unhinterfragte männliche Dominanz weiter zu tradieren.

4 Die Behauptung der öffentlichen Sphäre

Da das Aufgabenfeld des Arbeiterinnenschutzes von den Sekretären und anderen Gewerkschaftsfunktionären vernachlässigt wurde, propagierte die proletarische Frauenbewegung den Aufbau eigener Beschwerdekommissionen, die als vermittelnde Instanz zur Fabrikinspektion fungieren sollten. Obwohl die Arbeiterinnenbewegung damit ehrenamtlich dieselben Aufgaben übernahm, die für männliche Mitglieder von (hauptamtlichen) Arbeitersekretären erbracht wurden, scheiterten solche Appelle überall und immer wieder an mangelnder Unterstützung. Die „roten Patriarchen" in den Arbeitersekretariaten betrachteten die Kommissionen als unliebsame Konkurrenz und machten ihre Zustimmung zu deren Konstituierung davon abhängig, daß der gewerkschaftliche Rechtsschutz durch ihre Tätigkeit „nicht beiseite geschoben" würde. Sonst sei, so ihre subtile Drohung, der praktische Erfolg der Frauengremien „in Frage gestellt".[93]

In Frankfurt a. M. fand man eine ebenso unauffällige wie wirkungsvolle Methode, geplante Arbeiterinnenzusammenkünfte zu hintertreiben. Die mit der Agitation betraute „Frau Heiden"[94] kam „nur selten in die Lage, zu derartigen Besprechungen eingeladen

90 Paul Kampffmeyer, Das Problem der Prostitution, in: *Sozialistische Monatshefte,* Jg. 17 (1913), H. 4, S. 222–238.

91 Arbeiter-Sekretariat Nürnberg, 9. Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats Nürnberg, 1903, Nürnberg 1904, S. 72 f.

92 Therese Schlesinger-Eckstein, Rezension von Paul Kampffmeyer: Die Prostitution als soziale Klassenerscheinung ..., in: *Die Neue Zeit,* Jg. 24 (1906), Bd. 1, S. 766–768.

93 Vgl. Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Bericht über die 2. Frauenkonferenz vom 13./14. September 1902 in München, Berlin 1902, S. 288 f. sowie *Die Gleichheit,* Jg. 12 (1902), Nr. 20, S. 153–157.

94 Es handelte sich um Lea Heiden-Deutschmann, die 1902 zur Vertrauensperson gewählte Ehefrau des Frankfurter Arbeitersekretärs Johannes Heiden. Vgl. Christina Klausmann, Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main, Frankfurt a. M. 1997.

zu werden, weil solche Gelegenheiten von den Vorständen erst gar nicht herbeigeführt wurden".[95] Aufgrund ihrer Mißachtung konnten sich die Beschwerdekommissionen niemals richtig etablieren. Indem ihnen Kenntnisse und Materialien vorenthalten wurden, wurde ihr Mißerfolg geradezu programmiert. Schließlich führte der passive Widerstand männlicher Funktionäre zu dem von ihnen gewünschten Erfolg. Beim 9. Gewerkschaftskongreß 1914 wurden die Kommissionen wieder aufgelöst, weil sie angeblich „nicht mehr nötig" waren. Ihre Aufgaben, hieß es, würden inzwischen von den Gewerkschaften selbst erfüllt, die die „Beseitigung von Mißständen und Ungesetzlichkeiten weit wirksamer in die Wege leiten"[96] könnten. Tatsächlich aber konnten die Sekretariate die Kommissionen keineswegs ersetzen. Denn Arbeiterinnen hatten nicht nur über miserable Arbeitsbedingungen zu klagen, sondern auch darüber, daß ihnen oft „in schändlichster Weise nachgestellt"[97] wurde. Dieses Dauerthema der sozialdemokratischen Frauenzeitschrift *Die Gleichheit* und der sozialdemokratischen Frauenkonferenzen wurde in den Berichten der Sekretäre nicht einmal erwähnt.

Nicht anders als ihre bürgerlichen Kontrahenten in den ab 1904 in rascher Folge gegründeten staatlich subventionierten gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstellen begriffen die Arbeitersekretäre die öffentliche Sphäre als spezifisch männliches Aktionsfeld und nahmen mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit „geradezu exekutive Rechte und Pflichten bei der Ausführung staatlicher Gesetze"[98] für sich in Anspruch. Deshalb bedurfte es der gesamten Kraft der proletarischen Frauenbewegung, um die Rechtsberatung auch als Tätigkeitsbereich für (Alibi-)Frauen zu erschließen. So konnte Helene Grünberg 1905 nur gegen den Widerstand der maßgeblichen Nürnberger Funktionäre als einzige lokale Arbeitersekretärin durchgesetzt werden,[99] weil zuvor *Die Gleichheit* eine entsprechende Kampagne gestartet hatte.[100] Obwohl sie äußerst erfolgreich war,[101] die „Revolution in die Küche"[102] trug und damit bewies, daß die als „organisationsunfähig" geltenden Dienstmädchen sich sehr wohl organisieren ließen, wurde erst auf den hinteren Seiten der Nürnberger Jahresberichte über ihre Tätigkeit informiert – abgetrennt von den Berichten der übrigen Arbeitersekretäre. Ihr marginaler Status kam auch darin zum Ausdruck, daß sie vor dem Ersten Weltkrieg zu keiner einzigen der Konferenzen delegiert wurde, zu denen sich die Sekretäre ab 1905 im Anschluß an Gewerkschaftskongresse trafen. Die Hauptursache für diese bis zu ihrem

95 Arbeiter-Sekretariat Frankfurt a. Main, 4. Jahresbericht ..., a. a. O., S. 79.

96 Protokoll der Verhandlungen des 9. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 22.–27. Juni 1914 in München, Berlin 1914, S. 117.

97 Diskussionsbeitrag der „Genossin Simon" bei der Frauenkonferenz in Jena: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Bericht über die 6. Frauenkonferenz vom 8./9. September 1911 in Jena, Berlin 1911, S. 432.

98 Martin Martiny, Die politische Bedeutung der gewerkschaftlichen Arbeitersekretariate ..., a. a. O., S. 158.

99 Die Aufsichtskommission des Nürnberger Arbeitersekretariats votierte gegen ihre Anstellung. Vgl. Arbeiter-Sekretariat Nürnberg, 11. Jahres-Bericht des Arbeiter-Sekretariats Nürnberg, 1905, Nürnberg 1906, S. 94 und S. 103.

100 Vgl. Gewerkschaftliche Arbeiterinnenagitation, in: *Die Gleichheit*, Jg. 15 (1905), Nr. 8, S. 47; Zur Frage der gewerkschaftlichen Organisation der Arbeiterinnen, a. a. O., Nr. 10, S. 57.

101 In einem einzigen Jahr gelang es ihr, den Anteil organisierter Arbeiterinnen um mehr als 62 Prozent (von 1589 auf 2582) zu steigern. Vgl. Arbeiter-Sekretariat Nürnberg, 11. Jahres-Bericht ..., a. a. O., S. 94.

102 Helene Grünberg, in: Marie Juchacz. Sie lebten für eine bessere Welt. Lebensbilder führender Frauen des 19. und 20. Jahrhunderts, Berlin und Hannover 1955, S. 85–90, hier S. 85 ff.

Freitod 1928 anhaltende Zurücksetzung ist darin zu suchen, daß sie – im wortwörtlichen Sinne als „Fremdkörper" – in einen von Männern beanspruchten öffentlichen Raum eingedrungen war.

Auch die Einrichtung des einzigen Arbeiterinnensekretariats auf der Ebene der Generalkommission der Gewerkschaften wäre – im Gegensatz zu der selbstverständlichen Einrichtung eines Zentralarbeitersekretariats, das der effektiven Vertretung „allgemeiner" sozialrechtlicher Ansprüche dienen sollte – ohne die vorangegangene unbotmäßige autonome Konstituierung der Berliner Frauenagitationskommission wohl kaum durchzusetzen gewesen.[103] Daß dieses im Juli 1904 unter dem Vorsitz von Emma Ihrer gebildete Gremium trotz seines ungewohnt autonomen Handelns schließlich doch die allerdings nur sehr laue Unterstützung der Generalkommission finden konnte, hatte neben persönlichen Motiven – ihr Vorsitzender Carl Legien war der Lebensgefährte Ihrers – auch politische Ursachen. Zu keiner Zeit nämlich dürfte die geschlechtsübergreifende Einheit der Gewerkschaften mehr gefährdet gewesen sein. Ihrer hatte sich bereits 1900 dafür ausgesprochen, „sich selbständig von den Männern zu machen", weil diese Frauen „nicht als Gleichberechtigte, sondern als Anhängsel" betrachteten,[104] und ihre Mitstreiterin Paula Thiede hatte festgestellt, es fiele den Frauen „gar nicht ein, sich den Organisationen aufzudrängen, man gehe nur dahin, wohin man gerufen werde".[105]

Es gab also genügend Anzeichen dafür, daß führende Gewerkschafterinnen, enttäuscht von der mangelnden Unterstützung der Gewerkschafter, zur separaten Organisation der Frauen aufrufen würden.[106] Die Einrichtung des Arbeiterinnensekretariats am 13. Juli 1905, knapp zwei Wochen nach Grünbergs Amtsantritt in Nürnberg, ist also auch als Versuch zu begreifen, den Interessengegensatz „in the basis of gender"[107] zu entschärfen. Allerdings fiel dieser Versuch äußerst halbherzig aus. Es wurde nicht einmal eine neue Stelle geschaffen, sondern Legiens Übersetzerin Ida Altmann wurde zusätzlich mit der Leitung der neuen Einrichtung betraut.[108] Mit dieser Lösung des Konflikts wurde die organisatorische Bedeutungslosigkeit des Arbeiterinnensekretariats strukturell verankert: Altmann war von Anfang an überlastet und unterbezahlt. Während sich das seiner Funktion nach vergleichbare Zentralarbeitersekretariat immer mehr vergrößerte und 1914 nicht weniger als vier Beamte und zwei „Hilfsarbeiter" beschäftigte,[109] hatte die zur gleichen Zeit immer noch einzige Arbeitersekretärin, inzwischen Altmanns Nachfolgerin

103 Diese Kommission hatte sich gebildet, nachdem der Gewerkschaftskongreß 1902 die Einsetzung eines aus Frauen bestehenden Komitees abgelehnt hatte, das für die reichsweite „Frauenagitation" zuständig sein sollte. Auch die Tatsache, daß die Antragstellerinnen vermutete männliche Konkurrenzängste von vornherein durch die Erklärung zu entkräften suchten, daß mit einem solchen Gremium keinesfalls „eine Art Generalkommission für die Frauen" intendiert sei, hatte an dem negativen Votum der überwältigenden Männermehrheit nichts ändern können. Aufgrund dieser Abfuhr hatten die Initiatorinnen nach neuen Wegen gesucht, um die Sache der Arbeiterinnen voranzubringen.

104 Zitiert nach: Hilde Lion, Zur Soziologie der Frauenbewegung, Berlin 1926, S. 51, Anm. 34.

105 Protokoll der 5. Sitzung der Konferenz der Zentralvorstände vom 26. 10. 1904, S. 29, zitiert nach: Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften ..., a. a. O., S. 243.

106 Vgl. auch Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften ..., a. a. O., S. 245.

107 Vgl. Jean H. Quataert, Reluctant Feminists in German Social Democracy 1885–1917, Princeton 1979.

108 Legien war auch Internationaler Sekretär der Gewerkschaftsbewegung.

109 Vgl. Protokoll der Verhandlungen des 9. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands ..., a. a. O., S. 137.

Gertrud Hanna, nicht nur die gewerkschaftliche Frauenarbeit zu leiten, sondern war zusätzlich mit einer ganzen Reihe von Nebentätigkeiten belastet.[110]

Um seinem Ziel, gleichen Partizipationschancen von Männern und Frauen, näher zu kommen, hätte das Sekretariat einen größeren Apparat und eine stärkere Basis gebraucht. Tatsächlich aber mußte es seiner immer gefährdeten Akzeptanz wegen alles vermeiden, was Befürchtungen hätte nähren können, es wolle sich in die inneren Angelegenheiten der Einzelverbände einmischen, die auch weiterhin an ihrer formalen Zuständigkeit für die Frauenagitation festhielten.[111] Dennoch versuchte Altmann, gegen den Mainstream des zeitgenössischen Gewerkschaftsdiskurses zu schwimmen. Wie ihr Tätigkeitsbericht ausweist, stellte sie das nützliche männliche Vorurteil, der geringe Organisationsgrad der Frauen sei eine Folge weiblicher Gleichgültigkeit gegenüber den Gewerkschaften, kompromißlos in Frage und benannte statt dessen das Herrschaftsinteresse männlicher Gewerkschafter als dessen eigentliche Ursache: „Trotz eifrigster Untersuchung", spottete sie vor dem Gewerkschaftskongreß 1908, „konnte das Arbeiterinnensekretariat [...] keine ‚weibliche Eigenart' entdecken", dafür aber viel „zünftlerische Auffassung der Angehörigen der ehemals hochqualifizierten Handwerksberufe".[112] Solche Töne, verbunden mit der Forderung, Frauen in alle relevanten Gremien zu wählen, hatten wohl das Maß an Kritik übertroffen, das selbst „Frauenfreunde" wie Legien zu akzeptieren bereit waren. Jedenfalls reichte Altmann kurze Zeit später, Anfang März 1909, ihre Kündigung ein.[113]

Ihr Entschluß erwuchs aus der Einsicht in Strukturen, die eine wirkungsvolle Politik im Interesse von Frauen nicht zuließen. Mit der Einrichtung einer Frauenzentrale an der Spitze der Gewerkschaften waren weibliche Gleichheitsforderungen nämlich keineswegs akzeptiert worden. Vielmehr war das Arbeiterinnensekretariat nur eine Variante des von den englischen Gewerkschaften übernommenen Verfahrens der „affiliation",[114] wonach den Frauen zwar eine eigene Anlauf- und Verwaltungsstelle zugestanden wurde, nicht aber Unabhängigkeit von der Patronage bzw. Kontrolle männlicher Funktionäre. Aufgrund der Einbindung in die patriarchal geprägten Gewerkschaftsstrukturen war die von Altmann vertretene Forderung nach absoluter Gleichbehandlung aller Mitglieder von vornherein zum Scheitern verurteilt. Die ihr zugestandenen Funktionen lagen „outside the main union business".[115] Das Arbeiterinnensekretariat war – anders als das Zentralarbeitersekretariat – keine allgemein für notwendig erachtete und dementsprechend gut ausgestattete Zentralinstanz, es fungierte vielmehr als Alibi, das die aufmüpfigen Vertreterinnen der proletarischen Frauenbewegung von der Verwirklichung „separatistischer" Pläne abbringen sollte.

110 Sie hatte nicht nur die Kasse des Verbandes der Hausangestellten zu verwalten und zeitweise dessen Verbandsorgan zu redigieren, sondern gab – ab 1916 – auch die *Gewerkschaftliche Frauenzeitung* heraus.

111 Altmanns Rechenschaftsbericht zufolge stieß das Arbeiterinnensekretariat aus diesem Grund bei einigen Verbandsvorständen auf Ablehnung. Vgl. Protokoll der Verhandlungen des 6. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands vom 22.–27. Juni 1908 in Hamburg, Berlin 1908, S. 109.

112 Zitiert nach: Frau und Gewerkschaft. Hrsg. von Gisela Losseff-Tillmanns, Frankfurt a. M. 1981, S. 191.

113 Vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften ..., a. a. O., S. 266.

114 Vgl. Hilde Lion, Zur Soziologie der Frauenbewegung, a. a. O., S. 60.

115 Jean H. Quataert, Reluctant Feminists ..., a. a. O., S. 107.

Mit Altmanns Demission begann folgerichtig die „defensive Phase" (Losseff-Tillmanns) der gewerkschaftlichen Frauenpolitik. Altmanns Nachfolgerin, Gertrud Hanna (1876 bis 1944), die offensichtlich die von ihr erwartete Lektion gelernt hatte, paßte sich den bestehenden Strukturen wesentlich stärker an. Zudem war sie „erst in dritter Linie, soweit [...] überhaupt, Frauenrechtlerin".[116] Wo Altmann männlichen Geschlechtsegoismus angeprangert und ein solidarischeres Verhalten gegenüber Frauen eingefordert hatte, übernahm Hanna das gängige Vorurteil von der „gleichgültigen Arbeiterin",[117] das den männlichen Gewerkschaftern seit jeher als Alibi dafür gedient hatte, es beim geschlechtshierarchischen Status quo zu belassen. Unter ihrer Leitung sollte sich das Arbeiterinnensekretariat denn auch immer mehr zu einer Materialsammlungs- und -bearbeitungsstelle entwickeln, von der kaum noch frauenpolitische Initiativen ausgingen. Diese Entwicklung war aber keineswegs nur subjektiv bedingt, sie war vielmehr eine Folge der strukturell verankerten männlichen Machthaberei, die weiblichen Selbstvertretungsansprüchen keine wirkliche Chance ließ.

Das erwies sich auch, als die weit stärker von Frauen aus der Arbeiterschaft konsultierten Frauenrechtsschutzstellen[118] die Arbeiterinnen aufforderten, die Vertretung ihrer sozialpolitischen Ansprüche nicht länger an ihre Kollegen zu delegieren, sondern das erste Wahlrecht, das Frauen in Deutschland besaßen, in Anspruch zu nehmen und eigene Kandidatinnen für die Selbstverwaltungsgremien der Krankenkassen aufzustellen. Damit geriet das für männliche Funktionäre äußerst vorteilhafte Stellvertreter- und Schutzverhältnis gegenüber den unmündig gehaltenen Frauen in Gefahr und behinderte den weiteren Ausbau ihrer Karrieren. Auch die Arbeitersekretäre waren von dieser Entwicklung betroffen, denn gewerkschaftliche Rechtsberatung und Krankenkassen waren organisatorisch eng miteinander verbunden. Die Rekruten für die als „Unteroffiziersschulen der Sozialdemokratie" geltenden Krankenkassen kamen nur zu oft aus den Arbeitersekretariaten. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür, wie eng die Verbindungen sein konnten, ist die Biographie des Frankfurter Arbeitersekretärs Eduard Gräf, der gleichzeitig lange Jahre der Frankfurter Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) vorstand.[119] Kandidierende Arbeiterinnen gefährdeten also aktuelle bzw. potentielle Karriereaussichten männlicher Gewerkschaftsfunktionäre, die ihre Erbhöfe mit allen Mitteln verteidigten. In Breslau, so berichtete die dortige, 1906 in der Aufklärung und Werbung von Arbeiterinnen besonders aktive Frauenrechtsschutzstelle, wurden die Frauen „so terrorisiert, daß sie [...] selten für ihre eigensten Angelegenheiten einzutreten wagten".[120]

116 Gertrud Hanna auf der Frauenkonferenz in Görlitz, in: Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 18.–24. Sept. in Görlitz. Bericht über die Frauenkonferenz, Berlin 1921, zitiert nach: Antje Dertinger, Gertrud Hanna, Anwältin der erwerbstätigen Frauen, in: Sie waren die ersten. Hrsg. von Dieter Schneider, Frankfurt a. M. 1988, S. 165–182, hier S. 172.

117 Gertrud Hanna, Rechenschaftsbericht, in: Protokoll der Verhandlungen des 9. Kongresses der Gewerkschaften Deutschlands ..., a. a. O., S. 117.

118 Die Klientinnen des Frauenrechtsschutzes kamen zum größten Teil aus der Arbeiterschaft. Vgl. Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht, a. a. O., S. 143 ff.

119 Eduard Gräf war von 1899 bis 1919 Arbeitersekretär in Frankfurt a. M. Ab 1894 gehörte er außerdem als Arbeitervertreter dem Vorstand der Frankfurter Allgemeinen Ortskrankenkasse an, deren Vorsitz er zwei Jahre später übernahm und bis zu seiner Amtseinführung als städtischer Dezernent für Wohlfahrtspflege 1920 behielt.

120 Vgl. Beatrix Geisel, Klasse, Geschlecht und Recht, a. a. O., S. 183 ff.

Zu diesen Angelegenheiten gehörte u. a. die soziale Absicherung von Schwangerschaft und Geburt, die von männlichen Funktionären als unzumutbare finanzielle Belastung empfunden wurde. Ohne weibliche Mitglieder wurden solche Forderungen von den Selbstverwaltungsgremien ignoriert oder als unfinanzierbar zurückgewiesen, während wie selbstverständlich davon ausgegangen wurde, daß die Behandlungskosten geschlechtskranker, überwiegend männlicher Kassenmitglieder zu übernehmen seien.[121] Auch bei den folgenden Wahlen 1913 wiederholte sich die eigennützige männliche Abwehr weiblicher Konkurrentinnen. Wieder wurden die Interessen der Arbeiterinnen den angeblich gemeinsamen Klasseninteressen zugerechnet und darauf hingewiesen, daß diese selbstverständlich am besten durch erfahrene männliche Funktionäre vertreten würden, so daß Frauenkandidaturen als weniger effektiv und damit überflüssig erscheinen mußten.

5 Fazit

Frauen, die in die Sprechstunden der Arbeitersekretäre kamen, störten die Routine der gewerkschaftlichen Rechtsberatung, weil sie die Berater mehr oder minder selbstbewußt mit Problemen und Konflikten konfrontierten, die nur zu oft mit den Interessen männlicher Familienoberhäupter kollidierten. Damit verstießen sie gleich doppelt gegen die Geschlechterbilder der „roten Patriarchen" in den Sekretariaten. Diese erwarteten zunächst einmal gar keine Frauen, sondern männliche, gewerkschaftlich organisierte Industriearbeiter, deren Interessen sie nicht nur mit dem Gemeinwohl der Arbeiterklasse identifizierten, sondern die nur zu oft mit ihren eigenen übereinstimmten. Wenn sich die Beratung aber schon nicht auf männliche Klienten beschränken ließ, dann rechneten sie allenfalls mit schutzbedürftigen, schwachen, unbeholfenen Frauen, die an ihre Beschützerinstinkte appellierten und die weder ihre männliche Autorität noch ihren fachlichen Expertenstatus in Frage stellten. Rechtshilfeanfragen von selbst- und anspruchsbewußten Klientinnen, welche die schließlich auch rechtlich zementierte männliche Vorrangstellung in der Familie und/oder am Arbeitsplatz in Frage stellten, paßten weder zu ihrem Bild der abhängigen, unmündigen Ehefrau noch zu der „Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin". Das galt erst recht für die beiden Arbeitersekretärinnen. Diese beanspruchten nicht nur den Zugang zu der bis dahin nur Männern vorbehaltenen öffentlichen Sphäre, sondern auch zu einer anwaltlichen Beschützer- und Vertretungsfunktion, die den männlichen Exklusivitätsanspruch in einem karriereträchtigen Berufsfeld gefährdete. Selbstbewußte Klientinnen und Kolleginnen verweigerten den Arbeitersekretären die Funktion, die Männer seit jeher an Frauen besonders schätzen: die spiegelbildliche Reflexion der eigenen Größe und Bedeutung in ihren Lieblingsrollen als Beschützer, Vormünder, Experten und – in diesem Fall – heroische Vorkämpfer der Arbeiterklasse. Da diese Selbstbilder nur auf der Basis der beschriebenen komplementären weiblichen Gegenbilder aufrechtzuerhalten waren, taten die „roten Patriarchen" alles, was in ihrer Macht stand, um die Frauen nicht aus den Schranken ihrer herkömmlichen Geschlechtsrolle

121 Vgl. a. a. O., S. 322.

ausbrechen zu lassen. So endete die Klassensolidarität geradezu zwangsläufig an den Grenzen des Geschlechts. Diese Begrenzung war um so folgenreicher, als die Geschlechterbilder der Arbeitersekretäre dazu beitrugen, die männliche Privilegierung im Sozialsystem zu verfestigen. Denn die Arbeitersekretäre formulierten nicht nur in erheblichem Maße die sozialpolitischen Positionen der Arbeiterbewegung,[122] sondern sie stellten auch die maßgeblichen Sozialpolitiker der Weimarer Republik. Die Prioritäten, die in den Arbeitersekretariaten des Kaiserreiches entwickelt wurden, bestimmten auch die Fundierung des deutschen Sozialstaates. Fraueninteressen gehörten nicht dazu.

122 Vgl. Florian Tennstedt, Vom Proleten zum Industriearbeiter, a. a. O., S. 493–541.

Der „männliche Familienernährer"

Zur Lohn- und Tarifpolitik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1891–1933*

Von Brigitte Kassel

Seit den Anfängen der organisierten Arbeiterbewegung gehörte die Forderung nach „gleichem Lohn für gleiche Arbeit" für Männer und Frauen zum politischen Programm. So wurde beispielsweise in einer vom ersten deutschen Webertag 1871 in Glauchau angenommen Resolution August Bebels die „Pflicht der Fachgenossen" unterstrichen, „es dahin zu bringen, daß die Löhne für Frauen und Männer gleichgestellt werden".[1] Größere Intensität gewann die Diskussion über die angestrebte Lohngleichheit indes erst seit der Jahrhundertwende unter dem Einfluß vor allem „bürgerlicher Frauen". Im folgenden werde ich zunächst die zeitgenössische Analyse der geschlechtsbezogenen Lohndiskriminierung referieren und überprüfen, inwieweit diese lohnpolitische Diskussion durch den „Deutschen Metallarbeiter-Verband" (DMV) rezipiert wurde. Sodann wird der lohnpolitische Anspruch der Arbeiterbewegung mit der tarifpolitischen Praxis des DMV konfrontiert. Dabei gehe ich von der These aus, daß trotz aller Rhetorik von der Lohngleichheit der DMV ein Ernährerlohnmodell unterstützte, das den weiblichen Minderverdienst als bloßen Zuverdienst zum Familieneinkommen legitimierte und die Geschlechterhierarchie in der Erwerbsarbeit zugunsten von Männern sicherte.

1 Plädoyers für mehr Lohngerechtigkeit

Die aus bürgerlichen Verhältnissen stammende Sozialdemokratin Lily Braun machte bereits in ihrer 1901 erschienenen Untersuchung *Die Frauenfrage* auf die Existenz eines geschlechtsspezifisch segmentierten Arbeitsmarktes aufmerksam. Sie hob hervor, daß weibliche Arbeitskräfte sich auf bestimmte Berufe konzentrierten, die als Frauenberufe schlecht bezahlt würden. Männer reklamierten dagegen die besser entlohnenden Industrien als Monopole für sich. Lily Braun folgerte daraus, daß das lohnpolitische Augenmerk auf „gleichwertige" statt auf „identische" bzw. gleiche Arbeit gelenkt werden müsse.[2]

* Der Aufsatz basiert auf den Forschungen zu meiner Dissertation: Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933), Köln 1997.

1 Zitiert nach: Clara Zetkin, Zur Geschichte der proletarischen Frauenbewegung Deutschlands, Berlin/DDR 1958, S. 133.

2 Lily Braun, Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite, Leipzig 1901, S. 294 ff. Lily Braun (1865–1916) war preußische Generalstochter. Sie schloß sich zunächst der bürgerlichen Frauenbewegung und dem Verein „Frauenwohl" an, bevor sie sich 1895 der Sozialdemokratie zuwandte. – Zur Definition gleicher, gleichwertiger, gleichartiger Arbeit heute: Heide M. Pfarr und Klaus Bertelsmann, Lohngleichheit. Zur Rechtsprechung bei geschlechtsspezifischer Entgeltdiskriminierung, Stuttgart 1981, S. 56 ff.

Fünf Jahre später stellte Alice Salomon in ihrer Studie über die Frauenlohnfrage fest, daß Männer- und Frauenlöhne unterschiedlich konzeptioniert seien. Während der Männerlohn als Familienlohn gelte, werde der Frauenlohn als Individuallohn betrachtet. Da Frauen nur selten eine eigene Familie zu versorgen hätten, bemesse sich ihre Lohnforderung ausschließlich an den eigenen Bedürfnissen. Die geringe Zahl der Frauen, die Familienangehörige zu unterhalten hätten, werde aufgewogen durch die große und ausschlaggebende Zahl der Frauen, „die zwar einem Erwerb nachgehen müssen, aber deren Einkommen nicht *den vollen Unterhalt* ihrer Person zu decken braucht". Somit werde der „Klassenbedarf" der Frauen, das heißt der Lohnanspruch von Frauen als Gruppe, niedriger angesetzt als der „Klassenbedarf" der Männer, die „infolge von Sitte und Tradition" für den Familienunterhalt primär verantwortlich seien.[3]

Innerhalb der Frauenbewegung stand die Konzeption von Familien- und Individuallohn durchaus in der Kritik. Nach Käthe Schirmacher profitierte der Mann ungerechtfertigterweise von einer „ideellen Konvention", wonach er angeblich die größeren Lasten des Familienunterhalts zu tragen habe. Doch der „Geschlechtszuschlag", wie Schirmacher den männlichen Mehrverdienst nannte, gebühre tatsächlich nicht dem Mann, sondern der Ehefrau: „Sie ist's, die ihn verdient. Die häusliche Arbeit, die Schaffung materieller und geistiger Werte im Hause, die Entwicklung der nationalen Werte in Gestalt der Kinder – wer leistet das alles?" fragte Käthe Schirmacher 1909, um gleich selbst zu antworten: „Die Frau, und wiederum die Frau."[4]

Doch diese Einschätzung vertrug sich nicht mit dem geringeren sozialen Wert, den die Frauenarbeit im gesellschaftlichen Ansehen genoß. Rosa Kempf vom sozialreformerischen „Verein für Sozialpolitik" sah besonders in diesem geringschätzigen Ansehen, das die organisierte Arbeiterschaft teile, einen zum Nachteil der Frauen wirkenden „lohnbildenden Faktor".[5] Der Dreh- und Angelpunkt einer erfolgreichen Politik gegen die Lohndiskriminierung von Frauen war für Salomon und Kempf daher eine grundlegende Veränderung der gesellschaftlichen Einstellungen und Wertungen.[6]

Ein Einstellungswandel kann sich indes nur in einer langfristigen Entwicklung oder durch Anstöße von außen vollziehen.[7] So könnten die gesellschaftlichen Umwälzungen

3 Alice Salomon, Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit, Berlin 1906, S. 42. Hervorhebung im Original. Alice Salomon (1872 Berlin – 1948 New York) ist der bürgerlichen Frauenbewegung zuzurechnen. 1893 war sie an der Gründung der „Mädchen- und Frauengruppe für soziale Hilfsarbeit" in Berlin beteiligt. Sie wurde Leiterin der von ihr 1908 mitgegründeten „Sozialen Frauenschule" in Berlin.

4 Käthe Schirmacher, Wie und in welchem Maße läßt sich die Wertung der Frauenarbeit steigern? (1909), Nachdruck in: Frauenarbeit und Beruf. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, Frankfurt a. M. 1979, S. 199 bis 210, hier S. 203. Käthe Schirmacher (1865–1930) besuchte als Danziger Kaufmannstochter ein Lehrerinnenseminar. Vor dem Ersten Weltkrieg gehörte sie zum radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, war Mitglied im „Bund fortschrittlicher Frauenvereine" (1899) und im „Weltbund für Frauenstimmrecht" (1902). Im Ersten Weltkrieg trat sie als Vertreterin des konservativen Nationalismus auf, 1919 wurde sie deutschnationale Abgeordnete.

5 Rosa Kempf, Das Interesse der Industrie an der Ausbildung der weiblichen Arbeiterschaft, in: *Kultur und Fortschritt*, Nr. 492/494 (1914), S. 4–5, hier S. 5.

6 Alice Salomon, Die Ursachen der ungleichen Entlohnung ..., a. a. O., S. 22 und S. 60.

7 Vgl. Alice H. Cook et al., The Most Difficult Revolution. Women and Trade Unions, Ithaca, N. Y., etc. 1992, S. 95 f.

durch den Ersten Weltkrieg und die Revolution 1918/19 auch lohnpolitisch die Weichen neu gestellt haben. Denn spätestens im Ersten Weltkrieg erwies sich die Berechtigung der Kritik am bloßen „Zuverdienst" der Frau. Frauen hatten nun häufig genug den Familienunterhalt allein zu erwirtschaften.[8] Ende der zwanziger Jahre meinte denn auch Agnes Karbe, daß der Krieg allmählich eine Aufweichung der „Tradition des niedrigeren Frauenlohns und der sozialen Geringschätzung der Frauenfabrikarbeit" in Gang gesetzt habe. „Der höhere Wert der Frauenarbeit wird auch dadurch bewirkt, daß sich die Qualität außerordentlich gehoben hatte. [...] Mit dem ethischen Schwung der ersten Kriegsjahre wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß die Fabrikarbeit der Frau Dienst am Vaterlande sei, ehrenvoll, wie der vor dem Feinde. Die Anschauung von der sozialen Minderwertigkeit der Fabrikarbeiterin begann zu schwinden, in den bürgerlichen und auch in den proletarischen Kreisen. Die Folge davon, Hebung des Selbstbewußtseins der Arbeiterin, konnte in jenen Jahren zwar nur kaum Wurzeln schlagen, doch nahm dieser einmal erfolgte Umschwung der öffentlichen Meinung von der Bewertung der Fabrikarbeiterin in den Nachkriegsjahren seinen Fortgang, und er bietet die Vorbedingung zu jedem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg der Arbeiterinnenschaft."[9]

Eine weitere Vorbedingung war aber zweifellos, daß sich die Frauen selbst von der Tradition der Minderwertigkeit ihrer Arbeit und Leistungen freimachten, die ihnen „angezüchtete Anspruchslosigkeit" überwanden und die „Anmaßung" der Bevorrechtigung des Mannes bekämpften.[10] Dabei sollten sich die Frauen der gewerkschaftlichen Organisation bedienen, zumal mit der Revolution „für die Gewerkschaften die Stunde ihrer Herrschaft über die Lohnhöhe der Arbeiterschaft" schlug. Die gewerkschaftliche Organisierung der Arbeiterinnen und ihre aktive Interessenvertretung galten als wesentliche Voraussetzung für eine Hebung des Frauenlohns.[11] Solange Frauen sich nicht organisierten, mußten sie in den Augen vieler die Konsequenz des niedrigen Lohns weiter tragen. In den *Sozialistischen Monatsheften* wies der Sozialdemokrat Josef Kurth diese Verantwortung den Frauen unmißverständlich zu: „Keine Klasse kann sich eben auf die Dauer ohne eigene tatkräftige Mitarbeit behaupten oder ihre Lage verbessern."[12]

8 Vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 166 f.; Henriette Fürth, Die deutschen Frauen im Kriege, Tübingen 1917, S. 18; Agnes Karbe, Die Frauenlohnfrage und ihre Entwicklung in der Kriegs- und Nachkriegszeit mit besonderer Berücksichtigung der Industriearbeiterschaft, Rostock 1928, S. 66; Henry Braunwarth, Die Spanne zwischen Männer- und Frauenlöhnen. Tatsächliche Entwicklung und kritische Erörterung ihrer Berechtigung, Köln 1955, S. 152.

9 Agnes Karbe, Die Frauenlohnfrage und ihre Entwicklung ..., a. a. O., S. 72, S. 89 f. Über Agnes Karbes Biographie ist nichts bekannt, vgl. Frauenfrage und Beruf ..., a. a. O., S. 435.

10 So schon Käthe Schirmacher, Wie und in welchem Maße ..., a. a. O., S. 202, S. 209.

11 Agnes Karbe, Die Frauenlohnfrage und ihre Entwicklung ..., a. a. O., S. 95, S. 107 ff. und S. 133 f.; Käthe Schirmacher, Wie und in welchem Maße ..., a. a. O., S. 201; Alice Salomon, Die Ursachen der ungleichen Entlohnung ... a. a. O., S. 54 und S. 61, die aber die gewerkschaftliche Organisierung im Vergleich zu ihrer These vom „Klassenbedarf" geringer gewichtete.

12 Josef Kurth, Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie, in: *Sozialistische Monatshefte*, Jg. 22 (1918), Bd. 2, S. 957–965, hier S. 962.

1.1 Gewerkschaftliche Lohndiskussion

Der DMV hätte die außergewerkschaftliche Diskussion aufnehmen und in den Lohnauseinandersetzungen mit den Unternehmern verwenden können.[13] Eine genaue Analyse der Lohnverhältnisse und Lohnrelationen in Mark, Pfennig und Prozenten, differenziert nach Branchen, Qualifikationen und Arbeitsplätzen, hätte darüber hinaus zu kritischen und selbstkritischen Fragen führen können:[14] War ein geringerer Frauenlohn gerechtfertigt, weil Frauen weniger leistungsfähig waren? Wurden Frauen geringer entlohnt, weil sie schlechter ausgebildet waren? Wie war zu erklären, daß Frauen für gleiche Arbeit weniger Lohn zugestanden wurde als Männern? Worauf gründete sich die geringere Bezahlung ausgebildeter Metallarbeiterinnen im Vergleich zu ungelernten Metallarbeitern? Warum wurden spezifische Qualifikationsanforderungen bei Frauenarbeit geringer gewertet als für Männerarbeit typische Arbeitsanforderungen?

Tatsächlich wurde jedoch innerhalb der Gewerkschaft die Frage der Lohngleichheit nie intensiv diskutiert. Lohndaten wurden von Gewerkschaftsseite kaum je mit dem Ziel des Geschlechtervergleichs systematisch erhoben. Diesen Mangel kritisierte die Berliner Delegierte Margarete Grabow auf der Generalversammlung des DMV 1913 in Breslau.[15] Doch die Kritik blieb folgenlos, wie die beiden zentralen DMV-Untersuchungen zur Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie 1916 und sogar noch 1930 zeigen.[16]

Die geschlechtsbezogene Lohndiskriminierung war auch nie zentraler Gegenstand eines Verbandstages.[17] Den Delegierten des DMV-Verbandstages 1926 lag immerhin die Spitzenzahl von fünf Anträgen zur Frauenarbeit vor, die auch die Forderung der Lohngleichheit bei gleicher Arbeit für Arbeiter und Arbeiterinnen enthielten. Doch ihr Desinteresse an dieser lohnpolitischen Frage taten die Delegierten dadurch kund, daß sie die Anträge in der Debatte stillschweigend übergingen. Der Berliner Antrag, in dem gefordert wurde, es müsse „ein zäher und energischer Kampf einsetzen, um die Beseitigung der Differenz zwischen den Löhnen der Männer und Frauen herbeizuführen",[18] wurde zwar von den Delegierten angenommen, doch war dies wohl im wesentlichen auf

13 Vgl. Marianne Schiller, Frauenentlohnung und Tarifvertrag, in: *Die Frau*, Jg. 36 (1929), Nr. 11, S. 306 bis 309; Hans Sperling, Die ökonomischen Gründe für die Minderbezahlung der weiblichen Arbeitskraft, Berlin 1930, S. 31; Henry Braunwarth, Die Spanne zwischen Männer- und Frauenlöhnen ..., a. a. O., S. 129.

14 Eine differenzierte Analyse der Lohndaten in: Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 397 ff.

15 Die 11. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 16. bis 21. Juni 1913 in Breslau, Stuttgart 1913, S. 161. — Margarete Grabow war Berliner Metallarbeiterin und aktive Gewerkschafterin. Sie nahm als Berliner Delegierte an den DMV-Verbandstagen 1907, 1909, 1911 und 1913 teil. Siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 248.

16 Die vom DMV durchgeführten Erhebungen zur Frauenarbeit in der Metallindustrie, die nicht zuletzt durch eine männliche Abwehrhaltung und Verdrängungsängste motiviert waren, konzentrierten sich einzig und allein auf Frauenerwerbsarbeit und berücksichtigten den Vergleich zur Männererwerbsarbeit nicht. Vgl. Die Frauenarbeit in der Metallindustrie während des Krieges. Dargestellt nach Erhebungen im August/September 1916 vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Stuttgart 1917; Die Frauenarbeit in der Metallindustrie. Hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Stuttgart 1930.

17 Siehe dazu im einzelnen Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 442 ff.

18 17. Ordentlicher Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 2. bis 7. August 1926 in Bremen, Stuttgart 1926, S. 18.

die Empfehlung des Verbandsvorsitzenden Robert Dißmann in seinem Schlußwort zur Generaldebatte zurückzuführen. Dißmann bemerkte eher am Rande, es sei „nützlich, die Öffentlichkeit und auch die Verbandsmitglieder noch einmal auf diese Fragen aufmerksam zu machen". Auch sei es „notwendig, in bestimmten Situationen für die Frauen noch mehr zu tun". Konkretere Forderungen wurden allerdings lediglich als Anregung an den Vorstand überwiesen.[19]

Angesichts der mangelnden Präsenz des Themas Lohngleichheit in der gewerkschaftlichen Diskussion kann es nicht verwundern, daß die gewerkschaftlichen Äußerungen eine bemerkenswerte Inkonsistenz aufweisen. Das Problem des geschlechtsbezogenen Lohnunterschieds wurde in aller Regel abgetan mit dem Hinweis auf den geringen Organisationsgrad der Frauen.[20] Damit verlagerte sich die Diskussion auf das Feld der gewerkschaftlichen Agitationsfrage. Um Frauen für die Gewerkschaft zu gewinnen, wurde auf der Generalversammlung 1915 über die Einführung einer gewerkschaftlichen Frauenzeitung beraten. Die ab 1916 von der Generalkommission der Freien Gewerkschaften herausgegebene *Gewerkschaftliche Frauenzeitung* trug schließlich zu einer Entlastung des DMV von Frauenfragen bei.[21] Gleichwohl änderte sich der Tenor in Sachen Lohngleichheit nicht. Auch 1928 sah nicht nur Max Urich, einer der Bevollmächtigten der Berliner DMV-Ortsverwaltung, die Ursache allen Übels im niedrigen Organisationsgrad der Arbeiterinnen.[22]

Der Sündenbock für die Lohndiskriminierung war somit schnell gefunden: Frauen waren selbst schuld. Doch damit nicht genug. Die Schuldzuweisung an die Adresse der Frauen erfolgte in zweifacher Hinsicht. Da die Frauen sich nicht in ausreichendem Maße gewerkschaftlich organisierten[23] und somit anscheinend nicht nachdrücklich für eine Verbesserung ihrer Lohnsituation eintraten, waren sie in den Augen der Gewerkschaftsmänner auch verantwortlich für den von der weiblichen Erwerbsarbeit ausgehenden Lohndruck. Billige Frauenerwerbsarbeit galt als „Schmutzkonkurrenz" für Männerarbeit und führte vermeintlich zu deren Verdrängung.[24] Diesem Vorwurf konnten Frauen nur entgehen, indem sie durch ihren Organisationsbeitritt erstens für eine Erhöhung der Frauenlöhne eintraten, zweitens aber auch den Kampf für höhere Männerlöhne

19 A. a. O., S. 170 f., S. 181.

20 Eine differenzierte Bestimmung des Organisationsgrads ist nicht einfach. 1925 betrug er reichsweit für Metallarbeiter ca. 30 Prozent, für Metallarbeiterinnen ca. 21 Prozent. Der Organisationsgrad unterschied sich jedoch stark von Region zu Region. 1919 in Leipzig z. B. lag er für Männer und Frauen zwischen 80 und 85 Prozent. Unter Berücksichtigung des Qualifikationsniveaus ergibt sich am Beispiel Frankfurt a. M. für 1911 ebenfalls ein für Metallarbeiterinnen und ungelernte Metallarbeiter ähnlicher Organisationsgrad von gut 40 Prozent. Siehe dazu im einzelnen Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 223 ff.

21 A. a. O., S. 310 ff.

22 18. Ordentlicher Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 13. bis 18. August 1928 in Karlsruhe, Stuttgart 1928, S. 178 f.

23 Eine genaue Analyse der quantitativen Daten zur gewerkschaftlichen Organisierung der Metallarbeiterinnen muß zu einer differenzierteren Einschätzung führen, vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 195 ff.

24 Zur Frage der Verdrängung von Männer- durch Frauenarbeit: a. a. O., S. 22 ff., und: Brigitte Kassel, Verdrängung von Männer- durch Frauenarbeit? Ein politisch wirkungsmächtiges Klischee auf dem Prüfstand der Reichsstatistik. Untersucht am Beispiel der Metallindustrie, 1895–1933, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte*, 1998, Bd. 1, S. 11–26.

unterstützten mit dem Ziel, daß Frauenerwerbsarbeit und vor allem Ehefrauenerwerbsarbeit letztlich überflüssig werden könne.[25]

Mit dieser Argumentationslinie entstand für Metallarbeiterinnen gewissermaßen eine schizophrene Situation. Sie sahen sich permanent mit der Aufforderung konfrontiert, endlich ihre eigenen Interessen wahrzunehmen, indem sie sich organisierten. Gleichzeitig erwartete man ihre Bereitschaft, sich mit dem Einsatz für höhere Männerlöhne im Grunde das eigene Grab zu schaufeln. Diese Widersprüchlichkeit war nur aufzulösen, wenn man eine Interessenidentität bei Arbeitern und Arbeiterinnen in dem Sinne unterstellte, daß nicht nur die Männer eine Beschränkung der Frauenerwerbsarbeit wünschten, sondern die Frauen selbst nichts lieber täten, als auf Erwerbsarbeit zu verzichten. Dies darf indes angesichts der sozialen Realität in Zweifel gezogen werden. Nach der reichsweiten Berufszählung von 1925 waren etwa 80 Prozent der Metallarbeiterinnen alleinstehend. Auch bei den 30- bis 40jährigen und 40- bis 50jährigen Metallarbeiterinnen betrug der Anteil der ledigen, verwitweten und geschiedenen Frauen rund 60 Prozent. Selbst von den älteren Arbeiterinnen war also mehr als die Hälfte auf Erwerb angewiesen – weil sie als ledige Frauen nicht erwarten konnten, von ihren Familien unterstützt zu werden oder weil sie als Hinterbliebene nur geringe, kaum existenzerhaltende Renten bezogen.[26]

Dennoch entbehrte das Argumentationsmuster nicht jeglicher Rationalität. Es folgte vielmehr implizit der Logik lohnstrukturdynamischer Prozesse. Versuche, Lohnrelationen zugunsten statusniederer Gruppen zu verbessern, lösen Abwehrreaktionen in Form von Lohnansprüchen der statushöheren Gruppen aus. Die daraus resultierende Kettenreaktion von Anpassungsprozessen sorgt für eine faktisch weitgehend gleichbleibende Lohnstruktur.[27] Wenn also die Frauenlöhne erhöht werden, ist auch eine Erhöhung der Männerlöhne zu erwarten, möglicherweise auf ein Niveau, das es dem Mann erlaubt, die Rolle des Familienernährers ohne Einschränkung zu übernehmen. Die Lohnrelation zwischen den Geschlechtern ändert sich allerdings nicht. Frauenarbeit bleibt weiterhin billiger als Männerarbeit, die „Schmutzkonkurrenz" ist nicht automatisch aufgehoben. Sie kann – theoretisch – nur aufgehoben werden, wenn Frauen sich aufgrund der erhöhten Männerlöhne tatsächlich vom Arbeitsmarkt zurückziehen.

Doch schon während des Ersten Weltkriegs hatten einzelne Stimmen davor gewarnt anzunehmen, daß die neu in der Metallindustrie tätigen Arbeiterinnen nach dem Krieg samt und sonders die Arbeitsplätze wieder für Männer freimachen würden. Auf der DMV-Generalversammlung 1915 prognostizierte der Geschäftsführer der DMV-Ortsverwaltung Breslau, Felix Philipp, den dauernden Verbleib, wenn nicht gar eine

25 Zum Beispiel: Die 12. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 28. Juni bis 3. Juli 1915 in Berlin, Stuttgart 1915, S. 87; 20. Ordentlicher Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 22. bis 25. August 1932 in Dortmund, Berlin 1932, S. 66 ff. Zur Diskussion der Ehefrauenerwerbsarbeit siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 385 ff.

26 Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 165 f.

27 Vgl. Anni Weiler, Lohngerechtigkeit durch Lohntechnik? Geschlechtsspezifische Lohnstrukturierung, gewerkschaftliche Tarifpolitik und frauenlohnpolitische Ansätze zur Neubewertung von Frauenarbeit, in: Frauen verdienen mehr. Zur Neubewertung von Frauenarbeit im Tarifsystem. Hrsg. von Regine Winter, Berlin 1994, S. 57–78, hier S. 65 f. Zum „Frauenlohnproblem" als Lohnstrukturproblem vgl. auch Anni Weiler, Frauenlöhne – Männerlöhne. Gewerkschaftliche Politik zur geschlechtsspezifischen Lohnstrukturierung, Frankfurt a. M. 1992.

weitere Zunahme der Arbeiterinnen in der Metallindustrie: „Während des Krieges sind in außerordentlich starkem Maße weibliche Arbeitskräfte herangeholt worden, und Sie dürfen nicht denken, daß nach Friedensschluß die Frau wieder aus den Betrieben herauskommt. Im Gegenteil, es hat sich gezeigt, daß sich für manche Zweige die Frau sehr gut eignet, und wir werden nach Friedensschluß die Wahrnehmung machen, daß in viel stärkerem Maße als früher die Frauenarbeit in die Metallindustrie ihren Einzug hält."[28] Obgleich die Metallarbeiterinnen in der Demobilmachungsphase auch gegen den Widerstand von Gewerkschaftern um ihre Arbeitsplätze in der Metallindustrie kämpfen mußten, konnten sie sich in der Weimarer Republik behaupten. Sie etablierten sich mit mehr als zehn Prozent zu einer festen Größe auf dem Metallarbeitsmarkt, auf die manche Branchen, wie zum Beispiel die elektrotechnische Industrie, nicht verzichten konnten.[29]

Allerdings hinkte die Anerkennung der Bedeutung und des Werts der Frauenarbeit in der Metallindustrie seitens der männlichen Kollegen und Gewerkschafter ihrer ökonomischen Relevanz hinterher. Die männliche Verdrängungsangst und der daraus resultierende Wunsch nach Beschränkung der Frauenarbeit im Metallsektor wurden durch eine Ideologie gespeist, nach deren Geschlechterbildern der Mann für den Erwerb und die Frau für Haushalt und Familie zuständig war. Die Neukonzeption des Verbandsorgans *Metallarbeiter-Zeitung* 1927 brachte dies in der Gestaltung der Seite „Familie und Heim" deutlich zum Ausdruck. Die Zielgruppe der Seite, die als Frauenseite fungierte, war die „Arbeiterfrau". In der Kopfzeile der Seite waren Familienszenen abgebildet, in denen der Mann im Zentrum der Familie stand und der Frau die Zuständigkeit für die Hausarbeit zugewiesen wurde.[30] Überdies belegt die gewerkschaftliche Reaktion auf die Frauenerwerbsarbeit, daß in der Metallindustrie in ganz besonderem Maße Vorstellungen von Weiblichkeit bei der Zuschreibung von Arbeitsplätzen und Erwerbschancen wirksam waren. Schmutz, Hitze und Lärm waren Arbeitsbedingungen, die sich für das „schwache Geschlecht" nicht eigneten, und Frauen fehlte es angeblich qua Natur an Technikkompetenz. Ziel gewerkschaftlicher Politik war nicht nur, das männliche Erwerbsprivileg zu sichern. Es galt auch, die männliche Identität, die sich durch den Einbruch der Weiblichkeit in die Welt von Stahl und Eisen bedroht fühlte, zu schützen.[31] Wie schon Rosa Kempf vermutet hatte, wirkte diese Ideologie als „lohnbildender Faktor".

Dies gilt um so mehr, als die Minderbewertung der Frauenerwerbsarbeit durch einen breiten gesellschaftlichen Konsens gestützt wurde.[32] Die Stabilität dieses Konsenses zeigt sich darin, daß auch Gewerkschafterinnen die gängigen Argumentationsmuster

28 Die 12. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, a. a. O., Stuttgart 1915, S. 143.

29 Zur quantitativen Entwicklung der Frauenarbeit in der Metallindustrie und zum geschlechtshierarchisch segregierten Arbeitsmark siehe: Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., Kap. 2; dies., Verdrängung von Männer- durch Frauenarbeit?, a. a. O., S. 149–152, und dies., Das Geschlecht der Qualifikation ist männlich. Ausbildung und Qualifikation in der Metallindustrie vor 1930, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 126–143.

30 Siehe dazu im Detail Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 310 ff.

31 Vgl. a. a. O., S. 72 ff., S. 105 ff., S. 373 ff.

32 Vgl. auch Jean H. Quataert, Women's Work and Worth: The Persistance of Stereotype Attitudes in the German Free Trade Unions, 1890–1929, in: The World of Women's Trade Unionism. Hrsg. von Norbert C. Soldon, Westport/Conn. 1985.

übernahmen. Ein prägnantes Beispiel bot während der Generalversammlung 1932 Frieda Gladosch, Gewerkschaftssekretärin aus Berlin.[33] Sie bezog sich zustimmend auf einen Redebeitrag des Verbandsvorsitzenden Alwin Brandes, der festgestellt habe, „daß infolge des Fehlens einer straffen Organisation der Arbeiterinnen es leider nicht möglich war, die Spanne zwischen Männer- und Frauenlöhnen zu verringern. Bei der Lohnabbauoffensive sind sogar die Frauenlöhne mehr gesenkt worden als die Männerlöhne." Eine Änderung hielt Gladosch vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise nicht für möglich, aber für die Zukunft bat sie „die Kollegen aus dem ganzen Lande, die Arbeiterinnen nicht zu vergessen, wenn die Löhne wieder frei geregelt werden". Diese Bitte unterstrich sie mit dem stereotypen Hinweis auf den Lohndruck der niedrigen Arbeiterinnenlöhne.[34]

Dabei gab es aus weiblicher Sicht immer wieder konkrete Anhaltspunkte, die Glaubwürdigkeit der Gewerkschaft in Zweifel zu ziehen. Gewerkschaftsintern ließ nämlich die praktische Umsetzung des Prinzips „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" ebenfalls zu wünschen übrig. Die 1919 beschlossene Neuregelung der Arbeitsverhältnisse aller besoldeten Gewerkschaftsangestellten illustrierte deutlich die Einschätzung der Frauenarbeit im Rahmen des Verbandes. In einem Antrag an die Generalversammlung wurde gefordert, daß das Gehalt von männlichen und weiblichen Angestellten keinen Unterschied aufweisen dürfe, „wenn die geleistete Arbeit die gleiche ist. Im andern Fall muß das Gehalt der weiblichen Angestellten mindestens 75 v. H. [...] betragen."[35] „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" rechtfertigte also selbst innerhalb der Gewerkschaft die Gehaltsprivilegierung von Männern. Daß sich die Gewerkschaft in Widersprüche verfing, wenn sie einerseits gegenüber Unternehmern die Forderung nach gleichem Lohn für Männer und Frauen formulierte, andererseits jedoch organisationsintern Frauen die Gleichbezahlung verweigerte, war kaum der Rede wert.[36] Daher ist es auch wenig erstaunlich, daß Erklärungsansätze zur geschlechtsspezifischen Lohndifferenz, die über das Argument des niedrigen Organisationsgrades hinausgingen, Seltenheitswert hatten. So griff 1929 eine Gewerkschafterin im Verbandsorgan den bereits 1909 von Käthe Schirmacher angedeuteten Zusammenhang zwischen der Minderbewertung weiblicher Arbeit und der gesellschaftlichen Arbeitsteilung auf und schrieb: „Diese Minderbewertung der Frauenarbeit liegt aber schon in der Arbeit als Hausfrau begründet. Die Frau ist Geschlechter hindurch daran gewöhnt, daß ihre Arbeit nicht *Wert* ist, da ja Hausarbeit, wenigstens nach der Auffassung vieler Männer, keine Arbeit ist und infolgedessen auch nicht bezahlt wird. Hier muß der Hebel angesetzt werden."[37] Die Autorin thematisierte indes nicht die Konsequenzen ihrer Analyse, die letztlich zu einer Infragestellung der geschlechtsbezogenen

33 Frieda Gladosch, geb. 1884, war Berliner Metallarbeiterin. 1906 trat sie dem DMV bei, ab 1919 war sie Gewerkschaftssekretärin in der Berliner Ortsverwaltung. Sie nahm 1921, 1930 und 1932 als Berliner Delegierte an den DMV-Verbandstagen teil. Nach 1945 beteiligte sie sich am gewerkschaftlichen Wiederaufbau in Berlin. Siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 250.

34 Vgl. 20. Ordentlicher Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 22. bis 25. August 1932 in Dortmund, Berlin 1932, S. 154 f.

35 Die 14. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Abgehalten vom 13. bis 23. Oktober 1919 in Stuttgart, Stuttgart 1919, S. 14 f.

36 Zu den Verbandsangestellten im DMV siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 341 ff., S. 456 ff.

37 *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 47 (1929), Nr. 32 vom 10. 8., S. 254, Hervorhebung im Original.

Arbeitsteilung führen mußte und damit die männliche Vormachtstellung in der Erwerbsarbeit und in der Familie bedrohte.[38]

Doch der Verband war an der Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie interessiert. Der Versuch, in der lohnpolitischen Diskussion des DMV ein Konzept auszumachen, kann nur zu dem Resümee führen, daß für die Gewerkschaft die Lohngleichheit keine Frage der Lohngerechtigkeit war; vielmehr ging es ihr um die Sicherung des Erwerbs- und Lohnprivilegs für den männlichen Familienernährer.

2 Tarifpolitische Praxis in der Metallindustrie

Wie wurde nun der Ernährerlohn in der tarifpolitischen Praxis umgesetzt? Seit der Jahrhundertwende erlangten Tarifverträge allmählich wachsende Bedeutung für die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsbedingungen. Gleichwohl waren vor dem Ersten Weltkrieg lediglich für zehn Prozent der Metallarbeitskräfte die Arbeitsbedingungen tarifvertraglich festgelegt. Dies änderte sich mit der Revolution 1918/19, als die Gewerkschaften als berufene Vertreter der Arbeiterschaft anerkannt wurden. In den zwanziger Jahren waren 65 bis 75 Prozent der Metallarbeiterschaft in Betrieben beschäftigt, die tarifvertraglich gebunden waren.[39]

Die Tarifverträge bekräftigten die geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung auf unterschiedliche Weise. Geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung fand statt über das Mittel des „Frauenabschlags", der festlegte, um welchen Prozentsatz der Frauenlohn niedriger als der Männerlohn liegen sollte. Geschlechtsspezifische Lohndiskriminierung fand aber vor allem auf dem Wege der Eingruppierung der Arbeitskräfte in die Lohnskala statt.[40]

Das Kriterium für die Eingruppierung der Arbeitskräfte in das Lohngefüge lag weitgehend in der Person der Arbeitskraft. Gängig war die Unterscheidung der Arbeitskräfte in die Gruppen „gelernt", „angelernt" und „ungelernt". Diese Kategorien waren nur lose definiert. Ein gelernter Arbeiter bzw. Facharbeiter hatte im allgemeinen eine dreijährige Lehrzeit absolviert und war in dem erlernten Beruf tätig. Die Qualifikation mußte zum Teil durch Lehrzeugnisse, zum Teil durch Nachweise über innegehabte Arbeitsstellen belegt werden. Die Abgrenzung der Kategorie der Angelernten war schon schwieriger. Ein Tarifvertrag für die thüringische Metallindustrie von 1931 setzte beispielsweise voraus, daß Angelernte sich „durch mindestens sechsmonatige Tätigkeit eine gewisse Fertigkeit für Arbeiten erworben [hatten], die durch ungelernte Arbeiter nicht verrichtet werden können". Dabei war die Grenze zur Lohnklasse der Facharbeiter

38 Dazu auch Joan Acker, Class, Gender, and the Relations of Distribution, in: *Signs*, Jg. 13 (1988), Nr. 2, S. 473–497.

39 Siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 472 ff.

40 Fundstellen zu Metalltarifverträgen: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam (künftig zitiert: BLHA), Pr. Br. Rep. 12H, Landesarbeitsgericht Berlin; Tarife Allgemeine Metallindustrie, Bd. 1 und 2. Hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes, [o. O. u. J.]; Tarifregister im Bayerischen Arbeitsministerium München. Darüber hinaus sind einzelne Tarifverträge abgedruckt in den Jahresberichten der DMV-Ortsverwaltungen.

durchaus durchlässig.[41] Der Manteltarif von 1925 für die Eyth-Lesser-Maschinenfabrik, Brandenburg/Havel, formulierte in Paragraph 4: „Angelernte Arbeiter, die sich im Laufe der Zeit dieselben Fachkenntnisse und Fertigkeiten angeeignet haben wie gelernte Facharbeiter, kann die Betriebsleitung nach Anhören des Arbeiterrats in die Gruppe der Facharbeiter einordnen."[42] Die Ungelernten wurden meist als Restgröße betrachtet. In diese Gruppe fielen Hof- und Transportarbeiter, deren Tätigkeiten nicht unmittelbar mit Metallarbeit zu tun hatten, oder auch „einfache Maschinenarbeiter". Die Unternehmen hatten also bei der Eingruppierung oft beträchtliche Interpretationsspielräume.

Die Eingruppierung der Arbeiterinnen bereitete dagegen weniger Schwierigkeiten. In vielen Tarifverträgen wurden weibliche Arbeitskräfte als weitgehend amorphe Masse behandelt und in einer eigenen Lohngruppe „Arbeiterinnen" zusammengefaßt.[43] Im besten Falle wurde zwischen ungelernten und angelernten Arbeiterinnen differenziert. Die Möglichkeit des Aufstiegs vom Angelerntenstatus zur Facharbeit scheint exklusiv Männern vorbehalten gewesen zu sein.[44]

Die Eingruppierung der Arbeitskräfte nach dem Merkmal Qualifikation sicherte die Minderbezahlung der weiblichen Arbeitskräfte, denn die Annahme, daß Männer und Frauen gleiche Qualifikationen haben könnten, sprengte offenbar die Vorstellungskraft der Tarifpartner, obgleich Arbeiterinnen während des Ersten Weltkriegs ihre Kenntnisse und Fertigkeiten unter Beweis gestellt hatten.[45]

Erst der Wandel in der Arbeitsbewertung weg von der Person und ihrer Qualifikation hin zum konkreten Arbeitsplatz eröffnete Chancen zu einer Besserbewertung der weiblichen Arbeitskraft. Der Verband Berliner Metallindustrieller (VBMI) und das Berliner Metallkartell unter Federführung des DMV schlugen 1919 und 1928 bei der Aushandlung von Tarifverträgen neue Wege ein.[46] Sie unternahmen erstmals den Versuch, die Lohndifferenzierung nach dem für die konkrete Arbeit notwendigen Können und den durch die Arbeitsbedingungen gegebenen Schwierigkeiten vorzunehmen. Ziel war, den veränderten Arbeitsverhältnissen im Zuge des Rationalisierungsprozesses in der Großindustrie, in dem der angelernten Arbeitskraft wachsende Bedeutung zukam, Rechnung zu tragen.

Im Ergebnis der Tarifverhandlungen von 1919, die durch das Reichsarbeitsministerium maßgeblich beeinflußt wurden, entstanden fünf Lohnklassen, denen die Berufsarten zugeordnet werden sollten. Da Arbeitgeber und Gewerkschaften in dieser Frage zu keiner Einigung fanden, wurde die Klärung über 44 Teilschiedssprüche herbeigeführt. Dies bedeutete, daß für 44 Gewerbegruppen jeweils eine Einteilung der Arbeitskräfte auf bis zu fünf Lohnklassen festgelegt wurde. Grundlage war eine Dreiteilung in Facharbeiter, „die höchstwertige Leistungen nicht nur in einzelnen Fällen, sondern mit einer

41 Tarifverträge Allgemeine Metallindustrie, a. a. O., Bd. 1, Nr. 95.

42 BLHA, Pr. Br. Rep. 12 H, Landesarbeitsgericht Berlin, Nr. 368.

43 BHLA, Pr. Br. Rep. 12 H, Landesarbeitsgericht Berlin, Nrn. 368, 788, 553, 102 und 17.

44 Zum Beispiel Kollektivabkommen für die Metallindustrie in München, Nürnberg, Augsburg und Fürth, 1924. Tarifregister des Bayerischen Arbeitsministeriums München.

45 Siehe hierzu Brigitte Kassel, Das Geschlecht der Qualifikation ist männlich, a. a. O., S. 131–138.

46 Vgl. Johannes Paasche, Die Praxis der Arbeitsbewertung, Köln 1974, S. 22; Rüdiger Hachtmann, Industriearbeit im „Dritten Reich", Göttingen 1989, S. 207; Tilla Siegel, Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen „Ordnung der Arbeit", Opladen 1989, S. 252.

gewissen Regelmäßigkeit aufweisen", andere Facharbeiter und andere Arbeiter. Für die Einteilung sollte allein die tatsächliche Leistung maßgeblich sein, „die Ausbildung des Arbeiters wurde nur insoweit berücksichtigt, als Lehr- oder Anlernzeit sich zum Maßstab der Leistung eignet". Die fünf Lohnklassen wurden erstmals mit Begriffen charakterisiert, die später eine wesentliche Rolle in der analytischen Arbeitsbewertung spielen sollten.[47] Grundlage für die materielle Bewertung der Arbeit war das erforderliche Maß an „besonderen Kenntnissen, Umsicht, Selbständigkeit, Genauigkeit, Schwierigkeit, Vielseitigkeit".[48] Das Ergebnis soll am Beispiel der Gruppe „Hoblerei, Bohrerei, Stoßerei und Fräserei" illustriert werden.

Der genannte Arbeitsbereich gehörte zum Spektrum der Angelerntentätigkeiten und wies einen hohen Anteil an Frauenarbeit auf.[49] Gleichwohl wurde auch hier die höchste Lohnklasse I von insgesamt fünf Lohnklassen besetzt. Sie war reserviert für „selbständige, schwierige Bohrarbeiten an horizontalen Bohrwerken; Universalfräsen im Werkzeugbau, sofern der Arbeiter jede auf Universalfräsmaschinen vorkommende Arbeit selbständig ausführt; selbständige schwierige Hobelpräzisionsarbeit im Werkzeugmaschinenbau". Andere „selbständige Hobel-, Bohr-, Stoß- und Fräsarbeit, sofern der Arbeiter nach technischen Angaben alle vorkommenden Arbeiten an Maschinen verschiedener Systeme ausführt", entfielen auf Klasse II. „Einfache Hobel-, Bohr-, Stoß- und Fräsarbeiten in der Massenfabrikation und denen gleichwertige Arbeiten" wurden nach Klasse IV entlohnt. Klasse III wurde zur Residualgröße, die „insbesondere Massenfabrikationsarbeiten an komplizierten Maschinen" erfaßte. Der niedrigsten Lohnklasse V wurden keine Tätigkeiten aus dem Arbeitsbereich zugeordnet.

Auch dieses Klassifikationsschema ließ noch erhebliche Ermessensspielräume. Dabei geben Begriffe wie „Massenfabrikation" Aufschluß über das zu erwartende Lohnniveau der Arbeiterinnen. Als typisch für Frauenarbeit galt nämlich, daß sie vor allem in der Massenfabrikation als ungelernte Fließarbeit vorkomme, wobei die vermeintlich typisch weibliche Monotonieresistenz und die „Geschicklichkeit und Behendigkeit, die die weibliche Hand in höherem Maße besitzt als der Mann", produktiv genutzt wurden.[50]

Der 1919 geschlossene Tarifvertrag sticht außerdem in einem weiteren Punkt hervor. Gegen den Willen der Arbeitgeber wurde in den Schlichtungsverhandlungen die Gewerkschaftsforderung nach Gleichbezahlung von Arbeitern und Arbeiterinnen mit abgeschlossener Lehrzeit aufgenommen. Der Grundsatz wurde allerdings durch die

47 Bei der analytischen Arbeitsbewertung dient ein Katalog von Einzelanforderungen zur Beschreibung einer Tätigkeit. Die verschiedenen Anforderungen erhalten Punktwerte. Die Addition der Punkte ergibt den Arbeitswert einer Tätigkeit. Daneben gibt es die summarische Arbeitsbewertung, die auf die weitgehende Differenzierung einer Tätigkeit verzichtet und statt dessen mit allgemeinen Begriffen arbeitet, wie „Arbeiten, die nach kurzer Unterweisung ausgeführt werden können". Vgl. Johannes Paasche, Die Praxis der Arbeitsbewertung, a. a. O., S. 39 ff., S. 48 ff.

48 Schiedssprüche abgedruckt in: Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1919. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Verwaltungsstelle Berlin, Berlin 1919, Anhang, S. 48 ff.

49 Siehe dazu Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 72 ff. Zum Beispiel waren im Bereich Bohrerei und Fräserei nach einer Erhebung des DMV von 1930 ca. 40 Prozent der Arbeitskräfte weiblichen Geschlechts.

50 Die Frauenarbeit in der Metallindustrie, a. a. O., S. 6 (Zitat) und S. 89 f.; Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 96 ff.; zu Band- und Fließarbeit Rüdiger Hachtmann, Industriearbeit im „Dritten Reich", a. a. O., S. 67 ff.

zusätzliche Bedingung gleicher Leistung wieder eingeschränkt. Sollten gleiche Leistungen nicht vorliegen, wurde der Arbeiterinnenlohn mit 75 Prozent des entsprechenden Männerlohns festgesetzt. Daß es überhaupt soweit kam, könnte mit den während des Krieges massiv gewachsenen Ängsten vor der sog. weiblichen „Schmutzkonkurrenz" zu erklären sein. Zumindest Ernst von Borsig interpretierte als Arbeitgebervertreter in einer Sitzung der Verhandlungskommission im Reichsarbeitsministerium die Gewerkschaftsforderung der Lohngleichheit als Ausdruck des Bestrebens der Arbeiterschaft, die Konkurrenz der Frauenarbeit auszuschalten: „Zahlt man den Lohn der Männer auch den Frauen, dann wird wohl kein Arbeitgeber weibliche Arbeiter mehr einstellen. Dies scheint wohl das Ziel der männlichen Arbeiter zu sein."[51] Auch Borsig unterstellte also, daß die Metallarbeiter die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gesichert sehen wollten; auf Metallarbeitsplätzen schienen Frauen fehl am Platze.

Es war wohl kein Zufall, daß die Forderung nach Gleichbezahlung in Berlin erhoben wurde, wo nicht nur der Frauenanteil in der Metallindustrie mit gut 34 Prozent überdurchschnittlich hoch war, sondern auch der Frauenanteil an der DMV-Mitgliedschaft, der Ende 1918 bei 37 Prozent lag.[52] Die Interessen dieser Klientel mußten berücksichtigt werden, wollte man sie im Verband halten.

Relativiert wird diese positive Einschätzung indes durch die Tatsache, daß auch in Berlin nur eine kleine Minderheit der Metallarbeiterinnen die Voraussetzung eines Lehrabschlusses erfüllt haben dürfte. Diejenigen Arbeiterinnen aber, die gleiche Arbeiten wie männliche Arbeiter verrichteten, jedoch nicht über eine abgeschlossene Lehrzeit verfügten, erhielten laut Tarifvertrag lediglich 65 Prozent des Männerlohns in der jeweiligen Lohnklasse. Sogar noch niedriger fiel der Lohn für Arbeiterinnen aus, „deren Leistungen nicht an den Leistungen und der Entlöhnung männlicher Arbeiter gemessen werden können". Der für diese Gruppe gesondert vereinbarte Einstellungslohn betrug nur 55 Prozent des Einstellungslohns der Arbeiter in der untersten Lohnklasse.

Welchen Lohnanteil die Arbeiterinnen tatsächlich erhielten, hing davon ab, unter welchen Prämissen Männer- und Frauenarbeit verglichen wurde. Wurde für die gesamte Metallindustrie danach gefragt, in welchen Berufen und Branchen Männer und Frauen gleiche Arbeiten verrichteten, oder wurde diese Frage betriebsbezogen gestellt? So ist nicht auszuschließen, daß die Arbeit von Frauen in einer bestimmten Betriebsabteilung unabhängig vom Arbeitsinhalt als Frauenarbeit eingestuft wurde, weil in dieser Abteilung nur Frauen beschäftigt wurden. Der Schlichtungsausschuß von Groß-Berlin entschied beispielsweise 1922 anläßlich eines Streitfalls in der Galvanisiererei und Bronzierere, die von Frauen verrichteten Arbeiten könnten bei „entsprechender Arbeitsteilung" als typische Frauenarbeiten angesehen und somit mit dem spezifischen Frauenlohn vergütet werden.[53]

51 Sitzung vom 20./21. 8. 1919. Protokoll in: Bundesarchiv, Abt. Potsdam, 39.01/2401, Bl. 188.

52 Frauenanteil in der Metallindustrie berechnet nach den Daten der Gewerbeaufsicht Berlin für Maschinenindustrie und Metallverarbeitung: BLHA, Pr. Br. Rep. 30, Berlin C, Polizeipräsidium, Nr. 1959, Bl. 98–101. Frauenanteil im Berliner DMV: Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1918. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Verwaltungsstelle Berlin, Berlin 1918, S. 71. Im Gesamtverband betrug der Frauenanteil Ende 1918 18 Prozent. Vgl. DMV in Zahlen. Hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Berlin [1932], S. 120.

53 VBMI-Mitteilungen vom 1. 2. 1922, Sp. 43.

In der Praxis scheint die Bestimmung zur Lohngleichheit von Arbeitern und Arbeiterinnen keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben. Darauf deutet auch der kommentarlose Verzicht auf eine ähnliche Regelung, als 1928 nach vierjährigem tariflosem Zustand in der Berliner Metallindustrie ein neuer Tarifvertrag abgeschlossen wurde.[54] Nun hieß es generell, erwachsene Arbeiterinnen erhalten 70 Prozent der Sätze für erwachsene Arbeiter. In der Frage der Bewertung von Arbeitsplätzen knüpfte der Tarifvertrag von 1928 jedoch an das Abkommen von 1919 an und entwickelte dieses weiter. Ausdrücklich wurde nun festgelegt, daß „die Ausbildung des die betreffende Arbeit verrichtenden Arbeiters [...] auf die Einteilung ohne Einfluß" ist. Vorgesehen waren Klasse A für „hochqualifizierte Facharbeiten", Klasse B für „normale Facharbeiten", Klasse C für „einfache Facharbeiten und angelernte Tätigkeiten" und Klasse D für „einfache angelernte Tätigkeiten und sonstige Arbeiten". Doch auch 1928 entpuppte sich die Eingruppierung als entscheidender Mechanismus der Lohndiskriminierung von Frauen, insofern typische Frauenarbeiten in die unteren Lohnklassen gruppiert wurden.

Als Beispiel sei die Glühlampenindustrie herangezogen, deren Tätigkeiten ausschließlich auf die Klassen C und D entfielen. Dies ist um so bemerkenswerter, als laut Anhang zum Tarifvertrag Glühlampenarbeiterinnen zu den Arbeitskräften gezählt wurden, die Facharbeiten leisteten, „sofern sie in den letzten vier Jahren in einem und demselben Beruf mindestens ein Jahr in der Metallindustrie beschäftigt waren". Allerdings erfolgte diese Festlegung nicht im Hinblick auf den Lohntarifvertrag. Sie bezog sich vielmehr auf ein zusätzliches, dem Tarifvertrag angefügtes „Abkommen über Arbeitsvermittlung", das zur Eindämmung der Konkurrenz um qualifizierte und begehrte Arbeitskräfte unter den Unternehmern und zur Vermeidung stärkerer Fluktuation der Arbeitskräfte beitragen sollte. Als Facharbeiterinnen wurden die Glühlampenarbeiterinnen demnach nur gewürdigt, wenn dies einer reibungslosen und kostengünstigen Produktion diente.[55]

Die Untersuchung der Tariflöhne ergibt eine prinzipielle Minderbewertung der Frauenarbeit. Unabhängig von den konkreten Einstufungsmöglichkeiten lagen die Frauenlöhne fast immer unterhalb des Lohnes der Hilfsarbeiter. Bei der Festlegung der Lohnhöhe verschiedener Arbeitskräftegruppen beruhten die Tarifverträge auf unterschiedlichen Prämissen. In einigen Tarifverträgen waren die Löhne in absoluten Beträgen festgelegt, in anderen, wie z. B. den diskutierten Berliner Tarifverträgen, wurden insbesondere die Arbeiterinnenlöhne in einem prozentualen Verhältnis zum Arbeiterlohn definiert. Welches Verfahren auch gewählt wurde, festzustellen ist, daß der „Frauenabschlag", also der Prozentsatz, um den der Frauenlohn niedriger ist als der Männerlohn, wenig Variabilität zuließ. Auch in Lohnabkommen mit absoluten Geldbeträgen entsprach das Verhältnis von Männer- zu Frauenlohn in etwa den in anderen Abkommen festgelegten Prozentsätzen um 70 Prozent.[56] Agnes Karbe urteilte 1928 auf Grundlage der Aussagen

54 Im Zeitraum 1924–1928 gab es lediglich einen Tarifvertrag für die Hilfsarbeiter(innen) in den VBMI-Betrieben.

55 Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1928. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Verwaltungsstelle Berlin, Berlin 1928, S. 32 ff.

56 Beispielsweise schwankte der aus den Lohnabkommen für die Berliner Weißmetallindustrie von 1924 bis 1932 zu errechnende Lohnanteil für erwachsene Arbeiterinnen, bezogen auf erwachsene Arbeiter, zwischen 67 und 70 Prozent. BLHA, Pr. Br. Rep. 12H, Landesarbeitsgericht Berlin, Nr. 553.

mehrerer Schlichter, daß die geschlechtsspezifische Lohndifferenz Ende der zwanziger Jahre als feststehend betrachtet werden könne.[57] Auffällig ist, daß in den Tarifverträgen mit dem VBMI-Betrieben eine Hebung des Prozentsatzes zugunsten der Arbeiterinnen auf 85 bzw. 75 Prozent nur während der Inflationszeit erfolgte. 1922, als die Lohnentwicklung der Preisentwicklung hoffnungslos hinterherhinkte und der Geldwert des Lohns an Bedeutung verlor, rückten jedoch auch die Löhne der übrigen Arbeitskräftegruppen enger zusammen.[58] Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß sich die Lohnbildung am physischen Existenzminimum orientierte. Bereits Lily Braun hatte zu Jahrhundertbeginn festgestellt, daß im Falle annähernd gleicher Entlohnung von Frauen und Männern „die Frauenlöhne nicht etwa auf der Höhe der Männerlöhne stehen, sondern daß vielmehr die Männerlöhne eher die Tendenz haben, zum Durchschnittslohn der Frauen herabzusinken".[59] Die weitere Entwicklung des Frauenlohnanteils in den VBMI-Betrieben scheint dies zu bestätigen. Denn als der seit 1924 herrschende tariflose Zustand in einer günstigeren Phase der ökonomischen Entwicklung 1928 beendet werden konnte, wurde ein Frauenlohnanteil von nur 70 Prozent festgeschrieben.

Die Minderbezahlung weiblicher Arbeitskräfte etablierte sich für auf den Arbeitsmarkt tretende Jugendliche erst allmählich im Laufe des Erwachsenwerdens. In Tarifverträgen wurden die jugendlichen Arbeitskräfte im Alter von 14 bis 18 Jahren im allgemeinen in vier Altersklassen eingeteilt. Eine Differenzierung der Entlohnung nach Tätigkeit gab es nicht. Zumindest für die jüngsten weiblichen und männlichen Arbeitskräfte im Alter von 14 bis 15 Jahren sahen viele Tarifverträge gleiche Lohnsätze vor. Mit dem Älterwerden vergrößerte sich dann jedoch die Lohnspanne sukzessive. Mit 18 Jahren erreichten die weiblichen Arbeitskräfte oft die höchste tarifliche Lohnstufe. Dagegen wurde männlichen Arbeitskräften häufig mit 21 Jahren nochmals eine Lohnerhöhung zugebilligt. Im Alter von 21 Jahren wurde in diesen Fällen das für das weitere Erwachsenenleben typische Ausmaß der Differenz zwischen Frauen- und Männerlöhnen erreicht. Dabei reduzierte sich der Frauenlohnanteil zum Ende der Jugendphase zum Teil geradezu sprunghaft. Diese Entwicklung der Lohnspannen zeugt von der mit dem Alter steigenden Relevanz des Ernährerlohnkonzepts für die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen. Von Frauen, die das Heiratsalter erreicht hatten, erwartete man, daß sie mit Eheschließung und Familiengründung die Verantwortung für den Familienunterhalt an den Mann abgaben. Diese Norm rechtfertigte die finanzielle Besserstellung der männlichen Arbeitskraft und die Bemessung des Fraueneinkommens als Zuverdienst.

In Tarifverträgen wurde somit die geschlechtsabhängige Wertigkeit der geleisteten Arbeit von Jugend auf zunächst eher vorsichtig, gleichwohl aber systematisch im Sinne einer allmählichen Steigerung des „Frauenabschlags" materiell vermittelt. Mit Erreichen der tariflich höchsten Altersstufe und mithin in einem Alter, in dem Frauen sich verstärkt mit den gesellschaftlichen Anforderungen des Hausfrau- und Mutterseins konfrontiert sahen, signalisierte ihnen der nunmehr etablierte „Frauenabschlag" die Geringschätzung

57 Agnes Karbe, Die Frauenlohnfrage und ihre Entwicklung ..., a. a. O., S. 7 f.

58 Vgl. Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1922. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Verwaltungsstelle Berlin, Berlin 1922, S. 11 ff., S. 54; Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 684.

59 Lily Braun, Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung ..., a. a. O., S. 294.

ihrer Stellung im Erwerbsleben. Die Lehre lautete, es lohne sich unter diesen Umständen nicht, die gleiche Energie wie die männlichen Kollegen in eine berufliche Karriere zu investieren.[60]

Als potentielle Ernährer wurden alle Männer von vornherein besser entlohnt als Frauen. Verheiratete Männer wurden zusätzlich privilegiert. Vor allem während der Inflation, vereinzelt aber auch später, erhielten sie eine Ehefrauenzulage, auch Hausstandszulage genannt. Frauen, die selbst Familien unterhalten mußten, konnten nicht sicher sein, gleichfalls diese Familienzulage zu erhalten. In einer Erhebung ermittelte die Reichsarbeitsverwaltung 1923, daß verheiratete Arbeiterinnen die Hausstandszulage häufig nur erhielten, wenn der Ehemann nicht erwerbsfähig war.[61] Auch in den Tarifverträgen des DMV mit dem VBMI wurden 1920 unterschiedliche Regelungen für Arbeiter und Arbeiterinnen bei der Zahlung einer Teuerungszulage für Kinder getroffen. Arbeiterinnen hatten für ihre Kinder nur Anspruch auf die Zulage, wenn sie entweder alleinstehend waren oder der Ehemann nicht erwerbstätig war. Arbeiter wurden hingegen nicht nach der Tätigkeit der Ehefrau gefragt. Zunächst sollten sie die Kinderzulage sogar im Scheidungsfall weiterbeziehen. Auf Initiative des DMV wurde diese Regelung jedoch dahingehend geändert, daß nach einer Scheidung diejenige Person die Kinderzulage erhalten sollte, in deren Haushalt die Kinder lebten. Über den Lebensmittelpunkt der Kinder mußte eine polizeiliche Beglaubigung vorgelegt werden.[62]

Die Gefahr der sozialen Diskriminierung insbesondere unverheirateter Arbeiterinnen mit unehelichen Kindern wurde damit provoziert, denn sie mußten ebenfalls eine polizeiliche Bescheinigung beibringen. Da ein uneheliches Kind durchaus als Ausdruck eines „unsittlichen" Lebenswandels interpretiert werden konnte, war dieses Verfahren höchst problematisch.[63] Ledige Arbeiterinnen könnten auf eine Kinderzulage verzichtet haben, um im Betrieb nicht zusätzlicher sozialer Diskriminierung ausgesetzt zu sein.

Der Christliche Metallarbeiter-Verband, eine Konkurrenzorganisation des DMV,[64] befürwortete die sozialen Zulagen als ein Mittel zur Rettung der Familie. 1922 formulierte er in einer Resolution: „Wo Hausmütter zur Mitarbeit in den Fabriken gezwungen sind, ist ein geordnetes Familienleben unmöglich. Die fabrikarbeitende, verheiratete Frau muß nach Feierabend und Sonntag durch übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit ihre Hausarbeit verrichten. Die fabrikarbeitenden Mütter müssen ihre Kinder während der

60 Vgl. Agnes Karbe, Die Entwicklung der Frauenlöhne, insbesondere für Jugendliche (1929), Nachdruck in: Frauenarbeit und Beruf. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, Frankfurt a. M. 1979, S. 210–218, bes. S. 212.

61 *Reichsarbeitsblatt. Amtsblatt des Reichsarbeitsministeriums, des Reichsversicherungsamts und der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte,* N. F., Jg. 3 (1923), S. 5 ff.

62 VBMI-Mitteilungen vom 26. 1. 1920, Sp. 11 f., vom 24. 8. 1920, Sp. 349 f., vom 2. 5. 1922, Sp. 180 f., und 1921, Sp. 404 ff.

63 Vgl. *Gewerkschaftliche Frauenzeitung.* Hrsg. vom Bundesvorstand des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Jg. 13 (1928), S. 53. Zur „Sittlichkeit": Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin, Stuttgart und Weimar 1995.

64 Die christlichen Gewerkschaften konzentrierten sich auf Rheinland-Westfalen, wo sie in erster Linie Bergarbeiter und Metallarbeiter organisierten. Bedingt durch die ökonomische Struktur dieses Gebiets gab es hier relativ wenige weibliche Arbeitskräfte und entsprechend wenige weibliche Gewerkschaftsmitglieder. Die Frauenarbeit des Christlichen Metallarbeiter-Verbandes ist bislang nicht untersucht. Zu den christlichen Gewerkschaften insgesamt vgl. Michael Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Köln 1982.

Arbeitszeit vielfach Ziehmüttern oder Anstalten übergeben, die Kinder verwahrlosen, sich selbst überlassen. Die Folgen zeigen sich in der anormal großen Kindersterblichkeit in solchen Familien und im Anwachsen derer, die in Fürsorgeerziehung kommen."[65]

Diese Auffassung fand im DMV keinen Widerhall. Er hatte die Zulagen von vornherein abgelehnt und begrüßte deren weitgehende Abschaffung nach der Inflation. Dahinter steckte allerdings kein frauenpolitisches Motiv. Die Gewerkschaft hatte während der Inflation statt der Familienzulagen eine Erhöhung der Grundlöhne verlangt, weil sie eine „Schmutzkonkurrenz" der ledigen (männlichen) Arbeitskräfte gegenüber den verheirateten (männlichen) Arbeitskräften befürchtete.[66] Das Bestreben des DMV war somit, eine interessenpolitische Spaltung der männlichen Mitgliedschaft zu verhindern.

3 Lohngleichheit versus Ernährerlohn

Die männliche Mitgliederklientel stand immer im Mittelpunkt der Lohn- und Tarifpolitik des DMV. Um die Arbeitsplätze der Männer zu sichern, erhob die Gewerkschaft den Grundsatz „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" zum politischen Programm. Die weibliche „Schmutzkonkurrenz" auszuschalten war das primäre Ziel; von „Lohngerechtigkeit" war keine Rede.

Die lohn- und tarifpolitische Praxis sprach denn auch eine andere Sprache. Die tariflich verankerte Lohndifferenz bewegte sich im Untersuchungszeitraum kaum. Die Lohnentwicklung läßt im Verlauf der Verbandsgeschichte von 1891 bis zum Ende der Weimarer Republik keinen Fortschritt erkennen. Zulagen zum tariflichen Grundlohn, z. B. für besondere Leistungsfähigkeit, für die Dauer der Berufszugehörigkeit, für besonders schmutzige, gefährliche oder körperlich anstrengende Arbeit, bewirkten ebenso wie unterschiedliche Arbeitszeitregelungen für Arbeiter und Arbeiterinnen, daß tatsächlich die Spanne zwischen Frauen- und Männerlöhnen noch größer war, als es die Tarifverträge anzeigen.[67] Zwar scheint zumindest in Berlin, einem Zentrum der Metallindustrie mit einem überdurchschnittlich hohen Anteil an Frauenarbeit, zu Beginn der Weimarer Republik die weitere Entwicklung der Lohngestaltung im Hinblick auf das Prinzip der Lohngleichheit für Arbeiterinnen und Arbeiter noch nicht sicher vorgezeichnet gewesen zu sein, doch letztlich gab der Erste Weltkrieg keinen ausreichenden Impetus zu einer dauerhaften Reduzierung der geschlechtsspezifischen Lohnspannen. Metallarbeiterinnen traten zwar durchaus für Lohnerhöhungen ein und griffen zur Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen auch auf das Mittel des Streiks zurück, doch eine grundsätzliche Veränderung der geschlechtsspezifischen Lohnstruktur war damit nicht intendiert.[68] Die geschlechtshierarchische Arbeitsmarktsegregation bewirkte darüber hinaus, daß die Möglichkeit des direkten Vergleichs von Frauen- und Männerarbeit im Betrieb

65 VBMI-Mitteilungen vom 8. 3. 1922, Sp. 102 f.

66 Vgl. Berichte über die Sitzungen des Erweiterten Beirats, in: *Metallarbeiter-Zeitung*, Jg. 39 (1921), Nr. 37 vom 10. 9., S. 194 f.; Jg. 40 (1922), Nr. 1 vom 7. 1., S. 5, Nr. 13 vom 1. 4., S. 58, Nr. 51/52 vom 23. 12., S. 211.

67 Bei den tatsächlich gezahlten Löhnen lag der Frauenlohnanteil in der Regel um 60 Prozent. Zur Lohnentwicklung in der Metallindustrie siehe Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 397 ff.

68 Zu Lohnauseinandersetzungen und Arbeitskämpfen von Metallarbeiterinnen: a. a. O., S. 517 ff.

beschränkt und der Blick auf die relative Position im Lohngefüge verstellt war.[69] Die Gewerkschaft hätte hier aufklärend wirken können.

Kennzeichnend für die gewerkschaftliche Lohn- und Tarifpolitik war jedoch, daß der Grundsatz „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit" mehr oder weniger auf eine rhetorische Figur reduziert wurde, die bestenfalls das Interesse der Männergewerkschaft am Ernährerlohnkonzept und damit an der Aufrechterhaltung der Geschlechterhierarchie auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie kaschierte. Dabei mag das Konzept vom „männlichen Familienernährer" in der Metallindustrie als einer männerdominierten und in hohem Maße männlich konnotierten Industrie in besonderem Maße wirksam gewesen sein. Es wurde zudem durch einen breiten gesellschaftlichen Konsens über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gestützt, den wohl auch die Frauen mehrheitlich teilten.

69 Vgl. auch: Alice Kessler-Harris, A Woman's Wage. Historical Meanings and Social Consequences, Lexington/Kentucky 1988, S. 88 f.

„Gequältes Weibtum"

Mädchentragödien in der Publizistik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Von Larissa Schulz-Trieglaff

„Im Gleichmaß der bäuerlichen Arbeit verlief ihr Leben. Es wurde anders, als des Großbauern Sohn Paul von der landwirtschaftlichen Schule heimkam. Sie glaubte ihm, als er ihr von Liebe sprach. [...] ‚Maria', bettelte er immer wieder. Das Blut, das sonst schlief, erwachte [...]. Und dann? Nicht daran denken [...]. Sie schlug die Hände vors Gesicht. Und doch sah sie im Geiste die einfache, kalkgetünchte Kammer und dachte an jene Nacht. Warum war sie nicht fest geblieben? Alle frommen Bibelsprüche, alle Ermahnungen des Pfarrers waren wie Spreu im Winde zerflattert. [...] Und nun? Sie erhob sich und wischte mit dem Taschentuch über das beschlagene Wagenfenster. Dort lag die Großstadt und malte rotleuchtende Farben an den Nachthimmel. Dort konnte man, von niemandem gekannt, die Schande leichter ertragen. Ihre Hände glitten über den Leib, in dem ein junges Leben wuchs. Und die Angst vor der Zukunft kroch in ihr hinauf."[1]

Gegen Ende der zwanziger Jahre erschienen in der *Metallarbeiter-Zeitung (MZ)* in regelmäßigen Abständen verschiedene Erzählungen, welche die Verführung junger Frauen, das rücksichtslose und brutale Verhalten der Männer sowie uneheliche Schwangerschaft und illegale Abtreibung zum Thema hatten. In zwei neuen Rubriken, die 1927 eingerichtet wurden, wollten die führenden Gewerkschafter des „Deutschen Metallarbeiter-Verbandes" (DMV) speziell den weiblichen Teil der Mitgliedschaft ansprechen. Zielgruppe der Seite *Familie und Heim* waren ausschließlich die Ehefrauen der Metallarbeiter.

Schwerpunkt dieses Aufsatzes ist die Darstellung und Auswertung eines Fortsetzungsromans sowie mehrerer Kurzgeschichten. Welches Ziel verfolgte die Veröffentlichung dieser „Mädchentragödien" in der *MZ,* und welche Geschlechterbilder wurden darin vermittelt? Welche Funktion hatten diese Erzählungen im Kontext der gewerkschaftlichen Interessenpolitik? Warum erschienen sie erst am Ende der zwanziger Jahre in der *MZ?* Um diese Fragen zu beantworten, werden die Geschichten im gesellschaftlichen Zusammenhang der zwanziger Jahre untersucht. Doch zunächst sollen die Hintergründe für die Einrichtung der „Frauenseite" beleuchtet und die auf dieser Seite vermittelten Geschlechterbilder vorgestellt werden.[2]

1 Rudi Eims, Die Magd, in: *Metallarbeiter-Zeitung* (künftig zitiert: *MZ*), Jg. 46 (1928), Nr. 8 vom 25. 2., S. 60.

2 Ich stütze mich in der folgenden Darstellung auf meine Magisterarbeit am Fachbereich Geschichtswissenschaften der FU Berlin: Larissa Schulz-Trieglaff, Frauen in der Publizistik des Deutschen Metallarbeiterverbandes, unveröff. MA, Berlin 1998.

1 Die Debatte um die „Frauenseite"

Für die weiblichen Mitglieder der freien Gewerkschaften erschien seit 1916 die *Gewerkschaftliche Frauenzeitung.* Diese wurde ihnen neben der jeweiligen Verbandszeitung zugestellt. Anfang der zwanziger Jahre forderten auf den DMV-Verbandstagen verschiedene Ortsgruppen die Herausgabe einer eigenständigen Frauenzeitung, die den weiblichen Mitgliedern statt der *MZ* geliefert werden sollte.[3] Die Herausgabe einer solchen Frauenzeitung war jedoch umstritten. Auf dem Verbandstag im Jahre 1926 sprach sich die Berliner Delegierte Hedwig Neumann dagegen aus, da sie befürchtete, daß sich eine spezielle Zeitung für Frauen zu einem reinen Haushaltsratgeber entwickeln und Arbeiterinnen die *MZ* nicht mehr lesen würden. Sie befürwortete statt dessen eine stärkere Integration der weiblichen Interessen in die Gewerkschaftszeitung des DMV.[4]

Hedwig Neumanns Befürchtungen bewahrheiteten sich schließlich. Im April 1927 erschien die Wochenzeitung des DMV erstmalig mit den beiden neuen Seiten *Verbandsleben* sowie *Familie und Heim.* Während sich die Seite *Verbandsleben* an Männer und Frauen richtete, wurde die Seite *Familie und Heim* ausschließlich für die weibliche Mitgliedschaft konzipiert. Schon die ersten Ausgaben sowie der Titel dieser Seite machten deutlich, daß sich die „Frauenseite" nicht an die erwerbstätigen Metallarbeiterinnen richtete, sondern an die Ehefrauen der im DMV organisierten Metallarbeiter. Diese sollten über sog. „Frauenthemen" für die Gewerkschaft interessiert werden. So waren auf dieser neu eingerichteten Seite überwiegend Haushaltstips, Artikel über Kindererziehung, Körperpflege und Familienprobleme zu finden, angereichert mit Kurzgeschichten, „Frauentragödien", Gedichten und mit einer Ecke für Witze.

Auf dem Verbandstag 1928 in Karlsruhe kritisierte die Berliner Delegierte Klara Schulze die Ausrichtung der „Frauenseite" auf die Ehefrauen der Metallarbeiter sowie ihre unpolitische Zielsetzung. Sehr viel wichtiger für eine Gewerkschaftszeitung sei es, die in den Betrieben arbeitenden Frauen aufzuklären.[5] Statt Haushaltstips forderte sie den Abdruck von frauenemanzipatorischen Texten. Fritz Kummer, seit 1921 Schriftleiter der *MZ,* erwiderte darauf: „Aber wir dürfen erst allmählich mit dem schwereren Lesestoff für unsere Frauen kommen, denn sie sind noch weit zurück. An gemeinverständlicher sozialistischer Literatur haben wir [...] großen Mangel. Neuerdings hat Bernhard Shaw ein prächtiges Buch geschrieben über die Erziehung der Frau zum Sozialismus. Es wird bald auch in deutscher Sprache vorliegen, und dann werden wir einen prachtvollen Stoff

3 Vgl. Die fünfzehnte ordentliche Generalversammlung der Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Jena 1921. Abgehalten vom 12. bis 18. September im Saale des Volkshauses. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1921, S. 48 (Antrag 202) und S. 49 (Antrag 218); Der sechzehnte ordentliche Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Kassel 1924. Abgehalten vom 18. bis 23. Februar in der Stadthalle. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1924, S. 47 f. (Anträge 172 und 182); Der siebzehnte ordentliche Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Bremen. Abgehalten vom 2. bis 7. August 1926. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1926 (künftig zitiert: VT 1926), S. 30 (Antrag 125). Diese Anträge wurden dem Vorstand überwiesen.

4 Vgl. VT 1926, S. 169.

5 Vgl. Der 18. ordentliche Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Karlsruhe. Abgehalten vom 13. bis 18. August 1928. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1928 (künftig zitiert: VT 1928), S. 178.

zur Verwendung haben."[6] Im Gegenteil lobte er das neue Erscheinungsbild der Zeitung mit dem „Unterhaltungsteil für Frau und Kinder": „Es ist, um es kurz zu sagen, aus dem gewerkschaftlichen Mitteilungsblatt von einst ein gewerkschaftliches *Familienblatt* geworden, in dem alle Glieder der Gewerkschaftsfamilie anregenden und nützlichen Lesestoff finden. So findet der organisierte Mann in seiner Zeitung geistige Nahrung, seine Frau und Kinder nicht minder."[7] Indem die Zeitung „für die Frau wie für die erwachsenen Kinder des Gewerkschafters anziehend, lesbar gemacht"[8] worden sei, sollte bei den Ehefrauen Verständnis für die Organisation geweckt werden. Die Gewerkschaftszeitung galt als „Familienblatt", in dem jedes Familienmitglied „etwas findet, das es reizt und fesselt".[9]

Folgerichtig zielte die inhaltliche Ausrichtung der Seite *Familie und Heim* nicht auf eine Unterstützung der Entwicklung von Frauen zu aktiven Gewerkschafterinnen. Frauen wurden meist in einer untergeordneten Rolle gegenüber dem Ehemann dargestellt, die Eigeninteressen und -aktivitäten ausschloß.[10] Hier lassen sich weder Berichte aus den Betrieben über die Tätigkeitsbereiche und Arbeitsbedingungen der Metallarbeiterinnen finden, noch wurden Artikel veröffentlicht, die politische und gewerkschaftliche Interessen von Frauen thematisierten. Propagiert wurde die bürgerliche Kleinfamilie, in der die Frau nicht erwerbstätig zu sein hatte. Mit der „Frauenseite" sollten vor allem Hausfrauen angesprochen werden, um sie für die Gewerkschaftsarbeit ihrer Männer zu interessieren. Frauen wurden in erster Linie als Unterstützerinnen aktiver Gewerkschafter wahrgenommen.

2 Geschlechterbilder in der MZ

Hingegen berichtete die *MZ* generell regelmäßig über die Zunahme der Frauenbeschäftigung und die Organisierung von Arbeiterinnen. Allerdings befaßten sich insgesamt nur wenige Artikel mit der weiblichen Erwerbsarbeit und mit Gewerkschaftsaktivitäten von Frauen.[11] Der DMV nahm in den zwanziger Jahren eine ambivalente Haltung zur weib-

6 A. a. O., S. 205 f.

7 Fritz Kummer, Der Fachausschuss der Gewerkschaftspresse, in: *MZ*, Jg. 47 (1929), Nr. 24 vom 15. 6., S. 190 (Hervorhebung im Original). Dazu auch: 19. ordentlicher Verbandstag des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Berlin. Abgehalten vom 18. bis 23. August 1930 in Krolls großem Saal, Am Platz der Republik. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Berlin 1930 (künftig zitiert: VT 1930), S. 176 f. sowie VT 1928, S. 164. Im Jahre 1928 nimmt Kummer auf dem Verbandstag zu der neuen inhaltlichen Ausrichtung der *MZ* Stellung: In vielen Briefen, die er von Kollegen bekommen habe, hätten diese über die positive Resonanz bei ihren Ehefrauen berichtet. Diese würden mittlerweile mehr Interesse an der Gewerkschaft bekunden und ihre Männer unterstützen. Kummer sieht darin ein Resultat der Bemühungen, mit der „Frauenseite" auf die „Eigenart" der Frauen einzugehen.

8 Fritz Kummer, Der Fachausschuß der Gewerkschaftspresse, a. a. O., S. 190.

9 Fritz Kummer, Die Gewerkschaftspresse in der Krise, in: *MZ*, Jg. 49 (1931), Nr. 34 vom 22. 8., S. 257.

10 Vgl. Vermaledeite Unpünktlichkeit, in: *MZ*, Jg. 45 (1927), Nr. 33 vom 13. 8., S. 208; Kleine Hinweise für die Ehefrau, in: *MZ*, Jg. 46 (1928), Nr. 3 vom 21. 1., S. 20. In diesen Artikeln wird die Anpassung der Frauen an die Bedürfnisse der berufstätigen Ehemänner gefordert.

11 Drei von Fritz Kummer initiierte Debatten, an denen männliche und weibliche Gewerkschaftsaktivist(inn)en teilnahmen, beschäftigten sich auf der Seite „Verbandsleben" mit den Frauen. Im Juni 1929 eröffnete er eine Diskussion über die Organisierung der Arbeiterinnen, im April 1930 über die Erwerbsarbeit

lichen Erwerbsarbeit ein. Arbeiterinnen wurden immer wieder als „Lohndrückerinnen" bezeichnet und für die niedrigen Männerlöhne verantwortlich gemacht. Gefordert wurde die Erhöhung der Männer- als Familienlöhne, Frauen sollten sich auf die Familie konzentrieren und keine Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt darstellen. Die Vorstellung von gleichzeitiger Erwerbs- und Familienarbeit – ganz zu schweigen vom gewerkschaftlichen Engagement von Frauen – gehörte nicht zu den in der Publizistik des DMV vermittelten Leitbildern.[12]

Einerseits klagten Gewerkschafter(innen) Frauen an, Erwerbsarbeit nur als vorübergehend zu betrachten. Andererseits bezog die *MZ* in der Debatte über die „Doppelverdienerkampagne" Ende der zwanziger Jahre Position für die Entlassung von verheirateten Frauen.[13] Fritz Kummer, der Schriftleiter der *MZ,* sah darin eine Möglichkeit zum Abbau der Arbeitslosigkeit.[14] Bereits während der Demobilmachungsphase im Jahre 1918/19 hatte sich der DMV für die Entlassung von Arbeiterinnen eingesetzt, um die „Kriegsteilnehmer" reintegrieren zu können und damit die politische Situation zu entspannen.[15] In verschiedenen Artikeln zum Thema Frauenerwerbsarbeit kam die Konkurrenz unter den Frauen zum Ausdruck, da sich auch ledige Frauen für die Entlassung der verheirateten aussprachen.[16]

Außerdem wurde den Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen der geringe weibliche Anteil an der Gewerkschaftsmitgliedschaft zum Vorwurf gemacht. Begründet wurde er unter anderem mit der besonderen „Eigenart" von Frauen.[17] Frauen wurde häufig unterstellt,

[Forts. von Anm. 12]
verheirateter Frauen, im Juli 1931 begann eine Reihe unter dem Titel „Kolleginnen berichten und klagen", in der sich aktive Gewerkschafterinnen zu ihrer Gewerkschaftsarbeit äußerten.

12 Die Frauenarbeit in der Metallindustrie. Hrsg. vom Vorstand des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart 1930, S. 206; *MZ,* Jg. 46 (1928), Nr. 15 vom 14. 4., S. 116. Die Autor(inn)en sprechen sich hier gegen die weibliche Erwerbstätigkeit aus. Sie bezeichnen die Frauen als Lohndrückerinnen und fordern die Erhöhung der Männerlöhne. Vgl. dazu auch Karin Hausen, Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 40–67, hier S. 46 f.

13 Die Frauenarbeit in der Metallindustrie, a. a. O., S. 204; Jahr- und Handbuch für Verbandsmitglieder. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband im Jahre 1930. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1931, S. 134 f.; VT 1930, S. 30 (Antrag 64). Zur Haltung des DMV in der „Doppelverdienerkampagne" vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt. Frauenerwerbsarbeit in der Metallindustrie und ihre Interessenvertretung durch den Deutschen Metallarbeiter-Verband (1891–1933), Köln 1997, S. 385–391.

14 Fritz Kummer, Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, in: *MZ,* Jg. 48 (1930), Nr. 16 vom 19. 4., S. 121 f. Diese Debatte setzt sich in den folgenden Ausgaben der *MZ* fort: vgl. a. a. O., Jg. 48 (1930), Nr. 20 vom 17. 5., S. 158; Nr. 22 vom 31. 5., S. 174; Nr. 23 vom 7. 6., S. 182; Nr. 24 vom 14. 6., S. 190; Nr. 25 vom 21. 6., S. 198.

15 Vgl. a. a. O., Jg. 36 (1918), Nr. 45 vom 9. 11., S. 178; Nr. 47 vom 23. 11., S. 186; Jahr- und Handbuch für Verbandsmitglieder. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband im Jahre 1918. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttart 1919, S. 198; Jahr- und Handbuch für Verbandsmitglieder. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband im Jahr 1919. Hrsg. vom Deutschen Metallarbeiter-Verband, Stuttgart 1920, S. 5 f. und S. 218. Zur Demobilmachungsphase vgl. Susanne Rouette, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. und New York 1993. Zur Haltung des DMV gegenüber der Frauenerwerbsarbeit während der Demobilmachungsphase vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 382–385.

16 Vgl. *MZ,* Jg. 48 (1930), Nr. 24 vom 14. 6., S. 190; Nr. 25 vom 21. 6., S. 198.

17 Vgl. a. a. O., Jg. 47 (1929), Nr. 22 vom 1. 6., S. 160; Nr. 28 vom 13. 7., S. 222; Nr. 31 vom 3. 8., S. 246; Nr. 33 vom 17. 8., S. 262; Nr. 35 vom 31. 8., S. 278; Nr. 39 vom 28. 9., S. 310; Nr. 44 vom 2. 11., S. 350.

hinsichtlich ihres gewerkschaftlichen Organisationsverhaltens von Natur aus anders zu sein als Männer. Beiden Geschlechtern wurden entgegengesetzte, biologisch begründete Eigenschaften und Fähigkeiten zugeschrieben, und diese Zuschreibungen wurden wiederum zugunsten männlicher Geschlechtsmerkmale hierarchisiert. Verfolgt man in der *MZ* die Debatten über Frauenerwerbsarbeit, über die Organisierung der Metallarbeiterinnen sowie über die weibliche Hausarbeit, so fällt auf, daß die Mehrheit der Gewerkschafter die weibliche Mitgliedschaft als defizitär betrachtete. Frauen galten als politisch desinteressiert und passiv; ihnen wurde vorgeworfen, nur von den gewerkschaftlichen Errungenschaften profitieren zu wollen.[18]

Die sozialen Ursachen und die alltäglichen Barrieren, die Frauen ein gewerkschaftliches und politisches Engagement erschwerten, wurden kaum reflektiert. Gewerkschafterinnen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, Fraueninteressen im Verband zu artikulieren, mußten viel Kraft aufbringen, um Konfrontationen und Angriffen zu begegnen. Gern gesehen waren sie weder als Teilnehmerinnen auf Verbandstagen, noch waren sie als Autorinnen in DMV-Publikationen gefragt. Auf der Seite *Familie und Heim* kamen die engagierten Gewerkschafterinnen jedenfalls nicht zu Wort. Vor 1927 wurden Arbeiterinnen in der *MZ* überhaupt kaum erwähnt. Ab 1927 begann mit der Einrichtung der Seite *Familie und Heim* eine Stilisierung der Mutterrolle. Die Autor(inn)en nahmen insbesondere die Mütter und Hausarbeiterinnen wahr, die Konflikte, die den speziellen Alltag der Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen kennzeichneten, wurden nicht thematisiert.[19] Der zunehmenden weiblichen Erwerbstätigkeit sowie den frauenemanzipatorischen Bewegungen der zwanziger Jahre begegnete man mit der Propagierung der bürgerlichen Familienideologie. Indem Opferbereitschaft, Freundlichkeit, Passivität und Unterordnung als typisch weibliche Eigenschaften dargestellt und den Frauen abverlangt wurden, sollten diese auf ihre Ehemänner und auf das enge Familienleben orientiert werden. Indem zwei komplementäre Gegenwelten konstruiert wurden, erschwerte der DMV die Integration der Frauen in die eigenen Verbandsstrukturen.

Der „modernisierte proletarische Antifeminismus"[20] kam dadurch zum Ausdruck, daß die Frauen vom DMV zwar angesprochen, ihre Interessen jedoch nicht um ihrer selbst oder um der Gleichberechtigung willen aufgegriffen wurden. Diese fanden nur dann Gehör, wenn sie für den männlichen Teil der Arbeitskräfte Konsequenzen hatten. In den Debatten der *MZ* wurde immer wieder betont, daß es vorrangig um die Belange der Männer ging. Die Belange der Frauen fielen unter die „Klasseninteressen" oder unter die Interessen der „Arbeiterschaft", die ausschließlich die Themen der Männer beinhalteten. Der unterschiedliche Status von Männern und Frauen innerhalb der Gesellschaft wurde nur sehr begrenzt wahrgenommen.

18 Vgl. Brigitte Kassel, Frauen in einer Männerwelt, a. a. O., S. 559 ff.

19 Zu den Geschlechterbildern in der *Metallarbeiter-Zeitung* vgl. a. a. O., S. 606–623. Zur Ideologie der Mütterlichkeit in der Weimarer Republik vgl. Cornelie Usborne, Frauenkörper – Volkskörper. Geburtenkontrolle und Bevölkerungspolitik in der Weimarer Republik, Münster 1994, S. 77 ff.

20 Ulla Knapp, Frauenarbeit in Deutschland, 2 Bde., München 1984, Bd. 2: Hausarbeit und geschlechtsspezifischer Arbeitsmarkt im deutschen Industrialisierungsprozeß. Frauenpolitik und proletarischer Frauenalltag zwischen 1800 und 1933, S. 490.

Welche Rolle nun spielten die auf der Seite *Familie und Heim* veröffentlichten Kurzgeschichten in der DMV-Publizistik, die sich mit Frauen als wehrlosen Opfern und mit Männern als rücksichtslosen Verführern befaßten?

3 „Mädchentragödien"

Im folgenden werden ein Fortsetzungsroman sowie vier ausgewählte Kurzgeschichten zusammengefaßt und vorgestellt, die alle um ein Thema kreisen: um den sozialen Abstieg einzelner junger Frauen infolge von Armut, Gewalttätigkeiten eines Mannes, ungewollter Schwangerschaft oder mißglückter Abtreibung. Als Tragödien können diese Geschichten deshalb bezeichnet werden, da die Protagonistinnen von einem Unglück ins nächste geraten. Die meisten der veröffentlichten Geschichten enden mit dem Untergang der Frauen. Nur eine Darstellung nimmt einen positiven Ausgang. Alle Tragödien stammen aus der Feder männlicher Autoren.

Die Erzählungen lassen sich in zwei Kategorien unterteilen. Zum einen werden „Elendskarrieren" beschrieben – junge Frauen geraten in ausweglose Situationen, die mit ihrem Niedergang enden. Zum anderen wird Frauen am Ende eine Perspektive aufgezeigt, nämlich die der Solidarität innerhalb der Arbeiterorganisation. In den „Mädchentragödien" wird die ganze Palette der sozialen Mißstände, denen junge Arbeiterinnen in den zwanziger Jahren ausgesetzt sein konnten, abgearbeitet: die Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt, die Konfrontation mit den konservativen Moralvorstellungen ihrer Umgebung (Eltern, Arbeitgeber[innen], Nachbarn), die sexualpolitische Entmündigung durch den Paragraphen 218.[21]

Das Scheitern der Romanfiguren beginnt jeweils mit der Beziehung zu einem Mann. Er verläßt die kurzzeitige Geliebte, nachdem sie schwanger geworden ist, oder wird gewalttätig. Die Handlungsträgerinnen sind junge Arbeiterinnen mit unehelichen Kindern, die auch noch in den zwanziger Jahren ohne Anerkennung und mit dem Vorwurf der „Schande" leben mußten und gleichzeitig große Schwierigkeiten hatten, sich und das Kind zu versorgen.

Zuerst soll der Roman „Das Leben der Marie Szameitat" von Josef Maria Frank vorgestellt werden, der wöchentlich und in dreiundvierzig Folgen erschien.[22] Marie ist das erste von dreizehn Kindern, deren Eltern als Tagelöhner eines Gutsbesitzers auf dem Land leben. Die ganze Familie bewohnt ein einziges Zimmer, ihr Alltag ist von der schweren landwirtschaftlichen Arbeit geprägt. Die Erzählung beginnt mit der Beschreibung der Kindheit Maries und ihrer Umgebung, in der sie aufwächst. Rohe Umgangsformen unter den Landarbeiter(inne)n, die Gewalttätigkeiten ihres Vaters gegenüber ihrer Mutter sowie die Distanz zum bewunderten Herrenhaus prägen sich in Maries Gedächtnis ein. Als schönste Zeit empfindet sie ihre Tätigkeit als Viehhüterin auf der

21 Vgl. Ute Gerhard, Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Hamburg 1990, S. 366 ff.

22 Josef Maria Frank, Das Leben der Marie Szameitat, in: *MZ*, 4. 4. 1931 bis 6. 2. 1932. Dieser Roman war 1930 in der sozialdemokratischen Buchgemeinschaft „Der Bücherkreis" erstmals publiziert worden. Josef Maria Frank hat bis in die fünfziger Jahre hinein mehrere Romane veröffentlicht, außerdem zwei Komödien und zwei Reiseberichte über Indien und Mexiko.

Weide. Beschrieben wird Marie als ein Mädchen, das sich aufgrund seines hübschen Aussehens und seiner Intelligenz von seiner Umgebung abhebt. Sie wünscht sich ein besseres Leben, möchte nicht in die Fußstapfen ihrer Mutter treten und hat erste Erfolge: Mit siebzehn darf sie, da sie dem Gutsbesitzerpaar positiv aufgefallen ist, als Hausangestellte im Herrenhaus arbeiten.

Schnell folgt der Bruch: Marie wird schwanger von Fritz, der als Kellner im nahegelegenen Bahnhofscafé arbeitet. An dieser Stelle beginnt ihre tragische Odyssee. Fritz verschwindet nach Berlin – zuvor hat er noch Schweigegeld von Marie entgegengenommen und sie vergewaltigt. Marie wird entlassen, als ihre Schwangerschaft sichtbar wird. Doch die Gutsbesitzerin entpuppt sich als „gute" Frau und schickt sie nach Königsberg in ein Fürsorgeheim für Frauen. Dort entbindet Marie, darf das Kind jedoch nicht behalten. Von hier aus wird sie an ein freundliches altes Ehepaar in Berlin vermittelt, bei dem sie als Hausangestellte arbeiten kann.

Drei Jahre hat Marie ihre Ruhe und fühlt sich wohl, bis sie schließlich Fritz wiederbegegnet, der in einem Tanzlokal als Kellner arbeitet. Er bedrängt sie geradezu, sich wieder mit ihm zu treffen. Marie ist nicht stark genug, ihn abzuweisen. Also wird sie erneut schwanger und heiratet Fritz, der sich nur ungern auf die Ehe einläßt. Dennoch verläuft die Ehe drei Jahre lang ohne Konflikte; Marie bringt noch zwei weitere Kinder zur Welt. Der Absturz beginnt, als Fritz an vielen Abenden hintereinander betrunken nach Hause kommt, seine Frau schlägt und infolge des Alkoholkonsums epileptische Anfälle bekommt. Als er bei einem Diebstahl an einem Kunden ertappt wird, verliert er seine Stelle als Kellner und kommt ins Gefängnis. In dieser Zeit hat Marie noch eine Totgeburt.

Dennoch läßt sich Marie weiterhin auf Fritz ein, nachdem er das Gefängnis wieder verlassen hat. Marie bekommt ein viertes Kind von ihm. Erst als ihr Mann wieder alkoholabhängig wird, reicht sie die Scheidung ein. Jetzt muß sie allein für die Familie sorgen. Marie wollte ursprünglich nicht so viele Kinder, konnte sich jedoch während der Ehe ihrem Mann gegenüber nicht durchsetzen. Sie schlägt sich mit verschiedenen kleinen Arbeitsstellen durch. Trotz des nicht endenden Unglücks findet Marie immer Menschen, die sie unterstützen und ihr weiterhelfen.

Ihr geschiedener Mann bedrängt sie noch mehrere Male. Einmal bricht er bei ihr ein und stiehlt ihr erspartes Geld, ein weiteres Mal dringt er in ihre Wohnung ein und vergewaltigt sie. Der letzte Teil dieses Fortsetzungsromans thematisiert den Paragraphen 218 des Strafgesetzbuches (StGB): Marie ist zum siebten Male schwanger von ihrem gewalttätigen Mann. Dieses Kind möchte sie nicht haben. Also sucht sie einen Arzt, bei dem sie eine Abtreibung vornehmen lassen kann. Ein Armenarzt, der ihr bisher immer geholfen hatte, ist an Schwindsucht gestorben. Ein Arzt in Berlin-Grunewald, der ihr empfohlen wurde, verweigert die Abtreibung, obgleich Marie ihm ein hohes Honorar anbietet. Schließlich erhält sie die Adresse einer „Kurpfuscherin", die ihr hilft. Mit starken Blutungen fährt sie in den Grunewald, um den Embryo zu vergraben. Fast bewußtlos wird Marie von einer Polizeistreife entdeckt, festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Am Ende begeht sie Selbstmord.

Ähnliche Handlungsstränge weisen auch die anderen, jedoch wesentlich kürzeren Geschichten auf. Diese erstrecken sich nur über eine oder zwei Zeitungskolumnen. Das

auslösende Moment für den tragischen Lebenslauf der Frauen ist ebenfalls eine ungewollte Schwangerschaft von einem Mann, dem sie nur ein einziges Mal begegnet sind oder der sie bei Bekanntwerden der Schwangerschaft verläßt.

So erzählt „Eine Mädchentragödie" von der jungen Arbeiterin Dora, die infolge eines einmaligen Erlebnisses mit einem ihr unbekannten Mann ein Kind erwartet.[23] Kurz nach der Geburt stirbt der Säugling infolge schlechter Ernährung und Armut. Dora trifft später den Vater des Kindes auf der Straße; sie bittet ihn um Geld und beschuldigt ihn, ihr Kind ermordet zu haben. Eine Menschenmenge sammelt sich an, Dora wird von einem Polizisten abgeführt. Sie nimmt sich nicht das Leben, endet jedoch im „Irrenhause". Die Stimmung in dieser Erzählung ist durchweg düster und hoffnungslos. Im Gegensatz zu Marie findet Dora keine Menschen, die ihr im Notfall helfen. Die Ärzte haben kein Verständnis, die „Hausmutter", bei der sie lebt und arbeitet, behandelt sie feindselig.

Eine ähnliche Odyssee wie Marie hat Jutta aus der Erzählung „Gequältes Weibtum" hinter sich.[24] Als Tochter ländlicher Tagelöhner möchte sie nicht so leben wie ihre Eltern und zieht in die Stadt. Sie arbeitet als Dienstbotin und wartet auf einen wohlhabenden Ehemann. Einen Arbeiter oder Angestellten möchte sie nicht heiraten. In Holland, wo sie bei einer „wohlhabenden Familie" eine Stelle bekommt, lernt Jutta einen deutschen Ingenieur kennen, der ihr die große Liebe vortäuscht. Als sie schwanger wird, erfährt sie, daß er verheiratet ist und von ihr unbedingt ein Kind haben wollte, da seine Frau keine Kinder bekommen kann. Der Ingenieur sorgt für die Schwangere und nimmt das Kind mit nach Deutschland.

Kurze Zeit später gerät sie an einen Mädchenhändler. Ein ihr bekanntes Ehepaar vermittelt sie an einen „begüterten Verwandten" in Amerika als dessen künftige Ehefrau. Die Überfahrt erhält sie kostenlos. Doch kaum dort angekommen, wird sie von den amerikanischen Behörden sofort zurückgeschickt. Die Rückfahrt muß sie sich auf dem Schiff erarbeiten, nur knapp entgeht sie einer Vergewaltigung durch einen Steward.

Zurück in ihrer Heimatstadt, läßt Jutta sich von einem Kapitän verführen. Sie wird ein zweites Mal schwanger, die Kündigung ihrer „Herrschaft" folgt prompt. Nach der Geburt von Zwillingen gibt Jutta die Säuglinge in Pflege. Aufgrund von Mißhandlungen der Kinder muß sie die Pflegestellen jedoch mehrmals wechseln. Nicht einmal ihre Brüder, die ihre unehelichen Kinder als „Schande" betrachten, nehmen sie in der Not auf. Sie findet schließlich wieder eine Dienstbotinnenstelle, aus der sie wiederum entlassen wird, als ihre Arbeitgeberin von den Kindern erfährt.

Schließlich lernt Jutta einen Polizeisekretär – Helmuth – kennen, in den sie sich verliebt. Er verspricht, sie zu heiraten. Zweimal wird sie von ihm schwanger, läßt jedoch auf seine Bitte beide Male abtreiben. Ein halbes Jahr später wird Jutta von Helmuth verlassen und muß feststellen, daß sie nicht seine einzige Freundin war. Am Ende kommt Jutta ins Krankenhaus, da ihr Polizeisekretär sie mit einer Geschlechtskrankheit angesteckt hatte.

23 Alfred Rauck, Eine Mädchentragödie, in: *MZ*, Jg. 45 (1927), Nr. 19 vom 7. 5., S. 96.
24 H. H., Gequältes Weibtum, a. a. O., Nr. 42 vom 15. 10., S. 280.

Ähnlich wie in Maries Geschichte hat der Autor auch hier eine Folge von Unglücksfällen konstruiert. Die junge Frau ist das Opfer verschiedener Männer, die keine Verantwortung für ihre Schwangerschaften übernehmen wollen. Marie und Jutta sind ehrgeizig, beide wollen nicht auf dem Lande bleiben und so leben wie ihre Mütter. Sie haben die Illusion, in der Großstadt ein besseres Leben führen zu können. Jutta hat dazu noch den Wunsch, „über ihrem Stande" zu heiraten, und geht Beziehungen zu Männern ein, die sie mit Heiratsversprechungen locken, aber faktisch als kurzweilige Geliebte benutzen. Die Moral dieser Erzählung ist durchsichtig: Jutta hätte sich einen passenden Mann aus ihrer Schicht suchen sollen, statt gegenüber ihren Verehrern aus der Arbeiter- und Angestelltenschaft „die Spröde, Unnahbare"[25] zu spielen.

Von diesen „Elendskarrieren" weicht die kurze Erzählung „Die Magd" ab. Hier erfährt eine junge Frau die Solidarität der Gewerkschaft.[26] Die junge Landarbeiterin Maria tritt in den Dienst des Großbauern Adam, der eine „fleißige, fromme Magd" gesucht hat. Sie arbeitet viel und besucht jeden Sonntag die Kirche. Mit dem Eintreffen des Großbauernsohnes Paul erfolgt der Bruch. Maria glaubt seinen Liebesbeteuerungen und wird kurze Zeit später schwanger. Als ihre Schwangerschaft nicht mehr zu verbergen ist, wird ihr auf der Stelle gekündigt. Maria fährt in die Großstadt, in der sie Arbeit in einer Metallwarenfabrik findet. Statt in die Kirche zu gehen, besucht sie nun regelmäßig die Arbeiterversammlungen des Betriebes.

Noch hochschwanger arbeitet Maria an einer Stanze. Kurz vor der Entbindung passiert ein Unfall; das scharfe Stanzmesser trennt ihr zwei Finger ab. Maria kommt ins Krankenhaus. Die Arbeiter(innen) des Betriebes sammeln für die Wöchnerin. Der hilfsbereite Betriebsobmann besucht sie und gewinnt Maria für den Sozialismus. „Du roter Gott! Und Maria lächelte glücklich wie eine Madonna." So lautet der letzte Satz dieser Erzählung.

Maria nimmt ein hoffnungsvolles Ende; sie muß nicht Selbstmord begehen, da sie in die Klassensolidarität einbezogen wird. Das uneheliche Kind, in der bürgerlichen Gesellschaft als „Schande" betrachtet, ist in der Arbeiterorganisation akzeptiert. Jutta bekommt einen Sohn, der später – so prophezeit es der Obmann – für den Sozialismus kämpfen wird. Das steht im Vordergrund, und nicht die fehlende Eheurkunde der Mutter.

Die Anlehnung an die christliche Religion sowie an die Geburt Jesu ist kaum zu übersehen. Die fromme Maria tauscht ihren christlichen Glauben mit dem Glauben an den Sozialismus, den „roten Gott",[27] als sie die Unterstützung der Genoss(inn)en erfährt. Ihr Martyrium, ihr Leidensweg war nicht umsonst. Als „Proletariermutter" hat sie „ein Ziel im Leben", die Erziehung ihres Sohnes zum sozialistischen Klassenkämpfer. Hier werden die Rollen geschlechtsspezifisch zugewiesen; nicht sie, die Mutter, sondern ihr Sohn soll zum aktiven Sozialisten werden. Ihre Aufgabe ist es, ihn dafür zu erziehen.

Die Protagonistinnen der Erzählungen haben einiges gemeinsam; sie werden zum Opfer eines rücksichtslosen Mannes sowie des gesellschaftlichen Umfeldes, das Männer privilegiert. Gleichermaßen kritisiert werden männliche Verantwortungslosigkeit,

25 Ebda.
26 Rudi Eims, Die Magd, a. a. O.
27 Ebda.

gesellschaftliche Vorurteile gegen alleinerziehende Frauen bzw. deren Existenznöte und die Folgen des Paragraphen 218 StGB. Auffällig ist, daß alle vier Frauen ihre Mutterrolle begrüßen, in der sie nur wegen der Brutalität ihrer Partner oder wegen der Vorurteile ihrer Umwelt nicht aufgehen können. Die Mutterschaft wird als Aufgabe und als natürliches Bedürfnis der Frauen dargestellt, die jungen Mütter werden idealisiert. Sie werden als fleißiger, vernünftiger und menschlicher als alle Figuren ihrer Umgebung charakterisiert.

In auffällig vielen Erzählungen der *MZ* begehen junge Frauen Selbstmord.[28] Max Dortu varriiert in seiner Geschichte „Die Nonne" dieses Thema. Er beschreibt das Schicksal einer jungen Frau, die freiwillig ins Kloster geht, um ihren Liebeskummer zu überwinden. In den fünf Jahren, die Gertrud dort verbringt, fällt es ihr immer schwerer, ihr Keuschheitsgelübde einzuhalten. Da sie ihre sexuellen Wünsche mit einem Mann ausleben will, folgt sie ihrem Drang, verläßt für kurze Zeit heimlich das Kloster und läßt sich auf einen Handwerksgesellen ein. Als Gertrud ihre Schwangerschaft vor ihren Mitschwestern im Kloster nicht mehr verbergen kann, begeht sie Selbstmord. Sie ertränkt sich im nahegelegenen Weiher.

Diese Geschichte weicht von den anderen Erzählungen ab. Der Autor wählt ausgerechnet eine Nonne als Protagonistin, um den Konflikt mit den sie umgebenden Moralvorstellungen aufzuzeigen. Er stellt die (unausgelebte) Sexualität seiner Frauenfigur und ihren Drang nach Mutterschaft in den Vordergrund. Da Gertrud beides untersagt ist, reagiert sie schließlich doch mit Selbstmord. Max Dortu hat hierfür das beliebte literarische Motiv des Ertränkens gewählt.

4 „Mädchentragödien" vor dem Hintergrund der zwanziger Jahre

Die „Mädchentragödien" sind nach einem einheitlichen Muster konstruiert. Die Frauen erleiden unglaubliches Elend, das durch soziale Mißstände und gesellschaftliche Vorurteile ins Unerträgliche gesteigert wird. In den meisten Fällen steht am Ende die Selbstaufgabe und Selbstzerstörung der Protagonistinnen. Die Erzählungen verdeutlichen, wie junge Unterschichtsfrauen an der Frauenfeindlichkeit ihrer Umgebung sowie an den ökonomischen Bedingungen scheitern. Die Autoren begründeten die Forderung nach gesellschaftlichen Reformen, indem sie das Elend von mittellosen Frauen thematisierten und Tabuthemen wie Unehelichkeit und Abtreibung detailliert darstellten.

Tatsächlich mußten unverheiratete Mütter mit Kindern in den zwanziger Jahren nicht nur den traditionellen Vorwurf der „Schande" ertragen. Sie waren auch rechtlich benachteiligt und hatten einen existentiellen Lebenskampf zu führen, falls sie aus der Unterschicht kamen. Die bürgerliche Moral sanktionierte die Ehe als einzig legitime Form des Zusammenlebens von Mann und Frau. Auch in den Unterschichten wurden Frauen im Falle einer unehelichen Schwangerschaft stigmatisiert, sie standen außerhalb der „ehrbaren" Gesellschaft. Marie und Maria mußten den Hof verlassen, Jutta wurde von ihren Brüdern verstoßen. Dem Mann dagegen war die außereheliche Sexualität gemäß dieser

28 Vgl. z. B. Max Dortu, Die Nonne, a. a. O., Jg. 46 (1928), Nr. 42 vom 20. 10., S. 332. Mario Mohr, Die Zeitungsverkäuferin, a. a. O., Jg. 48 (1930), Nr. 39 vom 27. 9., S. 308.

Doppelmoral erlaubt. Er konnte seine Bedürfnisse stillschweigend bei Prostituierten oder auch bei anderen Frauen ausleben.[29]

Auch innerhalb der Arbeiterschaft galt der bürgerliche Ehrbegriff, der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmend durchsetzte. Für die jungen Arbeiterinnen galt die voreheliche Sexualität, der „Verlobtenverkehr", als legitim. Die „Ehre" der Frau war allerdings abhängig vom Verhalten ihres Freundes. Aufgrund fehlender Aufklärung und zu teurer oder nicht vorhandener Verhütungsmittel war der Heiratsanlaß oftmals eine ungewollte Schwangerschaft. Heiratete der Mann seine schwangere Freundin nicht (wie im Falle von Jutta und Maria; Marie war „erleichtert", als Fritz sie heiratete), so galt die „Ehre" der jungen Frau als verloren.[30] Die nicht verheimlichte Sexualität von unverheirateten Frauen galt als unmoralisch und konnte zur Isolation der ledigen Mutter führen.[31] Sie wurde schnell der „Hurerei" bezichtigt, das Kind – als „Bastard" oder „Bankert" bezeichnet – galt als eine „Schande".

Eine ledige Frau mit Kind mußte – meist auf sich allein gestellt – um ihr Überleben kämpfen. Frauen, die im häuslichen Dienst tätig waren, wurden bei sichtbarer Schwangerschaft oftmals sofort entlassen. Genauso erging es Marie und Jutta mehrere Male. Für Arbeiterinnen und Angestellte gab es in den zwanziger Jahren zumindest einen Kündigungsschutz während des Mutterschaftsurlaubes, der sechs Wochen vor der Geburt einsetzte und sechs Wochen nach der Geburt endete. Weil jedoch das Wöchnerinnengeld nicht einmal das Existenzminimum deckte, arbeiteten viele Frauen – wie in der obigen Geschichte Maria in der Metallwarenfabrik – bis kurz vor der Entbindung. Sie mußten nach der Geburt oft eine neue Arbeit suchen und dazu eine Pflegestelle für das Kind, das sie nicht den ganzen Tag unbeaufsichtigt lassen oder in die Fabrik mitnehmen konnten.[32]

Sich vor den Folgen einer nichtehelichen Verbindung abzusichern war vielen jungen Arbeiterinnen nicht möglich. In der Arbeiterschaft galt Sexualität als ein Tabu, die Sprachlosigkeit darüber herrschte innerhalb der Familie genauso wie unter den Paaren. Trotz Aufklärungsschriften[33] und neu entstandener Sexualberatungsstellen[34] saß die Prüderie so tief, daß Unaufgeklärtheit sowie die Scham, über Sexualität zu reden, es

29 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 176.

30 Vgl. a. a. O., S. 168 ff. und S. 172–176. Vgl. außerdem: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Die weibliche Ehre, in: Frauenkörper, Medizin, Sexualität. Hrsg. von Johanna Geyer-Kordesch und Annette Kuhn, Düsseldorf 1986, S. 80–101, hier S. 93 ff. Am Beispiel der Prostitution zeigt Meyer-Renschhausen den Kampf der bürgerlichen Frauenbewegung für die „weibliche Ehre" auf. Die Frauen griffen die männliche Doppelmoral an und forderten von den Männern, sich an den Standard der Frauen anzupassen.

31 Zur Geschichte unehelicher Geburten vgl. Michael Mitterauer, Ledige Mütter, München 1983. Hier wird die Entwicklung der Anzahl und der Hintergründe illegitimer Geburten nachgezeichnet. Mitterauer geht davon aus, daß die Anzahl der unehelichen Geburten zur Zeit der Jahrhundertwende abgenommen hat, da sich die Arbeiterfamilie immer mehr an das bürgerlichen Familienleitbild anglich.

32 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 185–196.

33 Für damalige Zeiten fortschrittliche Aufklärungsschriften wurden z. B. von sozialistischen Ärzt(inn)en in die Arbeiter(innen)jugendbewegung hineingetragen; zu den bekanntesten gehörten Max Hodann, Hans Harnack, Magnus Hirschfeld und Martha Ruben-Wolf. Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 225–237, und Birgit Rehse, Dein Körper gehört Dir!, in: Neue Frauen zwischen den Zeiten. Hrsg. von Petra Bock und Katja Koblitz, Berlin 1995, S. 122–127.

34 Vgl. dazu Kristine von Soden, Die Sexualberatungsstellen der Weimarer Republik 1919–1933, Berlin 1988. Cornelie Usborne, Frauenkörper – Volkskörper, a. a. O., S. 154–162.

Frauen wie Männern erschwerten, sich Verhütungsmittel zu besorgen.[35] Antikonzeptiva konnten zwar in Apotheken, Drogerien und Warenhäusern gekauft werden, waren allerdings für die ärmeren Teile der Arbeiterschaft nur schwer erschwinglich.[36] Zudem war es schwer, aus der Masse der angebotenen Verhütungsmittel diejenigen herauszufinden, die sicher und nicht gesundheitsschädlich waren.[37]

Viele Männer waren an Verhütung nicht interessiert; sie überließen die Verantwortung für eine Geburtenkontrolle den Frauen. Nicht wenige waren jeglicher Art von Schwangerschaftsverhütung gänzlich abgeneigt, wie an Fritz, dem Kellner und Ehemann von Marie Szameitat, exemplarisch dargestellt wurde. Die Folge war für viele Frauen die ständige Angst, nach jedem Geschlechtsverkehr schwanger zu werden.[38] Gleichzeitig war für einen Teil der Arbeiterfrauen die Scham zu groß, um sich bei einem Arzt oder bei einer der Sexualberatungsstellen über Verhütungsmittel zu informieren.[39] Hilfreiche Informationen erhielten sie eher noch von anderen Frauen. Ihre Töchter entließen sie meistens mit der gleichen Unwissenheit, die sie selbst geprägt hatte.

Zu einer gängigen Methode der Geburtenregelung wurde in der Weimarer Republik die Abtreibung. Laut den Paragraphen 218 bis 220 des StGB des Deutschen Reiches von 1871 waren Abtreibungen verboten und konnten mit bis zu fünf Jahren Zuchthaus bestraft werden. 1926 wurde das Strafmaß herabgesetzt und die Zuchthaus- in eine Gefängnisstrafe umgewandelt. Die medizinische Indikation, die eine Abtreibung erlaubte, wenn das Leben der Mutter in Gefahr war, wurde erst 1927 gesetzlich verankert.[40]

Es gab nur wenige Ärztinnen und Ärzte in den Arbeitervierteln, die mit dem Elend der Frauen vertraut und bereit waren, Abtreibungen – im Notfall sogar kostenlos – vorzunehmen. Die Mehrzahl der Frauen ging zu einer „weisen Frau", die eine Ausbildung als

35 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 225 ff. Gefördert von staatlicher Seite z. B. durch den Unzuchtsparagraphen 184 des StGB, der noch aus dem Kaiserreich stammte und der die Werbung und Ankündigung von Gegenständen unter Verbot stellte, die zu „unzüchtigem Gebrauch" bestimmt waren. Darunter fielen Antikonzeptiva und Aufklärungsbroschüren. Dennoch entwickelte sich ein breites Angebot an Verhütungsmitteln, die öffentlich oder unter der Hand verkauft wurden. Vgl. dazu Petra Fink, Der Geburtenrückgang und seine Folgen, in: „Euer Körper gehört uns!" Ärzte, Bevölkerungspolitik und Sexualmoral bis 1933. Hrsg. von Marliese Eckhof und Petra Fink, Hamburg 1987, S. 9–78, hier S. 59, sowie Cornelie Usborne, Frauenkörper – Volkskörper, a. a. O., S. 108 f.

36 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 250.

37 Vgl. Anna Bergmann, Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle, Hamburg 1992, S. 178 f.

38 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 252, und Ute Frevert, Frauengeschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M. 1986, S. 181 f.

39 In der ganzen Republik gab es vierhundert Sexualberatungsstellen, davon befanden sich allein vierzig in Berlin. Ärztinnen nahmen dort gynäkologische Untersuchungen vor und erteilten Rat hinsichtlich Empfängnisverhütung, Familienplanung und Schwangerschaft. Vgl. Kristine von Soden, Die Sexualberatungsstellen..., a. a. O., S. 105 ff.

40 Zur Abtreibungsreform vgl. Birgit Rehse, Dein Körper gehört Dir!, a. a. O., S. 117; Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 220–224; Marliese Eckhof, „Gegen die Abtreibungsseuche!" Ärzte und § 218 in der Weimarer Republik, in: „Euer Körper gehört uns!", a. a. O., S. 79–171, hier S. 86 und S. 100–102; Gisela Staupe und Lisa Vieth, Unter anderen Umständen. Zur Geschichte der Abtreibung, Dresden 1993; zum politischen Diskurs der Reichstagsparteien vgl. Cornelie Usborne, Frauenkörper – Volkskörper, a. a. O., S. 201–229; Vera Neumann, Geburten und Sexualpolitik in der Weimarer Republik am Beispiel des § 218, in: Stadt und Gesundheit. Hrsg. von Jürgen Reulecke und Adelheid Gräfin zu Castell Rüdenhausen, Stuttgart 1991, S. 307–324. Medizinisch indizierte Abtreibungen wurden nur selten vorgenommen, waren jedoch für bürgerliche Frauen immer noch eine Möglichkeit, gegen entsprechende Bezahlung in einer Privatklinik eine legalisierte Abtreibung durchführen zu lassen.

Hebamme oder Krankenschwester hatte und in der Regel routiniert war, oder im schlimmeren Falle zu einer gewerbsmäßigen Abtreiberin, die aus der Not ein Geschäft machte. Bei einem Arzt konnte ein Eingriff zweihundert Mark kosten, die selbsternannten „Krankenbehandlerinnen" verlangten zwischen dreißig und fünfzig Mark, manchmal auch mehr. Bei den „Kurpfuscherinnen" kam es immer wieder zu Todesfällen, da manche ihre Abtreibungspraxis ohne Ausbildung und unter unhygienischen Bedingungen betrieben.[41] In dem Fortsetzungsroman „Das Leben der Marie Szameitat" sollte das Augenmerk vor allem auch auf das Elend mittelloser oder alleinstehender Frauen gerichtet werden, welche aufgrund des Paragraphen 218 kriminalisiert wurden.

5 Schlußfolgerungen

Doch welches Ziel verfolgte die Veröffentlichung dieser Geschichten gegen Ende der zwanziger Jahre in der *MZ?* Und welche Geschlechterbilder wurden der Leser(innen)schaft vermittelt? Obgleich die gesellschaftlichen Mißstände in diesen „Mädchentragödien" verarbeitet und angeklagt werden sollten, wurden die Handlungsstränge unrealistisch negativ konstruiert – ein Unglücksfall reiht sich an den anderen, nur eine Geschichte endet gut. Die Mißhandlungen, denen Marie Szameitat im Verlauf weniger Jahre ausgesetzt war, die ausschließlich schlechten Erfahrungen, die Jutta machen mußte, übertrafen jede Realität. Vielmehr projizierten die Autoren alle gesellschaftlichen Mißstände auf ihre Romanfiguren; die geschilderten Frauen sanken immer tiefer ins Elend, ohne aus ihren schlechten Erfahrungen lernen und ihrem Leben vielleicht noch eine positive Wendung geben zu können. Vermittelt wird der Eindruck, daß jenseits gewerkschaftlich regulierter Arbeits- und normaler proletarischer Eheverhältnisse nur Ausweglosigkeit und existentielle Katastrophen existierten. Individuelle Lösungsmöglichkeiten zur Absicherung vor Lebensrisiken bestanden nicht, womit die Notwendigkeit kollektiver Interessenvertretung unterstrichen wurde. Hervorgehoben wurde, daß jenseits des Engagements für die sozialistische Utopie oder die kollektive Regulierung der Arbeitsverhältnisse in der Gewerkschafterfamilie ein sinnentleertes Leben steht, das häufig mit Selbsttötung endet.

Gleichzeitig wurden die jungen Frauen in ihrer Opferrolle idealisiert. Die Frauenfiguren erscheinen ausschließlich als Opfer ihrer unmittelbaren Umgebung, der Gesellschaft und des Staates. Sie sind stark im Kampfe mit dem zermürbenden Alltag, jedoch schwach, wenn es heißt, sich in den entscheidenden Situationen so zu verhalten, daß sie keinen Schaden nehmen. Überhaupt werden die Romanfiguren nicht als Persönlichkeiten, als Individuen beschrieben. Sie wirken eher blaß und unrealistisch, da sie als Projektionsfläche der gesellschaftlichen Mißstände dienen müssen.

Marie Szameitat zieht erst nach etlichen existenzbedrohenden Fehltritten ihres Mannes Fritz Konsequenzen. In Berlin hat sie sich wieder auf ihn eingelassen, obgleich er sie noch in ihrem Heimatdorf vergewaltigt und mit einer Schwangerschaft allein gelassen

41 Vgl. Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, a. a. O., S. 253–268; Anna Bergmann, Die verhütete Sexualität, a. a. O., S. 179–187.

hat. Noch viele Male wird sie Opfer seiner Rücksichtslosigkeit und hat immer wieder Verständnis für seine Situation. Dabei hatte Marie es sich von Kind an vorgenommen, nicht in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten, die von ihrem Ehemann mißhandelt wurde. Im Gegensatz zu ihrer Mutter hatte sie den Vorteil, daß sie sich in der Stadt eine Existenz aufbauen konnte. Sie hatte keine Schwierigkeiten, eine Arbeitsstelle zu finden, zudem fand sie immer Menschen, die sie unterstützten. Insofern wirkt ihre Heirat mit Fritz, der sie ins Unglück stürzte, sehr konstruiert.

Jutta läßt sich mehrmals von einem Mann täuschen, der ihr aufgrund seines Berufes oder seiner sozialen Herkunft „imponiert". Sie ist Opfer verschiedener Männer sowie Opfer der gesellschaftlichen Vorurteile gegenüber Frauen mit unehelichen Kindern. Dora ist ebenfalls Opfer einer kurzen Affäre mit einem Mann. Diese Frauen finden keine Auswege, die ihnen ein einigermaßen erträgliches Leben ermöglichen. Bei Maria hingegen wendet sich alles zum Guten, da ihr die Kolleg(inn)en des Metallbetriebes zur Seite stehen. Doch steht für den Autor Marias Mutterrolle im Vordergrund, die Rolle des aktiven Gewerkschafters bleibt ihrem Sohn vorbehalten. Außerdem sollen in dieser kurzen Geschichte die Betriebssolidarität sowie das hilfsbereite Verhalten des Obmannes hervorgehoben werden. Auch hier ist kein Platz für eine engagierte und selbstbewußte Frau; ihre Interessen werden durch männliche Gewerkschafts- oder organisierte Familienmitglieder vertreten. Den Leserinnen wurden hoffnungslose weibliche Lebenswege vorgestellt, die dargestellten Frauen – jung und unerfahren – wurden zu Märtyrerinnen stilisiert.

Diese Erzählungen festigten trotz ihres sozialkritischen Anspruches, reale Mißstände anzuprangern, bestehende Klischees; die dargestellten Arbeiterinnen werden in den Tragödien als leichtlebig, naiv und ehrgeizig beschrieben. Damit repräsentierten sie kaum durchschnittliche Lebensläufe von Frauen aus dem Arbeitermilieu der zwanziger Jahre. Oftmals waren die jungen Arbeiterinnen ebenso wie junge Frauen aus dem Bürgertum einer starken sozialen Kontrolle durch die Familie ausgesetzt. Das Eingehen lockerer Verhältnisse wurde zudem durch die Angst vor unehelicher Schwangerschaft sowie vor Geschlechtskrankheiten erschwert. Viele junge Frauen suchten sich eher einen zuverlässigen Mann, um ihr Leben besser zu gestalten.[42] Diese Heiratsorientierung wurde durch die Romane gestützt und gleichzeitig auf das proletarische Milieu begrenzt. Ehen sollten innerhalb der Arbeiterklasse geschlossen werden; sozialer Aufstieg durch Heirat wurde diskreditiert. Arbeitertöchter, die danach strebten, ihren künftigen Ehemann möglichst „nach oben" auszuwählen (Jutta, Tochter von Tagelöhnern, will nur einen gebildeten und wohlhabenden Mann heiraten, scheitert aber), damit dieser ihnen den sozialen Aufstieg ermöglichte, waren ohnehin eher die Ausnahme in der Weimarer Republik.

Bei den Autoren dieser in der *MZ* veröffentlichten „Mädchentragödien" handelte es sich durchweg um Männer. Diese beabsichtigten einerseits, Verständnis für die schwierigen Lebensumstände junger Unterschichtsfrauen zu wecken, doch andererseits vermittelten sie gängige Phantasien und Klischees, die auf die Leserinnen eine domestizierende

42 Vgl. Eva Viethen-Vobruba, Wiener Vorstadtmädel – Unterschiede zu einem literarischen Klischee, in: Lulu, Lilith, Mona Lisa ... – Frauenbilder der Jahrhundertwende. Hrsg. von Irmgard Roebling, Pfaffenweiler 1988, S. 217–246. Hier wurden Interviews geführt mit Frauen aus der Wiener Vorstadt der zwanziger Jahre, die dem Klischee der leicht verführbaren jungen Arbeiterin widersprechen.

und moralisierende Wirkung ausüben mußten; sie wurden brüskiert, da ihnen in Verbindung mit Sexualität ausschließlich negative Bilder vorgeführt wurden. Schließlich trug in den „Mädchentragödien" die Unaufgeklärtheit und Ahnungslosigkeit der Protagonistinnen zu ihrem Scheitern bei. Die Autoren versahen beide Geschlechter mit entgegengesetzten Eigenschaften; die abgebildeten Frauen erschienen stereotyp als hilflose, passive, nicht zur Reflexion fähige Dulderinnen, die Männer wurden ausschließlich als roh, brutal und egoistisch charakterisiert.

Als Schutz gegen drohendes Unheil, das aus einer Beziehung mit einem verantwortungslosen Mann folgen kann, wurde den Leserinnen nahegelegt, keine ehrgeizigen Pläne zu besitzen, sich keine Aufstiegshoffnungen zu machen, keine Beziehung einzugehen, die nicht auf Heirat hinausläuft, sich nur auf einen glaubwürdigen Mann mit tatsächlichen Heiratsabsichten möglichst gleicher sozialer Herkunft einzulassen oder sich – wie Maria – der Gewerkschaft anzuschließen. Im Vordergrund der Erzählungen stehen Frauen, die ihre Sexualität ausleben wollen. Sie scheitern entweder an der Unzuverlässigkeit ihrer Liebhaber oder an den gesellschaftlichen Moralvorstellungen, die ledigen Müttern das Leben erschwerten. Den Leserinnen der *MZ* wurde vermittelt, daß das Ausleben weiblicher Sexualität negative Folgen habe und unter den gegebenen Umständen nicht möglich sei. Mit den „Mädchentragödien" wurden in der *MZ* die Mißstände zwar angeprangert, doch gleichzeitig die Errungenschaften, die Handlungsspielräume und fortschrittlichen Bewegungen der zwanziger Jahre außer Acht gelassen. So kann die Veröffentlichung dieser Geschichten Ende der zwanziger Jahre auch als Reaktion auf die Frauenemanzipations- und Sexualreformbewegung gedeutet werden, die Frauen mehr Selbstbewußtsein gab. Zum ersten Mal wurde über Sexualität von Männern *und* Frauen öffentlich diskutiert und auch für Frauen der Anspruch erhoben, ein befriedigendes Sexualleben zu haben.[43] Somit erfüllten diese Geschichten die Funktion, die Geschlechterhierarchie und die bürgerlichen Familienvorstellungen innerhalb der Arbeiterschaft zu festigen. Bestärkt wurden Bilder, die Frauen Passivität, Ängstlichkeit und Opferbereitschaft als Eigenschaften zuweisen. Alternative Handlungsspielräume und Verhaltensmodelle ergeben sich in der Gewerkschaftsorganisation und der proletarischen Ehe.

Insgesamt ergänzten demnach diese „Mädchentragödien" wirkungsvoll die Artikel über Haushalt und Kindererziehung, die auf der Seite *Familie und Heim* der *MZ* veröffentlicht wurden. Frauen erschienen entweder als aufopferungsvolle Mütter oder als beklagenswerte Opfer gesellschaftlicher Mißstände oder aggressiver Männer. Diese Frauenbilder wirkten domestizierend; sie warnten davor, zu hohe Ansprüche zu stellen und das Arbeitermilieu zu verlassen. Selbstbewußtes oder erfolgreiches Handeln von Arbeiterinnen wurde nicht propagiert. Auf der „Frauenseite" wurden aktive Gewerkschafterinnen weder dargestellt noch als positive Vorbilder herausgehoben. In den „Mädchentragödien" wurden zwar soziale Mißstände angeprangert, die traditionelle geschlechtsspezifische Rollenverteilung und Geschlechterklischees jedoch nicht in Frage gestellt.

43 Zum Klischee der „neuen Frau" und zu einem veränderten Umgang mit Sexualität in der Weimarer Republik vgl. Cornelie Usborne, Frauenkörper – Volkskörper, a. a. O., S. 115–120; Petra Bock, Zwischen den Zeiten – Neue Frauen und die Weimarer Republik, in: Neue Frauen zwischen den Zeiten. Hrsg. von Katja Koblitz und Petra Bock, Berlin 1995, S. 14–38.

Die Feminisierung einer Männerbastion

Gewerkschaftliche Frauenpolitik in der Textilindustrie vor 1914

Von Marlene Ellerkamp

Die Textilindustrie war im deutschen Kaiserreich derjenige Industriezweig, dessen Belegschaften nach den Berufs- und Gewerbezählungen zu über 40 Prozent weiblich waren. Damit verbuchte diese Branche nach der Bekleidungsindustrie, die allerdings weniger unter industriellen Fertigungsbedingungen produzierte, den höchsten Grad an fabrikmäßiger Frauenarbeit. Der freigewerkschaftliche Interessenverband des „weiblichen" Textilsektors war der 1891 gegründete „Deutsche Textilarbeiter-Verband" (DTAV), der sich als „Gewerkschaft Textil-Bekleidung" (GTB) unlängst auflöste bzw. im Sommer 1998 mit der IG Metall fusionierte. Die Frage drängt sich geradezu auf, ob diese sog. „Frauenindustrie" auch eine „Frauengewerkschaft" nach sich zog, ob die hohe Beschäftigungsquote von Frauen ihren Niederschlag in einer ausgeprägten gewerkschaftlichen Frauenpolitik fand, möglicherweise in einer doppelten Ausrichtung: als Politik für Frauen und als Politik von Frauen? Der DTAV als Repräsentant eines weiblich dominierten Industriezweiges eignet sich insofern besonders gut, um Fragen der Partizipation von Frauen, ihrer Teilhabe und ihrer Handlungschancen in der vermeintlichen oder tatsächlichen „Männerbastion" Gewerkschaft aufzugreifen.[1]

Die Quellenlage vor allem zu den Anfängen des DTAV ist allerdings höchst lückenhaft, unter anderem fehlen sogar die ersten Jahrgänge des Zentralorgans „Der Textilarbeiter".[2] Eine Geschichte des DTAV ist bis heute nicht geschrieben und wird vermutlich angesichts seiner Selbstauflösung im Herbst 1997 nicht mehr geschrieben werden. Als eine Art Notbehelf fungiert eine hauseigene, fast 200 Seiten starke Jubiläumsbroschüre der GTB zum 100jährigen Bestehen 1991.[3] Darüber hinaus existieren einige sozialgeschichtliche Regional- bzw. Lokalstudien zur Textilindustrie und ihren Beschäftigten, die jeweils auch Aspekte einer DTAV-Verbandsgeschichte berühren,[4] sowie neuerdings auch drei Untersuchungen mit genauerem Blick für die „Gender"-Frage.[5]

1 Der besonders im Rheinland und in Westfalen verbreitete christliche Textilarbeiterverband bleibt hier ausgeklammert. Vgl. dazu Heidemarie Kempkes, Der christliche Textilarbeiterverband in Krefeld 1906–1914, Hamburg und Wentdorf 1979; zeitgenössisch für Arbeiterinnen: Lilly Hauff, Die deutschen Arbeiterinnen-Organisationen, Diss., Univ. Tübingen, gedruckt: Halle a. S. 1912, bes. S. 51–84; allgemein: Michael Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982.

2 Im deutschen Bibliotheksverkehr vollständig zugänglich ab Jg. 17 (1905), Nr. 29; im übrigen mit Lücken ab Jg. 13 (1901) in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

3 100 Jahre Gewerkschaft Textil-Bekleidung. Sonderausgabe der Zeitschrift „textil-bekleidung" zum Jubiläum der Gewerkschaft Textil-Bekleidung. Hrsg. vom Hauptvorstand der Gewerkschaft Textil-Bekleidung, Düsseldorf [1991]; Kurzüberblick bei Karl Schrader, Deutscher Textilarbeiter-Verband, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. von Ludwig Heyde, 2 Bde., Berlin 1931–1932, Bd. 1, S. 385–387.

4 Karl Ditt, Probleme gewerkschaftlicher Organisierung in der Metall- und Textilindustrie Bielefelds 1890–1914, in: Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Hrsg. von Dieter Langewiesche und Klaus Schönhoven, Paderborn 1981, S. 221–239; Karl Ditt, Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld 1850–1914, Dortmund

Der vorliegende Beitrag beleuchtet die Partizipation und Repräsentation von Frauen im DTAV unter den Aspekten Organisation, Streik und Unterstützungskassen[6] – unterlegt mit Beispielen aus der Textilindustrie des Bremer Raums. Sie wird in einem ersten Schritt in ihren wesentlichen Kennzeichen (Betriebsgröße, Anteil der Frauenarbeit, Tätigkeits- und Qualifikationsprofil) vorgestellt (1), so daß in einer Art mikrohistorischer Vertiefung die Rahmenbedingungen textilgewerkschaftlicher Organisierung eingefangen werden. Die Politik des DTAV für Frauen bzw. deren Handlungschancen in der Organisation werden anschließend in drei Bereichen untersucht: im Verband (2), in Streiks (3) und im Unterstützungswesen (4), um so die gewerkschaftliche Attraktivität für Frauen und die Bezogenheit der Gewerkschaften auf Frauen auszuloten. Zuerst gilt der Blick den Frauen in der Organisation und ihrer dortigen personellen wie institutionellen Verankerung. Wie war es um den Organisationsgrad von Textilarbeiterinnen und die Artikulation bzw. Vertretung ihrer Belange („Frauenfragen") im DTAV bestellt? Der dritte Abschnitt konzentriert sich auf Frauen in Streiks der Textilindustrie. Inwieweit korrespondierten das Streik- und Organisationsverhalten? Gab es ein „weibliches" Streikverhalten und „weibliche" Streikforderungen? Im Zentrum des letzten Abschnitts stehen die organisierte Selbsthilfe in Gestalt des Unterstützungswesens und die Frage, inwieweit es Männern und Frauen gleichermaßen zugute kam bzw. geschlechtsspezifische Wirkungen zeitigte. Die Darlegungen zur Präsenz und Politik des DTAV werden zeigen, daß die „Männerbastion" Gewerkschaft doch ihrem Namen alle Ehre machte und sich nur zögernd eine „Frauengewerkschaft" entwickelte. Diesem Etikett wurde der DTAV vielmehr erst in Weimarer Zeiten gerecht.

1 Technisierung und hoher Frauenanteil: das Produktionsprofil der Bremer Textilindustrie

Die Textilindustrie, die zwischen 1870 und 1888 im Bremer Raum entstand, umfaßte acht Großbetriebe an sechs Standorten im Umkreis von etwa 25 km von Bremen.[7] Mit Ausnahme der Hansestadt waren es ausschließlich ländliche, nicht oder kaum industrialisierte

[Forts. von Anm. 4]
1982; Karl Emsbach, Die soziale Betriebsverfassung der rheinischen Baumwollindustrie im 19. Jahrhundert, Bonn 1982; Peter Borscheid, Textilarbeiterschaft in der Industrialisierung. Soziale Lage und Mobilität in Württemberg (19. Jh.), Stuttgart 1978.

5 Von den drei nahezu zeitgleich entstandenen Studien sind zwei nur schwer zugänglich. Umfassend ist: Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie und die Probleme ihrer gewerkschaftlichen Organisation vom späten wilhelminischen Kaiserreich zur Weimarer Republik. Magisterarbeit, Univ. Bochum 1987; Kathleen M. Canning, Class, gender, and working-class politics. The case of the German textile industry, 1890–1933. Ph. D., Johns Hopkins University Baltimore 1988/Ann Arbor, UMI Diss. Service 1994 [Mikroverfilmung], bes. Kap. 6; Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung: Bremer Textilarbeiterinnen 1870–1914, Göttingen 1991, bes. Kap. 7.

6 Der Anmerkungsapparat dieses Beitrags beschränkt sich auf einschlägige Literaturhinweise und auf weitere Informationen zum Text. Die Quellennachweise und Fundstellen zu den folgenden Ausführungen finden sich – sofern hier nicht anders angegeben – bei Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., Kap. 7: Organisierte Selbsthilfe unter den Textilbelegschaften, S. 223–255.

7 Zu den folgenden Ausführungen Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., bes. Kap. 2 und 4.

Orte ohne eine textilgewerbliche Tradition, so daß die Neugründungen quasi in einem „textilen Niemandsland" erfolgten. Produktionsschwerpunkt der Region war mit jeweils drei Betrieben die Jute- und Wollverarbeitung, hinzu kamen je eine Fabrik der Hanf- und Baumwollproduktion.[8] Existierte hier bei der Gründung des Kaiserreichs noch keinerlei Textilindustrie, so arbeiteten zur Jahrhundertwende bereits 9000 Menschen in diesem Industriezweig, um 1913 etwa 13000 Beschäftigte. Eine Wollwäscherei, die Baumwoll- und die Tauwerkfabrik waren mit durchgängig rund 150, 330 und 450 Beschäftigten die drei kleinsten Unternehmen; alle übrigen Betriebe zählten um 1900 etwa 1000 Menschen und expandierten weiterhin. Darunter waren zwei Wollkämmereien, die sich zu wahren Giganten mit Weltmarktbedeutung entwickelten und 1913 jeweils über 3000 Menschen beschäftigten. Die neuen Textilfabriken markierten vielfach nicht nur den Anfang der lokalen Industrialisierung; sie waren auch die größten Betriebe am Ort, und sie hatten meistens ein Monopol für industrielle Frauenarbeitsplätze inne.

Das Ausmaß der Frauenarbeit war abhängig von der betrieblichen Produktionsorganisation und richtete sich vor allem danach, ob die hochgradig „feminisierten" Abteilungen Spinnerei oder Wollsortierung vorhanden waren oder nicht. Da alle Jutefabriken sowie die Baumwollfabrik eine Spinnerei und eine Weberei hatten, lag hier der Anteil der Frauenarbeit bei insgesamt 60 bis 70 Prozent. Während die Spinnerei als „Hort der textilen Frauenarbeit" zumeist „rein weiblich" besetzt war, fanden sich in den mechanischen Webereien beide Geschlechter zu etwa gleichen Teilen vertreten. Einen hohen Anteil an weiblichen Beschäftigten verzeichnete auch die Abteilung Sortierung der wollverarbeitenden Betriebe. Viele der bremischen Textilarbeiterinnen waren verheiratet: bereits vor 1900 lag der Prozentsatz im Mittel bei wenigstens 40 Prozent, im kleinsten Betrieb erreichte die Rate sogar 75 Prozent. Zumindest für diese Frauen gehörte die Doppelbelastung durch Berufs-, Haus- und Familienarbeit zum Lebensalltag.

Nahezu alle Textilbeschäftigten gehörten zur Kategorie der ungelernten Arbeitskräfte – wobei „ungelernt" im Sinne von nicht vorhandener beruflicher Ausbildung zu verstehen ist.[9] Gleichwohl wiesen diese industriellen Beschäftigten unterschiedliche Qualifikationsprofile auf, gab es durchaus hoch- und geringqualifizierte Arbeitsvollzüge. Hochqualifizierte Tätigkeiten waren das eigentliche Spinnen oder das Weben, die Training und Beschäftigungskontinuität verlangten. Die sehr schmutzige Arbeit des Sortierens der Wolle nach Farbe, Länge und Qualität – bis in die 1960er Jahre Handarbeit – erforderte ein geübtes Auge, flinke Hände, Ausdauer und Kontinuität und wurde deshalb als qualifizierte Tätigkeit angesehen. Wollesortieren war zudem die einzige Handarbeit in den jungen bremischen Fabriken, die ihre Produktion mit einem Maschinenpark auf dem neuesten Stand der Textiltechnik aufnahmen. Im „industriellen Nachzügler" Nordwestdeutschland war die Bremer Textilindustrie quasi ein früher Vorreiter der „modernen",

8 Die Betriebe in chronologischer Reihenfolge: „Hanseatische Jute-Spinnerei und -weberei" in Delmenhorst (1870–heute), „Bremer Wollwäscherei" in Lesum (1872–1929), „Bremer Jute-Spinnerei und -weberei" in Hemelingen (1873–1925), „Bremer Wollkämmerei" in Blumenthal (1883–heute), „Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei" in Delmenhorst (1884–1981), „Bremer Tauwerkfabrik" in Grohn (1790/1884–heute), „Bremer Baumwoll-Spinnerei und -weberei" in Grohn (1886–1905), „Jute-Spinnerei und -weberei Bremen" in Bremen (1888–1959).

9 Zu den folgenden Ausführungen Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., Kap. 4 und 6.1.

rein mechanischen Produktionsweise, die in den traditionellen Textilstandorten erst nach der Jahrhundertwende zu dominieren begann.

Fabrikmäßig mechanisierte Fertigung bedeutete, daß die Beschäftigten aller Abteilungen überwiegend repetitive Maschinenarbeit ausführten: Bedienung, Überwachung und Wartung der Maschinen, Versorgung mit Rohmaterial, Spulentausch, Produkttransport. Ihre Qualifikationen waren Geübtheit, Fingerfertigkeit, Wendigkeit im Umgang mit Maschinen, Material und Zwischenprodukten – Fertigkeiten, die nur mit der Zeit, durch Ausdauer und Beschäftigungskontinuität erreicht werden konnten, was besonders für die Arbeitsvollzüge der Sortierer(innen), Spinner(innen) und Weber(innen) galt. Schwere körperliche Arbeit – besonders in den Abteilungen Vorbereitung oder Wollwäsche – war zumeist den Männern vorbehalten. Die allermeisten Tätigkeiten in den modernen Textilfabriken aber – und es gab viele aufgrund der hochgradig differenzierten Arbeitsteilung des textilen Produktionsprozesses – verlangten keinerlei Anlernzeit und Einübung. Das Heer dieser gänzlich ungelernten, oft jugendlichen und jungen Arbeiter und Arbeiterinnen war hochmobil, jederzeit leicht ersetzbar und bestand in Bremen zu einem Großteil aus ausländischen Arbeitskräften.

Im skizzierten Produktionsprofil lassen sich Bremer Spezifika identifizieren: zum einen der hohe Technisierungsgrad der im Nichts gegründeten Textilfabriken, zum anderen die hohe Rate verheirateter Arbeiterinnen, schließlich ein hoher Anteil an ausländischen Arbeitskräften – üblich in der Jute-, aber kaum in der Wollbranche – und ihr früher Einsatz schon ab den 1880er Jahren. Die starke Frauenquote, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowie die Tätigkeits- und Qualifikationsstruktur waren hingegen Kennzeichen der deutschen Textilindustrie insgesamt. Insofern kann die Arbeitswelt der Bremer Textilbeschäftigten als durchaus typisch und als recht übliche Rahmenkonstellation für gewerkschaftliche Organisierung angesehen werden.

2 „Gattinnen" und „Kampfgenossinnen". Frauen, Frauenpolitik und Frauenbilder im DTAV

Als im März 1891 der DTAV in Pößneck/Thüringen ins Leben gerufen wurde, waren auf dem Gründungskongreß 73 Männer und 5 Frauen vertreten.[10] Dieses zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen den Geschlechtern im DTAV hatte eine gewisse symptomatische Bedeutung, wenngleich es in den folgenden Jahren nicht mehr ganz so kraß ausfiel. Während der Kaiserzeit waren im DTAV stets mehr Männer als Frauen organisiert, absolut wie relativ. Der hohe Grad an betrieblicher Frauenarbeit spiegelte sich somit nicht in gleichem Maße in der Verbandsstatistik wider, die den DTAV vielmehr als eine zahlenmäßige „Männerbastion" ausweist (Intravergleich). Allerdings holten die Textilarbeiterinnen auf: betrug ihr Organisationsgrad 1895 gerade einmal 3,9 Prozent, waren es 1900 bereits 15,3 Prozent und 1910 schließlich 34,7 Prozent. In der Kaiserzeit entfiel das größte Wachstum des DTAV wie der Gewerkschaften überhaupt auf die Jahre 1902 bis 1906: der männliche Mitgliederbestand stieg um rund 100 Prozent an, der weibliche

10 Zahlen nach 100 Jahre Gewerkschaft ..., a. a. O., S. 14, S. 62; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 38.

sogar um 450 Prozent. Der Organisationsgrad der Frauen erhöhte sich in diesen Jahren von 17,4 Prozent auf 36,6 Prozent, 1913 betrug er 38,7 Prozent. Die Gegenüberstellung mit dem weiblichen Organisationsgrad in allen deutschen Gewerkschaften (Intervergleich) unterstreicht die relative „Feminisierung" des DTAV. In den Jahren 1895, 1900 und 1910 waren nur 2,6 Prozent, 3,3 Prozent und zu guter Letzt 8,0 Prozent aller Arbeiterinnen in den Mitgliedsverbänden der freigewerkschaftlichen Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands organisiert. 1913 schließlich stellten die Textilarbeiterinnen 23,8 Prozent aller organisierten Frauen, während auf den DTAV insgesamt nur 5,5 Prozent aller Gewerkschaftsmitglieder entfielen.[11]

Wie erklärt sich dieser Befund? Daß der Organisationsgrad von Frauen im DTAV höher ausfiel als in den freien Gewerkschaften insgesamt, ist wohl mehr dem „Zufall" der Geschlechterstruktur der Textilindustrie zu verdanken, als daß er vor 1914 das Ergebnis besonderer Anstrengungen der Textilgewerkschaft gewesen wäre, die der DTAV im Unterschied zu den übrigen Verbänden besser, gezielter oder intensiver zugunsten von Arbeiterinnen unternommen hätte. Der DTAV tat sich innerhalb der freigewerkschaftlichen Verbände weder als Initiator einer besonderen Frauenpolitik noch als deren engagierter Betreiber hervor. Vielmehr verkündete auch er, wie z. B. auf dem Kongreß 1900, das bürgerlich-konservative Frauenbild, daß an erster Stelle der „natürliche Beruf als Gattin und Mutter" stehe (und – was unausgesprochen blieb – erst in zweiter Linie eine Berufsorientierung als Textilarbeiterin folge). Das traditionelle Rollenbild vom „männlichen Familienernährer" und der gelegentlichen „weiblichen Zuverdienerin mit Hauptberuf Ehegattin und Mutter" wurde im DTAV und anderswo nur zögerlich aufgebrochen. Vor 1914, besonders aber bis zur Jahrhundertwende, hatte ein „proletarischer Antifeminismus" (Werner Thönnessen) Kontinuität, schienen Ambivalenzen und Vorbehalte gegenüber Frauen im Betrieb und im Verband immer wieder auf.[12]

Gleichwohl hatte der DTAV ein besonderes Augenmerk auf die Arbeiterinnen seiner Branche gelegt. Diese Orientierung paßte sich indes nahtlos in seine Hauptarbeit im Kaiserreich ein: den Mitgliederbestand zu vergrößern und zu festigen, denn die Fluktuation war groß. Deshalb wurde der DTAV nicht müde, einen ausreichenden und stabilen Mitgliederfundus als elementare Voraussetzung für eine erfolgreiche Interessenpolitik zu propagieren. Zu diesem Fundus gehörten auch die der Organisation gegenüber eher verhaltenen und besonders zur Fluktuation neigenden Arbeiterinnen, die aber oft anderes oder auch momentan Notwendigeres zu tun hatten, als sich um Gewerkschaftsarbeit zu kümmern. Gerade die Mütter und Ehefrauen unter den Textilarbeiterinnen waren vielfach nicht in der Lage und/oder bereit, der – so die schöne Umschreibung von Kathleen Canning – „factory time" und der „family time" noch eine „union time"

11 Die genannten Zahlen nach Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 237; 100 Jahre Gewerkschaft ..., a. a. O., S. 48 und S. 61; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 41. Die Gesamtstärke des DTAV belief sich 1913 auf 141484 Mitglieder, darunter 54846 Frauen (ebd.).

12 Zum Begriff und allgemein: Werner Thönnessen, Frauenemanzipation. Politik und Literatur der deutschen Sozialdemokratie zur Frauenbewegung 1863–1933, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1976, S. 5 und S. 11 ff.; Kathleen M. Canning, Class, gender, and working-class politics, a. a. O., S. 314 f. und S. 320–324; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 68.

hinzuzufügen, was nach den Beobachtungen der Zeitgenossin Clara Zetkin dazu führte, daß die Arbeiterinnen immer wieder „fahnenflüchtig" wurden und „in den Gewerkschaftsversammlungen nur vereinzelt, ausnahmsweise, seltenen Zugvögeln gleich, anzutreffen" waren.[13]

Das verstärkte Bemühen des DTAV um die Organisierung von Frauen kann nicht losgelöst betrachtet werden von der Bewußtseins- und Beschlußlage der freien Gewerkschaften insgesamt. Auch sie taten sich zunächst schwer mit Arbeiterinnen und ihren Belangen.[14] Erstmals 1896 und eigentlich erst auf dem Kongreß von 1902 wurden die Arbeiterinnen als eigene Zielgruppe der Mitgliederwerbung thematisiert[15] – um sie fortan weniger als soziale Wesen im Arbeits- und Lebensalltag denn vor allem als Kampfgenossinnen wahrzunehmen. Konkretes Ergebnis waren zwei institutionelle Verankerungen: die zentrale Frauenagitationskommission (1904) und das Arbeiterinnensekretariat (1905) als Fachreferat bei der Berliner Generalkommission. Beide Einrichtungen für die sog. „Arbeiterinnenagitation" waren innerhalb der Verbände nicht unumstritten und sahen sich immer wieder der Kritik ausgesetzt. Der DTAV scheint sich in die verstärkten gewerkschaftlichen Anstrengungen für Arbeiterinnen bruchlos einzureihen, das heißt, auch er beteiligte sich an den von der Generalkommission ausgehenden Bemühungen. Sein spezifischer Part in der Werbearbeit und das Gesamtbild der verbandsinternen frauenbezogenen Aktivitäten bleiben jedoch unscharf und lückenhaft. Zwar lassen sich Werbeaktionen des DTAV, personelle Träger und organisatorische Infrastruktur anführen, der Stellenwert dieser Maßnahmen ist aber letztlich wegen fragmentierter Überlieferung kaum zu bewerten, etwa im Hinblick auf die tatsächlichen Initiatoren (DTAV und/oder Generalkommission), den Umfang, die Häufigkeit und erst recht die Wirkung der Einrichtungen.

Ab 1904, eigentlich erst ab 1908, hatte der DTAV eigenes weibliches „Personal": Martha Hoppe vom Berliner Ortsverband hielt 1904 als erste und lange Jahre einzige Frau Einzug in den Zentralvorstand, war dort als Beisitzerin u. a. zuständig für die Arbeiterinnenagitation und wurde zum Jahresbeginn 1908 als „Hilfsarbeiterin" fest angestellt. Als weitere Hauptberufliche der DTAV-Verwaltung kam bis 1912 Anna Simon

13 Kathleen Canning in Anlehnung an Tamara Hareven: Kathleen M. Canning, Class, gender, and working-class politics, a. a. O., S. 410; Clara Zetkin, Schwierigkeiten der gewerkschaftlichen Organisierung der Arbeiterinnen (1898), in: Frauenarbeit und Beruf. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler, Frankfurt a. M. 1979, S. 149–168, Zitat S. 157.

14 Ein Blick in die Gewerkschaftspresse bezüglich der Arbeiterinnenfrage ist aufschlußreich. Im *Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* erscheint der erste große Artikel zur Frauenerwerbsarbeit erst 1899. Es ist ein Bericht über die Berufs- und Gewerbezählungen von 1882 und 1895 und besteht vorwiegend aus deren Tabellen: Käthe Duncker, Ueber die Betheiligung des weiblichen Geschlechts an der Erwerbstätigkeit, in: *Correspondenzblatt*, Jg. 9 (1899), Nr. 33 vom 28. 8., S. 221–263. Der Arbeiterinnenschutz von 1891 und selbst sein Inkrafttreten zum April 1892 sind bis dahin noch nicht thematisiert.

15 Im Oktober 1895 griff das *Correspondenzblatt* erstmals die Arbeiterinnenwerbung auf: Die Agitation unter den industriellen Arbeiterinnen, in: *Correspondenzblatt*, Jg. 5 (1895), Nr. 40 vom 21. 10., S. 177 f., und Nr. 41 vom 28. 10., S. 181 f.; Abdruck der Resolution von 1896 für eine verstärkte Agitation unter Frauen in: a. a. O., Jg. 6 (1896), Nr. 14 vom 18. 5., S. 63. Vgl. den zugrundeliegenden Antrag des Schneiderverbands in: a. a. O., Nr. 6 vom 9. 3., S. 25. Auf dem Gewerkschaftskongreß von 1902 forderten u. a. Clara Zetkin, Emma Ihrer und Luise Zietz eine forcierte Werbung unter Frauen.

hinzu.[16] Die Generalversammlung von 1908 war ein kleiner Meilenstein. Zum ersten Mal bildete die Arbeiterinnenfrage einen eigenen Tagesordnungspunkt, und erstmals seit dem Gründungskongreß von 1891 und dem Kongreß von 1894 gab es wieder weibliche Delegierte – zwei an der Zahl. Zwei Jahre später waren es dann zehn Vertreterinnen.[17] In die Rubrik „Werbung und Agitation" fallen Kampagnen mit Hausagitation in den Jahren 1907 und 1908, zudem Vortrags- und Veranstaltungsreihen für Textilarbeiterinnen mit (in)direkter personeller Beteiligung des Arbeiterinnensekretariats. Seit 1910 wurden jährliche, ab 1911 halbjährliche „Arbeiterinnenkonferenzen" auf der Gau-(Bezirks-)Ebene durchgeführt, um Frauen für die Verbandsarbeit und insbesondere die „Agitation unter ihresgleichen" heranzuziehen.[18] Ebenfalls 1910 gab der DTAV eine eigene Werbebroschüre im Selbstverlag des langjährigen Vorsitzenden Karl Hübsch heraus: Der „Wegweiser für Textilarbeiterinnen" erzählt die Geschichte einer neu am Ort zugereisten und gut informierten organisierten Arbeiterin, die ihren unwissenden Kolleginnen die allererste Aufklärung über die Vorteile gewerkschaftlicher Organisierung bringt. Die biographische Erzählung in Dialogform lebt von einer überzogenen Kontrastierung: hier die Aufgeklärte, dort die völlig Ahnungslosen. Die vermutlich von Martha Hoppe verfaßte Schrift entsprach der gewerkschaftlichen Zielsetzung einer „Agitation von Arbeiterinnen für Arbeiterinnen".[19]

All diese personellen wie institutionellen Verankerungen einer frauenspezifischen Politik begannen erst spät, etwa um 1906/08. Kathleen Canning bezeichnet die nachfolgenden Jahre deshalb treffend als die „formative period of Frauenpolitik" im DTAV, deren wesentliche Ausstrahlungen sich aber erst in der Weimarer Zeit zeigten.[20] Neben diesen Aktivitäten existierten schon früh programmatische Forderungen zur „Frauenfrage": gleicher Lohn für gleiche Arbeit, der Achtstundentag für Frauen (1891),[21] die Einstellung von Fabrikinspektorinnen (1896),[22] besserer Arbeits- und Gesundheitsschutz für Frauen, speziell Verlängerung des Mutterschutzes bzw. Einführung eines Schwangerenschutzes

16 Vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 305, Anm. 23; 100 Jahre Gewerkschaft ..., a. a. O., S. 62; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 72; Kurzbiographien bei Thomas Schwarzer zu Hoppe und Simon, S. 178 f.

17 Vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 305; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 79 und S. 86 ff.; Kathleen M. Canning, Class, gender, and working-class politics, a. a. O., Tabelle S. 325.

18 Vgl. Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 74 f., S. 79 und S. 80 ff.; Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 241.

19 (M. H.), Ein Wegweiser für Textilarbeiterinnen, Berlin 1910, 31 S., davon 26 S. Text; eingebunden sind eine Beitrittserklärung und die Bestimmungen des Arbeiterinnenschutzes.

20 Kathleen M. Canning, Class, gender, and working-class politics, a. a. O., S. 329 ff., S. 346; ähnlich Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 69 ff. Beide sehen die Entwicklung als mitbedingt, aber nicht als direkte Folge der Aufhebung der preußischen Vereinsgesetze 1908.

21 „Anstrebung gleicher Löhne für gleiche Leistungen" als Paragraph 2.e des Statuts von 1891, hier zitiert nach: Karl Schrader, Deutscher Textilarbeiter-Verband, a. a. O., S. 386. Achtstundentag, gefordert 1891 auf dem ersten Textilarbeiterkongreß am 29.–31. 3. 1891 in Pößneck, hier zitiert nach: Martha Hoppe, Die Bedeutung des Achtstundentags für die Textilarbeiterinnen, in: *Die Gleichheit*, Jg. 21 (1911), Nr. 15, S. 229–231, hier S. 231 (Protokoll des Ersten Deutschen Textilarbeiter- und -Arbeiterinnenkongresses am 29., 30. und 31. März 1891 in Pößneck, Berlin [1891]).

22 Beschlossen auf dem dritten DTAV-Kongreß in Apolda am 4.–6. 4. 1896; vgl. dazu: *Correspondenzblatt*, Jg. 6 (1896), Nr. 12 vom 20. 4.; Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 67 (dort fälschlicherweise als vierter Kongreß geführt; siehe Protokoll der 3. General-Versammlung des Verbandes

sowie Einrichtung des freien Samstagnachmittags (1900).[23] Diese Forderungen, die teilweise auf Beschlüsse der freigewerkschaftlichen Kongresse zurückgingen, standen beim DTAV jedoch weitgehend auf dem Papier und schlugen sich nicht in realer Schwerpunktarbeit nieder. So agitierte die Textilgewerkschaft z. B. erst ab 1913 verstärkt – und zudem im Rahmen einer Kampagne der Generalkommission – für den schon Jahre zuvor beschlossenen früheren Feierabend am Samstag. Der Hinweis einer Genossin auf der Generalversammlung 1914, daß der freie Samstagnachmittag für Arbeiterinnen zumeist auch den Männern ein vorzeitiges Wochenende beschere, das zur Mithilfe im Haushalt und zur Entlastung der Frau nutzbar sei, löste männliches Gelächter aus.[24] Die familiäre geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Doppelbelastung der Frauen und Mütter durch Erwerbs- und Hausarbeit waren fest verankerte Selbstverständlichkeiten. Die Notwendigkeit einer Veränderung mußte sich erst noch ebenso fest in die Köpfe beider Geschlechter einschreiben. Die für einen Einstellungswandel oft nötige praktische Anschauung hatten Textilarbeiter jedoch zuhauf, waren in dieser Hinsicht gegenüber anderen Kollegen in „maskulinen" Produktionszweigen geradezu im Vorteil: Textilarbeiter konnten tagtäglich erwerbsarbeitende Frauen und ihre Problemlagen in der Fabrik erleben. Daß sich diese Erfahrung in einer besonders aufgeklärten Haltung von Textilarbeitern und DTAV niedergeschlagen hätte, ließ sich nicht feststellen.

3 „Wehrt Euch!" – Streikbereitschaft und Streikforderungen

Gemessen an der Streikbeteiligung von Frauen galt der Streik gemeinhin nicht als deren bevorzugtes Kampfmittel, sondern als eine Form der Interessendurchsetzung und des Konfliktaustrags von Männern. Gleichwohl hatte Lilly Hauff schon 1912 gezeigt, daß sich die Teilnahme von organisierten Männern und Frauen an Arbeitskämpfen durchaus die Waage halten konnte. Im allgemeinen aber entsprach die Streikbeteiligung der Arbeiterinnen ihrem Organisationsgrad – und der war gering (vgl. oben, S. 399 ff.), wenngleich je nach Berufsgruppe bzw. Gewerkschaft erhebliche Unterschiede bestanden.[25] Zu denjenigen Zweigen, die das Muster „niedriger Organisationsgrad – geringe Streikbeteiligung" weniger erfüllten als andere, gehörte die Textilindustrie. Hier stimmten das Streik-

[Forts. von Anm. 22]
aller in der Textilindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands und des 3. Deutschen Textilarbeiter- und -Arbeiterinnen-Kongresses, abgehalten zu Apolda am 4., 5. und 6. April 1896, Berlin [1896]).

23 Beschlüsse des 5. DTAV-Kongresses im April 1900 in Gößnitz; hier erneute Forderung nach achtstündiger Arbeitszeit für Frauen und erstmals nach zehnstündiger für Männer. Abdruck der Resolution von 1900 bei Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 175, Anm. 27; vgl. auch *Die Gleichheit*, Jg. 10 (1900), Nr. 11 vom 23. 5., S. 86; Martha Hoppe, Die Bedeutung ..., a. a. O., S. 231 (Protokoll der 5. ordentlichen General-Versammlung des Verbandes aller in der Textilindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands und des 5. Kongresses der Textilarbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands, abgehalten am 14., 15., 16. und 17. April 1900 in Gößnitz S.-A., Chemnitz [1900]).

24 Vgl. Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 90.

25 Vgl. Lilly Hauff, Die deutschen Arbeiterinnen-Organisationen, a. a. O., bes. S. 43, für 1904–1910; allgemein: Willy Albrecht, Friedhelm Boll, Beatrix Bouvier u. a., Frauenfrage und deutsche Sozialdemokratie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der zwanziger Jahre, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Bd. 14 (1979), S. 459–511, hier S. 496 ff. und S. 500.

und das Organisationsverhalten keineswegs überein, wie die Auswertung der Streikstatistik für den DTAV und seine Mitglieder für die Jahre 1900–1913 ergab.[26]

Der Anteil von Frauen in Textilstreiks des Deutschen Reichs lag in der Regel über ihrem Mitgliederanteil im DTAV. Dies traf besonders bis 1908 zu, da dann die Phase des größten Mitgliederwachstums der Kaiserzeit abgeschlossen war. Seitdem war die Beteiligung von Frauen im Streik und im Verband weitgehend deckungsgleich. Die organisationsfördernde Wirkung von Streiks, die vielen Verbänden das Leben schwer machte und die Fluktuationsraten noch weiter in die Höhe trieb, galt für Textilarbeiterinnen in besonderem Maße. Sie strömten in der Vorbereitungsphase eines Streiks noch stärker dem DTAV zu als die Textilarbeiter. Dies weist ein Vergleich des Organisationsgrads von Männern und Frauen sechs Monate vor bzw. bei Streikbeginn deutlich aus. Die Vermutung schließlich, daß die allseits als fleißig und zuverlässig gelobten verheirateten Textilarbeiterinnen weniger als ledige an Arbeitskämpfen beteiligt waren, blieb für die Jahre 1900 bis 1906 ohne Bestätigung: der Prozentsatz der streikenden verheirateten Arbeiterinnen lag mit 30 bis 40 Prozent deutlich über dem durchschnittlichen Anteil an verheirateten Textilarbeiterinnen (1899: ca. 24 Prozent). Nach 1906 ging die Zahl der verheirateten Streikerinnen zurück, da sich insgesamt der Anteil verheirateter Frauen im Textilsektor erhöhte (1911: ca. 50 Prozent). Prozentual waren nun weniger Ehefrauen im Streik als im Betrieb anzutreffen.

Die aktive und gestaltende Teilnahme von Textilarbeiterinnen an großen Streiks im Kaiserreich ist wiederholt beschrieben worden. So waren im aufsehenerregendsten Streik der Textilgeschichte, dem 21wöchigen Kampf für den Zehnstundentag in Crimmitschau 1903/04, die meisten der Beteiligten Frauen.[27] Der Blick nach Bremen zeigt, wie Textilarbeiterinnen auf der einzelbetrieblichen Ebene in Arbeitskämpfen agierten. Feststellbar ist hier, daß die Initiative zu den vielfach spontanen Arbeitskämpfen zumeist von Abteilungen mit überwiegend weiblicher Besetzung und hohem Qualifikationsgrad ausging und daß Arbeiterinnen bei diesen Aktionen in aller Regel überrepräsentiert, zumindest aber gleich stark wie die Textilarbeiter vertreten waren. Als besonders streikaktiv erwies sich die Abteilung Spinnerei, mit Einschränkung auch die Sortierung. In den Jutefabriken ging die Initiative meistens von der Spinnerei aus. Im stadtbremischen Jutewerk begannen sogar sämtliche Streiks, die zunächst alle nicht vom DTAV genehmigt waren bzw. über die der Ortsverband nicht einmal informiert war, in dieser „weiblichen" Abteilung.

26 Vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 237 f., bes. Tab. 22–24 (Auswertung nach *Correspondenzblatt*); Zahlen für Angriffsstreiks für 1902–1904 und 1906–1908 auch in: Protokoll der 8. ordentlichen Generalversammlung des Verbandes deutscher Textilarbeiter. Abgehalten im Gewerkschaftshause zu Mühlhausen in Thüringen am 14., 15., 16., 17. und 18. April 1906, Berlin [1906], S. 42–45; Protokoll der Verhandlungen der 9. ordentlichen Generalversammlung des Verbandes deutscher Textilarbeiter, abgehalten zu Leipzig vom 4. bis 9. Mai 1908, Berlin [1908], S. 40–43; zu Frauen in früheren Textilstreiks: Friedhelm Boll, Arbeitskämpfe und Gewerkschaften in Deutschland, England und Frankreich. Ihre Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert, Bonn 1992, bes. S. 419–422.

27 Vgl. Crimmitschau 1903–1928. Blätter der Erinnerung an Sachsens bedeutsamsten Arbeitskampf. Hrsg. vom Hauptvorstand des DTAV, Berlin [1928]; Bernd Rauer und Volker Ullrich, Textilarbeiterstreik in Crimmitschau 1903/04, in: *Geschichtsdidaktik*, Jg. 8 (1983), H. 2, S. 126–151 (mit Bibliographie); Streik. Crimmitschau 1903 – Bocholt 1913. Ein Lesebuch zu den Arbeitskämpfen in der Crimmitschauer und Bocholter Textilindustrie. Hrsg. von Arnold Lassotta, Hans Röver u. a., Essen 1993, bes. S. 134 f. (Bibliographie).

Hier waren mit den Vor- und Feinspinnerinnen die am höchsten qualifizierten Arbeiterinnen, darunter viele verheiratete Frauen, zu finden. Prozentzahlen für das Streikjahr 1911, ein wahres „Horrorjahr" der bremischen Textilindustriellen, malen die starke Teilnahme von Frauen aus: 114 Tage dauerte der Streik von 1911/12 in der Jutefabrik der Hansestadt, der in der Spinnerei begann und an dem sich 85 Prozent der 1400 Arbeiterinnen und 66 Prozent ihrer 600 männlichen Kollegen aktiv beteiligten. Zwei Tage länger hielt der längste Kampf in der Firmengeschichte des Hemelinger Jutewerks ab Juni 1911 an, der ebenfalls in der Spinnerei ausbrach und zu 74 Prozent von Frauen getragen wurde. Auch beim Webereistreik der Delmenhorster Jutefabrik wiesen die Weberinnen, gemessen an ihrer betrieblichen Präsenz und verglichen mit den Webern, die größere Streikbeteiligung auf.

Diese Daten zeigen, daß es voreilig sein kann, vom Organisations- auf das Protest- und Konfliktverhalten zu schließen und einen (niedrigen) Organisationsgrad mit einer ebensolchen Streikbeteiligung gleichzusetzen. Die Interpretation der Zahlen als eine besondere weibliche Neigung zum Streik oder aber als eine ausgeprägte weibliche Abneigung gegen die gewerkschaftliche Verbandsarbeit dürfte aber auch falsch sein. Der Befund steht vor allem für den – oft ganz unterschiedlich bedingten – Problemdruck, dem die Arbeiterinnen ausgesetzt waren und dem sie mit einer spezifischen Art des Widerstands begegneten. Es handelte sich um wenig bedachte, eruptionsartige Aktionen, die primär ein unmittelbares, oft ungestümes „Wehrt Euch!" aus akutem, manchmal eher nichtigem Anlaß waren.[28] Eine besondere Strategie, Kampfmethode oder Zielsetzung läßt sich dahinter nicht ausmachen, auch keine Kritik an dem vom Geschehen oft überraschten DTAV-Ortsverband und an der auf langfristige Veränderung angelegten Gewerkschaftspolitik. Die Ad-hoc-Mobilisierungen und spontanen Arbeitsniederlegungen standen aber in deutlichem Widerspruch zum erklärten Ziel der Gewerkschaften vor 1914, rationale und regelhafte Formen des Konfliktaustrags durchzusetzen.[29] Den vom DTAV angeleiteten Aktionen konnten im selben Betrieb unmittelbar autonom initiierte Arbeitskämpfe folgen und umgekehrt, und dies selbst noch in den letzten Jahren des Kaiserreichs. Die „Modernisierung" der Streiks (Heinrich Volkmann) durch Genehmigung und Meldepflicht von Angriffs- und Abwehrstreiks im DTAV ab 1898, durch Anleitung und Verhandlungsführung des Verbands vor Ort und im Betrieb und die damit

28 Der Problemdruck war in der Bremer Textilindustrie besonders in den Jutefabriken oft produktionsbedingt: Gerade die Juteindustrie stand – im Vergleich der verschiedenen Textilbranchen – für negative Superlative: das niedrigste Lohnniveau, die schlechtesten Arbeitsbedingungen, eine hohe Arbeitsintensität, die höchsten Ausländerquoten, ein rauhes Arbeitsklima mit rigiden Umgangsformen. Eine – oftmals nur kurzzeitige – negative Veränderung einer dieser Faktoren erwies sich dann vielfach als der berühmte „Tropfen, der das Faß zum Überlaufen bringt" – der Anlaß zum Streikausruf. – Weitere Erklärungsmomente für die größere weibliche Streik- als Organisationsbeteiligung sind u. a. pragmatisch-menschlicher Art: das Durchhalten eines – von Natur aus befristeten – Streiks erforderte weniger langen Atem, Ausdauer und Einsatz als die gewerkschaftliche Alltagsarbeit. Ein Streik fand zumeist an vertrauten Schauplätzen (Umgebung der Fabrik) statt, weniger in öffentlichen Räumen wie Kneipen etc. Streiks wiesen mehr Ereignisse, Bewegung und Dynamik auf als die oft langsam fortschreitende Gewerkschaftspolitik. Möglicherweise ließ auch die Wahrnehmung der Verbandsarbeit als Politik und damit als „Männerarbeit" Frauen nach anderen Wegen der Interessenartikulation und des Protests suchen.

29 Zu Formen und Kennzeichen von „spontanen Streiks" bis hin zu „gewerkschaftlich geführten Streiks" vgl. das Stufenmodell bei: Friedhelm Boll, Arbeitskämpfe und Gewerkschaften …, a. a. O., S. 65–67; zu spontanen Streiks in der Textilindustrie vor 1900 vgl. a. a. O., S. 402 ff.

einhergehende, sozialisierende „Veredelung" der Beschäftigten vollzog sich in der Bremer Wirklichkeit erst allmählich.[30] Ob dies in besonderem Maße oder stärker als in anderen regionalen Räumen auf das weibliche Agieren in Streiks zurückzuführen ist, muß dahingestellt bleiben.

Daß die Streikaktivitäten der norddeutschen Textilarbeiterinnen – anders als bei ihren Kollegen – in eine längerfristige Organisationsbindung übergingen, ließ sich nur in einem Fall feststellen. In diesem Punkt, aber auch in anderer Hinsicht gab es Übereinstimmungen im Organisationsverhalten auf der lokalen bzw. einzelbetrieblichen Ebene des Bremer Raums mit der nationalen Entwicklung.[31] So setzten auch in den hier zuständigen vier Ortsfilialen die innere Festigung und ein nennenswertes Wachstum erst recht spät, das heißt ab etwa 1905, ein. Die Ortsverbände bzw. die einzelnen Fabriken verbuchten allerdings ganz unterschiedliche Organisationsgrade, die um so höher auszufallen scheinen, je weiter ein lokaler Standort industrialisiert war. Auch hier war die „Feminisierung" des DTAV in absoluten wie in relativen Zahlen für die streikfreudige Juteindustrie feststellbar, jedoch reichte es nie für eine relative weibliche Mehrheit: ab 1910 waren etwa 30 bis 40 Prozent der Jutearbeiterinnen organisiert. Die ländlichste Ortsfiliale hingegen erfaßte zwar vier Betriebe einschließlich eines Textilriesen mit mehr als 3000 Beschäftigten, erwies sich aber als streik- und organisationsarm. Selbst noch 1913 gehörten hier keine 20 Prozent der Männer und nicht einmal 5 Prozent der Frauen zum Verband.

Die bremischen Ortsfilialen nahmen den weiblichen Einsatz im Arbeitskampf und – zeitversetzt und diskontinuierlich – im Verband nicht zum Ansatzpunkt für eine forcierte Politik zugunsten von Frauen. Die sog. „Frauenfragen" lassen sich nach Akteuren differenzieren: zum einen als „Forderungen von Frauen (für Frauen)", zum anderen als „Forderungen mit frauenspezifischem, gar frauenfreundlichem Inhalt". Die Nachforschung nach derlei Aktivitäten und Forderungen blieb für den Bremer Raum ohne Ergebnis. Es fanden sich im lokalen Verbandsalltag wie im Streikgeschehen keine Hinweise dafür, daß einerseits die Textilarbeiterinnen typische „Frauenbelange" artikulierten und Funktionärsposten oder Partizipationsansprüche schlechthin für sich einklagten, daß andererseits die DTAV-Ortsverbände sich für die Textilarbeiterinnen stark machten, weibliche Interessen und Forderungen aufgriffen bzw. in Streikaktionen vertraten.

Keiner der frühen Programmpunkte einer frauenspezifischen Politik (vgl. oben, S. 402 f.) tauchte jemals bei Veranstaltungen der lokalen DTAV-Filialen bzw. in den gewerkschaftlich geleiteten Arbeitskämpfen auf. Eine Auswertung der Streikforderungen im Bremer Raum zeigt vielmehr, daß eine Wahrnehmung von „Geschlecht" auch als „weibliches Geschlecht" mit weiblichen Themen, Interessen- und Problemlagen (noch) nicht erfolgte. Bei den Streikforderungen der bremischen Textilindustrie ging es fast ausschließlich um Lohnerhöhungen, weit abgeschlagen folgten Regelungen zu Arbeitszeit,

30 Vgl. hierzu den „Klassiker" von Heinrich Volkmann, Modernisierung des Arbeitskampfes? Zum Formwandel von Streik und Aussperrung in Deutschland 1864–1975, in: Probleme der Modernisierung in Deutschland. Sozialhistorische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Hartmut Kaelble, Opladen 1978, S. 110–170; zum DTAV-Streikreglement: Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 232 ff.

31 Zum Organisationsverhalten der bremischen Textilbeschäftigten ausführlich: a. a. O., bes. S. 224–231, Tab. 18–20.

Arbeitsbedingungen und Arbeitsschutz, Konflikte mit Meistern. In der Lohnfrage spielte die Forderung „Gleicher Lohn für gleiche Leistung" überhaupt keine Rolle. Frauen wurden bei den zahlreichen Lohnbewegungen auch nicht bevorzugt berücksichtigt, um etwa eine Angleichung der niedrigeren Frauen- an die Männerlöhne zu erreichen. Ganz im Gegenteil: Die Beschäftigten in Bremens Textilfabriken hielten auch noch Jahre nach dem programmatischen DTAV-Kongreßbeschluß unbeirrt an den Lohnhierarchien fest und formulierten geschlechtsspezifisch höchst ausgeklügelte Lohnforderungen. In der Lohnfrage obwaltete somit ein geschlechtsspezifisch differenzierter – allerdings Frauen diskriminierender – Blick, im übrigen war er (noch) nicht ausgebildet. „Frauenfragen" in Theorie und Praxis, in Agitation und Streik sind für die bremischen Ortsverbände nicht dokumentiert, mit anderen Worten: Sie waren kein Thema.[32] Diese Filialen lassen sich vor 1914 nicht als Interessenvertretungen von Frauen identifizieren, was aber besonders die Jutearbeiterinnen in Bremen und Hemelingen letztlich nicht vom DTAV-Beitritt abhielt, denn ihr Organisationsgrad erreichte 1913 schließlich über 40 Prozent.

4 Absicherung statt „Verelendung". Gewerkschaftliche Unterstützung für Frauen und Männer

Das Unterstützungswesen gehörte im Kaiserreich zu den tragenden Säulen freigewerkschaftlicher Organisation und Politik. Seine sozialpolitische Bedeutung für den Lebensalltag von Arbeitern und besonders von Arbeiterinnen ist aber bislang wenig erforscht. Dies gilt auch für das Netz von sozialen Einrichtungen des DTAV.[33] Ihre strukturierenden Prinzipien werden im folgenden vorgestellt und danach befragt, ob und inwieweit sie der Lebenssituation der Textilarbeiter und Textilarbeiterinnen angemessen waren bzw. beiden Geschlechtern einen gleichermaßen ausgewogenen Gewinn bringen konnten.

Der DTAV zählte zu den Verbänden, die erst vergleichsweise spät und zudem langsam ein Unterstützungswesen entwickelten. Der Auf- und Ausbau der Einrichtungen im DTAV (und nicht nur seiner!) war anfangs vor allem mit zwei Hemmfaktoren konfrontiert: mit der finanziellen Schwäche aufgrund niedriger Mitgliederzahlen und Beitragssätze und mit prinzipiellen Vorbehalten der Mitglieder. Für viele von ihnen rangierte die individuelle Selbsthilfe vor der organisierten Selbsthilfe, war die Gewerkschaft als Interessenverband wichtiger denn als Vorsorgeinstanz. Die Gegner des Unterstützungswesens und die Polarisierung – hier Kampforganisation, dort Versicherungsanstalt – hatten jedoch langfristig keine Perspektive. Auf Dauer lautete die Devise in der gewerkschaftlichen

32 Prämisse dieser Aussage ist, daß die im allgemeinen recht ausführliche Presseberichterstattung zu Textilstreiks auch tatsächlich den gesamten Forderungskatalog abdruckte, daß also hier das Problem lückenhafter Quellenüberlieferung und -interpretation ausgeschlossen ist.

33 Zu den folgenden Ausführungen für den DTAV: Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 247 ff.; allgemein: Klaus Schönhoven, Selbsthilfe als Form der Solidarität. Das gewerkschaftliche Unterstützungswesen im Deutschen Kaiserreich bis 1914, in: *Archiv für Sozialgeschichte,* Bd. 20 (1980), S. 147–193; auch: Anselm Faust, Funktion und soziale Bedeutung des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens. Die Arbeitslosenunterstützung der Freien Gewerkschaften im Deutschen Kaiserreich, in: Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung. Hrsg. von Hans Mommsen und Winfried Schulze, Stuttgart 1981, S. 395–417.

Entwicklung wie in der sozialdemokratischen Partei: Reform statt Revolution, soziale Absicherung statt ökonomischer und sozialer Verelendungsprozesse. Das gewerkschaftliche Kassenwesen trug ebenso wie die frühe deutsche Sozialversicherung wesentlich dazu bei, daß diese Devise Wirklichkeit werden konnte.

Die verschiedenen Unterstützungsarten und Gründungszeitpunkte waren ein äußeres Symbol für diese Wendung weg von der primären Kampf- hin zur stärkeren Interessen- und Solidargemeinschaft. Die frühesten Leistungen des DTAV stammen aus den 1890er Jahren und unterstreichen den Charakter des gewerkschaftlichen Kampfverbands: Unterstützungen bei Streiks und Maßregelung (1892), bei Rechtsstreitigkeiten und Reisen (1894).[34] Diese Hilfen mit offensivem Charakter standen in direktem Zusammenhang mit Arbeitskämpfen und machten stets den größten Teil aller Zahlungen aus. 1893 wurden rund 90 Prozent aller Unterstützungsgelder für Streikende und Gemaßregelte verwendet, bis 1907 sank dieser Anteil nicht unter 70 Prozent. Maßnahmen zur sozialen Sicherung in Notlagen finanzierte der DTAV erst nach der Jahrhundertwende: Kranken- und Umzugsunterstützung (1900, 1902), Sterbegeldzahlungen an die Familien von verstorbenen Verbandsmitgliedern (1906), schließlich eine Arbeitslosenhilfe (1908).

Aus der Palette der Unterstützungsleistungen wird hier vorzugsweise die gewerkschaftliche Krankenhilfe näher beleuchtet, die 1900 auf der Gößnitzer Verbandstagung beschlossen und zum Jahresbeginn 1901 realisiert wurde. Diese Unterstützung enthielt die einzige speziell auf Frauen ausgerichtete Leistung: das Wöchnerinnengeld. Alle übrigen Unterstützungen standen prinzipiell Männern wie Frauen offen und waren in den Anspruchsvoraussetzungen etc. geschlechtsneutral formuliert, in den Auswirkungen jedoch geschlechtsdifferenziert. Die zentrale Frage, ob die Leistungen Männern und Frauen in gleichem Maße zugute kamen, kann deshalb nur verneint werden. Das gewerkschaftliche Unterstützungswesen war weitgehend am Versicherungsprinzip orientiert. So schlugen Faktoren zu Lasten von Frauen zu Buche, wie sie – in etwa vergleichbar – im heutigen wie damaligen lohn- und beitragsbezogenen Sozialversicherungssystem durchschlagen: Diskontinuitäten in der Lohn-/Beitragsdauer und geschlechtsspezifische Unterschiede im Lohn-/Beitragsniveau, Anciennität und Äquivalenz.

Kernbedingung für einen Leistungsbezug im gewerkschaftlichen Unterstützungswesen war eine kontinuierliche Mitgliedschaft – und hiermit taten sich die Textilarbeiter, aber besonders die Textilarbeiterinnen schwer. Auf der Reichsebene belief sich 1907 der Prozentsatz an Mitgliedern, die innerhalb eines Jahres in den DTAV ein-, aber auch wieder austraten, auf 51 Prozent. Für den Delmenhorster Ortsverband liegen dazu geschlechtsspezifische Daten vor: 1910 blieben hier 31 Prozent der weiblichen und 28 Prozent der männlichen Mitglieder keine zwölf Monate im Verband. Von den weiblichen

34 Die Jahreszahlen nennen das Datum des Generalversammlungsbeschlusses zur Einrichtung der Maßnahme. Ihre tatsächliche Einführung erfolgte in der Regel ein Jahr später.

35 Zu den genannten Zahlen vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., S. 253 und S. 229 f. Das Fluktuationsvolumen im DTAV lag vor der Jahrhundertwende stets über 100 Prozent, das heißt, die Summe der Ein- bzw. Austritte im Jahr war höher als der Mitgliederbestand im Jahresdurchschnitt. Erst ab etwa 1909 pendelte sich das Fluktuationsvolumen zwischen 40 und 65 Prozent ein. Vgl. Thomas Schwarzer, Frauen in der Textilindustrie ..., a. a. O., S. 42; auch: 100 Jahre Gewerkschaft ..., a. a. O., S. 48.

Mitgliedern gehörten 48 Prozent dem DTAV weniger als drei Jahre an, 12 Prozent mehr als fünf Jahre. Bei den Männern lauteten die entsprechenden Zahlen 44 Prozent und 28 Prozent.[35]

Die Dauer der Verbandsmitgliedschaft erfüllte im Unterstützungswesen eine dreifache Funktion. Sie war einerseits Voraussetzung für einen Leistungsanspruch: eine mindestens einjährige Gewerkschaftszugehörigkeit für den Bezug von Kranken- und Arbeitslosengeld, 26 Wochen für die Streikunterstützung (ab 1908), zwei Jahre für den Erhalt von Sterbegeld. Andererseits bestimmte die Mitgliedschaftsdauer und damit das Anciennitätsprinzip über die Bezugsdauer der Leistungen und – so besonders bei der Krankenhilfe – zusätzlich über die Unterstützungshöhe. Ein wöchentliches Krankengeld von 2,00 M., 3,00 M. oder 3,50 M. erhielten kranke Gewerkschafter(innen) für maximal sechs, acht oder zehn Wochen, wenn sie eine ein-, zwei- oder dreijährige Verbandsmitgliedschaft nachweisen konnten. Die Krankenhilfe der frühen Jahre (1901–1904) war unabhängig vom Geschlecht, von der Höhe des Lohns und der bisher gezahlten Beiträge und konnte sich insoweit als durchaus frauenfreundliche Regelung erweisen, sofern die Kontinuität in der Mitgliedschaft gegeben war.[36]

Die Lohn- bzw. Beitragshöhe und damit das uneingeschränkte Äquivalenzprinzip gelangten in zwei Schritten zu größerer Wirksamkeit. Zunächst wurden 1904 geschlechtsspezifische Mitgliedsbeiträge eingeführt: Männer zahlten fortan wöchentlich 30 Pfennig (Pf.) und erhielten dafür 50 Pf. mehr an Krankengeld, für weibliche Mitglieder blieb es beim bisherigen Einheitsbeitrag von 20 Pf. und den obigen Krankengeldsätzen. Dieses System, das Frauen offen benachteiligte, wurde 1906 mit der Einführung von Staffelbeiträgen abgeschafft. Damit hatten Frauen wie Männer zumindest theoretisch gleiche Chancen auf eine Krankenhilfe, die sich nunmehr neben der Dauer auch nach der Höhe der zuvor gezahlten Beiträge richtete. Zugleich aber konnte so die betriebliche geschlechtsspezifische Lohndifferenz im gewerkschaftlichen Unterstützungswesen ihre volle Wirkung entfalten. In der Regel lagen die Löhne der Textilarbeiterinnen um ein gutes Drittel bis zu 50 Prozent unter denen der Textilarbeiter, entsprechend häufiger wählten weibliche Mitglieder die niedrigeren Beitragsgruppen, und demgemäß schmaler fielen schließlich ihre Beihilfen bei Krankheit aus. Die 1906 eingerichteten vier Beitragsklassen sahen ein wöchentliches Krankengeld von 2,00–3,50 M. (Klasse I), 2,50–4,00 M. (II), 3,00–4,80 M. (III) und 3,50–5,60 M. (IV) vor, wobei sich die interne Staffelung jeder Beitragsklasse wiederum an der Mitgliedszeit orientierte.[37] Die Dauer der Beitragszahlung und damit die Kontinuität der Mitgliedschaft blieb also auch weiterhin ein gewichtiger Einflußfaktor für die Höhe und Dauer der Krankenhilfe. Die Zahlungsdauer erstreckte sich seit 1901 auf maximal sechs bis zehn Wochen, nach 1910 – wie beim Arbeitslosengeld – auf höchstens 50 bis 80 Tage und lag damit beständig unter der Unterstützungsfrist der gesetzlichen Krankenversicherung.

36 Zu weiteren Details und Auswirkungen der gewerkschaftlichen Krankenunterstützung vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., bes. S. 250–253. Die erste DTAV-eigene Auswertung zur Krankenhilfe für acht Quartale (1903–1905) in: Geschäfts-Bericht des Zentral-Vorstandes [des DTAV] für die Jahre 1904 und 1905, Berlin 1906, bes. Tabelle S. 14 f.

37 In der Beitragsklasse I gab es z. B. ein Krankengeld von 2,00 M., 2,50 M., 3,00 M. und 3,50 M. pro Woche nach einem, zwei, drei und vier Jahren der Verbandszugehörigkeit.

Bei weiblichen Mitgliedern kannten die gewerkschaftliche und die reichsgesetzliche Krankenversorgung zwei Unterstützungsursachen: Erkrankung und Entbindung. Das Wöchnerinnengeld der Gewerkschaftskasse wurde unmittelbar nach der Geburt und nicht erst zum Ende der Wochenbettfrist ausgezahlt – ein so gewichtiges und möglicherweise auch werbewirksames Argument, daß es in der DTAV-Werbebroschüre für Arbeiterinnen durch Fettdruck hervorgekehrt wurde.[38] Kranken- und Wochengeld waren in der Höhe gleich, jedoch unterschiedlich befristet. Von 1901 an wurde die gewerkschaftliche Wöchnerinnenhilfe für vier Wochen, seit 1910 für sechs Wochen gezahlt. Damit war die Zahlungsdauer beständig um 14 Tage kürzer als die der gesetzlichen Krankenkassen und auch kürzer als die Mutterschutzfrist des Arbeiterinnenschutzes.[39] Krankenversicherung und gewerkschaftliche Krankenhilfe für Wöchnerinnen hatten auch Gemeinsamkeiten: Sie übernahmen vor 1914 keine Geburts- und Wochenbetthilfe durch eine Hebamme oder einen Arzt und blendeten zudem Schwangerschaft bzw. schwangerschaftsbedingte Erkrankungen aus.[40] Aber der besondere Wert beider Einrichtungen lag eben nicht so sehr in ihrer möglichen Komplementarität, sondern in der Addition von Leistungen – das verhieß primär Bargeld.

Erst die Addition von Krankengeld aus der gesetzlichen Krankenkasse und Beihilfe aus dem gewerkschaftlichen Unterstützungswesen machte überhaupt eine Art Lohnersatz möglich! Kleinere oder auch größere Geldbeträge in einer sozialen Notlage verfügbar zu haben, sei sie nun verursacht durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Entlassung – in dieser konkreten Aussicht auf Hilfe dürfte die besondere Attraktivität des gewerkschaftlichen Unterstützungswesens für Männer wie für Frauen gelegen haben. Im Falle der Textilarbeiterinnen fungierten die Unterstützungskassen sogar als das besondere Lockmittel. In der DTAV-Werbebroschüre für Arbeiterinnen von 1910 war das Unterstützungswesen „das Pfund, mit dem gewuchert wurde". Es nahm mit einem Drittel der gesamten Broschüre deutlich mehr Platz ein als z. B. die Vorzüge einer Interessenvertretung von Textilarbeitern und -arbeiterinnen durch eine Gewerkschaft. Gezielt wurde darin die Arbeiterin als Ehefrau und Mutter in materiell engen Verhältnissen angesprochen, sie war die Gesprächspartnerin der aufgeklärten und aufklärenden Kollegin. Mit der Aussicht auf Bargeld in Zeiten noch knapperer Ressourcen zu locken war (und ist) wohl nicht die schlechteste Werbestrategie gegenüber Frauen mit Familiensorgen. Daß sich das Anciennitäts- und Äquivalenzprinzip zuungunsten von Frauen auswirkte, davon war in dieser Werbebroschüre verständlicherweise nicht die Rede. Und

38 Vgl. (M. H.), Ein Wegweiser für Textilarbeiterinnen, a. a. O., S. 10.

39 Für Arbeiterinnen, die der Gewerbeordnung (GO) und somit den Bestimmungen zum Arbeiterinnenschutz unterstanden (dazu gehörten alle Industriebetriebe mit mehr als fünf Beschäftigten), galt seit der GO 1891 eine Mutterschutzdauer von sechs Wochen (bei Attest über vorzeitige Arbeitsfähigkeit: nur vier Wochen) und seit Jahresbeginn 1910 von acht Wochen (GO 1908). Die Krankenkassen zahlten (in verspäteter Anpassung an die GO-Regelungen) an pflichtversicherte Arbeiterinnen 50 Prozent des bisherigen Lohns als Wochengeld: ab Anfang 1893 für vier bis sechs Wochen, seit 1904 für sechs und ab 1914 für acht Wochen.

40 Leistungen für Schwangere waren ab 1904 als Kann-Regelung vorgesehen, wurden aber kaum von den Krankenkassen realisiert. Zur Praxis des Mutterschutzes vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht, a. a. O., bes. S. 176 ff. und S. 205 ff.; zum Kampf um seine Verbesserung: Marlene Ellerkamp, Mutterschaftsversicherung und städtische Mutterschaftskassen. Konzeptionen und ihre Umsetzung im Kaiserreich, in: Stadt, Krankheit und Tod. Städtische Gesundheit während der Epidemiologischen Transition. Hrsg. von Jörg Vögele und Wolfgang Woelk, Berlin 1999 (i. E.).

nach einer erfolgreichen Werbekampagne würde es diese Probleme aus der Sicht des DTAV langfristig ohnehin nicht mehr geben.

5 Schlußbemerkung

„Erfolg" hieß in der alltäglichen Verbandspolitik des DTAV immer: Vergrößerung des Mitgliederbestandes und höherer Organisationsgrad in den Textilfabriken. Dieses Ziel hatte oberste Priorität und bestimmte das Denken und Handeln des Zentralvorstands wie der lokalen Funktionäre, denn aus ihrer Sicht war die Organisierung die Lösung aller Probleme. Erst mit vielen Mitgliedern waren eine starke Interessenvertretung im Alltag wie im Arbeitskampf und ein vielfältiges, leistungsfähiges Unterstützungswesen möglich. Diese im Grundsatz situationsadäquate Wenn-dann-Aussage brachte aber auf seiten aller Beteiligten noch lange nicht die „Revolution im Kopf" im Hinblick auf Frauen: vor 1914 und noch viele Jahrzehnte danach waren das Frauenbild der Männer und das Selbstbild der Frauen noch nicht auf dauerhaften Erwerb und damit auch nicht auf eine kontinuierliche Mitgliedschaft im DTAV ausgerichtet. Dieses Rollenverständnis dürfte wohl der Hauptgrund dafür sein, daß wir jetzt, da sich der Blick endlich auch auf die Frauen in den gewerkschaftlichen Verbänden richtet, dennoch keine große Geschichte der bedeutenden Partizipation von Frauen in den Gewerkschaften schreiben können. Und das gilt selbst für so „feminisierte" Berufs- und Gewerkschaftszweige wie die Textilindustrie.

Die gewerkschaftliche Organisation von Heimarbeiterinnen im deutschen Kaiserreich

„Geschlecht" und „Klasse" am Beispiel der Berliner Bekleidungsindustrie

Von Rosmarie Beier

1 Klassenbildung und Geschlecht

Die Auswirkungen der industriellen Entwicklung auf die Arbeiterinnen wurden bereits im 19. Jahrhundert von sozialkritischen Beobachtern in Topoi des Verlustes wahrgenommen und beschrieben. Wie viele Zeitgenossen konstatierte die Sozialdemokratin Lily Braun vor allem ein Herausgerissenwerden der Frauen aus ihrer angestammten Lebenswelt: die Industrie mit ihren rauchenden Schloten und stampfenden Maschinen locke „wie ein Hexenmeister durch ihre eintönig rasselnde Rede und ihren feuersprühenden Atem jene dunklen, endlosen Scharen bleicher Frauen aus ihren stillen Heimstätten heraus [...]" und nehme sie in ihre Dienste.[1] Diesem dramatischen Bild von Entwurzelung und Entfremdung auf seiten der Frauen entsprach die Positionierung der männlichen Arbeiter im Zentrum der industriellen Entwicklung. Ein geschlechtsspezifisch polarisiertes Ordnungsprinzip erhob „den" Arbeiter als männlichen zum *allgemeinen,* während die Frau demgegenüber ihre „Eigenart", ihre Verbundenheit mit Heim und Kindern, aufgeben müsse, um in *der* Arbeiterschaft aufgehen zu können. Kathleen Canning hat dazu ausgeführt, daß integraler und konstitutiver Bestandteil des „Klassenbildungsprozesses" der konstruierte Gegensatz war zwischen dem Idealtypus des männlichen (Fabrik-)Arbeiters, der die Klassenidentität musterhaft verkörperte, und den weiblichen Arbeitern, die an den Rand der sich bildenden Klasse gedrängt werden mußten, um die Kohärenz des Modells zu gewährleisten.[2] War schon die Fabrikarbeiterin von diesem Idealtypus durch geringere Qualifikation, instabilere Beschäftigung und schlechtere Bezahlung weit entfernt, um wieviel mehr erst diejenigen Frauen, deren Erwerbsarbeit durch die fehlende Trennung von Arbeits- und Wohnsphäre, durch die Isolierung voneinander und durch die Abhängigkeit von hausherrschaftlichen Verhältnissen gekennzeichnet war: Dienstmädchen, Landarbeiterinnen, Heimarbeiterinnen.

Das auf den männlichen, qualifizierten Arbeiter fokussierte Klassenbildungsmodell setzte seitens der Arbeiterinnen die aktive Überwindung des weiblichen „Defizits" voraus, um sie in die Arbeiterklasse integrieren zu können. Im Diskurs der Partei wie der Gewerkschaften zur Lage der Arbeiterinnen, also im „Nexus Macht/Wissen/Sprache",[3]

1 Lily Braun, Die Frauenfrage, Leipzig 1901, Nachdruck Berlin und Bonn 1979, S. 209.

2 Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163, hier S. 139–140.

3 A. a. O., S. 140 mit Verweis auf den „linguistic turn" in den Sozialwissenschaften, der davon ausgeht, daß historische Analyse und Erkenntnis außerhalb von Sprache nicht möglich sind. Zum „sozialen

fand dieses Modell seine sprachliche Repräsentation, in ihrer Politik seine Anwendung. Nach Auffassung Ute Freverts und anderer prägte die Ignoranz gegenüber der geschlechtsspezifischen Konnotierung der Klassenkonstitution bis in die jüngste Vergangenheit die deutsche Arbeitergeschichtsschreibung.[4] Auf sie hatten – wie auf die Sozialgeschichtsschreibung insgesamt – vor dem Hintergrund „wechselseitiger Distanz" die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte kaum Einfluß,[5] und erst seit wenigen Jahren werden deren Fragestellungen und Erkenntnisse als Herausforderung angenommen, wird der unterschiedliche Beitrag von Männern und Frauen in Klassenbildungsprozessen eingeräumt und damit auch die Relevanz von bislang übergangenen Dimensionen außerhalb der Lohnarbeitssphäre anerkannt.[6]

Um das Verhältnis von Frauen und Gewerkschaften aus dem Blickwinkel der *gender studies* zu untersuchen, um also zu fragen, wie „Klasse" und „Geschlecht" aufeinander bezogen werden können, bietet es sich an, den Bereich der weiblichen Heimarbeit detaillierter zu betrachten. In diesem aus männlicher Gewerkschafts- und Parteisicht besonders „defizitären" Bereich tritt der grundlegend geschlechtsduale Charakter des Klassenbildungsmodells besonders deutlich zutage. Was als allgemeines Modell dargestellt wurde, war tatsächlich die spezifische Erfahrung der Männer im Prozeß der Industrialisierung; diese wurde unter der Kategorie „Klasse" artikuliert, die damit – unausgesprochen – von der Kategorie „Geschlecht" durchzogen war.[7] So meint Geschlecht (auch hier) ein Kategoriensystem, das gleichzeitig bipolar und hierarchisch ist.[8]

1.1 Heimarbeiterinnen und gewerkschaftliche Organisation: die freien Gewerkschaften

Das hier ausgewählte Beispiel ist die Bekleidungs- oder Konfektionsindustrie,[9] eine neue, vor allem in den Großstädten angesiedelte Industrie mit einem hohen Anteil an weiblichen Arbeitskräften. Diese waren sowohl in Werkstätten als auch in Heimarbeit tätig.

[Forts. von Anm. 3]
Konstruktivismus" allgemein: Jochen Baecker et al., Sozialer Konstruktivismus – eine neue Perspektive in der Psychologie, in: Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2. Hrsg. von Siegfried Schmidt, Frankfurt a. M. 1992, S. 116–145, bes. S. 119 ff.

4 Ute Frevert, Klasse und Geschlecht – ein deutscher Sonderweg?, in: Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte. Hrsg. von Logie Barrow et al., Münster 1991, S. 265; Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, a. a. O., S. 140; Karin Hausen, Lohnarbeitende Ernährer und zuverdienende Hausarbeiterinnen. Geschlechterverhältnisse in der deutschen Arbeiterschaft, in: Bericht über die 38. Versammlung deutscher Historiker in Bochum, Stuttgart 1991, S. 252. Zum männlich geprägten Klassenbildungsmodell: Jürgen Kocka, Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800–1875, Berlin und Bonn 1983, S. 25; Jürgen Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, S. 291.

5 Ute Frevert, Klasse und Geschlecht – ein deutscher Sonderweg?, a. a. O., S. 262.

6 Vgl. etwa die Einleitung in: Kulturgeschichte Heute. Hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1996, S. 7–13; Gunilla-Friederike Budde, Das Geschlecht der Geschichte, in: Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte. Hrsg. von Thomas Mergel und Thomas Welskopp, München 1997, S. 125–150.

7 Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, a. a. O., S. 146.

8 Eve Rosenhaft, Zwei Geschlechter – eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung, in: Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Hrsg. von Christiane Eifert et al., Frankfurt a. M. 1996, S. 254–274, hier S. 258.

Vor dem Hintergrund der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Klassenbildung und Geschlecht interessieren hier und im folgenden vor allem zwei gewerkschaftliche Organisationen, die Heimarbeiterinnen offenstanden: die „freie", das heißt der Sozialdemokratie nahestehende Fachgewerkschaft, der „Verband der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen Deutschlands",[10] sowie eine „christliche" Gewerkschaft, die sich explizit an die heimarbeitenden Frauen wandte, der im Jahre 1900 gegründete „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands". Auf sein Modell des Diskurses über Arbeit, Organisation von Frauen und weibliches Selbstverständnis wird erst an späterer Stelle eingegangen werden. Zunächst interessiert der „Verband der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen" in seinem speziellen Verhältnis zu den heimarbeitenden Frauen.

Der Schneiderverband hatte – bezogen auf Organisation und Mitglieder – seine Wurzeln im handwerklichen Milieu. Ihm waren verschiedene Zusammenschlüsse des Handwerks vorausgegangen, so der 1867 gegründete „Zentralverband der Fachvereine der Schneider und verwandten Berufsgenossen Deutschlands"[11] und der „Allgemeine Deutsche Schneiderverein" (1875–1878) mit Sitz in Gießen.[12] Diese zentrale Vereinigung war mit dem Sozialistengesetz verboten worden. 1886 trat der „Reiseunterstützungsverband der Schneider Deutschlands" ins Leben. Neben ihm bestanden Fachvereine auf lokaler Ebene weiter, bis am 1. Oktober 1888 aufgrund des Paragraphen 152 der Reichsgewerbeordnung der „Deutsche Schneider-Verband" gegründet wurde. Diese neue Zentralorganisation beschloß auf ihrem ersten Verbandstag im Jahre 1890, auch weibliche Berufsangehörige als Mitglieder aufzunehmen.

Wenngleich die miserablen Arbeits- und Lebensbedingungen der Konfektionsheimarbeiterinnen, gekennzeichnet durch Löhne, die sich trotz extremer Ausdehnung der Arbeitszeit nur knapp über dem Existenzminimum bewegten, durch eine saisonal abhängige Beschäftigungsmöglichkeit sowie das weitgehende Fehlen eines Arbeiterinnenschutzes, aus gewerkschaftlicher Sicht und vor dem Hintergrund „allgemeiner" Klassenanalyse eine Organisation der Arbeiterinnen mit dem Ziel der Verbesserung ihrer sozialen Lage dringend wünschenswert machten, kam diese Organisation jedoch nur ansatzweise zustande und wies zahlenmäßig nicht entfernt die Erfolge der Organisation anderer Arbeiterinnen auf (die im Vergleich zu den Männern jedoch auch mehr als gering waren!). Waren im Deutschen Reich 1895 nur rund 67000 von 1,5 Millionen industriell beschäftigten Frauen in den freien Gewerkschaften organisiert (also nur knapp 4,5 Prozent), so waren es 1907 auch nicht mehr als 6,5 Prozent bzw. rund 140000 von 2,1 Millionen

9 Zur Geschichte der gewerkschaftlichen Organisation in der Bekleidungsindustrie vgl. Rosmarie Beier, Frauenarbeit und Frauenalltag im Deutschen Kaiserreich. Heimarbeiterinnen in der Berliner Bekleidungsindustrie 1880–1914, Frankfurt a. M. und New York 1983.

10 Die Fachorganisation der Textilindustrie, der Deutsche Textilarbeiter-Verband, war für Beschäftigte der Konfektionsindustrie nicht zugänglich, denn unter dem Oberbegriff „Textilindustrie" wurden primäre Fertigungsbereiche wie die Spinnerei, Weberei, Wirkerei, Strickerei oder Färberei rubriziert, nicht jedoch weiterverarbeitende Branchen wie die Schneiderei, Näherei oder Wäscheherstellung.

11 *Fachzeitung für Schneider,* Jg. 1 (1888), Nr. 15 vom 5. August.

12 Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. von Ludwig Heyde, 2 Bde., Berlin, 1931–1932, Bd. 1, S. 359–360. Der „Zentralverband der Fachvereine der Schneider und verwandten Berufsgenossen Deutschlands" fehlt allerdings in dieser Darstellung.

Arbeiterinnen. Noch niedriger lag der Organisationsgrad in der Bekleidungsindustrie. Durch den 1907 erfolgten Beitritt des „Verbandes der in der Wäsche- und Krawattenbranche und verwandter Berufe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands" stieg die Zahl weiblicher Mitglieder zwar schlagartig um 3140;[13] in der Berliner Ortsgruppe des neuen Gesamtverbandes war zwischen 1905 und 1910 gleichwohl nie mehr als etwas über ein Prozent aller in der Konfektionsbranche der Stadt beschäftigten Arbeiterinnen organisiert. In absoluten Zahlen waren das 500 (1905) bzw. 1134 weibliche Mitglieder (1910).[14]

Die Gründe für das geringe Engagement der Frauen wurden seitens der Gewerkschaften bei den Arbeiterinnen selbst gesehen. Während niedrigste Entlohnung und überlange Arbeitszeiten auf den ersten Blick für eine massive Organisierung sprechen, wurden sie bezogen auf die Arbeiterinnen in der Konfektionsindustrie in der Interpretation der Gewerkschaft vor allem als ein *Hindernis* wahrgenommen. Die Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit mache gerade in der Saison jede Aktivität unmöglich; zudem seien die Löhne oft derart gering, daß der Mitgliedsbeitrag für die Gewerkschaft unerschwinglich werde. Dies sei besonders in Zeiten saisonaler Beschäftigungslosigkeit der Fall, vorrangig in der Sommerflaute. Auch mit einem Rückgang der Konjunktur gehe die Zahl der Mitglieder zurück: „Die Damenkonfektion hat schon zwei Jahre sehr schlecht zu thun, und haben wir in dieser Branche einen Teil weiblicher Mitglieder verloren."[15] Letztlich werden die Gründe für die geringe Organisation der Frauen, die Hindernisse, die dieser im Weg stehen, also in der spezifischen Arbeits- und Lohnsituation der Arbeiterinnen selbst gesehen: ihr Arbeitsrhythmus, ihre unregelmäßige Beschäftigung, die Vereinzelung der Heimarbeiterinnen, die der „Bündelung" am Ort „Fabrik" so diametral entgegengesetzt waren – dies alles wird als Begründung für das schlechte Abschneiden der Gewerkschaften angeführt. Es frappiert, wie hermetisch dieser Begründungszusammenhang seitens der Gewerkschaft aufgebaut ist und welche Aspekte er nicht wahrnimmt. Völlig ausgeblendet aus dem Diskurs bleiben zwei Momente: erstens die zögernde Bereitschaft der Gewerkschaften, sich überhaupt als Interessenvertretung der Arbeiterinnen zu definieren und ihre Politik an dieser Prämisse auszurichten, zweitens die Tatsache, daß die Forderungen, die die Schneidergewerkschaft immer wieder erhob, der Arbeits- und Lebenssituation der Frauen fundamental entgegengesetzt waren. Beide Aspekte sollen im folgenden etwas detaillierter ausgebreitet werden.

2 Gewerkschaftspolitik und Geschlecht

Erst seit den 1890er Jahren begannen die Gewerkschaften zögernd, sich tatsächlich auch für die Arbeiterinnen zu engagieren. Das Jahrzehnt davor war gekennzeichnet durch den Ausschluß der Arbeiterinnen aus den Gewerkschaften – und dies nicht nur auf äußeren,

13 A. a. O., S. 360.

14 Rosmarie Beier, Frauenarbeit und Frauenalltag im Deutschen Kaiserreich, a. a. O., S. 154.

15 Jahres-Bericht der Ortsverwaltung über das Geschäftsjahr 1907/08. Hrsg. vom Verband der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen Deutschlands, Berlin 1908, S. 6; dazu auch Rosmarie Beier, Frauenarbeit und Frauenalltag im Deutschen Kaiserreich, a. a. O., S. 156.

staatlichen Druck hin – sowie durch den daraufhin erfolgenden Aufbau eigener gewerkschaftlicher Fachorganisationen durch Frauen. Als deren erste war im November 1885 der „Fachverein der Berliner Mantelnäherinnen" gegründet worden. Eine eigene Lohnkommission, die nur aus Mantelnäherinnen bestand, führte die Lohn- und Arbeitsverhandlungen mit den Unternehmern und koordinierte eventuelle Streikunterstützung.[16] Neben dieser Organisation bestanden in den 1880er Jahren schwankend fünf bis neun Arbeiterinnen(fach)vereine; sie fielen aber den Auflösungen von Gewerkschaften zum Opfer, die mit dem Streikerlaß des preußischen Innenministers von Puttkamer erneut einsetzten.[17] 1890 gründete sich innerhalb der freien Gewerkschaften eine „Frauenagitationskommission" mit Sitz in Berlin. Sie organisierte Beratungsgespräche, Schulungen etc. von Frauen wie Clara Zetkin, Ottilie Baader oder Emma Ihrer, um die Einzelgewerkschaften in der Werbungsarbeit für weibliche Mitglieder zu unterstützen.[18] Überhaupt erst zwanzig (!) Jahre später engagierte sich auch der „Verband der Schneider" praktisch für eine Organisation der Frauen. Jetzt stellte der Vorstand auf Antrag des Hamburger Verbandstages eine (!) weibliche Arbeitskraft ein, deren Aufgabe die „Agitation" unter den Arbeiterinnen war. Dies war von einer Person allein allerdings kaum zu bewältigen, und so mußte die Betreffende in nur anderthalb Jahren nahezu 270 Mitglieder- und öffentliche Versammlungen abhalten.[19]

Der zweite und wohl entscheidende Grund für die geringe Bereitschaft der Frauen, der Schneidergewerkschaft beizutreten, war die Tatsache, daß sich deren immer wieder erhobene Forderung nach Einrichtung von Betriebswerkstätten, also nach einer Zentralisierung der Produktion auch in der Bekleidungsindustrie, kaum mit den Interessen der allermeisten Arbeiterinnen deckte. Großstädtische Heimarbeit war eine „neue Industrie", die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Industrialisierung und Verstädterung, Maschinisierung und Veränderungen von Nachfrage und Distribution in der Bekleidungsbranche rasant gewachsen war. Interpretiert aber wurde sie von der Gewerkschaft vor allem unter dem Aspekt einer „alten, überkommenen" Industrieform, die es zu überwinden gelte. Diese Haltung resultierte aus der Grundannahme, daß der Sozialismus als gewerkschaftliches Ziel nur zu erreichen sei über den Weg einer vollen Entwicklung der industriellen, großtechnologischen Produktionsweise. Dabei verbarg sich hinter diesem an einer als gesetzmäßig angenommenen sozioökonomischen Entwicklung angelehnten Argument eine an den Interessen allein der Männer orientierte Politik: sie stigmatisierte die Frauenarbeit als „Schmutzkonkurrenz", legitimierte diese vom männlichen

16 Dazu als erste, grundlegende Untersuchung: Gabriele Hubel-Schöfthaler, Arbeit, Lohn und Liebe. Frauenselbsthilfe und sozialistische Frauenpolitik im deutschen Kaiserreich, Berlin 1976.

17 Dazu zuletzt Susanne Mutert, Industriearbeiterinnen und Gewerkschaften in Bayern 1868/69–1892, in: Acht Stunden sind kein Tag. Geschichte der Gewerkschaften in Bayern. Hrsg. von Rainhard Riepertinger et al., Augsburg 1997, S.67–75, hier S.72.

18 Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978, S. 84–87; Richard J. Evans, Sozialdemokratie und Frauenemanzipation im Deutschen Kaiserreich, Berlin und Bonn 1979, S. 85 f.

19 Vgl. den Erfahrungsbericht von E. Hagelstein, Agitation unter den weiblichen Berufsangehörigen. Tätigkeitsbericht vom 1. 1. 1911 bis 1. 7. 1912, in: Protokoll über die Verhandlungen des Zwölften Ordentlichen Verbandstages des Verbandes der Schneider, Schneiderinnen und Wäschearbeiter Deutschlands, Berlin [um 1912], S. 253.

Eigeninteresse geleitete Position aber mit dem „Gang der Geschichte", nach dem die weibliche Heimarbeit als (scheinbar) vorindustrielles Relikt zum Untergang verurteilt sei. Aus dieser Deutung wurden die gewerkschaftlichen Forderungen abgeleitet, die damit als etwas allgemeines erscheinen konnten, tatsächlich jedoch nichts anderes als ein Kampf der Männer gegen die Frauenarbeit waren. Dieser Kampf resultierte aus Geschichte und Selbstverständnis der Gewerkschaft der Schneider.

Die Fachgewerkschaft für die Bekleidungsbranche, der „Verband der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen Deutschlands", war – wie bereits ausgeführt – 1888 aus einer Organisation des Handwerks hervorgegangen. Die Politik dieser aus dem Schneiderhandwerk überkommenen Gewerkschaft wurde bestimmt durch die Zusammensetzung ihrer männlichen Mitglieder, die in der Hauptsache handwerklich qualifizierte Maßschneider waren. Daran änderte sich, nicht nur in Berlin, sondern auch in den anderen Zentren der deutschen Bekleidungsindustrie, auch mit voranschreitender Industrialisierung der Bekleidungsfertigung und der Zunahme der Zahl weiblicher Arbeitskräfte in der Branche kaum etwas. Wenngleich der Verein – zumindest formell – seit 1890 auch weiblichen Mitgliedern offenstand, waren noch 1907/08 von den rund 5400 Mitgliedern der Berliner Ortsgruppe nahezu 60 Prozent in der Herrenmaßbranche tätig.

Dieser Bereich bildete das oberste Segment eines hochgradig geschlechtsspezifisch geprägten Arbeitsmarktes. Die männlichen Facharbeiter der Herren- und Knabenkonfektion verzeichneten die höchsten Löhne und einen stabileren Beschäftigungsrhythmus, der nicht so kraß durch saisonale Schwankungen geprägt war wie der in der Damenkonfektion. Diese befand sich am untersten Ende der Skala: hier, wo die meisten aller weiblichen Arbeitskräfte der Bekleidungsbranche beschäftigt waren, waren Ausbildung und Vorkenntnisse am niedrigsten, war die Entlohnung am schlechtesten, die Beschäftigung durch Saisonarbeit höchst unregelmäßig und die soziale Absicherung durch Krankenversicherung oder staatliche Schutzmaßnahmen nicht vorhanden. In dieser Branche gab es fast nur weibliche, kaum männliche Arbeitskräfte. So war der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt innerhalb der Bekleidungsindustrie durch krasse Segmentierung und Ungleichheit gekennzeichnet.

Gewerkschaftspolitik hatte nur das männliche Segment der beschriebenen Skala im Blick. Im Zentrum stand die Forderung nach Verbesserung der Lage der Schneider und der Reduzierung ihrer Abhängigkeit von den großen Konfektionsunternehmen. Der „Königsweg" dahin wurde in der Abschaffung der Heimarbeit und im Übergang zu Betriebswerkstätten gesehen. Diese beiden Forderungen wurden auf den Kongressen der Schneidergewerkschaft mit schon notorischer Regelmäßigkeit wieder und wieder erhoben und erneuert – Forderungen, die den Interessen und der Lage der weiblichen Arbeitskräfte zuwiderliefen. Trotz der formellen Behauptung einer Interessenvertretung für *alle* Arbeiter war das Verhältnis zwischen den Geschlechtern voller Spannung oder, anders ausgedrückt, die Kategorie „Geschlecht" durchzog implizit die Gewerkschaftspolitik. Die männlichen Maßschneider waren alles andere als bereit, die Tätigkeit der Schneiderinnen und Näherinnen als gleichwertig und diese als gleichberechtigt anzuerkennen. Frauenarbeit stellte für sie eine Bedrohung ihrer Existenz dar. So erklärte bereits der erste Kongreß der Schneider 1888 in seiner Resolution: „Der [...] Kongreß ist

einmüthig der Ansicht, daß die Zustände in unserem Gewerbe sich rapid verschlechtern, da durch die Macht des Kapitals dem handwerksmäßigen Betriebe der Boden entzogen wird, welches die Proletarisierung der selbständigen Gewerbetreibenden bedeutet. Diese *krankhaften* [Hervorh. R. B.] Zustände im Gewerbe äußern sich besonders in der riesigen Steigerung der Hausindustrie und der dadurch bedingten Frauenarbeit, übermäßig langer Arbeitszeit und der korrumpierenden Stückarbeit."[20]

Frauen stifteten „Unordnung" im Kampf gegen die „Macht des Kapitals", ja, ihre Arbeit war sogar Ausdruck einer „krankhaften" Veränderung in der Branche. Die weiblichen Interessen und Bedürfnisse ließen sich nicht subsumieren, sie waren die „Devianz" und lagen diametral entgegengesetzt zu den Interessen der Männer. Kathleen Canning spricht in diesem Zusammenhang folgerichtig vom „Geschlecht als Unordnungsprinzip".[21] Die Geschlechterdifferenz im Produktions- und Arbeitsprozeß, im Alltag des Tätigseins ließ die für wahr gehaltene Struktur des kapitalistischen Industriesystems punktuell brüchig, unscharf, nicht stringent erscheinen. Diese „Unordnung" war jedoch höchst hierarchisch: so wie das Produkt unterschiedlich bewertet wurde (der maßgeschneiderte, langlebige Herrenanzug war weit hochwertiger als die mit „heißer Nadel" genähte Saisonware der Damenkonfektion), so war auch die Bewertung der Arbeit und die Bewertung der Berechtigung der Interessen von Männern und Frauen höchst unterschiedlich. Für die rheinische Textilindustrie ist eine ganz ähnliche Entwicklung beschrieben worden: „Geschlecht" war hier ein zentrales Thema während des Übergangs von der Heimweberei und -spinnerei zur Fabrikarbeit, wie die Kampagnen der rheinischen Weber in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (also zeitgleich zu den Auseinandersetzungen in der Konfektionsindustrie) gegen „Verweiblichung" und „Verdrängung" lehren.[22] Für die bayerische Gewerkschaftsgeschichte konstatiert ähnlich Susanne Mutert: „Arbeiterinnen blieben im Bewußtsein und oftmals auch in der Rhetorik ihrer männlichen Kollegen weiterhin ‚Lohndrückerinnen', ‚Schmutzkonkurrentinnen', ‚Streikbrecherinnen'."[23] Von *Widerstand* auf seiten der Frauen spricht Kathleen Canning in diesem Zusammenhang: „Wenn man die Klassenbildung als einen sich ständig ändernden und umkämpften Prozeß versteht, gegen den explizit und implizit – durch das Fernbleiben von den Gewerkschaften zum Beispiel – von den Frauen Widerstand geleistet wurde, dann scheint Geschlecht der Kristallisationspunkt der Auseinandersetzungen, das Unordnungsprinzip par excellence im Klassenbildungsprozeß zu sein."[24] Doch wieweit ist dieser Widerstand tatsächlich ein aktiver, bewußter seitens der Frauen? Handelt es sich nicht eher um eine Verhinderung, eine Ausgrenzung?

20 Protokoll des Kongresses der deutschen Schneider. Hrsg. vom Deutschen Schneider-Verband, Bremen 1888, S. 15.
21 Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, a. a. O., S. 156.
22 A. a. O., S. 146.
23 Susanne Mutert, Industriearbeiterinnen und Gewerkschaften in Bayern 1868/69–1892, a. a. O., S. 75.
24 Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip, a. o. O., S. 156.

3 Der Konfektionsstreik von 1896: weibliche Forderungen und Gewerkschaftsstrategie

Die Fremdheit zwischen der Schneidergewerkschaft und den Heimarbeiterinnen kommt auch im Konfektionsstreik von 1896 zum Ausdruck. Mit einer Beteiligung von mehr als 30000 Arbeitern und Arbeiterinnen zählt er zu den größten Arbeitsniederlegungen in dieser Branche vor dem Ersten Weltkrieg. Der Streik im Februar 1896 war End- und Höhepunkt einer fast genau ein Jahr zuvor begonnenen Kampagne der Schneidergewerkschaft zur Verbesserung der sozialen Lage in der Konfektionsindustrie. Entsprechend der Zusammensetzung ihrer Mitglieder lauteten die Hauptforderungen: Schaffung von Lohntarifen und Einrichtung von Betriebswerkstätten. Daneben wurden die Einsetzung einer paritätisch besetzten Schlichtungskommission im Falle von Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, eine schnelle Entgegennahme und Ausgabe der Arbeit sowie eine pünktliche wöchentliche Lohnzahlung gefordert. Nachdem die Verhandlungen darüber ergebnislos verlaufen waren, kam es zunächst in Hamburg, Stettin, Erfurt, Breslau und Halle a. S. zu Streiks, am 10. Februar 1896 auch in Berlin. Hier traten allein 30000 Arbeitskräfte in den Ausstand, drei Viertel von ihnen Frauen – also mehr als 20000. Von ihnen waren nicht einmal 1000 gewerkschaftlich organisiert. Daß die von der Gewerkschaft propagierte Forderung nach Betriebswerkstätten im Verlauf des Streiks sang- und klanglos unterging, dürfte mit dieser immensen Beteiligung nicht organisierter Frauen zusammenhängen. Der Streik entwickelte offensichtlich eine Eigendynamik und wurde nicht mehr von der Gewerkschaft, sondern von der Wucht der Emotionen und Bedürfnisse der Teilnehmenden gesteuert. Die Verbesserung der sozialen Lage der am untersten Ende der Lohn- und Sozialskala Befindlichen bestimmte die Forderungen.

Nach zeitgenössischer Darstellung traten zunächst überwiegend ledige Arbeiterinnen in den Streik: „Wie durch eine Umfrage festgestellt worden ist, haben bisher zumeist nur die ledigen Näherinnen die Arbeit niedergelegt."[25] Verheiratete Frauen wurden in der sozialdemokratischen Presse als unfreiwillige „Streikbrecherinnen" dargestellt, deren ökonomische Lage sie zwinge, den anderen Arbeiterinnen „in den Rücken zu fallen": „Viele Familienmütter, von deren Erwerb in der Konfektionsindustrie die ganze Familie erhalten werden muß und die von der Hand in den Mund leben, können nicht streiken, beklagen jedoch, daß die Not sie zwingt, zu Streikbrecherinnen zu werden."[26] Beklagen? Verheiratete Frauen oder Witwen mit versorgungsbedürftigen Kindern dürften sich kaum für eine Forderung, nämlich die nach Betriebswerkstätten, engagiert haben, deren Durchsetzung sie ihrer Erwerbsmöglichkeiten beraubt hätte. Dementsprechend hob eine zeitgenössische Berichterstattung bereits vor Streikausbruch hervor: „Der Lohnbewegung in der Konfektionsindustrie haben, dem Vernehmen nach, die Meister und Konfektionäre durch umfangreiche Heranziehung verheirateter Frauen zur Konfektionsarbeit zu begegnen beschlossen. Die verheirateten Frauen, welche bereits jetzt mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Konfektionsarbeiterinnen bilden, sind entschiedene

25 Vgl. *Volks-Zeitung* vom 13. Februar 1896.
26 A. a. O. vom 14. Februar 1896.

Gegnerinnen der Lohnbewegung, weil die Hauptforderung, die der Abschaffung der Heimarbeit, ihnen jeglichen Verdienst entziehen würde."[27]

Die Tatsache, daß sich besonders ledige Arbeiterinnen am Streik beteiligten, zeigt, daß nicht primär der drohende Lohnausfall eine Niederlegung der Arbeit verheirateter Frauen verhinderte, denn die finanzielle Situation der ledigen Arbeiterinnen war kaum besser als die verheirateter, bei denen der Arbeitslohn mehr bedeutete als nur einen nicht existenznotwendigen Zuverdienst. Vielmehr unterlief der Streik in mehrfacher Hinsicht die Interessen und Möglichkeiten verheirateter Frauen. Sie konnten in Anbetracht ihrer familialen Verpflichtungen nicht an der Einrichtung von Betriebswerkstätten interessiert sein, und in der Unterstützung der Forderung nach höheren Löhnen konnten sie nur den drohenden Verlust ihrer Erwerbsmöglichkeit sehen, denn die Konkurrenz erwerbsuchender Frauen machte die Durchsetzung dieser Forderung unrealistisch.

War die weibliche Mitgliederzahl der Berliner Schneidergewerkschaft während des Ausstandes von 300 auf 6500 gestiegen, so sank sie bereits in den folgenden drei Monaten auf 2500, dann sehr schnell auf 1500 und betrug am Ende des Jahres 1896 nur noch 800. Die unterschiedlichen Interessen von Frauen und Gewerkschaften konnten über den Ausstand hinaus nicht zusammenkommen; die Fremdheit blieb.

4 Die „duale Ökonomie"

Nicht nur diese Interessendivergenz, sondern auch die Festschreibung der Frau auf die Familie beeinflußte das Verhältnis zwischen Arbeiterinnen und gewerkschaftlicher Organisation. Die Sozialdemokratin Ottilie Baader, selbst jahrelang Konfektionsnäherin, beschreibt den Konflikt der Frauen zwischen gewerkschaftlichem Engagement und ihren Verpflichtungen als Hausfrau, Ehefrau und Mutter: „Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Arbeitstag mindestens zwölf und oft mehr Stunden hatte, so wird man begreifen, welch großen Entschluß und auch welches Opfer es für die Frau bedeutete, wollte sie eine Versammlung besuchen. Man wird aber auch verstehen können, daß mancher schwere Konflikt in der Familie entstehen mußte durch die Notwendigkeit, die Arbeiterin aufzuklären und für den Klassenkampf zu schulen, während sie auf der anderen Seite auch als Mutter und Hausfrau in der Familie nicht entbehrt werden konnte. Denn jede Stunde, die die Frau in einer Versammlung zu ihrer geistigen Weiterbildung verwandte, mußte sie ihrer Familie entziehen."[28] Um diesen Konflikt zwischen familialen Verpflichtungen und außerhäuslichen Aktivitäten geht es auch in dem folgenden Zitat. Gertrud Dyhrenfurth, Sozialwissenschaftlerin und eingehende Kennerin der Konfektionsindustrie, malte in einer Begrüßungsrede aus, was die anwesenden Heimarbeiterinnen zuvor zu Haus erlebt haben mochten. Sie beginnt mit zwei Beispielen von Frauen im Konflikt zwischen Erwerbsarbeit und Familienpflichten: „Frau A. fand heute ihren Jüngsten etwas fieberhaft und konnte sich erst zum Fortgehen entschließen, als die Großmutter von nebenan versprach, aufzupassen, daß er sich im Schlaf nicht aufdecke. [...] Frau C. mußte ihre

27 *Die Post* vom 31. Januar 1896.
28 Ottilie Baader, Ein steiniger Weg. Lebenserinnerungen, Berlin 1921, S. 30.

Wäsche liegen lassen und fühlt sich im Grunde ihres Herzens als eine schlechte Hausfrau, weil sie nicht, wie sonst, damit fertig geworden ist und die Wirtschaft wieder in Ordnung bringen konnte." Das „schlechte Gewissen", als Versorgerin der Familie zu versagen, kennzeichnet auch die weiteren Kurzschilderungen: „Fräulein D. wurde es schwer, ihre Mutter zu verlassen und die alte Frau vorwurfsvoll sagen zu hören: ‚Mal machst du dir einen freien Abend und an dem läßt du mich allein.' Und auch die Witwe, Frau E., fragt sich zweifelnd: ‚Nun stehst du wirklich mal einen Vierteltag in der Saison von der Maschine auf – ist es da recht und pflichtgetreu, diese Stunde deinen Kindern zu entziehen und sie unter Fremden zu verbringen?'"[29] So steht das Familiäre als das „Nahe" dem Außerfamiliären als dem „Fremden" unversöhnlich gegenüber.

Auffällig ist in beiden Zitaten, daß die Pflichten gegenüber Ehemann, Kindern und Haushalt überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Nur mit schlechtem Gewissen scheinen die Frauen dem Aufruf der Gewerkschaft folgen zu können. Die Interessenorganisation bleibt ihnen äußerlich, wird als das „andere" definiert, das dem „Eigenen" der Frauen entgegengesetzt ist. Hier wird deutlich, daß sich der Zusammenhang zwischen Alltagsleben und Organisation für Mann und Frau höchst unterschiedlich darstellte. Die gewerkschaftliche Aktivität gehörte gleichsam zum Alltag des Arbeiters. Die strikte Trennung von Produktionstätigkeit und frei gestaltbarer Freizeit sowie die Freisetzung von Hausarbeit erlaubten dem Mann, sich nicht nur für die Verbesserung seiner Arbeitsbedingungen außerhalb seiner Arbeitszeit einzusetzen, sondern in den Gewerkschaften auch einen genuinen Teil seines Alltagslebens zu erkennen. Indem er sich engagierte, vernachlässigte er gleichwohl seine Arbeit nicht; sein Alltag gewann einen für ihn sinnvollen Inhalt, der zudem immer damit legitimierbar war, qua gewerkschaftlicher Aktivität auch die Lebenssituation der Familie zu verbessern.

Ganz anders dagegen sah die Situation der Frau aus. Für sie gab es nicht wie für den Mann eine deutlich von der Arbeit abgegrenzte freie Zeit, ihr Alltag war gänzlich auf den Haushalt und die Familie sowie den häuslichen Erwerb fixiert. Sich zu organisieren bedeutete für die Frau, nicht nur Arbeitszeit zu verlieren und diesen Verlust durch beschleunigtes Arbeiten aufholen zu müssen. Es bedeutete auch, aus der eigenen Lebenswelt auszubrechen, eine nicht dem Alltag zugehörige fremde Domäne zu betreten. Damit war ihr Alltag kaum – und wenn, dann nur unter extremen Schwierigkeiten – mit einem gewerkschaftlichen Engagement vereinbar. Der Diskurs über die Organisation der Frauen stellte die Ansprüche des Mannes an sie nicht in Frage.

Die Festschreibung der Frau auf die Familie und den Wohnraum wirkte in noch anderer Weise organisationsverhindernd. Es war nicht zuletzt der Ehemann, der sich der gewerkschaftlichen Betätigung der Frau entgegenstellte. Diese außerhäusliche Aktivität bedeutete für ihn eine temporäre Nichterfüllbarkeit eigener Versorgungsansprüche. Mit Selbstverständlichkeit erwartete der Mann die Dienstleistungen „seiner" Frau und nahm sie auch so entgegen. Die Familie als Lebensgemeinschaft im Sinne eines solidarischen Bezugs zueinander war für ihn nicht zentral. Dem entspricht das Bild vom Ehemann, der

29 Gertrud Dyhrenfurth, Familien- und Vereinspflichten. Vortrag, gehalten am 21. März 1905 bei Gelegenheit des 2. Verbandstages des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands zu Berlin, Berlin [um 1905], S. 1–2.

sich häufig gegen eine gewerkschaftliche Betätigung der Frau sperrte. Dabei konnte seine Distanz sich im strikten Veto ebenso wie im Nichternstnehmen des Vereinsabends ausdrücken: „Unsere Kollegin, Frau F., fehlt gegen ihren eigenen Wunsch heute in unseren Reihen. Ihr Gatte sprach das Machtwort: ‚Du bleibst zu Haus, denn ich habe heute auswärts zu tun.' (im Vertrauen gesagt: es war sein Kegelabend!) Herr G., selbst Vertrauensmann in seiner Gewerkschaft, sagte: ‚Vergiß nur über dem Reinemachen heute nicht den Vereinsabend! Solch schlappes Mitglied, wie du eins bist, wäre in unserem Verein längst geflogen.'" Verärgerung und schlechte Laune waren ebenso möglich wie das Abstempeln des Engagements als vorübergehende „Mode"erscheinung: „Der Mann von Frau H. machte um des lieben Friedens willen keine Opposition; er knurrte nur etwas, daß er heute abend statt mit einem warmen Essen mit etwas Kaltem vorlieb nehmen müsse. Er wird sich mittlerweile wohl beruhigt haben. Dagegen sagte Herr I. gutmütig lächelnd zu seiner Frau: ‚Na, geh man, Alte, in deinen geliebten Verein! Ich will dir nichts in den Weg legen, wenn du die neue Mode mitmachst. Freilich: meine Mutter und Großmutter nähten auch für die Leute, aber in Nähterinnenversammlungen sind sie abends doch nicht gegangen.'"[30]

Das Verbot gewerkschaftlicher Aktivitäten setzten manche Männer sogar mit körperlicher Gewalt durch: „Wir haben es schon erlebt, daß Frauen von ihren Männern geprügelt wurden, weil sie unsere Versammlungen besuchten."[31] Die Abwehr gewerkschaftlicher Aktivitäten durch Ehemann, Vater oder Bruder ist noch von einem anderen Moment getragen als allein von der Furcht, Versorgungsansprüche nicht durchsetzen zu können. Der Mann definierte sich nicht nur als Haupternährer, sondern auch als öffentlicher Teil der Familie. Diese Vereinnahmung der öffentlichen Präsentation findet gerade in der gewerkschaftlichen Organisierung ihren krassesten Ausdruck. Gewerkschaftliche Organisation war das Vorrecht des Mannes, gehörte zu seiner Domäne, in der er der Frau jegliches Terrain und jegliche Kompetenz streitig machte. Deutlich wird dies etwa in der zitierten ironischen Wendung „dein geliebter Verein". Hier drückt sich die Distanz des Mannes zu den Aktivitäten seiner Frau ebenso aus wie die Reduktion dieser Aktivitäten auf emotionale Beziehungen. Auch die Äußerung „In unserem Verein wärst du längst geflogen" offenbart nicht nur die rigiden Vereinspraktiken der Männer, sondern gleichzeitig auch, daß es die Frauen aus männlicher Sicht in Aufbau und Geschlossenheit eines Vereins nie so weit bringen konnten wie er und seine Genossen.

So blieb die Organisation den Frauen doppelt fremd: Organisation war zum einen als das Fremde nicht in den Alltag integrierbar und wurde zum anderen durch Druck und Unterdrückung seitens des Mannes massiv aus dem Alltag der Frau ausgegrenzt. Für den Mann dagegen blieb die Organisation das Eigene, das er gegen die Frau mit allen Mitteln zu verteidigen suchte. Die Klassengesellschaft mitsamt dem Klassenkampf war ein männliches Wahrnehmungsmuster von Staatsverfassung und Wirtschaftssystem, Produktion, Arbeit und Lebenslage.

30 A. a. O., S. 2.

31 Protokoll über die Verhandlungen des Neunten Ordentlichen Verbandstages des Verbandes der Schneider, Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen Deutschlands, Berlin [um 1906], S. 288.

Annette Kuhn hat in diesem Zusammenhang ausgeführt, daß bei der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise nicht nur die gesellschaftliche Produktion in zwei Bereiche, die kapitalistische und eine zurückbleibende häusliche Produktion geteilt wurde, sondern daß diese Teilung auch die Geschlechter direkt betraf. Der Mann, der aus der häuslichen Ökonomie für die kapitalistische Produktion freigesetzt wurde, konnte dies nur bestehen, wenn er sich zugleich auf eine spezifische, von Frauenarbeit geprägte Familienwirtschaft stützte, die nun den weiblichen Lebenszusammenhang kennzeichnete und begrenzte. Die Frauenarbeit, die im wesentlichen der Reproduktion diente, läßt sich nicht, so Kuhn, mit dem marktbestimmenden produktorientierten Handeln bewerten, das für Männer in Anpassung an die kapitalistische Lebensweise bestimmend wurde. „Die in der Familienökonomie wurzelnde normative Basis des weiblichen Handelns widersetzt sich dieser männlich erdachten, dualistischen Spaltung des menschlichen Handelns."[32] Aus dieser „dualen Ökonomie" resultierte ein völlig unterschiedliches Verhältnis von Männern und Frauen, betreffend die eigene Erwerbsarbeit.

5 Der christliche „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands": „Mütterlichkeit" statt Klassenkampf

Einem gänzlich anderen Modell, die Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie zu organisieren, folgte der „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands". Der Verein wurde im Jahre 1900 als „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen für Kleider- und Wäschekonfektion" gegründet. Seine Gründung ist wesentlich auf die Wirksamkeit der Berliner Frauengruppe der „kirchlich-sozialen Konferenz" zurückzuführen, eines christlich-konservativen Zusammenschlusses. Als „Bollwerk" gegenüber der Sozialdemokratie war der Verein, wie alle christlichen Gewerkschaften, gedacht. Der grundlegende Unterschied zum freigewerkschaftlichen Engagement lag darin, daß der Gewerkverein sich als Berufsorganisation der Heimarbeiterinnen verstand. Heimarbeit wurde nicht etwa als „Schmutzkonkurrenz" stigmatisiert, sie sollte nicht durch die Einführung von „Betriebswerkstätten" abgeschafft und „überwunden" werden. Vielmehr sollte sie anerkannt und gefördert werden, ihre Arbeits- und Lebensbedingungen sollten verbessert werden. Als nationalkonservativer Verband war der „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen" geprägt von dem Gedanken der Berechtigung der Heimarbeit, die es gerade für die Mütter zu erhalten gelte. Dieses Ziel suchte der Verein zum einen durch praktische Hilfsmaßnahmen, zum anderen durch den Appell zu staatliche Schutzmaßnahmen und den Einsatz für gesetzgeberische Reformen zu erreichen.

Mit diesen Zielen fügt sich der Verein ein in die im engsten Wortsinn „konservative" Sozialbewegung des Kaiserreiches, Weiblichkeit, Mütterlichkeit und das Heim als schützenswertes Gut zu definieren. Regina Wecker hat in diesem Zusammenhang herausgearbeitet, wie auch in der Schutzgesetzgebung für Fabrikarbeiterinnen ein weiblicher

32 Annette Kuhn, Das Geschlecht – eine historische Kategorie? Gedanken zu einem aus der neueren Geschichtswissenschaft verdrängten Begriff, in: Frauen in der Geschichte IV. Hrsg. von Ilse Brehmer et al., Düsseldorf 1983, S. 29–50, Zitat S. 40.

Geschlechtscharakter zugrunde gelegt und gefestigt wurde [33] – ebenso verhielt es sich mit den Heimarbeiterinnen: Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen war das Ziel, doch die Doppelbelastung der Frauen, ihre Verweisung auf Familie und Haushalt blieb selbstverständlich und wurde nicht hinterfragt. Doch ebensowenig wie der Gewerkverein hinterfragten auch die meisten Arbeiterinnen diese als ihre definierten Aufgaben. Der Zulauf zum „Gewerkverein" bestätigt dies.

Seine organisatorischen Erfolge waren beachtlich: der Verein zählte bereits ein Jahr nach seiner Gründung (1900) mehr als 1000 Mitglieder. 1905 waren es rund 3000, 1910 mehr als 6000, und 1914 sogar rund 10000 in der Heimarbeit tätige Frauen.[34] Diese Zahlen überraschen in Anbetracht der geringeren organisatorischen Erfolge der Schneidergewerkschaft. Wenngleich auch der Gewerkverein im Hinblick auf die Gesamtzahl der in der Konfektionsindustrie tätigen Heimarbeiterinnen wieder schlechter abschneidet (seine Mitglieder machten 1907 knapp sechs Prozent aller statistisch erfaßten Konfektionsheimarbeiterinnen aus), war er damit insgesamt erheblich erfolgreicher als die Schneidergewerkschaft.

Die Forderung des Gewerkvereins nach Erhalt der „Mütterlichkeit" fügt sich ein in den großen Diskurs des Kaiserreichs über Berechtigung und Stellenwert der „sozialen Mütterlichkeit", wie sie die bürgerliche Frauenbewegung verfocht.[35] Der Verein schien eine Lösung anzubieten im Interessenkonflikt zwischen den familialen Pflichten der Arbeiterinnen und der Notwendigkeit einer Erwerbsarbeit. Der Erfolg dieser Organisation mag darin begründet sein, daß sie dem Selbstverständnis und der Selbstwahrnehmung der Heimarbeiterinnen näher war als die männlichen Gewerkschaften. Die Selbstwahrnehmung lag eher im Aufgabenfeld Familie als im Klassenbewußtsein. Das häusliche Leben hatte mental Vorrang gegenüber dem außerhäusigen Vereinstreffen und der damit verbundenen öffentlichen Kommunikation. Die Straße als Ort der Demonstration des Selbstverständnisses und der Streik als Medium der Auseinandersetzung waren der Selbstwahrnehmung des Mannes vorbehalten und eine von ihm auch gegenüber den Hausfrauen abgeschirmte Domäne.

Stefan Hirschauer hat – in allgemeinerem Zusammenhang – auf das Modell der Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem aufmerksam gemacht, das jede Lebensform integral durchdringe[36] – und in seiner fundamentalen Selbstverständlichkeit kaum noch als konstruiertes wahrgenommen werde. Dieses Modell läßt sich in seiner Tragfähigkeit an der Differenz zwischen der Selbstwahrnehmung der Heimarbeiterinnen und den in der fabrikmäßigen industriellen Produktion tätigen Männern sicherlich bestätigen.

33 Regina Wecker, „Weiber sollen unter keinen Umständen in der Nachtarbeit eingesetzt werden ..." Zur Konstituierung von Weiblichkeit im Arbeitsprozeß, in: Was sind Frauen? Was sind Männer?, a. a. O., S. 196–215.

34 Wenngleich der Verband seit 1904 den Heimarbeiterinnen aller Branchen offenstand, waren die Mitglieder weiterhin überwiegend in der Konfektionsindustrie tätig. Damit erfassen die genannten Zahlen hauptsächlich Arbeiterinnen dieser Branche. Dazu eingehender: Rosmarie Beier, Frauenarbeit und Frauenalltag im Deutschen Kaiserreich, a. a. O., S. 153–155.

35 Irene Stoehr, Mütterfeminismus – ein alter Hut? Die Frauenbewegung und die Mütterfrage seit der Jahrhundertwende, in: Mütter an die Macht. Die neue Frauen-Bewegung. Hrsg. von Dorothee Pass-Weingartz und Gisela Erler, Reinbek 1989, S. 73–100.

36 Stefan Hirschauer, Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem, in: Was sind Frauen? Was sind Männer?, a. a. O., S. 240–256, hier S. 241.

Der Preis für diese Aufteilung der Lebenswelten und Selbstverständnisse ist freilich für die heimarbeitenden Frauen hoch gewesen. Auf Emanzipation, Gleichberechtigung, auf radikale Veränderung der Lebenslage liefen die „Wissenssysteme" ihrer „Lebensformen" nicht hinaus. Denn wie die Befreiung von Herrschaft und Unterdrückung möglich sei, darauf gab es in der männlich dominierten Welt der Arbeiterschaft nur eine Antwort: über den Klassenbildungsprozeß.

Ob dieser Klassenbildungsprozeß von und für Frauen aber überhaupt sinnvoll ist und wenn ja, ob und wie er sich dann anders gestaltet als der von Männern, ist eine nicht beantwortete Frage. Wie Klasse und Geschlecht aufeinander bezogen werden können, ist weiterhin ungeklärt und droht zudem zur Spekulation zu werden in dem Maße, wie das Klassen- vom Schichtmodell abgelöst wurde bzw. wird und selbst letzteres sich derzeit in den diffundierenden Lebensstilen verflüchtigt.[37]

37 Vgl. dazu: Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft. Hrsg. von Otto G. Schwenk, Opladen, 1996; darin besonders: Margarete Steinrücke, Klassenspezifische Lebensstile und Geschlechterverhältnis, a. a. O., S. 183–202.

„Neue Frauen" im öffentlichen Dienst

Der Frauenverband der deutschen Post- und Telegraphenbeamtinnen (1905–1933)

Von Ursula Nienhaus

Organisierte Interessenpolitik wurde während des deutschen Kaiserreichs infolge von Massierung und Strukturwandel der Beamtenschaft besonders bei Post und Bahn, den damals größten Staatsbetrieben, zum bestimmenden Zeitthema, obgleich es interessenpolitische Zusammenschlüsse von Beamten nach der herrschenden Lehre eigentlich gar nicht geben durfte, da sie den Grundprinzipien der hergebrachten Ansichten über „Staatsdiener" widersprachen.[1] Solchen Ansichten widersprach aber auch, daß Bahn und Post, in Baden bereits seit 1864, in Württemberg seit 1866 und im Reich seit 1889, Frauen als „Staatsbeamte" beschäftigten. Diese Frauen wurden, zusammen mit kaufmännischen weiblichen Angestellten,[2] zum Prototyp der sog. „neuen Frau". Sie unterschieden sich mit ihrer Erwerbstätigkeit, mit ihren Moral-, Konsum- und Lebensvorstellungen weitgehend von ihren Müttern und Großmüttern. Sie waren, wie Alexandra Kollontai meinte, „ein ganz neuer, ‚fünfter' Typ der Heldinnen, [...] mit selbständigen Anforderungen an das Leben, Heldinnen, die ihre Persönlichkeit behaupteten, Heldinnen, die gegen die allseitige Versklavung der Frau im Staat, der Familie, der Gesellschaft protestieren, die um ihre Rechte kämpfen als Vertreterinnen ihres Geschlechts".[3]

1 Die „neue Frau" „unter dem Reichsadler"

Nach 1850 hatten die Gehälter besonders der unteren und mittleren Staatsbeamten dem Preisanstieg für Nahrungsmittel, Mieten, Schulgelder und bürgerliche „Repräsentation" nicht mehr annähernd zu folgen vermocht. Seit 1872 verbesserte sich zwar die Lage der unteren Ränge der männlichen Beamtenschaft; ihre Einkommen blieben aber dennoch im langfristigen Trend hinter den ansteigenden Fabrikarbeiterlöhnen zurück. Besonders bei diesen Beamten wurden deshalb unversorgte erwachsene Töchter oder Schwestern ein finanzielles und soziales Problem. Aber auch Töchter von Handwerkern, kleinen und mittleren Kaufleuten, kaufmännischen Angestellten und Landwirten waren, im Deutschen Reich nicht anders als in anderen Ländern, von den sozialen Folgen zunehmender Industrialisierung und Urbanisierung stark in ihren Lebenschancen betroffen. Denn angesichts der hohen finanziellen Aufwendungen zögerte sich das Heiratsalter für viele junge Frauen hinaus, wenn die Aussicht, einen standesgemäßen Partner zu finden,

1 Vgl. Tibor Sühle, Beamtenorganisationen im deutschen Kaiserreich 1890-1918, in: Beamtensyndikalismus in Frankreich, Deutschland und Italien. Hrsg. von Erk Volkmar Heyen, Baden-Baden 1991, S. 87-106.
2 Ursula Nienhaus, Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten, Berlin 1982.
3 Alexandra Kollontai, Die neue Moral und die Arbeiterklasse, Berlin 1920, S. 7.

überhaupt noch als realistisch betrachtet werden konnte.[4] Diese Situation führte zur ersten organisierten Frauenbewegung in Deutschland, kämpften doch die ersten Frauenlobbies im Gefolge der 1848er Revolution vor allem für die Erweiterung der Erwerbsmöglichkeiten „versorgungsbedürftiger" Töchter.

Da aber Post und Bahn im Kaiserreich von Anfang an starken Rationalisierungsbemühungen unterlagen und in Preußen zudem vorrangig männliche Militärs mit Stellen versorgen mußten, öffnete sich der sog. öffentliche Dienst für Beamtinnen im Reich erst nach 1889. Fiskalische Rationalisierungziele und nicht – wie von postfreundlichen Zeitgenossen wiederholt behauptet und noch 1990 von Andreas Kunz bestätigt – wohlfahrtsstaatliche Überlegungen[5] motivierten dann die kaiserliche Post auf Initiative des Staatssekretärs des Reichspostamtes Heinrich von Stephan, zunehmend mehr Frauen für den Telephonvermittlungsdienst zu rekrutieren. Denn bei der Einführung der als staatliches Monopol genutzten neuen Telephontechnologie ließen sich die besonderen vorberuflichen Qualifikationen der auf Erwerb angewiesenen Frauen mittel- und kleinbürgerlicher Herkunft, ihre „Höflichkeit" ebenso wie ihre angeblich natürliche „Eignung", die „Stimme", verwerten, ohne daß dafür amtliche Kosten zu veranschlagen waren. Diese Qualifikationen rechneten nicht als formale, und die über sie verfügenden Arbeitskräfte boten sie massenhaft an, konnten sie also nicht als individuelle Vorzüge ins Feld führen, um Gehaltsforderungen daraus abzuleiten. Die weiblichen Arbeitskräfte verursachten zudem nur noch einen geringen betrieblichen Qualifizierungsaufwand und wiesen, da ihnen das Zölibat auferlegt wurde, eine erwünscht hohe Fluktuation auf. Gerade Stephans Erwartung, daß junge, relativ niedrig entlohnte Frauen in der Mehrzahl eine Ehe erstreben würden, machte es ihm leicht, sie für eine von vornherein befristete Zeit auf die streng segregierten vielen neuen Arbeitsplätze zu rekrutieren.

Frauen wurden zunächst ausschließlich für den neuen Telephonvermittlungsdienst geworben. Die besonderen Qualifikationen der „Fernsprechgehilfin" waren in diesem Zusammenhang zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung für ihren Einsatz auf dem behördlichen Arbeitsmarkt. Es mußte vielmehr sichergestellt werden, daß die Frauen ihre Arbeitsplätze nach einer Reihe von Jahren möglichst ohne Widerstand auch wieder verlassen würden. Da genügend unverbrauchte jüngere Kräfte darauf drängten, ihre Stellen einzunehmen, solche Berufsanfängerinnen aber nur gering entlohnt zu werden brauchten, stand eine solche Beschäftigung von Frauen im öffentlichen Dienst weder im Widerspruch zur staatlichen Familienpolitik, einer Versorgung männlicher „Ernährer", noch zu betrieblichen Kalkulationen. Die ausschließliche Annahme sehr junger Frauen paßte vielmehr vorzüglich zu einem polaren, bürgerlichen Geschlechterbild, das unentlohnte sog. natürliche Produktions- und Reproduktionsarbeiten von erwachsenen Frauen innerhalb der Familie als Voraussetzung wie als Ergänzung der männlichen Arbeitskraft vorsah. Erwerbstätigkeit junger Frauen vor der Ehe konnte sich damit schon im kaiserlichen deutschen Reich sehr wohl vertragen.

4 Herrad-Ulrike Bussemer, Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum. Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit, Weinheim und Basel 1985, S. 23 ff.

5 Andreas Kunz, The State as Employer in Germany, 1880–1918. From Paternalism to Public Policy, in: The State and Social Change in Germany, 1880–1980. Hrsg. von W. Robert Lee und Eve Rosenhaft, New York u. a. 1990, S. 1–33.

Die zur Beschäftigung im Telephondienst neu zugelassenen Frauen teilten mit den männlichen Posthilfsbeamten, nicht aber mit den Postgehilfen des mittleren männlichen Beamtendienstes, die Besonderheit, daß sie zwar „Beamte" hießen, jedoch ständig „auf Widerruf beschäftigt" blieben. Sie besaßen also die Unkündbarkeit, eines der wesentlichen Beamtenrechte, zunächst nicht. Im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen konnten die Frauen diese Unkündbarkeit überdies auch nicht durch Aufstieg erringen. Offenbar verlieh das Reichspostamt den an Telephonen beschäftigten Frauen ebenso wie den männlichen Posthilfsarbeitern die „Beamteneigenschaft" einzig und allein, um sie der neuen gesetzlichen Versicherungspflicht zu entziehen und dadurch die Post von der Zahlung der Beiträge für die Alters- und Invaliditätsversicherung zu entlasten. Die Fernsprechgehilfinnen hatten auch, anders als ihre männlichen Beamtenkollegen, im Erkrankungsfall zunächst *keinen* Anspruch auf Gehaltsfortzahlung.

Nach 1897 erweiterten Stephans Nachfolger zwar die Tätigkeitsgebiete der Frauen wie auch einige Beamtenrechte. Sie tasteten aber die von Stephan initiierte Arbeitsmarktsegregierung nach Geschlecht nicht grundsätzlich an. Die weiblichen Beamten wurden beim Staat also nicht anders als Angestellte und Arbeiterinnen in der privaten Wirtschaft ausdrücklich als „Reservearmee" behandelt. Tatsächlich erreichte nur eine sehr geringe Zahl aller dieser als Beamtinnen bezeichneten Frauen, sofern sie ledig und mindestens zehn Jahre im Beruf geblieben und danach dienstunfähig geworden waren, eine Pension. Vor 1918 wurde ihnen eine solche auch dann aberkannt, wenn sie vor der Pensionsberechtigung schwer erkrankten. Bei Telephonistinnen konnte die Behörde damit rechnen, daß wegen der hohen körperlichen und geistigen Beanspruchung eine chronische Erkrankung regelmäßig vor der Zehnjahresfrist eintrat.[6]

1907 wandelte sich der schon im Juli 1890 gegründete „Verband deutscher Post- und Telegraphenassistenten" in den „Verband mittlerer Reichs-Post- und Telegraphenbeamten" um. Diese Namensänderung verdeutlichte sowohl die Differenzierungsprozesse unter den vielen Beschäftigten der inzwischen personalreichsten öffentlichen deutschen Verwaltung als auch den Anspruch des Verbandes, *alle* mittleren Postbeamten zu organisieren. Tatsächlich umfaßte er aber ausschließlich Männer. Die zu dieser Zeit bereits etwa 16354 weiblichen Postbeamten im mittleren Dienst blieben von der Mitgliedschaft ausgeschlossen, was nicht nur der Tatsache geschuldet war, daß vor allem in Preußen Frauen noch unter das Vereinsverbot fielen. Die Männer waren vielmehr davon überzeugt, der „natürliche" Platz der Frau sei „Heim und Herd".

Vom Arbeitgeber diskriminiert und von der männlichen Interessenorganisation ausgesperrt, gründeten Frauen schon zwischen 1905 und 1907 in 24 Orten eigene, separate Berufsvereine mit Bibliotheken, Lesehallen, Fach- und Fortbildungskursen sowie Versicherungs-, Pensions- oder Unterstützungskassen. Während der parlamentarischen Vorbereitungen zur Änderung des preußischen Vereinsgesetzes, das Frauen wie Minderjährige noch von der Mitgliedschaft in politischen Organisationen oder Parteien ausschloß, wurde im Oktober 1907 unter der Leitung von Hedwig Rüdiger auch ein Berliner Beamtinnenverein mit 1007 Mitgliedern gegründet. Obgleich das kaiserliche Reichspostamt

6 Ausführlich: Ursula Nienhaus, Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der deutschen Post 1864–1945, Frankfurt a. M. und New York 1995, S. 220–269.

prinzipiell keine Einwände gegen den Verein erhob, verbot es Rüdiger ausdrücklich, die Lokalvereine zu einem Gesamtverband zusammenzuschließen. Das trotzdem nicht nur über die Stadt-, sondern oft auch über die Reichsgrenzen hinausblickende Vereinsblatt bekam den sprechenden Namen *Unter dem Reichsadler.* Und nach 1911 delegierten die Frauenvereine die 38jährige Berliner Telephonistin Elsbeth Kolshorn auch zur „Internationalen Vereinigung des Post-, Telegraphen- und Fernsprechpersonals".[7]

Der Berliner Verein hielt engen Kontakt mit der damals größten Frauenberufsorganisation, dem liberalen Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte, der sich bereits ab 1906 als Gewerkschaft und zugleich ausdrücklich als Teil der Frauenbewegung verstand. Die Beamtinnen luden auch wiederholt die ungarische Feministin Rosika Schwimmer zu Referaten über „Fachorganisation und Frauenbewegung" oder über „Solidaritätspflicht" ein. Schwimmer[8] kritisierte vor allem das von der deutschen Postverwaltung über die Beamtinnen verhängte Heiratsverbot, das in Ungarn und Frankreich nicht und in Württemberg und Rußland weniger strikt bestand. Es verschaffte der Postverwaltung nicht nur eine stets mobile, junge weibliche Arbeitskraftreserve; es behinderte die Frauen nach Schwimmers begründeter Meinung auch in der Entwicklung einer ausgeprägten Berufsorientierung und zugleich in der Bereitschaft, sich zu organisieren. Diese Ansicht wurde von ihrer bei der Post beschäftigten Kollegin Margarete Kinsberger aus Darmstadt geteilt. Sie schrieb: „Das Leben der berufstätigen Töchter birgt Konflikte, gerade weil sie mit einem Fuße in der Familie, mit dem anderen im öffentlichen Leben stehen. Denn auch treue Mitglieder machen sich oft erst durch Kämpfe mit den Angehörigen frei, um dem Verein gegenüber ihre Schuldigkeit zu tun. Da scheuen sich Eltern, ihre Tochter so spät von den Vereinsabenden heimkehren zu lassen, da klagt man, daß durch ihre Abwesenheit die Gemütlichkeit der Familienabende leide. Berechtigte und unberechtigte Ansprüche, Familienliebe und Familienegoismus stellen sich ihr entgegen [...]. Millionen von Familien hängen aber heute nicht mehr allein von der Erwerbsarbeit des Vaters, sondern mehr oder weniger auch von der Erwerbsarbeit der Tochter ab. Darum erwächst auch den weiblichen Ernährern der Familie die Pflicht, sich mit den Verhältnissen außer dem Hause zu befassen und darauf hinzuarbeiten, sie günstiger für das eigene Leben und das der Familie zu gestalten [...]. Fängt doch gerade die berufstätige Frau erst jetzt an zu verstehen, wie ihre Arbeit mit dem Ganzen der Volkswirtschaft zusammenhängt."[9]

Der Verein bot seinen Mitgliedern neben Gesangs- und Turnübungen, Kostümfesten, kostengünstigen Mittagstischen und Fremdsprachenkursen sowie einer eigenen Bibliothek juristischen Rat, eine Unterstützungskasse für Notfälle und auch die Gelegenheit, sich für allgemeine berufspolitische Fragen zu engagieren. Denn er petitionierte, sobald das preußische Vereinsgesetz gefallen war, schon im April 1908 für eine gleiche

7 Ursula Nienhaus, Fachorganisation und Frauenbewegung. Der Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen (1912–1933), in: Beamtensyndikalismus in Frankreich, Deutschland und Italien, a. a. O., S. 239–258.

8 Rosika Schwimmer, geb. 1877 in Budapest, gründete dort 1897 einen Verein für weibliche Büroangestellte, dessen Vorsitzende sie bis 1912 blieb. Ihr Nachlaß befindet sich in der Schwimmer-Lloyd-Collection in der New York Public Library.

9 *Unter dem Reichsadler,* Jg. 6 (1914), Nr. 9, S. 197–199.

Bemessung der Wohnungsgeldzuschüsse für alle (zwangsweise ledigen) weiblichen und die unverheirateten männlichen Beamten. Männliche mittlere Beamte verdienten jetzt zwischen 1500 und 3000 Mark im Jahr, dagegen Beamtinnen auf vergleichbaren, wenn auch nicht gleichen Stellen nur 1100 bis 1500 Mark. Neben dieser Gehaltsdiskriminierung attackierte der Verein den Ausschluß der Frauen von der lebenslangen Beschäftigung und von den Fachexamen und damit der Laufbahn der männlichen Kollegen. Er forderte die Ersetzung aller männlichen durch weibliche Aufsichtspersonen über Frauen sowie eine generelle Verbesserung der Arbeitsbedingungen und Sozialleistungen (Urlaub, Krankenkassen, Unfallschutz).

2 „Fachorganisation" und „Frauenbewegung"

Verschiedene Aktivistinnen der großstädtischen Lokalvereine drängten zum Zusammenschluß aller Post„beamtinnen" auf Reichsebene, der nach zweijähriger Vorbereitung am 25. Februar 1912 in Berlin erfolgte. Hier wurde der „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" mit zunächst 6519 Mitgliedern als Fachorganisation unter Leitung von Else Kolshorn gegründet. 1920 waren es bereits 30264 Mitglieder, d. h. etwa 71 Prozent aller weiblichen Postbeamten, und 21 Jahre später, bei seiner Auflösung 1933, zählte der Verband 32676 Mitglieder; das machte etwa 85 Prozent aller Postbeamtinnen aus – ein außerordentlich hoher Organisationsgrad!

Im Verband waren die Post- und Telegraphenbeamtinnen sowie die „Anwärterinnen", aber auch die sog. Posthelferinnen mit Angestelltenstatus organisiert. Der Zusammenschluß erfolgte auf überkonfessioneller und überparteilicher Grundlage, wobei den Bezirksvereinen klugerweise weitgehende Selbständigkeit eingeräumt wurde. Da Bayern und Württemberg eigene Postverwaltungen hatten, waren auch deren weibliche Beamte selbständig organisiert. Aber die Frauenorganisationen kooperierten immer wieder in Sachfragen. *Vereinsorgane* waren der achtköpfige Vorstand mit Beisitzerinnen, der jährliche Verbandstag in verschiedenen Städten, aber auch die Vorstände der Bezirksvereine und Ortsgruppen und sog. Vertrauensleiterinnen in zunächst noch nicht organisierten Bereichen von Oberpostdirektionen. Zusätzlich wurde aus allen Bezirksvereinsvorsitzenden ein *Beirat* gebildet, und für die Personalfragen der verschiedenen Tätigkeitsgebiete wurden zusätzliche *Sachbearbeiterinnen* eingesetzt.

Diese organisatorischen Merkmale des Verbandes hebe ich besonders hervor, weil sich darin seine immer wieder ausdrücklich formulierte Politik ausdrückte. Sie zielte explizit darauf ab, möglichst viele mit solcher Art Tätigkeit bislang unerfahrene Frauen an Ämtern zu beteiligen und dadurch die Verantwortung auf unterschiedliche Personen sowie möglichst unterschiedliche Orte und Regionen zu verteilen. Oder, wie Kolshorn später schrieb: „Die dienstlichen Kenntnisse, welche die Kolleginnen aus der Großstadt, der kleineren Stadt und vom Land mitbrachten, erwiesen sich in ihrem Zusammenspiel als sehr förderlich."[10]

10 Kolshorn zitiert nach: Geschichte der deutschen Postpersonalverbände von 1890 bis 1949. Hrsg. vom Hauptvorstand der Deutschen Postgewerkschaft, Frankfurt a. M. 1959, S. 175.

Im Herbst des Jahres 1912 reagierte der „Verband mittlerer Reichs-Post- und Telegraphenbeamter" auf die bereits damals lautstarke Interessenartikulation der Frauen mit dem wenig kollegialen Slogan „Jedem das Seine" und dem Verweis auf Ehe und Mutterschaft als „ureigensten Beruf" und „Bestimmung des Weibes". Wegen solcher Konkurrenzabwehr und zugleich wegen des immer noch nicht zugestandenen Frauenwahlrechts betonte die Frauenorganisation ihren engen Zusammenhang mit der Frauenbewegung. Die Männer in der zentralen Postverwaltung zeigten sich demgegenüber gelassener als die männlichen Kollegen, da die Staatsführung inzwischen „lernfähig genug war, so weit wie möglich, wenngleich nicht mehr als nötig, flexibel zu reagieren".[11] Poststaatssekretär Kraetke, der schon der Gründungsversammlung ein Grußtelegramm geschickt hatte, behandelte den Beamtinnenverband bald durchaus als Verhandlungspartner, ohne allerdings die wiederholten Petitionen der Frauen nach Gleichbehandlung mit ihren männlichen Kollegen zu erfüllen. Er verstand den Verband vielmehr vor allem als einen Transmissionsriemen von oben nach unten für die Vermittlung der Verwaltungswünsche an das weibliche Personal, das sich auch aus seiner Sicht in seiner Interessenvertretung erst einmal bewähren mußte. Daher wurde den Frauen anders als den männlichen Beamten beispielsweise für ihre „Wohlfahrtsbestrebungen" erst dann ein zinsfreies Darlehen des Reichspostamts eingeräumt, als sie selbst fast 14000 Mark für ein geplantes Erholungs- und Altersheim gesammelt hatten, zusammengesetzt aus vielen Pfennigbeiträgen. Kolshorn gehörte zu den Vorstandsmitgliedern, die sogar eine Gefängnisstrafe für eine ungesetzliche Lotterie riskiert und bewiesen hatten, daß sie trotz ihrer relativ benachteiligten Lage und der vielfältigen Diskriminierung des angeblich schwachen weiblichen Geschlechts zur standesgemäßen Selbsthilfe nicht nur entschlossen, sondern auch tatsächlich imstande waren.

Als *Verbandsorgan* führte der Verband die Fachzeitschrift des Bezirksvereins Berlin *Unter dem Reichsadler* weiter. Im Jahre 1925 wurde dem *Reichsadler* eine Kulturbeilage mit dem *Verbandsleitspruch:* „Arbeiten und froh sein" beigegeben, die sich besonders „an die Jugend", d. h. den Beamtinnennachwuchs, wandte. Den Redakteurinnen der Beilage, Hanna Roehr (Hamburg) und Toni Herschel (Berlin), gelang es offenbar, junge Frauen zur lebhaften Mitarbeit an der Zeitschrift zu motivieren. Der Leitspruch, der dieser Kulturbeilage den Namen gab, variierte Kolshorns wiederholte Anregung, in der Verbandsarbeit bewußt „Ernst der Arbeit und frohes Genießen" zu verbinden. Angesichts der realen materiellen Lage der meisten Verbandsmitglieder, die nicht nur ausgebeutete Arbeitskräfte im öffentlichen Dienst, sondern zugleich in ihren oft verarmten bürgerlichen Familien ebenfalls diskriminierte Töchter waren, obgleich sie häufig nicht allein den eigenen Lebensunterhalt erwarben, sondern zum gesamten „Familieneinkommen" kräftig beitrugen, kam dieser ausdrücklichen Betonung von „Genuß" als Anspruch von Frauen besondere programmatische Bedeutung zu. Anders als etwa Appelle an „Pflichten", „Verzicht" und „Opfer" war dieses Programm auch durchaus geeignet, den erweiterten Konsuminteressen junger Frauen während der Weimarer Republik geschickt Rechnung zu tragen und so den überall in der Frauenbewegung zu dieser Zeit spürbaren Generationenkonflikt[12] zu mindern.

11 Tibor Sühle, Beamtenorganisationen im deutschen Kaiserreich 1890–1918, a. a. O., S. 102.

An weiteren *Schriften* gab der Verband verschiedene Broschüren heraus: die „Denkschrift der Post- und Telegraphenbeamtinnen von 1864–1918", „Die Abfindungssumme", den „Ratgeber in Fürsorge- und Unterstützungsfragen", eine „Denkschrift zur Besoldungsneuregelung 1927", die „Dienstaltersliste der weiblichen Beamten der Deutschen Reichspost" nach dem Stande vom 1. April 1933 mit 29442 Personalien (unter Ausschluß von Bayern und Württemberg). Da zu diesem Zeitpunkt die Auflösung des Verbandes bevorstand, gab er der Dienstaltersliste im Anhang eine kurze „Verbandsgeschichte" und Nachschlagematerial über die wichtigsten Bestimmungen in Gesetzen und Verordnungen bei, soweit sie die Rechts-, Besoldungs-, Personal- und Dienstleistungsverhältnisse der Postbeamtinnen betrafen.

Der Verband scheute von Anfang an vor Zweckbündnissen nicht zurück. Er kooperierte zunächst eng mit der größten Frauenberufsorganisation, dem „Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte" (später VWA), und schickte wie dieser Vertreter (Else Kolshorn und Ernst Sommer) in eine „Sexologische Gesellschaft", die sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg das Ziel gesetzt hatte, das Thema „Beruf und Ehe" streng wissenschaftlich zu erforschen. Am Vorabend des Weltkriegs arbeitete die zweite Verbandsvorsitzende Else Fisch im liberalen „Ausschuß für ein zeitgemäßes Beamtenrecht" mit. Der Verband insgesamt war körperschaftlich mehreren großen Interessenorganisationen angeschlossen: dem „Bund Deutscher Frauenvereine", in dem er 1922 mit der Leitung der mitgliederstarken „Arbeitsgemeinschaft der Berufsorganisationen" betraut wurde, ferner der während des Ersten Weltkrieges gegründeten „Interessengemeinschaft der Beamtenverbände", die sich nach dem Kriege in den gemischtgeschlechtlichen „Deutschen Beamtenbund" umformte.

Der Frauenverband arbeitete ebenfalls in der 1915 entstandenen „Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Postbeamtenverbände" mit und war im „Beamtenbeirat", der nach der Revolution 1918/19 beim Reichspostministerium errichtet wurde, vertreten. Vertreterinnen des Gesamtverbandes (Else Kolshorn, Frieda Mathissek, Maria Josephine Doerner, Gertrud Thieme und Hanne Roehr) waren im Hauptbeamtenausschuß und weitere Vereinsvertreterinnen in den Bezirks- und Ortsbeamtenausschüssen tätig: „Nicht mehr Kampf und Angriff, wo immer sich die Gelegenheit auch nur bot, insbesondere der Interessenvertretung der weiblichen Beamten gegenüber, sondern ehrliche[n] Wille[n] zum Interessenausgleich, zur erweiterten Mitbestimmung der Frau in der Gesamtorganisation"[13] meinten die Redakteurinnen der Verbandszeitschrift feststellen zu können. Bereits kurz darauf mußten sie jedoch wieder einen zunehmenden „Kampf unter den Geschlechtern" infolge der Auseinandersetzungen um die im April 1920 begonnene Besoldungsreform beklagen. Im „Deutschen Beamtenbund" war die Postbeamtin Margarete Richter, Berlin, und dort ursprünglich zweite Verbandsschriftführerin, als Referentin in der Besoldungsabteilung tätig. 1921 gliederte sich der Frauenverband in

12 Irene Stoehr, Neue Frau und Alte Bewegung? Zum Generationenkonflikt in der Frauenbewegung in der Weimarer Republik, in: Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung. Hrsg. von Jutta Dalhoff, Uschi Frey und Ingrid Schöll, Düsseldorf 1986, S. 390–402.

13 Auszug aus dem Artikel: Die Einheitsfront der deutschen Beamtenschaft V, in: *Unter dem Reichsadler*, Jg. 12 (1920), Nr. 1, S. 1–4.

die neugegründete, allerdings kurzlebige „Reichspostgewerkschaft" ein. Der Verband gehörte auch der „Internationale des Post- und Telegraphen- und Telephonpersonals" (I. T. P. P.) an. Als Vertreterin in dessen Exekutivausschuß nahm Kolshorn an den Tagungen der Internationale in Berlin, Mailand, Wien, London, Paris, Kopenhagen und Luzern teil. 1923 wurden weibliche Postbeamte erstmalig auch in die Disziplinargerichte für Beamte berufen, und zwar in den Reichsdisziplinarhof (Else Fisch) und in zehn Reichsdisziplinarkammern.

Mit den Postbeamtinnenvereinen in Bayern unter Eugenie Heker und in Württemberg unter Eugenie Ruß-Willig ging der Verband während der Weimarer Republik eine förmliche Kooperation ein und gründete in diesem Rahmen mit dem „Verband der Reichsbahnbeamtinnen" zusammen schließlich eine „Arbeitsgemeinschaft der Verkehrsbeamtinnenverbände": „Die Frauenbewegung muß ein gewaltiger Rhythmus sein, der durch die Lande klingt, aber nicht zur Erreichung selbstischer Ziele, sondern in verständigem und ergänzendem Zusammenarbeiten mit dem anderen Geschlecht zum Segen des Volksstaates",[14] hieß es in der Verbandszeitung dazu.

Der Verband pflegte darüber hinaus möglichst enge Kontakte mit den Reichstagsabgeordneten aller Parteien wie auch mit Vertretern des Reichspostministeriums. Während der Beamtinnenverband kurz nach seiner Gründung 1912 auf seine Eingabe an die Postverwaltung überhaupt noch keine Antwort erhalten hatte, war das Postministerium seit 1918 stets bereit, die Verbandsvertretung anzuhören, ihre Vorschläge zu prüfen, wenn auch durchaus in aller Regel nicht gewillt, sie in vollem oder größerem Umfang zu erfüllen. Dem nach Erlaß des Reichspostfinanzgesetzes 1924 gegründeten Verwaltungsrat der Deutschen Reichspost gehörte in der ersten Wahlperiode als Personalvertreterin Else Kolshorn und als deren Stellvertreterin Maria Josephine Doerner an. In der zweiten Wahlperiode tauschten die Frauen die Ämter. An den großen Jahresversammlungen des Verbandes nahmen nun nicht nur regelmäßig Vertreter des Reichspostministeriums und der Oberpostdirektionen teil, sondern auch männliche und weibliche Reichstagsabgeordnete von immer mehr Parteien. Die darin ausgedrückte öffentliche Anerkennung für den „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" verdeckte aber, daß die Erfolge des Verbandes zu dieser Zeit eher knapp bemessen waren.

3 Erfolge und Mißerfolge

Der „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" setzte sich kontinuierlich vor allem für die Verbesserung der Arbeits- und Personalverhältnisse der Beamtinnen und Beamtenanwärterinnen und beständig auch für die Übernahme der angestellten Posthelferinnen in das Beamtenverhältnis ein. Dabei konzentrierte sich der Gesamtverband jeweils auf eher grundsätzliche Angelegenheiten, während die Bezirks- und Ortsvereine mehr in Einzelfragen tätig wurden.

Auf diese Weise konnten mancherlei Erfolge in den Personal- und Besoldungsverhältnissen, in Betriebs- und „Fürsorgefragen" erreicht werden. Die Personalverhältnisse

14 A. a. O., Jg. 13 (1921), Nr. 10, S. 146–148.

der weiblichen Postbeamten wurden allmählich jenen der männlichen prinzipiell angenähert: 1918 erzielten endlich auch die weiblichen Beamten die Unkündbarkeit von einem bestimmten Lebensalter an, und dies noch vor der Einführung des Frauenwahlrechts durch den Rat der Volksbeauftragten. Die Zahlung der Dienstbezüge während einer Erkrankung wurde bereits seit 1917 auch den außerplanmäßigen Beamtinnen zuerkannt. Außerdem erreichte der Verband die Anrechnung der sog. Vordienstzeit der Frauen auf das Pensionsdienstalter.

Nach Bemühungen des Verbandes wurde 1919 im Reichspostministerium ein Referentinnenposten für das weibliche Personal, in heutiger Terminologie: eine Frauenbeauftragte, geschaffen. Auf diesen Posten berief das Reichspostministerium die langjährige Vorsitzende des Bezirksvereins Darmstadt, Margarete Kinsberger. Sie wurde zum Postrat, später sogar zum Ministerialrat befördert und konnte als eine der wenigen Frauen auf Führungsposten lange Jahre hindurch an dieser maßgeblichen Stelle Einfluß auf die Entscheidungen des Ministeriums nehmen. Sie vertrat dort zunächst 68 559 Frauen. Seit 1927 setzten auch größere Oberpostdirektionen auf Betreiben des Verbandes sog. Personalstellenbeamtinnen für das weibliche Personal ein.

Der Verband erreichte für die Post- und Telegraphenbeamtinnen 1922 erstmals, daß ihre Arbeit wie die der männlichen Kollegen durch Amtsbezeichnungen verschiedener Grade gewertet wurde. Denn von 1864 (Einstellung der ersten Telegraphenbeamtinnen in Baden) bis 1922 hatten die Frauen bei der Post ungeachtet der Verschiedenartigkeit ihrer Arbeit in bezug auf Qualifikation und Verantwortung nur die einheitliche Amtsbezeichnung „Gehilfin" geführt. Diese Bezeichnung behielten anschließend außerplanmäßige Beamtinnen. Bei der planmäßigen Anstellung wurden sie zu „Assistenten" ernannt und nach Ablegung einer Prüfung zur Sekretärin befördert. Die organisierten Frauen erlangten während der Weimarer Republik auch die Zulassung zur Obersekretärsprüfung (später Inspektorenprüfung genannt), die zum ersten Male 1930 abgelegt werden konnte. Da aber die Beamtinnen aufgrund der betrieblichen Einsatzstrategien in ihrer großen Mehrzahl nur sehr einseitig im Fernsprech-, Telegraphen- oder Postscheckdienst verwendet wurden, fehlte ihnen die für diese Prüfung notwendige vielseitige praktische Erfahrung, so daß diese Prüfungen für sie in der Mehrzahl der Versuche erfolglos blieben.

Trotz des Mißerfolgs mit ihrer ersten Lotterie für ein Erholungs- und Altersheim gelang es den organisierten Postbeamtinnen, während der Weimarer Republik insgesamt acht Erholungsstätten auf Initiative ihrer Berufsorganisation zu schaffen. Die Heime erhielten schließlich auch vom Postministerium Unterhaltszuschüsse. Auch dringend benötigte Wohnstätten für alleinstehende Kolleginnen, die Schwierigkeiten hatten, an Mietverträge zu kommen, wurden von einigen Bezirksvereinen geschaffen, meist durch Vertragsabschlüsse mit Baugenossenschaften. Der Berliner Verein konnte in Charlottenburg sogar ein eigenes großes Wohnheim für Postbeamtinnen erbauen, das den Namen „Hedwig-Rüdiger-Haus" nach der Gründerin und Vorsitzenden des Berliner Vereins erhielt und das noch heute existiert.

Der „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" arbeitete auch mit großem Engagement, allerdings mit bescheidenen Ergebnissen, an der Personal- und Besoldungsneuregelung in den Jahren 1920/1922 und an der Besoldungsneuregelung 1927 mit. Else Kolshorn schrieb dazu: „Die Reichsverfassung vom 11. August 1919 sieht

die völlige Gleichberechtigung der Geschlechter in Pflichten und Rechten vor. Daß diese Tatsache für die wirtschaftliche und politische Frauentätigkeit vorläufig sehr wenig zu bedeuten hat, haben leider die Frauen aller Parteien und aller Berufe spüren müssen. Die Zusammensetzung der Nationalversammlung wie des Reichstags zeigt, daß alle politischen Parteien die Gleichberechtigung vorläufig fast rein platonisch behandeln."[15] Im Frühjahr 1920 beteiligte sich der Verband daher an den großen Protestversammlungen der Beamtinnen im ganzen Reich gegen die den Verfassungsbestimmungen zuwiderlaufende erneut drohende Lohndiskriminierung der Frauen. Daraufhin gaben weibliche Abgeordnete aller Fraktionen in der Nationalversammlung eine unterstützende Erklärung gegen die „im Beamtenbesoldungsgesetz enthaltene Minderbewertung der beamteten Frauen bei gleicher Leistung wie die Männer" ab.[16] Der Verband wies in diesem Zusammenhang durch eine Statistik nach, daß allein im sog. Telegraphenapparatdienst in 281 Orten des Reichspostgebietes 1920 annähernd 8000 weibliche Beamte neben 6600 männlichen Beamten des gehobenen mittleren Dienstes arbeiteten und dort *„dieselbe Tätigkeit in denselben Dienstschichten an den gleichen Apparaten"* verrichteten. „In sonstigen Stellen der Telegraphenämter arbeiten 1769 weibliche Beamte mit 2556 männlichen Beamten zusammen."[17] Aber, so die Verbandsvorsitzende empört, „die genannten männlichen Beamten werden in die Gehaltsgruppen VI und VII eingeordnet, während die weiblichen Beamten bei gleicher Tätigkeit und gleicher Leistung mit Gruppe IV oder V zufrieden sein sollen". Auf diese Weise versuchte das Reichsfinanzministerium im stillen Einvernehmen mit dem Postministerium, Beamtinnen unterhalb des „mittleren Betriebsdienstes" einzustufen, zusammen mit geringer qualifizierten männlichen Beamten des *unteren* Dienstes. Bitter schloß Elsbeth Kolshorn daraus: „Ohne ausdrückliche Vereinbarung bilden fast alle berufstätigen Männerkreise mit Einschluß der überwiegenden Mehrzahl der männlichen Volksvertreter eine geschlossene Phalanx gegen die selbstverständlichen Rechte der Frau, ohne dabei zu beachten, daß eine solche geflissentliche Schlechterstellung ihre naturnotwendige Auswirkung im Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt haben und sich hier der scheinbare Erfolg der Männer in der Zurückdrängung der Frau zum offenbaren Unsegen für sie gestalten muß. In diesem Falle allerdings sind die Organisationen der männlichen Erwerbstätigen sofort mit dem Vorwurf der Schmutzkonkurrenz bei der Hand, ohne zu bedenken, daß sie selbst den Frauen diese Waffe in die Hand gegeben haben."[18] Die Gleichstellung der Beamtinnen in bezug auf ihre Entlohnung konnte der Verband während der Weimarer Republik nicht erreichen.

Dieser Mißerfolg war im wesentlichen dem erfolgreichen Beharren der Postverwaltung auf einem sog. „weiblichen Dienst" mit einer „weiblichen Sonderlaufbahn" oder, mitanderen Worten, „fortgesetzter planmäßiger Segregierung der Beschäftigungsfelder zwischen Männern und Frauen, zumindest aber deren unterschiedlicher Bewertung,

15 Else Kolshorn, Die Reichsbeamtinnen im Besoldungskampf, in: *Die Frau*, Jg. 28 (1920), Nr. 2, S. 88–90, hier S. 88.
16 A. a. O., S. 89.
17 A. a. O., S. 90.
18 A. a. O., S. 91.

geschuldet".[19] Denn trotz aller rigoros verordneten Sparpolitik bevorzugte die Post selbst in den ökonomischen Krisenjahren der Republik nicht etwa die kostengünstige weibliche „Schmutzkonkurrenz". Sie verstärkte im Gegenteil die bevorzugte Beschäftigung lediger und verheirateter Männer auf vergleichsweise teuren Stellen. Wenn weibliche Beamte während des Kaiserreichs zunächst mit versorgungsberechtigten Unteroffizieren hatten konkurrieren müssen, so wurden sie in den ersten Jahren nach der Revolution den männlichen Kriegsheimkehrern und später bei zunehmenden Rationalisierungsbemühungen der Post besonders im Telegraphen- und Postbankdienst allen „männlichen Familienernährern" gegenüber benachteiligt. Denn die Personal- und Gehaltspolitik der deutschen Post- und Telegraphenverwaltung wurde keineswegs vorrangig von fiskalischen Zwängen bestimmt. Sie orientierte sich während der gesamten Weimarer Republik immer auch besonders an familienpolitischen Prioritäten und damit übereinstimmenden standespolitischen Forderungen rein männlicher Interessenorganisationen.[20] Die Initiative für die seit 1923 wiederholten „Doppelverdienerkampagnen" gegen verheiratete Frauen lag daher beim größten Staatsbetrieb Post. Er wurde damit durchaus ein Vorbild auch für Privatbetriebe.

Nach einer Aufstellung von Anna Geyer arbeiteten in Deutschland 1924 insgesamt 50000 Frauen in Reichs-, Landes-, Bezirks- und Gemeindeverwaltungen auf Beamtenstellen.[21] 1931 waren in verschiedenen Berufsorganisationen des „Bundes Deutscher Frauenvereine" bereits etwa 100000 Beamtinnen organisiert. Den größten Anteil davon stellten mit jeweils mehr als 36000 Frauen Postbeamtinnen bzw. -beamtenanwärterinnen und Lehrerinnen; verbeamtete Hebammen wurden wenig mehr als 15000 gezählt, organisierte Sozialbeamtinnen gab es aber erst 4000, Reichsbahnbeamtinnen nur knapp 2000 und Beamtinnen der Reichsbehörden wie auch im Strafvollzug nur jeweils 400. Die ungewöhnlich starke Organisierung der Beamtinnen und darunter vor allem der Post- und Telegraphenbeamtinnen verhinderte nicht, daß die Doppelverdienerkampagnen ab 1923 dafür sorgten, daß das verfassungswidrige Zwangszölibat faktisch wieder in Kraft gesetzt wurde und relativ immer weniger Frauen eine Verbeamtung erreichten. Sie mußten sich vielmehr mit einem Angestelltenstatus oder völlig ungeschützten Beschäftigungsverhältnissen beim Staat zufriedengeben. Schon 1925 erreichten bei der Post- und Telegraphenverwaltung alle Frauen außerhalb des Beamtenverhältnisses ungefähr gleiche Personalanteile wie die Beamtinnen. Bis 1932 hatte sich sowohl die Zahl der Beamtinnen als auch die der Frauen außerhalb des Beamtenverhältnisses kräftig reduziert: 1920 waren insgesamt 68559 Frauen bei der Post beschäftigt gewesen; 1932 waren von nun nur noch insgesamt 43331 Frauen lediglich 1065 oder weniger als 2,5 Prozent verheiratet.[22] Am 12. Mai 1932 schließlich nahm der Reichstag gegen die Stimmen der

19 Ausführlich zur „weiblichen Laufbahn": Ursula Nienhaus, Vater Staat und seine Gehilfinnen, a. a. O., S. 131 ff.

20 A. a. O., S. 140–176 und S. 334–336.

21 Anna Geyer, Die Frauenarbeit in Deutschland, Berlin 1925, S. 203 ff. Vgl. auch: Else Buß, Die Frauenarbeit im Dienst der preußisch-hessischen Staatseisenbahnen und ihre Entwicklung während des Krieges. Inauguraldissertation zur Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde, Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Göttingen, Göttingen 1919; Elisabeth Süersen, Die Frau im deutschen Reichs- und Landesstaatsdienst, Mannheim, Berlin und Leipzig 1920.

22 Zahlen bei Ursula Nienhaus, Vater Staat und seine Gehilfinnen, a. a. O., S. 344–345.

KPD bei Stimmenthaltung der Staatspartei das verfassungsändernde Gesetz „über die Rechtsstellung der weiblichen Beamten" mit Zweidrittelmehrheit an. Nach diesem Gesetz waren „verheiratete weibliche Reichsbeamte" jederzeit auf eigenen Antrag aus dem Beamtenverhältnis zu entlassen. Die vorgesetzte Dienstbehörde konnte die Entlassung auch ohne diesen Antrag verfügen, „wenn die wirtschaftliche Versorgung des weiblichen Beamten nach der Höhe des Familieneinkommens dauernd gesichert erscheint". Die Beweislast über eine nicht dauernd gesicherte wirtschaftliche Versorgung blieb bei der Beamtin.

Es ging den staatlichen Behörden während der Weimarer Republik weniger um einen gänzlichen Verzicht auf weibliche Beamte, denn selbst verheiratete weibliche Arbeitskräfte wurden bei der Post zunehmend beschäftigt. Es kam dem Staat vielmehr darauf an, wenige, an Streik gehinderte und nicht unter Angestelltentarifabsprachen fallende Beamtinnen neben einem Heer von vorzugsweise jungen, notfalls aber auch älteren Angestellten mit Zeitverträgen zu beschäftigen. Daß den Frauen ein „Berufsbeamtentum" überhaupt noch verblieb, war wesentlich den hartnäckigen Kämpfen, unermüdlichen Verhandlungen und der prinzipiellen politischen Loyalität ihrer Berufsorganisation zu verdanken. Der „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" unterschied sich daher von seinen Schwesterorganisationen in Frankreich und den Vereinigten Staaten nicht so sehr darin, daß er sich sowohl als moderne Fachorganisation wie auch als organisierte Frauenbewegung verstand, als vielmehr darin, daß er sich im Gegensatz zu den ausländischen Organisationen noch in den von Rationalisierung geprägten außerordentlich harten Verteilungskämpfen der zwanziger Jahre bis 1933 überhaupt als eine separate Frauenorganisation behaupten konnte. Erst im Zuge der Gleichschaltung durch den Nationalsozialismus beschloß der Verbandstag am 16. Mai 1933 in Berlin die Auflösung des Verbandes. Seine Liquidatoren Else Kolshorn, Martha Uermöhl, Gertrud Uermöhl, Gertrud Kühnzack und Ernst Sommer führten das Barvermögen des Verbandes und die Sachwerte (Erholungsheime, Häuser usw.) dem nationalsozialistischen „Reichsbund der Deutschen Beamten" (RDB) zu.[23]

Im Rückblick benannte Else Kolshorn selbst „die inneren Triebfedern" der Frauenorganisation: „Das waren vor allem unbedingte Klarheit und Offenheit in Wort und Schrift über die Ziele, den gegenwärtigen Stand und die geplanten Wege. Die gleiche Offenheit und Beurteilung, manches Mal sogar in kritischer Beurteilung der Tätigkeit des Verbandsvorstandes, übte die Mitgliedschaft aus. Es war eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens, aus der die Einsatzbereitschaft ständig wuchs und das gemeinsame Werk geformt und gestaltet wurde. Vieles gelang auch durch eine sehr glückliche Zusammensetzung des Verbandsvorstandes, sowohl hinsichtlich der Persönlichkeiten als auch nach Ort und Art der Dienstzweige, in denen sie beschäftigt waren."[24]

23 Die wichtigsten Verbandsakten gingen ebenfalls an den RDB, wurden aber durch einen Bombenangriff im November 1943 vernichtet, schrieben Else Kolshorn, Else Fisch und Gertrud Thieme 1950 gemeinsam in der Zeitschrift der nach dem Krieg gegründeten gemischtgeschlechtlichen Deutschen Postgewerkschaft, vgl. *Deutsche Post,* Jg. 1 (1950), Nr. 1, S. 4 f., und a. a. O., Nr. 2, S. 16–18.

24 Else Kolshorn, Verband der Deutschen Reichspost- und Telegraphenbeamtinnen, in: Geschichte der deutschen Postpersonalverbände ..., a. a. O., S. 173 f.

4 Fazit

Organisierte Interessenpolitik von Frauen im öffentlichen Dienst erforderte nicht nur deren Eigeninitiative; sie mußte auch neben gewerkschaftlichen Bestrebungen immer zugleich Frauenbewegung bleiben, die für die weiblichen Beschäftigten, die „neuen Frauen", erst Gleichberechtigung gegenüber den männlichen Konkurrenten als Erwerbsuchende wie gegenüber den männlichen Kollegen als Erwerbstätige, aber auch gleiche Rechte als Staatsbürgerinnen wie als Beamtinnen erstrebte bzw. nach 1919 verteidigte.

„Neue Frauen" waren diese organisierten weiblichen Erwerbstätigen nicht nur, weil sie ihren eigenen Lebensunterhalt und häufig auch den weiterer Familienangehöriger verdienten; sie setzten sich auch in besonderer Weise mit ihrem „Arbeitgeber" auseinander, der ihnen als Gesetzgeber bis 1918 das Stimmrecht und danach entgegen der Verfassung Gleichstellung als Arbeitnehmerinnen verweigerte. Ihre relative Nähe zum – kritisierten – Staat unterschied diese Frauen von den vielen kaufmännischen Kolleginnen in Privatbetrieben. Sie waren aber wie diese wegen ihres eigenen Einkommens Adressatinnen der modernen Kulturindustrie (Kino, illustrierte Zeitschriften) und Reklame.[25] Daß Kolshorn „Genießen" ausdrücklich zur programmatischen Zielsetzung erklärte, muß jedoch nicht heißen, daß die von ihr vertretenen Frauen solchen Verlockungen umstandslos anheimfielen. Soweit ihre schriftlichen Selbstdarstellungen darüber Mutmaßungen zulassen, wußten zumindest viele dieser Frauen durchaus ähnlich wie die von Joanne Meyerowitz beschriebenen „Women Adrift" in Chicago 1880–1930,[26] warum und für was sie ihr Geld ausgaben.

Auch paßten die erotisierten zeitgenössischen Weiblichkeitsklischees selten genug mit ihrer eigenen Selbstwahrnehmung zusammen. Seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurden Telephonistinnen in vielerlei Karikaturen, von Telephonkunden, Schlagerkomponisten, Werbestrategen, Publizisten als „Elektrolady", „Telephonfee", „Ada Kupferdraht", „Fräulein vom Amt" oder „süße Klingelfee" apostrophiert – andere Postbeamtinnen fanden keine entsprechende öffentliche Thematisierung. Sie selbst setzten sich gegen diese mit dem Begriff „neue Frau" verbreiteten Stereotype und Phantasien von Männern heftig zur Wehr, etwa mit Beleidigungsklagen gegen sexuelle Belästigungen am Arbeitsplatz, denen vom staatlichen Arbeitgeber allerdings nur bis ungefähr 1908 paternalistisch wohlwollend nachgegeben wurde.[27]

Gezwungenermaßen mehrheitlich ledig, grenzten sich die weiblichen Postbeschäftigten in den zwanziger Jahren von unehelichen Müttern in ihren Reihen weniger aus moralischen denn aus beruflichen Gründen ab: der staatliche Arbeitgeber benutzte die – äußerst geringen – Fälle lediger Mutterschaft geschickt als Waffe im Arsenal seiner Drohgebärden und Strafmaßnahmen gegen Angestellte wie Beamtinnen gleicher-

25 Helmut Gold, „Fräulein vom Amt" – Eine Einführung zum Thema, in: Fräulein vom Amt. Hrsg. von Helmut Gold und Annette Koch, München 1993, S. 10–36.

26 Joanne J. Meyerowitz, Women Adrift. Independent Wage Earners in Chicago, 1880–1930, Chicago 1991.

27 Dazu mein Aufsatz: Fräulein Geduldig, Herr Post und Ada Kupferdraht. Technologie und Sozialbeziehungen. Ein Kapitel Postgeschichte, in: *Journal für Geschichte*, Jg. 3 (1988), Nr. 5 [Oktober], S. 44–54; zu Reaktionen auf den Robert-Stolz-Schlager (1919) vgl. Ursula Nienhaus, Vater Staat und seine Gehilfinnen, a. a. O., S. 117–118.

maßen.[28] Zumindest großstädtische Frauen bei der Post wußten, wie mir von Zeitzeuginnen berichtet wurde, über Empfängnisverhütung oder Abtreibung Bescheid und betrachteten ungewollte Schwangerschaft angesichts der zu erwartenden beruflichen Folgen als unverzeihliche Dummheit.[29] Natürlich trieben sie auch Sport, wogegen der Arbeitgeber allerdings häufig Kritik anmeldete, bis er gegen Ende der zwanziger Jahre im Zuge heftigster Arbeitsintensivierung infolge von Rationalisierung selbst Betriebssportstunden auf dem Dachgarten des Berliner Telegraphenamtes einrichtete.[30] Etwa um 1925 meinte man in Berlin bei der Post auch noch Einwände gegen kurze Haarschnitte äußern zu können; aber die Beschäftigten eines ganzen Telegraphenamtes solidarisierten sich mit der Gescholtenen und erschienen am nächsten Tag mit dem modischen „Bubikopf".[31]

„Daß den Maschinen so gern Mädchen vorgesetzt werden, rührt unter anderem von der angeborenen Fingergeschicklichkeit der jungen Dinger her, die freilich eine zu weit verbreitete Naturgabe ist, um ein hohes Tarifgehalt zu rechtfertigen", behauptete der bis heute viel rezipierte Publizist Siegfried Kracauer noch 1930.[32] Gegen solch herablassende und im übrigen disqualifizierende und biologistische Einschätzung wehrten sich die Verbandsfrauen in Wort, Schrift und Tat. Ihre rechtliche und soziale Situation erzwang die separierte Organisierung nach Geschlecht, hinderte sie aber durchaus nicht an Initiativen für oder Teilnahme an gemischtgeschlechtliche(n) Koalitionen. Gerade weil der „Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen" den Umweltbedingungen wie den internen Unterschieden überaus klug Rechnung trug und zudem durch seine Organisationsstruktur bewußt eine Streuung von Verantwortlichkeiten und unterschiedlicher Art Interessenwahrnehmung nach Orten und Regionen wie nach Beschäftigungsfeldern und Statusgruppen und schließlich auch nach Generationen ausdrücklich zu befördern suchte, zugleich aber weniger Last als Lust proklamierte, war seine Interessenpolitik, gemessen am zahlenmäßigen Mobilisierungs und Organisationsgrad, außerordentlich erfolgreich.

Gemessen an den eigenen politischen Zielsetzungen, verfehlte der Verband dennoch das primär Erstrebte: die praktische Gleichstellung von Männern und Frauen beim größten deutschen Staatsbetrieb. Nicht einmal die sehr frühzeitige Durchsetzung einer „Frauenbeauftragten" bald nach der Revolution von 1918/19 konnte dieses Scheitern verhindern. Begründet war es in der konsequenten Segregierungspolitik, mit welcher der staatliche Arbeitgeber zwischen Männer- und Frauenarbeitsplätzen ausdauernd Barrieren errichtete. Diese verhinderten zunächst, daß Frauen für sog. Männerarbeiten rekrutiert wurden; danach, daß sie von ihren separierten Stellen im Telephon- und

28 A. a. O., S. 227–245; vgl. auch Helene Lang, Die uneheliche Mutterschaft als Disziplinarvergehen, in: *Die Frau*, Jg. 27 (1921), [Juni], S. 270–272.

29 Mündlicher Bericht der Post- und Telegraphenangestellten Hildegard Radusch (1903–1994), deren Nachlaß sich im Archiv des Frauenforschungs-, -bildungs- und -informationszentrums, FFBIZ, Berlin, befindet.

30 Vgl. zwei zeitgenössische Fotografien in: Ursula D. Nienhaus, Das „Fräulein vom Amt" im internationalen Vergleich, in: Fräulein vom Amt, a. a. O., S.37–56, hier S. 51 und S. 53.

31 Mündlicher Bericht der Post- und Telegraphenangestellten Hildegard Radusch, a. a. O.

32 Siegfried Kracauer, Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt a. M. 1930; ders., Ornament der Masse, Frankfurt a. M. 1968; Atina Grossmann, Girlculture or Thoroughly Rationalized Female. A New Woman in Weimar Germany?, in: Women in Culture and Politics. A Century of Change. Hrsg. von Judith Friedlander u. a., Bloomington/Indiana 1986, S. 62–80.

Telegraphenvermittlungs- sowie später Postbankendienst in die üblichen Beamtenlaufbahnen ein- und darin aufsteigen konnten; und schließlich, daß sie aus der „weiblichen Laufbahn" ausscheren konnten, während sie zugleich mit „Doppelverdiener"kampagnen traktiert wurden. Die Erwerbschancen bei der Post blieben daher gravierend geschlechtsspezifisch unterschieden. Der staatliche Arbeitgeber begegnete allen entgegenlaufenden Bestrebungen des Verbandes nicht nur mit Hartnäckigkeit, sondern auch mit Drohungen, weibliche Beamte überhaupt abzuschaffen. Diese Drohungen waren um so wirkungsvoller, als die Beschäftigtenzahlen der von der Post rekrutierten Frauen im Laufe der Weimarer Republik dramatisch – zugunsten von Männern – sanken. Diese staatliche Politik war nicht fiskalischen Zwängen geschuldet, sondern lief rigiden Sparprogrammen im Gegenteil zuwider, da sie die teurere männliche Arbeitskraft privilegierte. Die organisierte Interessenpolitik der weiblichen Postbeschäftigten scheiterte daher letztendlich an diskursiven und politischen Bestrebungen verschiedener Männerlobbies und Männerkoalitionen, darunter auch den Koalitionen männlicher Beamtenorganisationen mit Staatsmännern verschiedener politischer Parteien. Diese blieben entschieden, die als natürlich ausgegebene Grundordnung der arbeitsteiligen Geschlechterhierarchie mit der Zentralfigur des „männlichen Ernährers" einerseits und dem Klischee „fingerfertiger Mädchen" andererseits zu verfestigen. Und dies allen Gleichberechtigungsbestimmungen der Weimarer Verfassung zum Trotz.

Weibliche „Schmutzkonkurrenz" und männliche Ehre

Geschlechterbilder als Machtfaktor im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband 1893–1918*

Von Ute Planert

„Drücken Frauen die Gehälter?" fragte in den letzten Tagen des Jahres 1901 die *Deutsche Handels-Wacht* jene männlichen Angestellten, die sich zur wirksameren Vertretung ihrer beruflichen Anliegen dem „Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband" (DHV) angeschlossen hatten. Mit der Antwort war das Verbandsblatt schnell bei der Hand. Das „Eindringen" der Frauen in einen Männerberuf, so hieß es, verdränge Männer aus ihren Stellungen und sei daher für die unbefriedigende wirtschaftliche Lage der Handlungsgehilfen verantwortlich.[1] „In unserem Stande ist die Frauenarbeit der Grund- und Eckstein alles sozialen Übels. Sie hindert uns am Aufstieg",[2] formulierte der DHV an anderer Stelle apodiktisch und hielt daher die „grundsätzliche Bekämpfung jeder Frauenarbeit" für das „unbedingte Erfordernis einer weitsichtigen Standespolitik".[3]

Der DHV war keineswegs die einzige Vereinigung, die sich der Sorgen und Nöte der expandierenden Angestelltenschaft im Kaiserreich annahm, doch mit seiner Mischung aus effektiver Interessenpolitik, Abgrenzung gegen die Arbeiterschaft und völkischer Ideologie die bei weitem erfolgreichste. Als Standesorganisation mit gewerkschaftlichen Zügen bot er sowohl eine Alternative zu den prinzipalfreundlichen älteren Gehilfenverbänden als auch zur sozialdemokratischen Angestelltenbewegung. Bereits 1910 hatte seine Mitgliederzahl die Hunderttausend überschritten,[4] und am Vorabend des Ersten Weltkrieges waren der „aus dem Antisemitismus heraus geboren[en]"[5] Vereinigung nahezu vierzig Prozent aller männlichen Angestellten angeschlossen.[6]

* Ein herzliches Dankeschön geht nach Hamburg an Kerstin Domscheit, deren hervorragende, am Historischen Seminar der Universität Hamburg entstandene und im Hamburger Staatsarchiv einzusehende Magisterarbeit: Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband 1893–1918, Hamburg 1990, meine eigenen Forschungen zum Antifeminismus im Kaiserreich sehr bereichert hat.

1 Vgl. Walter Graef, Drücken Frauen die Gehälter?, in: *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 8 (1901), Nr. 50 vom 15. 12., S. 781 f., Zitat S. 782.

2 M. H., Die Welt der Frau, in: a. a. O., Jg. 19 (1912), Nr. 6 vom 20. 3., S. 97–99, Zitat S. 99.

3 Vgl. M. H., Drücken Frauen die Gehälter? [2.], in: a. a. O., Jg. 8 (1901), Nr. 51/52 vom 22. 12., S. 797–799, Zitat S. 799.

4 Vgl. Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch II. Materialien zur Statistik des Kaiserreichs 1870–1914. Hrsg. von Gerd Hohorst, Jürgen Kocka und Gerhard A. Ritter, München 1975, S. 138.

5 Vgl. Handlungsgehilfentage 1896 und 1897. Berichte und Verhandlungen, Geschäftsberichte und Abrechnungen für die Jahre 1895 und 1896 (= Schriften des DHV, Bd. 1), Hamburg 1902, S. 1.

6 Vgl. Helmut Berding, Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt a. M. 1988, S. 127. In Hamburg 1893 gegründet, vertrat der DHV die Interessen der männlichen Angestellten im expandierenden Dienstleistungssektor und forderte ebenso wie der SPD-nahe „Zentralverband der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen" die Begrenzung der Arbeitszeit auf neun Stunden täglich, das Verbot der Sonntagsarbeit, einen gesetzlichen Jahresurlaub von mindestens vierzehn Tagen, die Festsetzung von Mindestgehältern sowie eine staatliche Pensionsversicherung. Im Gegensatz zu den freien Gewerkschaften lehnte der DHV jedoch Streiks als Mittel zur Durchsetzung von Interessen ab, nahm Prinzipale in seine Reihen auf und betonte die soziale Distanz zwischen Arbeitern und Angestellten. Sein Erfolg bei der Durchsetzung

Zu diesem beispiellosen Aufstieg trug die rigide Abwehrhaltung des DHV gegen Frauenarbeit im Handelsgewerbe nicht wenig bei. Während andere Organisationen nach und nach vom Widerstand gegen die Kolleginnen abrückten,[7] hatte der DHV die Einschränkung weiblicher Berufstätigkeit als Verbandszweck in sein Gründungsstatut von 1893 aufgenommen[8] – eine Haltung, die nach der Jahrhundertwende immer stärker hervortrat und den Deutschnationalen unter den Angestelltenverbänden ein unverwechselbares Profil verlieh.

Der DHV zeigte sich überzeugt, daß die „sich stetig vergrößernde Notlage im Handlungsgehilfenstande" neben der „Lehrlingszüchterei" vor allem in der weiblichen Konkurrenz begründet lag.[9] In der Tat hatte die Zahl der weiblichen Bürokräfte, „Schreibfräuleins" und Verkäuferinnen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert deutlich zugenommen. In den 25 Jahren, die zwischen den Reichszählungen von 1882 und 1907 vergingen, stieg die Zahl der weiblichen Beschäftigten im tertiären Sektor um das Sechsfache. Als Preußen sich anschickte, endlich jenes diskriminierende Vereinsgesetz aufzuheben, das Frauen die Mitgliedschaft in politischen Organisationen untersagte, wurde bereits ein Viertel der Erwerbsarbeit auf diesem Gebiet von Frauen erbracht. Eine Generation zuvor waren es nicht einmal fünf Prozent gewesen.

Die verstärkte Präsenz von Frauen in Büro, Handel und Verkehr ging einher mit einer enormen Expansion des Dienstleistungsbereichs, die von einem tiefgreifenden Strukturwandel des Angestelltenberufs begleitet war. Während sich die Zahl der männlichen Beschäftigten vervierfachte, nahmen die Einkommen im Vergleich zu anderen Berufsgruppen ab. Aus dem Kaufmann im Wartestand wurde ein lohnabhängiger Angestellter, der immer weniger Aussicht hatte, sich je selbständig machen zu können. Durch die

[Forts. von Anm. 6]
sozialpolitischer Forderungen wie etwa der Errichtung von Kaufmannsgerichten, vor denen Streitigkeiten zwischen Ladenbesitzern und Angestellten ausgetragen werden konnten, sowie sein umfassendes Serviceangebot ließen die Mitgliederzahlen vor dem Ersten Weltkrieg auf knapp 150000 steigen. Die deutschnationalen Handlungsgehilfen unterhielten Arbeitslosen-, Kranken-, Renten- und Sterbeversicherungen sowie einen eigenen Verlag, gaben Hilfestellung in Rechtsschutzfragen, vermittelten Stellen und erteilten Auskunft über Arbeits- und Lohnbedingungen im Angestelltenberuf. Eine eigene Lehrlingsabteilung bot Jugendlichen eine Vielzahl von Freizeitmöglichkeiten an. Verknüpft war diese wirkungsvolle Interessenpolitik mit der Propagierung völkischer Ideologeme, zu denen neben rassistischem Antisemitismus und imperialistischem Nationalismus auch antikapitalistische Züge, die Gegnerschaft zu Sozialismus und Demokratie sowie die Ablehnung der Frauenemanzipation gehörten. Entsprechend war der DHV mit einer Vielzahl völkischer und antisemitischer Organisationen wie etwa dem „Alldeutschen Verband", dem „Bund der Landwirte", der „Gobineau-Vereinigung" und der antisemitischen „Deutschsozialen Partei" personell und organisatorisch eng verflochten. Auch die offizielle Lockerung dieser Beziehungen im Gefolge einer internen Führungskrise seit etwa 1911 änderte nichts an dieser politischen Ausrichtung. Nach wie vor war der Verband entscheidend an der Verbreitung und Etablierung des Antisemitismus im „neuen Mittelstand" beteiligt. Als einzige völkische Interessenorganisation überdauerte der DHV die wilhelminische Ära, den Weltkrieg und die Weimarer Republik. 1934 ging er in der „Deutschen Arbeitsfront" auf. Vgl. zur Geschichte des DHV ausführlich: Iris Hamel, Völkischer Verband und Nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893–1933, Frankfurt a. M. 1967.

7 Vgl. den Überblick bei: Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908, Göttingen 1992, S. 47–67.

8 Vgl. Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband (1893–1918). Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades eines Magister Artium der Universität Hamburg, Hamburg 1990, S. 45–47.

9 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 3 (1896), Nr. 8 vom 15. 4., S. 64.

Spezialisierung und Rationalisierung der kaufmännisch-verwaltenden Tätigkeiten entstanden neue Berufsbilder und ein sowohl stärker segmentierter als auch vermehrt hierarchisierter Arbeitsmarkt.[10] Gleichzeitig wurden nach amerikanischem Vorbild auch in deutschen Büros immer mehr Maschinen eingesetzt. Schmutz, Lärm, schlechte Entlohnung und eintönige Mechanisierung rückten die Tätigkeit an den Schreib-, Buchungs- und Adressierautomaten in die Nähe von Fabrikarbeit, der sich standesbewußte „Privatbeamte", wie sich viele männliche Angestellte gerne nannten, verweigerten.[11] Damit machten sie den Weg frei für jene zunehmende Zahl junger Frauen aus den unteren Schichten des Bürgertums, die sich aus finanziellen Rücksichten zu außerhäuslicher Erwerbsarbeit gezwungen sahen. Arbeitertöchter hingegen bewerteten eine Tätigkeit im Ladengeschäft als sozialen Aufstieg und verstärkten die Proletarisierungsfurcht vieler kleinbürgerlicher Angestellter, die ängstlich um den sozialen Abstand zur Arbeiterschaft bemüht waren.

Insgesamt verschlechterte sich der Arbeitsmarkt für Handlungsgehilfen während der Expansion des tertiären Sektors eher, als daß er sich verbesserte, und viele Zeitgenossen gaben der sichtbaren Anwesenheit weiblicher Angestellter die Schuld daran. Wiewohl selbst die geschworenen Frauenfeinde des deutschnationalen Handlungsgehilfenvereins einräumen mußten, daß ein solcher Zusammenhang sich nicht beweisen ließ,[12] haben auch heutige Historiker diese Sicht übernommen und führen die „Dequalifizierung" des Angestelltenberufs um die Jahrhundertwende in wörtlicher Anlehnung an zeitgenössische Analysen auf das „Eindringen der weiblichen Arbeitskräfte" zurück.[13] Faktisch resultierte jedoch die Ausdehnung der Frauenarbeit aus der vermehrten Nachfrage

10 Vgl. zur Sozialgeschichte der (männlichen) Angestellten: Jürgen Kocka, Die Angestellten in der deutschen Geschichte. Vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer, Göttingen 1981; ders., Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847–1914. Zum Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in der deutschen Industrialisierung, Stuttgart 1969; Angestellte im europäischen Vergleich. Die Herausbildung angestellter Mittelschichten seit dem späten 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Kocka, Göttingen 1981; Rolf Engelsing, Die wirtschaftliche und soziale Differenzierung der deutschen kaufmännischen Angestellten im In- und Ausland, in: ders., Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten, Göttingen 1973, S. 51–111; Toni Pierenkemper, Arbeitsmarkt und Angestellte im Deutschen Kaiserreich 1880–1913. Interessen und Strategien als Elemente der Integration eines segmentierten Arbeitsmarktes, Stuttgart 1987; zu den weiblichen Angestellten vgl. Ursula Nienhaus, Von Töchtern und Schwestern. Zur vergessenen Geschichte der weiblichen Angestellten im deutschen Kaiserreich, in: Angestellte im europäischen Vergleich, a. a. O., S. 309–330; dies., Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten, Berlin 1982; Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O.; Elke Lorentz, Aufbruch oder Rückschritt? Arbeit, Alltag und Organisation weiblicher Angestellter in der Kaiserzeit und Weimarer Republik, Bielefeld 1988; Ute Frevert, Vom Klavier zur Schreibmaschine – Weiblicher Arbeitsmarkt und Rollenzuweisungen am Beispiel der weiblichen Angestellten der Weimarer Republik, in: Frauen in der Geschichte. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Hrsg. von Annette Kuhn und Gerhard Schneider, Düsseldorf 1979, S. 82–112; dies., Traditionale Weiblichkeit und moderne Interessenorganisation. Frauen im Angestelltenberuf 1918–1933, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 7 (1981), H. 3/4, S. 507–533.

11 Vgl. Christel Hess, Morsetaste, Hughes-Apparat, Fernschreiber. Telegraphie und Frauenarbeit in Baden, in: *LTA-Forschung*, H. 18, Mannheim 1994, S. 18–35. Vgl. auch: dies., Nation – Arbeit – Frauen. Frauenarbeit aus der Sicht des Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, in: Frauen und Nation. Hrsg. von Frauen & Geschichte Baden-Württemberg, Tübingen 1996, S. 178–189.

12 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 21 (1914), Nr. 14, S. 379 f.

13 Vgl. Toni Pierenkemper, Der Arbeitsmarkt der Handlungsgehilfen 1900–1913, in: Angestellte im europäischen Vergleich, a. a. O., S. 257–278, hier S. 278.

nach Arbeitskräften, eine Folge der Ausweitung und gleichzeitigen Diversifizierung des Dienstleistungsbereichs im Gefolge der industriellen Revolution.[14]

Von solch komplizierten Analysen war die Interessenvertretung der männlichen Handlungsgehilfen jedoch weit entfernt. Ihr ging es nicht um Information, sondern um die Verfolgung von Standespolitik mit den Mitteln publizistischer Meinungsmache. Für den DHV galt der Zusammenhang zwischen weiblicher Billigkonkurrenz, Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und männlichem Arbeitsplatzverlust als ausgemacht. Damit standen die Deutschnationalen nun freilich nicht allein. Proteste gegen die Arbeit von Frauen in vermeintlichen „Männerberufen" haben eine lange Tradition, die bis in die Auseinandersetzungen um die Frauenzünfte in der frühen Neuzeit zurückreicht. An der Wende zum 20. Jahrhundert beklagten sich nicht nur Handlungsgehilfen und Kanzleischreiber, Postbedienstete und Bahnbeamte über (potentielle) Mitbewerberinnen auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch Ärzte und Lehrer, Studenten und Militäranwärter, die auf eine Verwendung im Staatsdienst hofften. Und auch im Arbeitermilieu regte sich – gegenteiligen Bekundungen der SPD-Spitze zum Trotz – „proletarischer Antifeminismus" vor allem wohl auf Gebieten mit starken handwerklichen und daher frauenausschließenden Traditionen. Den Gewerkschaften schließlich – auch den sogenannten „freien", die der Sozialdemokratie nahestanden – galten Frauen zumeist als nicht organisierbar.[15] Kurz: Ressentiments gegen weibliche Erwerbsarbeit in ihren Branchen zeigten Männer aller Sozialschichten, deren geschlechtsbedingtes Monopol auf exklusive Berufsausübung durch ein Zusammenspiel von sozioökonomischen Wandel, weiblicher Bildungsexpansion, Frauenbewegung und Rationalisierungsinteressen staatlicher oder privater Arbeitgeber durchbrochen worden war. Spezifisch für den DHV und seinen Umgang mit der „Frauenfrage" war dagegen dreierlei: der Wandel von frauenfeindlicher Standespolitik zu Antifeminismus in nationalistischer Absicht, die Verknüpfung von Rhetorik mit praktischer Politik und eine Massenbasis, die es nicht erlaubt, die Obsession der Deutschnationalen als Randphänomen abzutun.

Von der 1786 in der für Handwerker und Kaufleute gedachten Krünitzschen Enzyklopädie ausgesprochenen Überzeugung, daß Frauen bei gleicher Erziehung und Schulbildung in den Gewerben ebensoviel wie Männer zu leisten vermochten,[16] war hundert Jahre später nichts mehr übriggeblieben. Statt dessen hatte sich die Auffassung zunächst moralisch, dann zunehmend anthropologisch fundierter Geschlechtseigenschaften durchgesetzt. Während „Geschlecht" Ende des 18. Jahrhunderts noch ausschließlich im Sinne biologischer Klassifikation verstanden wurde,[17] war 1824 bereits von unterschiedlichem „Geschlechtscharakter" die Rede[18] – ein Begriff, der die jeweils gängigen

14 Vgl. Angelika Willms, Die Entwicklung der Frauenerwerbstätigkeit im Deutschen Reich. Eine historisch-soziologische Studie, Nürnberg 1980.

15 Vgl. Molly Nolan, Proletarischer Antifeminismus. Dargestellt am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf 1890–1914, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin 1977, S. 356–377.

16 Vgl. Johann Georg Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie, Theil 1–126, Berlin 1782–1853, Bd. 14, Berlin 1786, s. v. „Frau" und „Frauenzimmer", S. 787–819, hier S. 809.

17 Vgl. a. a. O., Bd. 17 (1787), s. v. „Geschlecht", S. 478–480.

18 Vgl. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände, 10 Bde., 5. Aufl., Leipzig 1822 bis 1826, Bd. 4 (1824), s. v. „Geschlecht", S. 180.

Auffassungen vom Wesen *des* Mannes und *der* Frau offenbar so gut zu transportieren verstand, daß er noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein seine Geltung behielt.[19] Mit Hilfe dieser Wortschöpfung koppelte die aufstrebende Bürgergesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts äußerliche Verschiedenheit an moralische Befunde und wies Frauen die Sphäre der Liebe und Häuslichkeit zu, Männern dagegen das Reich der Öffentlichkeit und des Rechts.[20] Im Zuge frühliberaler Egalitätsdiskussionen flossen in die normative Verankerung des Geschlechterverhältnisses staatstheoretische und politische Aspekte ein,[21] während man im Zeitalter der aufsteigenden Naturwissenschaften zunehmend nach der medizinisch-physiologischen Fundierung des „kleinen Unterschieds" suchte.

Gleichzeitig gelang es im Kaiserreich, die „Frauenfrage" als wirtschaftliches Problem in den Köpfen der Zeitgenossinnen und Zeitgenossen zu verankern. Aufgrund von Veränderungen in der Wirtschafts- und Sozialstruktur, aber auch durch die Thematisierung des Problems im Umfeld der entstehenden Frauenbewegung führte die Öffentlichkeit breite Debatten, was denn „aus den Hunderttausenden einzeln stehender Mädchen werden" solle. Die „Frauenfrage" schien nun vor allem die Versorgung der unverheirateten „Mädchen der vermögenslosen Mittelklassen" zu betreffen.[22] Die vorgeschlagenen Lösungsmöglichkeiten sahen gemäß dem herrschenden Differenzmodell der Geschlechter in erster Linie hausarbeitsnahe Tätigkeiten und Erziehungsberufe vor, doch daneben erörterte man auch Beschäftigungen im Post-, Bahn- und Telegrafendienst sowie das wissenschaftliche Studium der Medizin.[23] Am Ende der 1880er Jahre ging die bürgerliche Frauenbewegung in die Bildungsoffensive. Petitionen forderten die Freigabe der ärztlichen Tätigkeit und des höheren Lehrberufs für Frauen, Real- und Gymnasialkurse bereiteten den Weg zur Hochschule vor, und mit dem „Kaufmännischen Hilfsverein für weibliche Angestellte" sowie dem „Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein" bildeten sich erste Berufsorganisationen. Dies war der Hintergrund, vor dem die Standesorganisationen der Ärzte, Lehrer und zunehmend auch der Angestellen ihre geschlechtsbedingten Privilegien zu verteidigen suchten.[24]

Deklassierungsängste und Proletarisierungsfurcht waren, wie Leserzuschriften an die *Deutsche Handels-Wacht* zeigen, an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der

19 Vgl. dazu ausführlich: Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen 1998, S. 20–32, und Ute Frevert, „Mann und Weib, Weib und Mann". Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 13–60.

20 Vgl. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie ..., a. a. O., Bd. 3 (1824), s. v. „Frauen", S. 877–880.

21 Vgl. Carl Welcker, Art. „Geschlechterverhältnisse", in: a. a. O., Bd. 6, Altona 1838, S. 629–665.

22 Vgl. Brockhaus' Konversations-Lexikon, 16 Bde., 13. Aufl., Leipzig 1882–1887, Bd. 7 (1884), s. v. „Frauenfrage", S. 247.

23 Vgl. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie ..., 15 Bde., 12. Aufl., Leipzig 1875–1879, Bd. 6 (1877), s. v. „Frauenfrage", S. 830–833, Zitat S. 832.

24 Vgl. dazu Catherine E. Stodolsky, Missionary of the Feminine Mystique. The Female Teachers in Prussia and Bavaria, 1880–1990, Ph. D., State University of New York, Stony Brook 1988; James C. Albisetti, Schooling German Girls and Women, Princeton 1988; Ursula Nienhaus, Berufsstand weiblich, a. a. O.; Claudia Huerkamp, Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert. Vom gelehrten Stand zum professionellen Experten. Das Beispiel Preußen, Göttingen 1985; Herrad-Ulrike Bussemer, Frauenemanzipation und Bildungsbürgertum. Sozialgeschichte der Frauenbewegung in der Reichsgründungszeit, Weinheim 1985; Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O.; Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich, a. a. O.; Christel Hess, Nation – Arbeit – Frauen, a. a. O.

Angestelltenschaft weit verbreitet.[25] Entsprechend waren die Publikationen des DHV voll von herzzerreißenden Beispielsgeschichten, deren Inhalt um die Verdrängung erfahrener Büroarbeiter durch die billigeren „Fräuleins" kreiste.[26] Gleichzeitig beeilte sich der Verband, alle Meldungen aufzugreifen, in denen sich andere Berufsverbände gegen die Beschäftigung von Frauen aussprachen. Daß die Handlungsgehilfen dabei zunächst mit Vorliebe frauenfeindliche Ressentiments aus dem Umfeld der freien Gewerkschaften aufgriffen, erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte des Verbandes. Immerhin war er angesichts der Erfolge der sozialdemokratischen Angestelltenbewegung 1893 dezidiert mit dem Ziel angetreten, „dem Eindringen der Sozialdemocratie in den Kaufmannsstand zu wehren".[27] Bei vergleichbaren sozialpolitischen Forderungen und ähnlichem sozioökonomischem Rekrutierungspotential[28] war es neben der weltanschaulichen Haltung vor allem die Position zur „Frauenfrage", durch die sich die beiden Konkurrenten unterschieden.[29] Wenn nun gewerkschaftlich organisierte Drucker, Buchbinder oder Ziegler über weibliche Konkurrenz klagten, wertete der DHV diesen Umstand als Beleg dafür, „daß die sozialistischen Theorien über die Gleichwertigkeit beider Geschlechter im Berufsleben der Praxis nicht standhalten".[30] Abgrenzung gegen die freien Gewerkschaften und antisozialistische Affekte ließen sich so mit dem Nachweis verbinden, daß die Einschränkung der Frauenarbeit offenbar einem breiten – männlichen – Bedürfnis entsprach.

Je mehr die sozialdemokratische Angestelltenbewegung an Zulauf verlor und je erfolgreicher der DHV um die Handlungsgehilfen warb, desto mehr trat die Auseinandersetzung mit der SPD und den ihr nahestehenden Gewerkschaften in den Hintergrund. Statt dessen bemühte sich der Verband nun darum zu zeigen, daß der Ausschluß von Frauen aus dem Handelsgewerbe nicht nur von den männlichen Beschäftigten gewünscht werde, sondern im betriebswirtschaftlichen Interesse der Unternehmer selbst liege. Er setzte dabei auf eine Argumentationsfigur, deren Strukturprinzip über die Jahre hinweg erhalten blieb: die Evozierung von Geschlechterbildern als machtpolitischer Ressource. In Anlehnung an verbreitete Vorstellungen von polaren „Geschlechtscharakteren"[31] schrieben die Handlungsgehilfen Frauen – und dadurch implizit auch Männern – geschlechtsbedingte Eigenschaften zu, die dann im Kampf um Arbeitsplätze und politischen Einfluß gezielt zur Delegitimierung weiblicher Ansprüche benutzt wurden. Diese Konstrukte wiesen einerseits konstante Stereotype auf, wandelten sich zum anderen Teil aber auch in Abhängigkeit von gesamtgesellschaftlichen Veränderungen. Der Blick auf die Rede über die Geschlechter gibt somit nicht nur Auskunft über populäre

25 Vgl. Wilhelm Schulze, Wer wandert?, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 11 (1904), Nr. 20 vom 15. 10., S. 379.
26 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 6 (1899), Nr. 14, S. 207.
27 Vgl. das Flugblatt „Ein Wort an die Handlungsgehilfen" von 1893/94, zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 32.
28 Vgl. Iris Hamel, Völkischer Verband und Nationale Gewerkschaft, a. a. O., S. 19.
29 Vgl. Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 34 f.
30 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 24 vom 16. 6., S. 373; vgl. auch a. a. O., Nr. 37 vom 15. 9., S. 580.
31 Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere" – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Hrsg. von Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363–393.

Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern läßt auch Aufschlüsse über sozialen Wandel in der klassischen Moderne erwarten.

Nachdem am Ende des Jahrhunderts die Berufszählung einen erneuten Anstieg der Frauenarbeit im Handelsgewerbe ausgewiesen hatte, erweiterte der DHV sein bis dahin um Szenarien passiver Bedrohung zentriertes Repertoire und begann mit gezielten Angriffen auf die weibliche Konkurrenz. Er setzte alles daran, deutlich zu machen, daß Frauen – durchweg geringer entlohnt – aus betriebswirtschaftlicher Sicht keineswegs die billigeren Arbeitskräfte seien. In den USA, auch damals schon der ökonomische Trendsetter par excellence, sei man von der Einstellung weiblichen Personals wieder abgekommen, behauptete die *Deutsche Handels-Wacht* 1901. Als Beleg dafür führte sie an, daß Frauen weniger pünktlich, ausdauernd und effizient arbeiteten als Männer, keine Bereitschaft zu Überstunden zeigten und aus Mangel an „Subordinationsgefühl" Vorschriften nicht respektierten. Ihre vorgebliche Neigung, „schon eine Viertelstunde vor Beginn der Mittagspause mit der schwierigen Arbeit des Hutaufsetzens zu beginnen und ebenso nach der Rückkehr 20 Minuten für ihre Arbeitstoilette zu brauchen",[32] kodierte angestellte Frauen in Übereinstimmung mit weit verbreiteten Auffassungen über ihren „Geschlechtscharakter" als typische „Weibchen", deren vorrangige Beschäftigung mit Schönheitsfragen ernste Arbeit unmöglich machte. Das so entworfene Schreckensbild der eitlen, unzuverlässigen, sich nicht in die Betriebsinteressen fügenden und nur an Putz und Heirat interessierten Angestellten ließ im Umkehrschluß erkennen, welche Qualitäten die *Handels-Wacht* für ihre männliche Anhängerschaft in Anspruch nahm: sie entwarf das Idealbild des korrekten, beflissenen, allzeit einsatzwilligen und fraglos unterordnungsbereiten wilhelminischen Beamten, mithin jenes Typus, dem sich Handlungsgehilfen und Kontorangestellte in ihrer Selbsttitulierung als „Privatbeamte" nur zu gern zurechneten, ohne doch je an seinem sozialen Prestige teilhaben zu können.

2 Defizitäre Weiblichkeit

Das Bestreben des DHV, Frauenarbeit als die betriebswirtschaftlich teurere Lösung darzustellen, erhielt in den Jahren um die Jahrhundertwende neue Nahrung. Die Debatte über den Platz des weiblichen Geschlechts in der Gesellschaft wurde zunehmend auf dem Feld des Körpers ausgetragen. Schon 1848, nachdem sich Frauen aktiv an der Revolution beteiligt hatten, behaupteten bildungsbürgerliche Lexika die Okkupation des weiblichen Wesens durch eine allgegenwärtige und pathologisierte Sexualität, die sie „auf längere Zeit an wirklichen, ernsthaft geistigen oder sehr angreifenden körperlichen Beschäftigungen verhindert".[33] Seit den 1880er Jahren hatten Mediziner die vorgeblich größere

32 Vgl. Entlassung weiblicher Angestellter, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 30 vom 28. 7., S. 470.

33 Vgl. Das große Conversationslexikon für die gebildeten Stände, Abt. 1: Bd. 1–23 [A–N], Abt. 2: Bd. 1–15 [O–Z], Hildburghausen 1840–1852, Abt. 1: Bd. 12 (1848), s. v. „Geschlechtseigenthümlichkeiten", S. 741 bis 750, Zitat S. 748 f.; vgl. auch Esther Fischer-Homberger, Krankheit Frau. Zur Geschichte der Einbildung, 2. Aufl., Neuwied 1988; dies., Neue Materialien zur „Krankheit Frau" (19. und 20. Jahrhundert), in: Feminismus – Inspektion der Herrenkultur. Ein Handbuch. Hrsg. von Luise F. Pusch, Frankfurt a. M. 1983, S. 308–339.

weibliche Sensitivität und Passivität dann zum „dritten Geschlechtsmerkmal" erklärt.[34] Und in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhundert waren es neben Anatomen und Physiologen vor allem Experten aus den aufstrebenden Bereichen Gynäkologie, Psychiatrie und Sexualwissenschaft, die sich an der Formulierung einer defizitären „weiblichen Sonderanthropologie"[35] beteiligten.

Entscheidend war, daß die misogynen Konzepte von Weiblichkeit nicht allein im medizinischen Spezialdiskurs zirkulierten, sondern über die Medien einer breiten Öffentlichkeit vermittelt und gezielt zur Delegitimierung weiblicher Leistungen und Forderungen eingesetzt wurden. Paul Julius Möbius' Traktat über den „Physiologischen Schwachsinn des Weibes" wurde vermutlich weniger in der Fachpresse rezipiert als in Tageszeitungen und Verbandsblättern besprochen. Der Versuch, aus der vorgeblich mangelhaften Ausprägung bestimmter Hirnregionen die Unfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu logisch-abstrakten Denkleistungen abzuleiten und daraus die ausschließliche Bestimmung der Frau zur Mutterschaft zu folgern, machte das Pamphlet des Leipziger Anatomieprofessors so populär, daß jedes Jahr eine neue Auflage erschien.[36] Wenn auch nicht alle wissenschaftlichen Werke Frauen so radikal auf ihre Sexualität reduzierten wie Otto Weiningers wilhelminischer Bestseller „Geschlecht und Charakter", so prägte doch das Paradigma naturgegebener Geschlechts- und Leistungsunterschiede das Alltagswissen und wurde von den männlichen Interessenverbänden gezielt zur Diskreditierung ihrer Konkurrentinnen benutzt.

Nachdem 1901 auch christliche Blätter einer medizinischen Studie Raum gaben, in der behauptet wurde, daß sich unter den „Geisteskranken" überdurchschnittlich viele Lehrerinnen befänden,[37] mühten sich in den Folgejahren zahlreiche Autoren, die geistige oder körperliche Unfähigkeit von Frauen für die Lehrtätigkeit nachzuweisen.[38] In diesem Meinungsklima galt es selbst dem Chef des preußischen Unterrichtswesens als ausgemacht, daß „der weibliche Körper den Anstrengungen des Lehrerberufs weniger gewachsen ist als der männliche".[39]

Im Gefolge dieser Debatte setzte nun auch der DHV alles daran zu beweisen, daß zwischen „Berufskrankheit und Geschlecht" eine enge Beziehung bestünde. Obwohl die Statistiken der Krankenkassen keineswegs überall einen signifikant höheren Krankenstand unter weiblichen Angestellten auswiesen, drehte die *Deutsche Handels-Wacht* die Zahlen so lange hin und her, bis für sie feststand, „daß die Weiber von unseren Berufskrankheiten nicht nur häufiger, sondern auch härter betroffen werden". Entsprechend galten die Kolleginnen als „ungeheure Belastung der Krankenkassen" – eine

34 Vgl. Albert Eulenburg, Sadismus und Masochismus, Wiesbaden 1902, S. 68.

35 Vgl. Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib, 1750–1850, Frankfurt a. M. 1991.

36 Vgl. Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums, 1700–1910, 160 Bde., München 1979–1987, Bd. 97 (1983), S. 328–330.

37 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 35 vom 1.9., S. 553.

38 Vgl. etwa H. Drewke, Die Lehrerinnenfrage, Bielefeld 1906; H. Tröster, Die Lehrerin, Berlin 1905; Wilhelm Hardt, Die Lehrerinnenfrage, Lissa i. P. 1905; Moritz Bartsch, Frauenberuf und Lehrerinnenfrage. Hrsg. im Auftrag des Breslauer Lehrervereins, Breslau 1916.

39 Zitiert nach: Ilse Gahlings und Ellen Moering, Die Volksschullehrerin. Sozialgeschichte und Gegenwartslage, Heidelberg 1961, S. 39.

Einschätzung, die das Blatt mit der geschäftstüchtigen Empfehlung verband, die Kassengemeinschaft mit dem „lohndrückenden allzu zarten Geschlecht" aufzukündigen und sich statt dessen der Deutschnationalen Kranken- und Begräbniskasse anzuschließen, die selbstredend nur Männer aufnahm.[40]

Die interessengeleiteten Behauptungen der männlichen Berufsverbände wurden vom Urteil misogyner Experten gestützt. 1903 widmete Möbius den ersten Band seiner mehrteiligen „Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden" dem Zusammenhang von „Geschlecht und Krankheit".[41] Ein Jahr später riet der Berliner Arzt Julius Heller vor der Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege Frauen aus medizinischen Gründen von einer Beschäftigung als Angestellte ab und empfahl statt dessen den häuslichen Dienst als Paradebeispiel einer gesundheitlich unbedenklichen und gleichzeitig auf die Ehe vorbereitenden Berufspraxis.[42] Kein Wunder, daß der DHV den Vortrag umgehend nachdruckte und für Verbreitung über seine hauseigene Verlagsbuchhandlung sorgte.[43] Auch die *Privat-Beamten-Zeitung* berief sich nur zu gern auf diese Erkenntnisse, die Heller in den Folgejahren nicht nur vor der Gesellschaft für Medizinalstatistik präsentierte, sondern auch in angesehenen Fachblättern wie dem *Archiv für soziale Hygiene* oder der *Medizinischen Reform* veröffentlichte.[44] Einzelne Tageszeitungen nutzten Hellers Behauptungen, um gegen die Einbeziehung von Frauen in die Krankenkassen- oder Familienversicherung zu Felde zu ziehen, und auch auf die Behörden verfehlten die von männlichen Berufsverbänden und Medizinern lancierten Meldungen ihre Wirkung nicht: der Staatssekretär im Reichspostamt wies 1902 die sächsischen Ämter an, aufgrund der erwarteten höheren Krankheitskosten weniger weibliches Personal einzustellen.[45]

Krank, so schien es, wurden Frauen nicht, sondern sie waren es – qua Geschlecht.[46] Es war ihre vorgeblich grundsätzlich „weniger widerstandsfähige" psychische wie physische Konstitution, die Frauen im Handelsgewerbe zu Unterleibsbeschwerden, Lungenkrankheiten, Blutarmut und Bleichsucht, Entwicklungsstörungen, Verdauungsproblemen, Frühgeburten und nervöser Erschöpfung prädestinierte[47] – Krankheiten also, die überwiegend mit der Reproduktionsfähigkeit von Frauen in Verbindung gebracht wurden und als „typisch weiblich" galten. Diese Auffassung knüpfte an die unter Ärzten wie Laien weit verbreitete Vorstellung an, daß Frauen ganz von ihrer Körperlichkeit bestimmt seien und die weiblichen Sexualfunktionen eine Quelle fortdauernder Gefährdung

40 Vgl. Berufskrankheit und Geschlecht, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 15, S. 291–293, Zitate S. 293. „Daß die Zahlen für die weiblichen Handlungsgehilfen zum Teil kleiner sind als die ihrer männlichen Berufsgenossen", wie auch die *Handels-Wacht* zugeben mußte, stellte Frauen angeblich „nur scheinbar günstiger".

41 Paul Julius Möbius, Beiträge zur Lehre von den Geschlechtsunterschieden, Halle 1904.

42 Vgl. Julius Heller, Eignet sich die Frau für den kaufmännischen Beruf?, Hamburg 1905.

43 Vgl. Wilhelm Schack, Die Frau und der kaufmännische Beruf, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 12 (1905), Nr. 3, S. 41–43.

44 Vgl. *Privat-Beamten-Zeitung*, Jg. 29 (1912), Nr. 12 vom 21. 3.; *Deutsche Nachrichten*, Jg. 4 (1910), Nr. 203 vom 31. 8.

45 Vgl. *Dresdner Tageszeitung*, Jg. 1902, Nr. 380 vom 15. 8.; *Germania*, Jg. 32 (1902), Nr. 209 vom 10. 9.

46 Vgl. zu diesem Themenkomplex auch: Esther Fischer-Homberger, Krankheit Frau, a. a. O.

47 Vgl. Berufskrankheit und Geschlecht, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 15, S. 291–293; a. a. O., Jg. 5 (1898), Nr. 11 vom 1. 6., S. 203; a. a. O., Jg. 6 (1899), Nr. 4 vom 5. 2., S. 48.

darstellten. Wilhelm Schack, der Vorsitzende des DHV, erwies sich auf den Verbandstagen als profunder Kenner der einschlägigen misogynen Literatur.[48] Entsprechend galt es dem DHV als ausgemacht, daß „gerade unser Beruf dem Weib als Geschlechtswesen verhängnisvoll wird".[49]

Ihr Körper schien Frauen nicht nur zu Schwangerschafts- und Menstruationsbeschwerden zu disponieren, sondern auch zu Hysterie und Nervosität. In diesem Zusammenhang lag nach Meinung medizinischer Experten auch die Neigung zu frauentypischen Formen der Kriminalität begründet. Auf dem deutschen Naturforscher- und Ärztetag in Stuttgart stellte der Münchner Mediziner Gudden einen engen Zusammenhang von Geschlechtsfunktion und Warenhausdiebstahl her. Daß diese Delikte fast ausschließlich von Frauen begangen wurden, galt ihm als eine Funktion weiblicher Sexualität: die Diebinnen, so die Behauptung, seien bei der Tat entweder schwanger gewesen, hätten ihre Menstruation gehabt oder unter der vorgeblichen „Frauenkrankheit" Hysterie gelitten.[50]

3 Frauenfeindlichkeit, Sexualität und Antisemitismus

Der „Deutschnationale Handlungsgehilfenverband" griff solche Expertisen begeistert auf, war ihm doch daran gelegen, die sittliche und moralische Eignung von Frauen für die kaufmännische Tätigkeit in Frage zu stellen. Aber auch umgekehrt suchte der Verein Eltern und junge Mädchen mit der Schilderung „sittlicher Gefahren" zu verunsichern, denen weibliche Angestellte in ihrem Beruf ausgesetzt seien. Mit schöner Regelmäßigkeit berichtete die *Handels-Wacht* über Prozesse wegen sexueller Belästigung am Arbeitsplatz und stilisierte Geschäft und Kontor gleichsam zu „Vorschulen für das Bordell".[51] Frauenfeindlichkeit verschränkte sich dabei mit dem rigiden Antisemitismus der Deutschnationalen. Das Blatt suggerierte, daß es sich bei den Tätern fast ausschließlich um jüdische Prinzipale handele, und stellte sexuelle Übergriffe von männlichen Vorgesetzten als jüdischen Angriff auf die „deutsche Frauenehre" dar.[52] Der Frauenkörper und seine sexuelle Integrität wurden mit der Nation identifiziert, so daß der DHV die angemaßte traditionell männliche Rolle als Beschützer weiblicher Geschlechtsehre antisemitisch wenden konnte. Eigene sexuelle Wünsche, diese Vermutung liegt angesichts der geradezu obsessiven Beschäftigung der Handlungsgehilfen mit dem Thema nahe, wurden abgespalten und in den als Feind konstruierten jüdischen anderen projiziert.[53]

48 Vgl. Wilhelm Schack, Frauenarbeit im Handelsgewerbe (= Schriften des DHV, Bd. 25), Hamburg 1905.
49 Vgl. Berufskrankheit und Geschlecht, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 15, S. 292.
50 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 3 vom 1. 2., S. 52.
51 Vgl. Mitschrift der Versammlung Hamburger Handlungsgehilfen vom 6. 10. 1893, StA Hamburg, PP, V 544, Bd. 1, zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 69 f.
52 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 4 (1897), Nr. 21 vom 1. 11., S. 276.
53 Zur Konstruktion der binären Opposition von „jüdischer" und „deutscher" Sexualität vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 6 (1899), Nr. 20 vom 15. 10., S. 298; Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 69–79; Christina von Braun, Der „Jude" und „das Weib", zwei Stereotypen des „Anderen" in der Moderne, in: *metis*, Jg. 1 (1992), Nr. 2, S. 6–28.

Unzählige Artikel in der *Handels-Wacht* versuchten den Eindruck zu erwecken, daß „ein gewaltiger Prozentsatz derjenigen weiblichen Wesen, welche jetzt zur Nachtzeit die Straßen der Großstädte durchstreifen, Töchter anständiger bürgerlicher Eltern sind, aber das Unglück hatten, als junge und unerfahrende Dinger in das Geschäft eines Bornstein oder Bernstein hineinzugeraten".[54] Insbesondere die als jüdische Erfindung denunzierten Warenhäuser erschienen so als Hort „sittlicher Verwilderung", in denen nicht nur sexuelle Übergriffe gang und gäbe waren, sondern junge Mädchen durch die neuartige Form der Warenpräsentation auch zum Diebstahl verführt würden. Die vorgeblich jüdische „Warenhauskultur" galt dem DHV, der die neuen Kaufhäuser als Bedrohung mittelständischer Strukturen ablehnte, als „schwere Gefahr für die sittliche Kraft unseres Volkes".[55] Die Forderung des Verbandes, Arbeitgebern, die wegen sexueller Übergriffe verurteilt worden waren, künftig die Einstellung weiblicher Angestellter zu verbieten, war keineswegs von Besorgnis geleitet, sondern zielte darauf, einerseits unliebsame Konkurrenz auszuschalten und andererseits jüdische Geschäftsinhaber öffentlich zu stigmatisieren. Frauenfeindlichkeit wurde so zu einer Funktion des Antisemitismus.

4 Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung: der „natürliche" Beruf der Frau

Während der DHV das Handelsgewerbe als einen Tätigkeitsbereich darstellte, in dem nicht nur gesundheitliche, sondern auch sittliche Gefahren auf junge Mädchen lauerten, schilderte er die Vorzüge schlechtbezahlter Frauenberufe wie Dienstmädchen oder Floristin in den leuchtendsten Farben. Die Versuche, die Öffentlichkeit auf alternative Beschäftigungsmöglichkeiten aufmerksam zu machen, nahmen seit 1905 auffällig zu, als der Verband einen neuen Ausschuß einrichtete, der sich ausschließlich mit der Frauenarbeit im Handelsgewerbe beschäftigte. Hintergrund dieser Entwicklung war die Beobachtung, daß kaufmännische Berufe nun auch für Frauen aus unteren Sozialschichten zunehmend an Attraktivität gewannen.[56] Geschlechterkonkurrenz und Statusprobleme gingen ineinander über, und der vergleichende Blick auf die Lehrerschaft und den öffentlichen Dienst zeigt, daß es gerade diese Überschneidung war, die Deklassierungsängste schürte.[57]

Die Vorstellung, Frauen im Beruf unterstellt oder von ihnen gar ersetzt zu werden, war Lehrern, Handlungsgehilfen und Beschäftigten bei der Post keineswegs nur aus wirtschaftlichen Gründen unangenehm. Nicht nur ihre häusliche Position als „Familienernährer" stand auf dem Spiel; sie fühlten sich dadurch auch in ihrer Selbstachtung und „Mannesehre" bedroht. Beamte wie Angestellte waren von der „Überlegenheit des männlichen Geschlechts" überzeugt[58] und gaben ihre Frauenverachtung auch dadurch

54 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 13 (1906), Nr. 20, S. 390.
55 Vgl. a. a. O., Jg. 17 (1910), Nr. 1 vom 1. 1., S. 3 f.
56 Vgl. a. a. O., Jg. 15 (1908), Nr. 18, S. 335 f.
57 Vgl. Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich, a. a. O., S. 33–118.
58 Vgl. Ludwig Langemann, Weibliche Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen. Eine Entgegnung, in: *Korrespondenz-Blatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand*, Jg. 15 (1907), Nr. 18, S. 160 f., Zitat S. 160.

kund, daß sie politischen Gegnern mit Vorliebe die Männlichkeit absprachen und ihnen feminine Attribute zuwiesen.[59] Der zur Schau getragenen Überheblichkeit gegenüber Frauen und „weibischen Männern" entsprach die Selbststilisierung zu heldischen, von Feinden umzingelten „deutsche[n] Männern", die im „Kampf" gegen die Unbillen der modernen Welt stets obsiegten.[60] Deshalb konnte der DHV an den Männerstolz seiner Mitglieder appellieren und sie zur Aktion aufrufen, indem er es als „unwürdig" charakterisierte, „uns von Frauen aus unserem Beruf verdrängen zu lassen".[61] Auch die Lehrer sahen in der dienstlichen Bevorzugung einer Frau eine „Zumutung" für jeden „charaktervollen Mann".[62] Daß Männern Dominanz über und Schutz von Frauen aufgegeben sei, konnte man in jedem Lexikon und selbst in Tageszeitungen nachlesen – kein Wunder also, daß der „vollwertige Mann" sich „immer gedrückt und beschämt" fühlte, wenn eine Frau – womöglich gebildeter oder aus einer weniger prestigeträchtigen Sozialschicht stammend als er selbst – ihm vorgezogen wurde.[63]

Seit die (klein)bürgerliche Ausrichtung der Handelsberufe nun auch noch durch junge Frauen proletarischer Herkunft bedroht schien, begnügten sich die deutschnationalen Handlungsgehilfen daher nicht länger damit, Interessentinnen abzuschrecken oder bei den Arbeitgebern als unrentabel zu diskreditieren, sondern verlegten sich, einen Beschluß des Verbandstages umsetzend, darüber hinaus auf die offensive Propagierung sog. „Familienberufe". Die einzelnen Ortsgruppen des Verbandes waren angehalten, qua Flugblatt oder Vortrag die Vorzüge hausarbeitsnaher Tätigkeiten den Eltern von Schulabgängerinnen vor Augen zu führen. Durch die Unterstützung von Lehrern und Pfarrern erreichte so die DHV-Broschüre „Was soll unsere Tochter werden?" rund 80000 Elternpaare, deren Töchter vor der Berufswahl standen.[64]

Neben „klassischen Frauenberufen" wie Dienstmädchen, Schneiderin und Friseuse warb der Verband auch für sozialpflegerische Frauenarbeit etwa in Krankenhäusern und Kindergärten. Mit Blick auf die bürgerlichen Schichten befürwortete er darüber hinaus die zukunftsträchtige Professionalisierung ehrenamtlicher Sozialarbeit im Umfeld von Kirche und Gemeinde, wie sie von einem Teil der Frauenbewegung, aber auch von einigen konservativen Politikern und Kirchenmännern gefordert wurde.[65] Die Rückführung von Frauen aus „Männerberufen" in „speziell weibliche Berufe" zu forcieren war jedoch mitnichten eine Spezialität der politischen Rechten. Auch das eher liberal gesinnte *Berliner Tageblatt* klagte über die Aufweichung der Geschlechtergrenzen auf dem Arbeitsmarkt

59 Vgl. etwa: Preis der Frauenarbeit, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 18 vom 15. 9., S. 348; Weibisches Gezänk, a. a. O., Jg. 17 (1910), Nr. 2 vom 15. 1., S. 21; Erfolge des Haushaltungsunterrichts, a. a. O., S. 26.

60 Vgl. Empfehlenswerte Frauenberufe, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 5 vom 1. 3., S. 84; Der deutschnationale Handlungsgehilfe und sein Prinzipal, in: a. a. O., Jg. 14 (1907), Nr. 4 vom 15. 2., S. 63.

61 Vgl. DHV: Ein Wort an die Handlungsgehilfen, o. J. [1893/94], zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 50.

62 Vgl. Soll Frauen die Leitung von höheren Mädchenschulen anvertraut werden?, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 16, S. 137.

63 Vgl. Frauenstimmrecht, in: *Pfälzischer Kurier*, Jg. 1902, Nr. 260 vom 5. 10.

64 Vgl. Wilhelm Schack, Frauenarbeit im Handelsgewerbe, a. a. O, S. 66; *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 5, S. 85.

65 Vgl. etwa den Nachdruck der Leitsätze zur kirchlichen Frauenarbeit des antisemitischen Hofpredigers Adolf Stoecker in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 12 (1905), Nr. 10, S. 184 f., und Armin, Soziale Frauenberufe, in: a. a. O., Jg. 17 (1910), Nr. 3 vom 1. 2., S. 43 f.

und wollte die freie marktwirtschaftliche Konkurrenz dort beschränken, wo es um Beschäftigungsmöglichkeiten für Frauen ging. Die Liste der Tätigkeiten, die es dabei anpries, unterschied sich in nichts von den Vorschlägen der Handlungsgehilfen: Krankenpflegerin, Hebamme, Gärtnerin, Putzmacherin, Schneiderin und die Palette der hauswirtschaftlichen Arbeiten.[66]

Wie den meisten ihrer Zeitgenossen galt auch den Deutschnationalen die Tätigkeit der Männer als „Lebensberuf", während Frauenarbeit als Not- und Übergangslösung betrachtet wurde. Glaubte man dem Credo der Handlungsgehilfen, wünschten Frauen ausnahmslos, „ihrem natürlichen, weiblichen Beruf, dem der Hausfrau und Mutter, zugeführt zu werden".[67] Der Verweis auf die scheinbar „natürliche" geschlechtliche Arbeitsteilung war das gewichtigste Argument des DHV im Kampf um die Durchsetzung männlicher Geschlechtsinteressen, das er jenseits aller politischen und sozialen Veränderungen unablässig wiederholte. Wie der Blick auf das in Lexika gespeicherte Alltagswissen zeigt, war die Vorstellung polarer Geschlechterdifferenzen und daraus abzuleitender Aufgabenverteilungen so internalisiert, daß dieses Konstrukt als soziale Norm zwischen Kaiserreich, Weltkrieg und Weimarer Demokratie – vielfach noch bis heute – für die meisten Menschen seine Gültigkeit behielt.

Die Folgerungen, die der DHV aus dem propagierten Modell dualer Geschlechtscharaktere zog, waren außerordentlich weitreichend. Nicht nur, daß Männer in dieser Perspektive als die einzig legitimen Arbeitsplatzinhaber erschienen, ihnen stand nach Ansicht der Handlungsgehilfen auch ein deutlich höheres Gehalt als Frauen zu. Während gewerkschaftlich orientierte Angestelltenvereine dem Konkurrenzdruck durch weibliche Billiglöhne mit Maßnahmen zur Egalisierung des Lohnniveaus begegnen wollten, erschien den Deutschnationalen die Anhebung der Männerlöhne als Mittel der Wahl. Höhere Gehälter, so ihr Kalkül, setzten Männer früher als bisher in den Stand, an Eheschließung und Familiengründung zu denken. Ihre Rechnung war einfach: „Anstatt dem Mann eine Stelle zu nehmen und sie der Frau zu geben, wobei der Mann brotlos wird und man für weniges Geld geringere Arbeit bekommt, bezahle man den Mann doppelt, dann wird er heiraten, und Mann und Frau haben ihren richtigen Beruf."[68] Die Konkurrenz sollte also einfach weggeheiratet werden.

Hinter der offensichtlich ideologischen Funktion dieser Konstruktion steckte die ständische Vorstellung vom angemessenen Lohn, der sich weniger an Leistung denn an Bedürfnis, auskömmlicher Lebensführung und am Familienstand bemaß. Ähnliche Argumente wurden auch in der Beamtenschaft laut, als sie in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg weibliche Konkurrenz zu fürchten begann.[69] Weite Teile der Bevölkerung, so zeigt sich, dachten auch in der Phase des klassischen Kapitalismus noch in

66 Vgl. Das Eindringen der Frauen in die männlichen Berufe, in: *Berliner Tageblatt und Handelszeitung*, Jg. 35 (1906), Nr. 327 vom 30. 6.

67 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 50 vom 15. 12., S. 784 f., Zitat S. 784. Vgl. dazu ausführlich: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 72–75.

68 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 50 vom 15. 12., S. 785.

69 Vgl. dazu Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich, a. a. O., S. 64–71, und allgemein: Ursula Nienhaus, Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der deutschen Post (1864–1945), Frankfurt a. M. 1995.

vorindustriellen Kategorien. Gleichzeitig belegt die Übereinstimmung der Argumente ein weiteres Mal, wie sehr sich Privatangestellte an den Verhältnissen der Staatsbeamten orientierten, deren verwaltende Tätigkeit der ihren in vieler Hinsicht vergleichbar war.

Aus der weithin akzeptierten Vorstellung, daß Männer die eigentliche Berufsarbeit leisteten und Frauenarbeit nur als Übergang zwischen Schule und Familiengründung oder als „Zubrot" anzusehen war, ergaben sich für den DHV weitreichende Konsequenzen für die kaufmännische Ausbildungsordnung. Mit Blick auf ihre „Lebensstellung" trat der Verband in Schriften und Petitionen für die gründliche Ausbildung der männlichen Angestellten ein und forderte gegenüber der unterschiedlichen Praxis der Einzelstaaten die Einführung einer grundsätzlichen Berufsschulpflicht. Dagegen sperrte er sich gegen alle Versuche, die kaufmännische Bildung für Mädchen und Frauen zu verbessern. Während Handlungsgehilfinnen bis zur Jahrhundertwende zumeist als angelernte Kräfte beschäftigt wurden, gab ein Regierungserlaß aus dem Jahr 1900 Gemeinden die Möglichkeit, obligatorische Fortbildungsschulen auch für das weibliche Geschlecht zu errichten. Der Qualifikationsvorsprung der Männer wäre somit deutlich verringert worden. Zu Recht befürchtete der DHV dadurch Wettbewerbsnachteile für seine Klientel.

In unzähligen Petitionen auf Reichs-, Einzelstaats- und Ortsebene gingen die Deutschnationalen gegen diese Angleichung vor. Nachdem die Gewerbenovelle von 1911 den Gemeinden die Möglichkeit gegeben hatte, alle berufstätigen jungen Frauen zum Besuch einer Berufsschule zu verpflichten,[70] intensivierten sie ihr Engagement. Frauenberufsverbände drängten auf den Vorrang berufsqualifizierender Inhalte; der DHV forderte dagegen, junge Mädchen auf ihren „natürlichen, weiblichen Beruf, dem der Hausfrau und Mutter", vorzubereiten,[71] eine Debatte, die vor dem und im Ersten Weltkrieg unter dem Stichwort „weibliches Dienstjahr" ihre Fortsetzung fand.[72] Nach Ansicht Richard Dörings, des stellvertretenden Verbandsvorsitzenden, sollte sich der Unterricht für Frauen auf Gesundheits- und Nahrungsmittellehre, Säuglings- und Krankenpflege, Nähen, Kochen und häusliche Buchführung beschränken.[73] Seine Position als männlicher Interessenverband und das Beharren auf geschlechtsspezifischer Segregation in der beruflichen Bildung war dem DHV wichtig genug, um die Einigungsverhandlung mit dem „Verband Deutscher Handlungsgehilfen" an Fragen der Frauenarbeit und Berufsschulpflicht scheitern zu lassen.[74]

70 Vgl. Sozialpolitische Standesschau über die Jahre 1907 und 1908, vorgelegt dem 11. Deutschen Handlungsgehilfentag (= Schriften des DHV, Bd. 40), 2. Teil, Stuttgart 1909, S. 44 f.; *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 21, S. 412 f.; 13. Deutscher Handlungsgehilfentag 1913. Sozialpolitische Standesschau über die Jahre 1911 und 1912 (= Schriften des DHV, Bd. 60/61), Hamburg 1913, S. 178–184, und die jährlichen Berichte über die Aktivitäten der Ortsgruppen in dem vom DHV herausgegebenen *Archiv für kaufmännische Sozialpolitik*. Zur Geschichte der gewerblichen Bildung vgl. Anne Schlüter, Neue Hüte – alte Hüte? Gewerbliche Berufsbildung für Mädchen zu Beginn des 20. Jahrhunderts – zur Geschichte ihrer Institutionalisierung, Düsseldorf 1987; Quellen und Dokumente zur Geschichte der gewerblichen Berufsbildung von Mädchen. Hrsg. von Anne Schlüter, Köln 1987.

71 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 8 (1901), Nr. 50 vom 15. 12., S. 784.

72 Zur weiblichen Dienstpflicht vgl. Susanne Dammer, Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung „weiblicher Fähigkeiten" durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890–1918), Weinheim 1988.

73 Vgl. Deutscher Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation, in: *Hamburgischer Correspondent*, Jg. 183 (1913), Nr. 529 vom 17. 10., StA Hamburg, PP, S 18846, S. 52.

74 Vgl. Sozialpolitische Standesschau über die Jahre 1907 und 1908 ..., a. a. O., S. 45 f.

Mit der Propagierung einer spezifisch weiblichen Ausbildungsordnung waren die Deutschnationalen äußerst erfolgreich. Nicht nur, daß der in bürgerlichen Kreisen vielgelesene *Kunstwart* diese Anregung aufgriff und weiterführte,[75] auch der preußische Handelsminister machte sich diese Position zu eigen und verordnete angehenden Handlungsgehilfinnen die Unterweisung in hauswirtschaftlichen Kenntnissen, die in Berufsschulen an die Stelle fachbezogenen Unterrichts treten konnte. Neue Berufsschulen wurden nur dann genehmigt, wenn dort auch hauswirtschaftliche Kurse angeboten wurden. Vor dem Hintergrund der Ernährungsmisere im Ersten Weltkrieg votierte selbst im liberalen Baden die Schulkommission bei der Einführung eines neuen Gesetzes für die Fortbildungsschulen 1918 dafür, Hauswirtschaft zum Pflichtfach zu machen und ins Zentrum des Mädchenunterrichts zu stellen.[76]

5 Das „Erwachen des Rassegedankens" und die Politisierung der „Frauenfrage"

Wie viele ihrer Zeitgenossen sahen die Handlungsgehilfen „in den Töchtern unseres Volkes vor allem die Mütter der kommenden Generation".[77] Imperialistische Bestrebungen und die geistig-moralische Kriegsvorbereitung im Umfeld der nationalen Rechten trugen entscheidend dazu bei, die Arbeits- und Reproduktionsleistung von Frauen zunehmend unter dem Aspekt von Volk, Nation und Rasse zu betrachten. Diese Haltung lediglich als Ausfluß ökonomischer Konkurrenzverhältnisse zu interpretieren greift zu kurz.[78] Tatsächlich handelte es sich bei dieser Sichtweise um einen integralen Bestandteil jener im wilhelminischen Deutschland weit verbreiteten politischen Mentalität, die zu einer nationalistischen Weltanschauung ebenso gehörte wie Antisemitismus und die Opposition zu Parlamentarismus und (Sozial-)Demokratie.

Sinnfällig wurde die Politisierung des Reproduktionsverhaltens in der Debatte um den „Geburtenrückgang", die im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts auf breiter Front einsetzte. Hintergrund war die Verstetigung der Geburtenrate, die sich allmählich auf den Durchschnitt industrialisierter Gesellschaften einpendelte.[79] Vor der Folie des außergewöhnlich hohen Niveaus zur Reichsgründungszeit wurde die aus der Reichsstatistik ablesbare Veränderung jedoch von der nationalen Rechten als Bedrohung für Deutschlands Großmachtpolitik interpretiert. Zunächst vom „Bund der Landwirte" und dem „Alldeutschen Verband" noch ohne Bezug auf das weibliche Geschlecht aufgegriffen, stellten Rassenanthropologen und völkische Lebensreformer die entscheidende Verknüpfung von Geschlecht, Sexualität, Rasse und Nation her. Der „Deutsche Verein für vernünftige Leibeszucht" machte 1904 in seinem „Rassenheft" ausdrücklich die Frauen

75 Vgl. etwa Richard Nordhausen, Ein Mädchendienstjahr, in: *Kunstwart*, Jg. 23 (1909/10), H. 21, S. 129–133; Johannes Buschmann, Frauenarbeit und Fortbildungsschule, in: a. a. O., Jg. 27 (1913/14), H. 2, S. 268–272.

76 Vgl. Elke Lorentz, Aufbruch oder Rückschritt?, a. a. O., S. 160 f.; Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 144; Barbara Guttmann, Weibliche Heimarmee. Frauen in Deutschland 1914–1918, Weinheim 1989, S. 77.

77 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 12 (1905), Nr. 16, S. 302.

78 Vgl. Richard J. Evans, The Feminist Movement in Germany, 1894–1933, London 1976.

79 Vgl. zur Bevölkerungsentwicklung Peter Marschalck, Bevölkerungsgeschichte Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1984.

für das Sinken der Geburtenziffern verantwortlich,[80] und in dem Maße, wie sich der Rassegedanke durchsetzte, wurde auch von anderen völkisch-nationalistischen Gruppierungen die Schuld der Frauen am „Geburtenrückgang" hervorgehoben.[81]

Der DHV hatte an seiner nationalistischen und antisemitischen Haltung nie einen Zweifel gelassen. Der Verband drohte „Großpolen, Dänenfreunden, Tschechen, Französlingen und Juden" mit „unerbittliche[r] Gegnerschaft"[82] und unterstellte ausländischen Arbeitskräften eine „bestialische Gesinnung", die „den deutsch-völkischen Charakter untergräbt"[83]. Seine Anhänger verließen den Schauplatz mehr oder minder handgreiflicher Auseinandersetzungen mit Sozialdemokraten vorzugsweise unter „Gesang des alten Kampfliedes: ‚Deutschland, Deutschland über alles'".[84] Aus ihrem „nationale[n] Radikalismus", der „nicht die Zugehörigkeit zu einem Staat, sondern die Abstammung als Kern der Nationalitätsbildung" verstand, machten die Handlungsgehilfen keinen Hehl. Sie beanspruchten Weltgeltung für die „nationale Interessenpolitik" und verlangten ultimativ die Förderung „deutsche[n] Volksbewußtsein[s]" – wenn auch die Interpretation der Chiffren „deutsch" und „national" unter den Mitgliedern gelegentlich strittig war.[85] Dennoch stand die „Rassenfrage" bis zum Ende der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts nicht im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. Das änderte sich erst, als sich in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg die Rassenhygiene als medizinisches Fach durchzusetzen begann und mit dem Aufstieg der politischen Anthropologie die Biologisierung der Politik einsetzte. Nun präzisierte auch die *Deutsche Handels-Wacht* unter Rückgriff auf die Lehren Ludwig Woltmanns und Ernst Hasses ihre Vorstellungen von einer „geschichtlich und wissenschaftlich begründeten" alldeutschen Weltanschauung als „Lehre von der Überlegenheit der weißen, nordeuropäischen Rasse, der die Germanen als Kernvolk angehören".[86]

Es war dieses „Erwachen des Rassegedankens" – so der Untertitel eines Artikels –, das die Verknüpfung von Sexualität, „Frauenfrage" und Nationalismus nach sich zog. 1909 setzte im Verbandsblatt der Handlungsgehilfen die Veröffentlichung einer Serie ein, welche die Leser mit „Völkischen Hochzielen" zwischen germanentümelnder Vergangenheitsbetrachtung und hochgerüsteter Gegenwart bekannt machte.[87] Eine eigene Folge war der „germanischen Ehe" gewidmet, die als Instrument zur „zielbewußten Rassenzucht" verstanden wurde.[88] In Übereinstimmung mit hohen Militärs galten Frauen dem

80 Vgl. *Kraft und Schönheit*, Sonderheft 3: Rassenheft, Berlin 1904.

81 Vgl. etwa die Artikelserie von Philipp Stauff, Völkische Fruchtbarkeit, in: *Alldeutsche Blätter*, Jg. 19 (1909), Nr. 28, S. 238 f., und Nr. 29, S. 245 f.

82 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 21 vom 5. 11., S. 415.

83 Vgl. Eine nationale Gefahr, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 14 vom 20. 7., S. 278 f., Zitate S. 278.

84 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 14 (1907), Nr. 6 vom 15. 3., S. 107.

85 Vgl. Richard Döring, Weshalb sind wir national?, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 10 (1903), Nr. 11 vom 1. 6., S. 201 f., Zitate S. 202, und die Leserzuschriften in dieser Ausgabe sowie Hans Zukunft, Der nationale Gedanke, a. a. O., Nr. 12 vom 15. 6., S. 225.

86 Vgl. Nationale Arbeit, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 17 (1910), Nr. 1 vom 1. 1., S. 5.

87 Vgl. etwa Völkische Hochziele. Das Erwachen des Rassegedankens, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 16 (1909), Nr. 11 vom 1. 6., S. 209–212, oder Völkische Hochziele. Das deutsche Heer, a. a. O., Nr. 14 vom 1. 8., S. 291 f.

88 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 18 (1911), Nr. 15, S. 298 f., Zitat S. 299.

DHV als „Erzeuger und Bildnerinnen eines zukünftig kampfesfrohen Geschlechts".[89] Ein solches Konzept war ohne die aktive Mitwirkung von Frauen nicht denkbar. Es sollte sich zeigen, daß die Betonung der Kategorie „Rasse" die Politisierung des DHV in der „Frauenfrage" mit sich brachte.

Die Wende kam 1911, als die *Deutsche Handels-Wacht* Max von Grubers Rede zum Zusammenhang von Mädchenbildung und Rassenhygiene nachdruckte. Von Gruber, ein Münchner Alldeutscher, stand als Hygieneprofessor der bayerischen Landesuniversität der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene" vor. Der gelernte Mediziner sprach mit seinen Forderungen nach Erziehung der Frauen zur Mutterschaft und nach Verzicht auf außerhäusliche Erwerbsarbeit zugunsten vieler Schwangerschaften dem DHV aus der Seele. Neu an seiner Sicht aber war, daß der spätere Mitbegründer der protofaschistischen „Deutschen Vaterlandspartei" die Fragen von Berufskonkurrenz und weiblicher Bestimmung in einen allgemeinpolitischen Horizont einband und gegen die „öffentliche Betätigung der Frauen überhaupt" zu Felde zog. Statt Beschäftigung mit Politik und Bildung sollten „die jungen Mädchen wie die jungen Kühe und Stuten geweidet" und ihre „Freude am Dienen" geweckt werden, um sie für die „Erhabenheit des Mutterberufes" zu begeistern und zu der Einsicht zu führen, „daß die Erzeugung und Aufzucht eines zahlreichen, gesunden, kräftigen und tüchtigen Nachwuchses die wichtigste Aufgabe und Pflicht eines Volkes sei".[90]

Die Redaktion der *Handels-Wacht* sah in von Grubers Widerstand gegen den „psychisch und physisch" verderblichen „Feminismus" „eine glänzende Rechtfertigung der Stellung unseres Verbandes zur Frage der Frauenarbeit im Handelsgewerbe", erkannte aber gleichwohl, daß die Bestrebungen der Deutschnationalen nur dann Aussicht hatten, in der breiten Bevölkerung Resonanz zu finden, wenn es ihnen gelang, den Blick weg von ihrem Standesinteresse hin auf „das große Ganze und die bedrohte Zukunft des deutschen Volkstums zu lenken".[91]

6 Die „Frauenfrage" als „nationale Gefahr"

Diese Einsicht hatte zur Folge, daß sich der DHV nun verstärkt der Frauenbewegung als gesellschaftlichem Problem zuwandte. Standespolitisch motivierte Frauenfeindschaft erweiterte sich zum umfassenden, wenngleich immer noch in beruflicher Konkurrenz gegründeten Antifeminismus. Diese Entwicklung ging einher mit einer vermehrten Betonung deutschnationaler Wertsetzung und völkischer Weltanschauung, wie sie im Abdruck und der Interpretation etlicher Texte nationalistischer Meisterdenker von Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn über den Rassentheoretiker Arthur de Gobineau bis hin zu dem imperialistischen Kolonialpolitiker Paul Rohrbach zum

89 Vgl. v. Gersdorff, Von der Erziehung des Deutschen zur Wehrkraft, a. a. O., Jg. 17 (1910), Nr. 15 vom 5. 8., S. 293 f., Zitat S. 294.

90 Vgl. Max von Gruber, Mädchenerziehung und Rassenhygiene, Teil 1 und 2, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 18 (1911), Nr. 1 vom 5. 1., S. 2–4, und a. a. O., Nr. 2 vom 20. 1., S. 25–28, Zitat S. 26.

91 Vgl. a. a. O., S. 2 und S. 28.

Ausdruck kam.[92] Die Handlungsgehilfen hoben hervor, daß sie „die Familie und das häusliche Wirken der Frau" als die „Grundlage aller deutschen Kultur" betrachteten, und betonten, daß „der Kampf gegen die Frauenarbeit in unserem Männerberuf nicht etwa dem persönlichen Wohlbehagen unserer Standesgenossen, sondern den höchsten Gütern unseres Volkes" gelte.[93] Weibliche Erwerbstätigkeit führte dem DHV zufolge nicht nur zur gesundheitlichen Schädigung der potentiellen Mütter und damit zur Reduzierung ihrer quantitativen und qualitativen Reproduktionsleistung, sondern infolge der Arbeitsmarktkonkurrenz und des sinkenden Männereinkommens auch zur späteren Familiengründung mit entsprechend weniger Nachwuchs – ganz zu schweigen davon, daß die Handlungsgehilfen Frauen, die in „Männerberufen" tätig waren, mangels geeigneter Vorkenntnisse und sittlicher Eignung für unfähig hielten, ihre nationale Pflicht als Ehefrau und Mutter zu erfüllen. Volk, Staat, Rasse und Nation übernahmen zunehmend die Rolle als oberste Legitimationsinstanz für den frauenfeindlichen Abwehrkampf der Deutschnationalen, die sich schon 1910 für „die Erziehung der Nation zum deutschen Rassebewußtsein" ausgesprochen hatten.[94] Die publizistischen Darstellungen des Verbandes werteten die „überhandnehmende Frauenarbeit" nicht länger nur als Nachteil für betroffene Individuen, einzelne Berufsgruppen oder die betriebswirtschaftliche Kostenrechnung der Unternehmen, sondern sie erschien als Bedrohung der „Volkswohlfahrt", als Erschütterung der „Grundpfeiler des Staatsgebäudes" und als Gefährdung der „Zukunft unseres Volkes".[95]

Hatte der DHV schon um die Jahrhundertwende die „Wehrkraft" und die „Zukunft Alldeutschlands" im „Schoße" der Frauen ruhen sehen,[96] so widmete er sich, dem Trend der Zeit folgend, am Vorabend des Ersten Weltkrieges auf seinem Verbandstag ausdrücklich dem Zusammenhang von „Frauenarbeit und Rassenhygiene".[97] Referent war Ignaz Kaup, jener Sympathisant des österreichischen Antisemiten und Alldeutschenführers Georg von Schönerer, den der von den Handlungsgehilfen so geschätzte Hygieneprofessor Max von Gruber gerade an sein Münchner Institut geholt hatte.[98] Unter dem

92 Vgl. etwa Ernst Moritz Arndt, Die Vermischung der Völker, in: *Beiblatt der Deutschen Handels-Wacht*, Jg. 19 (1912), Nr. 2 vom 20. 1.; Friedrich Ludwig Jahn, Aus dem deutschen Volkstum, a. a. O., Nr. 4 vom 20. 2.; Die Judenfrage von der andern Seite gesehen, a. a. O., Nr. 6 vom 20. 3.; Der deutsche Gedanke in der Welt, a. a. O., Nr. 8 vom 20. 4.; Karl Felix Wolff, Engländer und Deutsche vom Standpunkte der Rassenkunde, a. a. O., Nr. 10 vom 20. 5.; Zu J. G. Fichtes 150. Geburtstage. Aus den Reden an die deutsche Nation, a. a. O., Nr. 12 vom 20. 6.; Franz Hahne, Gobineau als Führer zur Rassenpolitik, in: *Hamburgische Monatsschrift (Norddeutsche Monatshefte)*, Jg. 1 (1914), H. 11/12 vom 15. 12., S. 55–59.

93 Vgl. Der Verband im Jahre 1911, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 19 (1912), Nr. 8 vom 20. 4., S. 141.

94 Vgl. v. Gersdorff, Von der Erziehung des Deutschen zur Wehrkraft, in: a. a. O., Jg. 17 (1910), Nr. 15 vom 5. 8., S. 293 f., Zitat S. 294.

95 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 19 (1912), Nr. 8 vom 20. 4., S. 142, und: Die Standesarbeit im Jahre 1912, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 20 (1913), Nr. 8 vom 20. 4., S. 142.

96 Vgl. Was wir wollen! Eine Antwort auf die Frage nach Zweck und Ziel der deutschnationalen Handlungsgehilfen-Bewegung. Flugschrift des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes, Heft 3, Hamburg 1901, S. 27 f., zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 85.

97 Vgl. Ignaz Kaup, Frauenarbeit und Rassenhygiene. Sozialstatistische und nationalbiologische Beiträge zur Frauenarbeit. Vortrag, gehalten auf dem Deutschen Handlungsgehilfentag in Frankfurt a. M. (= Schriften des DHV, Bd. 66), Hamburg [1913].

98 Vgl. Paul Weindling, Health, Race and German Politics between National Unification and Nazism, 1870–1945, Cambridge 1989, S. 25, S. 220 und S. 226.

Eindruck des Weltkriegs schließlich erklärte der Verband die Bevölkerungspolitik zur „Schicksalsfrage" der Nation und behauptete in populärer sozialdarwinistischer Manier, daß „im scharfen Daseinskampf der Völker" die Entscheidung über Aufstieg und Niedergang einer Nation schon in den Wochenbetten falle. Die möglichen Folgen lagen für ihn auf der Hand: ein schwaches, dem „Untergang" geweihtes Volk, „Überfremdung" und letztlich der Niedergang der deutschen Kultur.[99]

Kein Wunder also, daß die Handlungsgehilfen die Frauenbewegung als „nationale Gefahr" betrachteten.[100] Doch der DHV stand mit diesen Vorstellungen nicht allein. Der Zusammenhang von Bevölkerungspolitik, kriegerischem Imperialismus, Rassentheorien und Frauenemanzipation beschäftigte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg die völkische Rechte ebenso wie nationalistische Kirchenmänner. Der renommierte Theologe Reinhold Seeberg zog gegen Frauenarbeit und Frauenemanzipation als Ursache des „Geburtenrückgangs" zu Felde, und Max von Gruber kündigte die „allerheftigste Abwehrbewegung gegen die öffentliche Betätigung von Frauen" durch all diejenigen an, „welche sich nicht gutwillig darein zu fügen bereit sind, daß unser Volk am Feminismus erlahmt und verdirbt".[101] Als dann 1912 der rheinische Medizinalrat Jean Bornträger in einer Studie für das Innenministerium den „Geburtenrückgang in Deutschland" auf den Einfluß von Frauenbewegung und Sozialdemokratie zurückführte und als Gegenmittel die Aufrechterhaltung eines geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkts sowie die „Eindämmung der Frauenemanzipation" empfahl,[102] konnte die radikale Rechte sich bestätigt fühlen: ihre Sichtweise erhielt so die Weihen regierungsamtlicher Bestätigung.

Wie von Gruber angekündigt hatte, formierte sich im Frühjahr 1912 nach englischem und amerikanischem Muster eine antifeministische Interessenorganisation mit dem Ziel, angesichts des Aufbruchs von Frauen aus dem überkommenen Geschlechterverhältnis die männliche Dominanz in Staat, Politik, Kirche und Berufsleben zu sichern.[103] Von den deutschnationalen Handlungsgehilfen wurde der „Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation" „aufrichtig als Kampfgenosse" begrüßt.[104] Sie druckten nicht nur den Gründungsaufruf ab und forderten ihre Mitglieder zum Beitritt auf,[105] sondern arbeiteten in den folgenden Jahren auch eng mit dem Verband der Emanzipationsgegner zusammen.

99 Vgl. Eugen Clauß, Schicksalsfrage an das Deutschtum (= Deutschnationale Blätter. Hrsg. vom DHV, Blatt 1), Hamburg 1915, S. 3, zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 89.

100 Vgl. Werner Heinemann, Die radikale Frauenbewegung als nationale Gefahr. Mit einem geschichtlichen Überblick über die Entstehung der Frauenbewegung (= Vortragsentwürfe. Hrsg. vom DHV, Bd. 28), Hamburg 1914, zitiert nach: Kerstin Domscheit, Antifeminismus im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband ..., a. a. O., S. 147.

101 Vgl. Max von Gruber, Mädchenerziehung und Rassenhygiene, a. a. O., S. 2.

102 Vgl. Jean Bornträger, Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung. Auf Grund amtlichen und außeramtlichen Materials (= Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Medizinalverwaltung, Berlin), Bd. 1 (1912), H. 13, S. 152; aus evangelischer Sicht: Reinhold Seeberg, Der Geburtenrückgang in Deutschland. Eine sozialethische Studie, Leipzig 1913. Vgl. dazu umfassend Anna Bergmann, Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle, Hamburg 1992.

103 Zu Zielen, Aktionsformen, Sozialstruktur und Bündnispartnern der antifeministischen Liga vgl. Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich, a. a. O., S. 118–130.

104 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 19 (1912), Nr. 14, S. 268 f., Zitat S. 268.

105 Vgl. a. a. O., Nr. 17, S. 329, und Nr. 22, S. 426 f.

Durch korporative Mitgliedschaft und gegenseitiges Entsenden hoher Funktionäre in den Vorstand der jeweils anderen Organisation eng verflochten, lud man sich gegenseitig zu Vorträgen bei den Jahresversammlungen ein, druckte wechselseitig Artikel ab und kooperierte auch auf der Ebene der Ortsverbände.[106] Als Folge der Zusammenarbeit setzte sich der DHV nun erstmals systematisch mit den politischen Zielen der Frauenbewegung auseinander.[107] 1914 widmete er dem Kampf gegen die „undeutsche Zeiterscheinung" Feminismus ein eigenes Kapitel in seinem Jahrbuch und entwarf darüber hinaus ein Vortragsmanuskript, mit dessen Hilfe auch weniger geübte Redner die Mitglieder der Ortsvereine über die Bedrohung der Nation durch die Frauenbewegung aufklären konnten.[108]

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs drängte die antifeministische Agitation beider Verbände nur kurzfristig in den Hintergrund. Schon bald zeigte sich, daß die Menschenverluste des ersten totalen Krieges der Weltgeschichte bevölkerungspolitische Phantasien beflügelten, während durch den Kriegseinsatz der Frauen an der „Heimatfront" die Frage der Geschlechterkonkurrenz auf dem Arbeitsmarkt erneut an Aktualität gewann.

7 Geschlechterkrieg an der „Heimatfront" und die Restabilisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse

Spätestens seit 1916, also noch vor dem Versuch, durch das Frauenreferat im Kriegsamt systematisch weibliche Arbeitskräfte anzuwerben, prognostizierten nicht nur Emanzipationsgegner, sondern auch sozialdemokratische und liberale Blätter einen „Geschlechterkrieg von grausamer Art" zwischen heimkehrenden Männern und erwerbstätigen Frauen.[109] Um dem zuvorzukommen, hatten die Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände und die deutschnationalen Handlungsgehilfen bereits im Oktober 1915 an Handelskammern, Militärbehörden und Länderregierungen appelliert, den Kriegern einen Anspruch auf ihren alten Arbeitsplatz zu garantieren. Der DHV zog nun erneut gegen das „Überhandnehmen der Frauenarbeit im Handelsgewerbe" zu Felde und machte dafür die Expansion privater Handelsschulen verantwortlich.[110] Mit seiner Kampagne gegen die „Schnellbleichen" traf der Verband bei den Behörden auf viel Sympathie. In Bayern warnten Verwaltungseinrichtungen und Arbeitsämter vor der Ausbildung zur

106 Vgl. *Monatsblatt des Deutschen Bundes zur Bekämpfung der [*später: *gegen die] Frauenemanzipation,* Jg. 1 (1913), Nr. 1, S. 5; a. a. O., Nr. 7/8, S. 52–55 und S. 63; a. a. O., Nr. 9, S. 69 f.; a. a. O., Nr. 11, S. 102 f.; a. a. O., Nr. 12, S. 112–115; a. a. O., Jg. 2 (1914), Nr. 1, S. 1–5; a. a. O., Nr. 2, S. 26; a. a. O., Nr. 4, S. 43; a. a. O., Nr. 6, S. 57 f.; a. a. O., Jg. 3 (1915), Nr. 10, S. 1–3; a. a. O., Nr. 11, S. 4; a. a. O., Jg. 6 (1918), Nr. 1/2, S. 3 f.; *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 19 (1912), Nr. 22, S. 426 f.; a. a. O., Jg. 20 (1913), Nr. 14, S. 269 f.; a. a. O., Nr. 18, S. 366; a. a. O., Nr. 21, S. 413–415; 13. Deutscher Handlungsgehilfentag 1913, a. a. O., S. 17–20.

107 Vgl. *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 19 (1912), Nr. 24, S. 475 f.; a. a. O., Jg. 20 (1913), Nr. 12, S. 229 f.

108 Vgl. a. a. O., Nr. 18, S. 366 (Zitat); a. a. O., Nr. 21, S. 419, und Werner Heinemann, Die radikale Frauenbewegung ..., a. a. O.

109 Vgl. Kampf der Geschlechter?, in: *Vorwärts,* Jg. 33 (1916), Nr. 54 vom 24. 2.; Die Geschlechter nach dem Kriege, in: *Vossische Zeitung,* Jg. 1916, Nr. 194 vom 14. 4.

110 Vgl. Überhandnehmen der Frauenarbeit im Handelsgewerbe, in: *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 23 (1916), Nr. 2, S. 24 und S. 28; Gegen die Frauenarbeit im Handelsgewerbe, a. a. O., Nr. 4, S. 59 f.

Handlungsgehilfin,[111] und in Preußen wurden öffentliche Schulen aufgefordert, alles zu vermeiden, „was dazu dienen kann, den Zustrom der weiblichen Jugend zum kaufmännischen Beruf zu verstärken". Der preußische Handelsminister von Sydow wies die Regierungspräsidenten an zu überprüfen, ob den privaten Handelsschulen nicht Ausbildungsbeschränkungen auferlegt werden könnten,[112] ein Schritt, der ihm – und hier wird die Bedeutung von Geschlechtervorstellungen in innenpolitischen Auseinandersetzungen wiederum offenkundig – um so leichter fiel, als er die „natürlichste weibliche Aufgabe im Hause" erblickte und dort auch ledige Frauen am besten aufgehoben sah.[113]

Mit Blick auf die zahlreich in ehemaligen „Männerberufen" beschäftigten Frauen setzte sich die Sprachregelung vom aus der Not geborenen „Ausnahmezustand" durch, der in der „Friedenszeit nicht weiter bestehen" könne und dürfe.[114] Unter dem Beifall der konservativen Presse bekundete der Bevölkerungspolitiker und Kabinettsrat der Kaiserin, Carl von Behr-Pinnow, im Nebenberuf Vorsitzender des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation, wenn „viele Frauen jetzt 1–2 Jahre gut oder leidlich Männerarbeit leisten, beweist [das] übrigens noch nicht, daß sie dazu auch auf die Dauer fähig sein werden". Zur Untermauerung dieser Behauptung verwies er auf die „Schädigungen des Frauenkörpers" und die Nachteile für die „Kinderaufzucht".[115] Selbst der Bund Deutscher Frauenvereine räumte den Männern als Familienernährern den Vorrang bei der Besetzung von Arbeitsplätzen ein und erklärte es für selbstverständlich, daß die Frau „während des Krieges nur Platzhalterin für den Mann ist, der ihren Posten früher innehatte, und daß sie zurücktreten muß, sobald er heimkehrt und Anspruch auf diesen Platz erhebt".[116]

Das Reichsamt des Inneren hatte sich schon im Frühjahr 1915 mit Militärbehörden, Länderministerien, dem Deutschen Städtetag, Arbeitgebern und Gewerkschaften auf den Vorrang der entlassenen Soldaten verständigt. Dazu sollten sofort nach Kriegsende die zwischenzeitlich ausgesetzten Arbeitsschutzbestimmungen für Frauen wieder eingeführt werden, um damit vielen Frauen eine Weiterbeschäftigung unmöglich zu machen. Auch Zwangsmaßnahmen gegen Frauen, die ihren Arbeitsplatz nicht „freiwillig" aufgaben, wurden erwogen und später zum Teil in die Praxis umgesetzt.[117]

Für die zum Krieg eingezogenen Arbeiter schlossen oftmals Unternehmen und Gewerkschaften Vereinbarungen über ihre Wiedereinstellung nach der Heimkehr ab.[118] Doch während diese Zusicherung in hochspezialisierten Handwerksbranchen vielfach

111 Vgl. Warnung vor Zuzug nach den Städten und vor Frauenarbeit im Handelsgewerbe, in: *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 23 (1916), Nr. 4, S. 61.

112 Vgl. *Vorwärts,* Jg. 33 (1916) vom 23. 3.

113 Vgl. Die Frau im Hause, in: *Die Gutsfrau,* Jg. 1 (1912/13), Nr. 19, S. 333.

114 Vgl. Wandlungen im Frauenleben, in: *Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung,* Jg. [68] (1916), Nr. 656 vom 24. 12.

115 Vgl. Carl v. Behr-Pinnow, Frauenfragen, in: *Deutsche Tageszeitung,* Jg. 1917, Nr. 24 vom 14. 1.

116 Vgl. die Erklärung von Elisabeth Altmann-Gottheiner vor dem Verein für Fraueninteressen in: *Münchner Neueste Nachrichten,* Jg. 69 (1916), vom 30. 1., zitiert nach: Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989, S. 83.

117 Vgl. a. a. O., S. 118; Richard Bessel, „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes". Frauenarbeit und Demobilmachung im Ersten Weltkrieg, in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 9 (1983), H. 2, S. 211–229, Zitat: S. 217.

118 Vgl. Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, a. a. O., S. 120.

vertraglich festgehalten wurde, gingen private Unternehmen, Post, Bahn und die behördliche Bürokratie nicht über die Formel einer „Ehrenpflicht" für heimkehrende Soldaten hinaus. Die Angestelltenverbände konnten sich mit ihrem Wunsch, Handelsunternehmen nach Kriegsende auf die generelle Entlassung der unliebsamen Kolleginnen zu verpflichten,[119] nicht durchsetzen. Damit hielten sich die Arbeitgeber die Option für die billigeren, weil angelernten weiblichen Bürokräfte offen, deren Qualifikationslücken durch die tayloristischen Rationalisierungsschübe am Ende des Ersten Weltkriegs mehr als aufgewogen wurden.[120]

Noch bevor der Reichstagsausschuß für Handel und Gewerbe 1916 über die Demobilmachungspläne verhandelte, leitete der antifeministische Bund zusammen mit nationalistischen Vereinigungen und männlichen Berufsorganisationen eine großangelegte Kampagne gegen Frauen in „Männerberufen" in die Wege. Rund neunzig Verbände unterstützten die dem Deutschen Reichstag sowie dem Preußischen Herren- und Abgeordnetenhaus zugeleitete Petition, in deren Mittelpunkt zwei Forderungen standen: daß nämlich erstens die berufliche Unterordnung von Männer unter ranghöhere Frauen ausgeschlossen werde und zweitens „jede Verdrängung der männlichen Beamten durch weibliche Hilfsarbeiter [...] vermieden und den heimkehrenden Kriegern – auch den privaten Angestellten in Handel, Industrie und Landwirtschaft – die Anstellungs- und Erwerbsmöglichkeiten [...] durch weibliche Konkurrenz nicht verschlechtert werde".[121]

Mit dieser Formulierung gelang es den Antifeministen, die Befürchtungen vieler Männer aus dem mittleren und unteren Bürgertum städtischer Herkunft massenwirksam zu kanalisieren. Wohl an die 350000 Unterzeichner standen hinter der Bittschrift; gut die Hälfte der unterstützenden Vereinigungen waren Lehrerverbände, etwa 15 Prozent Beamtenorganisationen, und weitere fünf Prozent machten die Angestelltenvereine aus, allen voran der DHV mit seinen inzwischen fast 150000 Mitgliedern. Der Reichsverband Deutscher Militäranwärter – er vertrat mehr als 73000 ehemalige Soldaten[122] – und christliche Arbeitervereine beider Konfessionen hatten die Eingabe ebenfalls unterschrieben. Aber auch Organisationen, die von ihrem Vereinzweck her nicht von den wirtschaftlichen Aspekten der Eingabe betroffen waren, schlossen sich der Petition an: der Deutschbund, der alldeutsche Turnverein Berlin, der Alt-Herrenbund der Vereine Deutscher Studenten, Abteilungen des Wehrvereins und des Reichshammerbundes, konservative Ortsvereine und der pronatalistische Schutzbund fürs deutsche Weib, dem seinerseits etliche Verbände aus der Lebensreform- und Abstinenzbewegung sowie der Wälsungenorden angeschlossen waren.[123] Die Petition, der Kreis der Unterstützer macht das deutlich, war nicht nur sozioökonomisch, sondern auch geschlechterpolitisch motiviert.

119 Vgl. Wenn der Friede kommt. Sozialpolitische und wirtschaftliche Forderungen der deutschen Handlungsgehilfen für die Überleitung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft. Eine Denkschrift an die deutschen Gesetzgeber, Hamburg 1916.

120 Vgl. auch Susanne Rouette, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1993, S. 22–41.

121 Vgl. *Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation*, Jg. 4 (1916), Nr. 12, S. 1.

122 Vgl. *Deutsche Postzeitung*, Jg. 23 (1912), Nr. 25, S. 892.

123 Vgl. *Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation*, Jg. 4 (1916), Nr. 12, S. 6 f., und a. a. O., Jg. 5 (1917), Nr. 1, S. 7; *Deutsche Minne*. Hrsg. vom Schutzbund für das deutsche Weib, 1. Buch, Zeitz, Juli 1916, S. 44 f.

Die Gemeindekommission des Preußischen Abgeordnetenhauses beschäftigte sich im Frühjahr 1917 mit dem Anliegen der Antifeministen und ihrer Verbündeten und zog zu den Verhandlungen Vertreter aus den Ministerien für Handel, Arbeit und Unterricht hinzu. Daß Männern auf dem Arbeitsmarkt grundsätzlich der Vorrang zu geben sei, war unter den Politikern und Spitzenbeamten unstrittig; der Punkt brauchte erst gar nicht verhandelt zu werden. Einig war man sich auch darüber, daß Beamte nicht gezwungen werden dürften, der Weisungsbefugnis weiblicher Vorgesetzter zu unterstehen. Aktueller Stein des Anstoßes war die Verstaatlichung einer privaten Mädchenfachschule, die weiterhin von der altgedienten Direktorin geleitet wurde. Angesichts der Tatsache, daß Preußen an 270 öffentlichen Mädchenschulen gerade einmal dreizehn Direktorinnen beschäftigte und die Übernahme privater Bildungsinitiativen für Frauen in staatliche oder kommunale Regie sonst fast durchweg mit der „Maskulinisierung" der Leitungsfunktion verbunden war, mutete der Aufwand, der hier betrieben wurde, geradezu absurd an. Doch auf dem Spiel stand, das hatten die Antifeministen und ihre Verbündeten hinreichend deutlich gemacht, nichts weniger als die „männliche Ehre". Mit diesem Argument hatten sie nicht umsonst auf die Geschlechtskomplizenschaft der Bürger- und Behördenvertreter gesetzt. Die Bedeutung, die diesen wenigen Fällen weiblicher Überordnung zugemessen wurde, und das Verständnis, das den Bittstellern für ihre Nöte entgegenschlug, macht deutlich, wie stark die Selbstdefinition vieler Männer durch eine institutionell sanktionierte Umkehr der traditionellen Geschlechterhierarchie in Frage gestellt war.[124]

Zwar äußerte die Kommission Zweifel an der praktischen Umsetzbarkeit entsprechender Vorschriften insbesondere in kleineren Städten, und auch für die Verhältnisse der Beschäftigen in privaten Unternehmen erklärte sie sich für nicht zuständig. Doch die wesentlichen Punkte – Schutz der Männer vor weiblicher Konkurrenz und weiblichen Vorgesetzten – empfahl sie der preußischen Staatsregierung zur Erwägung weiterzuleiten, und auch das Abgeordnetenhaus stimmte wenig später diesem Vorschlag zu.[125]

Auch wenn der Reichstag die Petition dem Kanzler nur als Material überwies, konnten sich Antifeministen und männliche Berufsverbände von der praktischen Politik der Demobilisierung in ihren Ansichten bestätigt fühlen. Dem preußischen Staatsminister Graf Posadowsky galt die „Zurückführung der Frau [...] in den Schoß der Familie" als Mittelpunkt der Sozialpolitik,[126] und eine Denkschrift aus dem Kriegsministerium ließ keinen Zweifel daran, daß Frauen ihre Arbeitsplätze für die „heimkehrenden Männer" zu räumen hatten. Nur „erwerbsbedürftige Frauen" sollten weiterarbeiten dürfen – in Haus- und Landwirtschaft oder „sonstigen Berufe[n], in denen sie infolge zweckmäßiger Arbeitsteilung den Männern keine Konkurrenz machen".[127]

124 Vgl. 23. Petitionsbericht der Gemeindekommission, Drucksache Nr. 637, Sammlung der Drucksachen des Preußischen Hauses der Abgeordneten, XXII. Legislaturperiode, 3. Session 1916/18, Bd. 7, Berlin, S. 4002, und *Monatsblatt des Bundes gegen die Frauenemanzipation*, Jg. 5 (1917), Nr. 1, S. 3.

125 Vgl. Wörtliche Berichte über die Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses, XXII. Legislaturperiode, 3. Tagung, 110. Sitzung vom 16. 1. 1918, Sp. 7430.

126 Vgl. Das neue Deutschland und die Sozialreform, in: *Deutsche Handels-Wacht*, Jg. 25 (1918), Nr. 5/6, S. 49.

127 Vgl. Richard Bessel, „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes", a. a. O., S. 211.

An dieser Linie änderte auch der Systemwechsel vom November 1918 nichts, im Gegenteil. Arbeitsgeber und Gewerkschaften legten im Stinnes-Legien-Abkommen fest, daß die zurückgekehrten Soldaten Anspruch auf ihren alten Arbeitsplatz erheben konnten,[128] und im Januar 1919 kam die Revolutionsregierung dem Programm der Betriebsgemeinschaft kaufmännischer Verbände, der auch der DHV angehörte, entgegen und setzte eine ähnliche Verordnung auch für Angestellte in Kraft.[129] Obwohl es – in der Forschung lange unterschätzt – durchaus Proteste gegen die Praxis der Demobilmachung gab und etliche Frauen Unternehmen und Demobilmachungsausschüsse um Weiterbeschäftigung baten, wurde die Restabilisierung patriarchaler Geschlechterverhältnisse doch von einem breiten gesellschaftlichen Konsens getragen.[130] Selbst die bürgerliche Frauenbewegung konnte sich dem wirkungsmächtigen Topos nicht entziehen, daß der soldatische Fronteinsatz von Leib und Leben mit dem „Dank des Vaterlandes" in Form einer geschlechterhierarchischen Reorganisation des Arbeitsmarkts zu honorieren war.[131]

Aus der Sicht von Antifeministen und männlichen Berufsverbänden war die Praxis der Demobilisierung ein voller Erfolg. Die sukzessive Erweiterung von politischen Aktionsräumen und Frauenrechten seit der Jahrhundertwende hatte nichts daran geändert, daß die meisten Menschen ein geschlechtersegmentiertes Rechtsempfinden teilten, das Männern als „Familienernährern" einen prinzipiellen Anspruch auf einen Arbeitsplatz zugestand, dem gegenüber Frauen zurückzutreten hatten.[132] Obwohl sich die politischen Rahmenbedingungen veränderten, blieben die implementierten Bilder vom scheinbar natürlichen Wesen der Geschlechter und ihren spezifischen Zuständigkeiten erstaunlich stabil. Die „Doppelverdienerkampagne" der Weimarer Republik knüpfte an diese Vorstellungen ebenso an wie die Geschlechterpolitik der Nationalsozialisten, die auch deswegen so erfolgreich war, weil sie die Wiederherstellung männlicher Ehre und Suprematie versprach. Mit Geschlechterbildern läßt sich Politik machen – bis heute.

128 Vgl. a. a. O., S. 217.

129 Vgl. Paul Feger, Ein Fortschritt, in: *Deutsche Handels-Wacht,* Jg. 26 (1919), Nr. 2, S. 20 f.; das Programm in der Beilage zur *Deutschen Handels-Wacht,* Jg. 25 (1918), Nr. 11/12.

130 Vgl. Susanne Rouette, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik, a. a. O., insb. S. 131–169; Richard Bessel, „Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes", a. a. O.; ders., Germany after the First World War, Oxford 1995; zur Kritik der USPD-Vertreterinnen vgl. auch: Willy Albrecht et al., Frauenfrage und deutsche Sozialdemokratie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der zwanziger Jahre, in: *Archiv für Sozialgeschichte,* Bd. 19 (1979), S. 495 f.

131 Vgl. die Denkschrift des BDF vom Februar 1918, zitiert nach: Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft, a. a. O., S. 312, Anm. 350, und die Überlegungen von Susanne Rouette, Sozialpolitik als Geschlechterpolitik, a. a. O., S. 40 f.

132 Vgl. für die Zeit des Ersten Weltkriegs Sabine Hering, Die Eroberung des Patriarchats? Frauenbewegung und Staat zwischen 1914 und 1920, in: *metis,* Jg. 1 (1992), H. 1, S. 28–41, hier S. 33 f.

Die „unsittliche Kollegin"

Anerkennung und Mißachtung als gewerkschaftliche Strategien im Gastwirtsgewerbe (1891–1928)*

Von Brigitte Kerchner

Die Anfänge einer gewerkschaftlichen Kellnerinnenbewegung sind nicht ganz eindeutig festzumachen. Von öffentlichen Zusammenkünften hören wir zum ersten Mal Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und die näheren Umstände waren mehr als ungewöhnlich. Um Mitternacht, so wird erzählt, hätten sich im Juni des Jahres 1891 einige aufgeregte Frauen in den Berliner Arminhallen in der Kommandantenstraße getroffen, um sich „ungeniert" über ihre Lage in den „Damenkneipen" auszusprechen.[1] Vielleicht gab aber auch erst jene turbulente Versammlung den Ausschlag, die im Sommer des darauffolgenden Jahres in Kaufmann's Varieté am Berliner Alexanderplatz stattfand. Noch ein Jahr später erinnerte sich ein Zeitgenosse an den „tumultuarischen Verlauf" dieser Versammlung und an die „ungeheuerlichen Dinge", die dort einer entsetzten Öffentlichkeit vorgetragen worden waren: „Als hätten sie seit langen Jahren nach einer Gelegenheit gelechzt, öffentlich ihren Empfindungen Ausdruck zu geben, so eifrig und gierig" hätten „die Kellnerinnen von der Redefreiheit Gebrauch" gemacht. Es seien „da Dinge und Zustände zur Sprache gekommen, die grauenerregend" gewesen seien und „jeden fühlenden Menschen" hätten empören müssen.[2]

Auch wenn sich die organisationspolitischen Erfolge solcher Treffen in Grenzen hielten,[3] war mit ihnen die „Kellnerinnenfrage" in aller Munde. Welche Verhältnisse im einzelnen angeprangert und welche Vorschläge zu ihrer Besserung diskutiert wurden, das läßt sich heute nur noch ungefähr erahnen. Die Berichte in der damaligen Presse waren widersprüchlich und wenig objektiv. Auch einer der aufmerksamsten Chronisten der Veranstaltungen, Karl Schneidt, gab die konkreten Forderungen der Kellnerinnen nicht direkt wieder. Und so entsteht aus heutiger Sicht ein merkwürdiger Eindruck: Nicht unbedingt die sozialen und beruflichen Bedingungen, mit denen die Kellnerinnen an ihrem Arbeitsplatz zu kämpfen hatten, schienen die Öffentlichkeit erregt zu haben, sondern vor allem die Tatsache, daß diese überhaupt das Wort ergriffen. Weil die Kellnerinnen bei ihrer Schilderung des „leiblichen und sittlichen Elends" ihre Worte „nicht auf die Goldwaage legten", sondern sie unüberhörbar und in „ganz naturalistischen Lauten" von sich gaben, wunderten sich die Zeitgenossen. Und nicht über die unhaltbaren Zustände in den Berliner Gastwirtschaften war die Presse anschließend verschnupft,

* Der Beitrag fußt auf Recherchen eines von der Volkswagen-Stiftung, Hannover, finanzierten Projektes, das seit 1996 an der Freien Universität Berlin unter der Leitung von Peter Steinbach unter dem Titel „Grenzen der Intimität. Staatliche und gesellschaftliche Regulierung von Sexualität und Moral in Preußen 1794 bis 1933" durchgeführt wird.

1 Das Treffen fand am 30. Juni 1891 um 24 Uhr statt. *Der Gastwirtsgehilfe*, Jg. 2 (1891), Nr. 9 vom 3. 3.; dazu: Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten, 2 Bde., Berlin 1928, Bd. 1, S. 48.

2 Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend in Berlin, Berlin 1893, S. 7–8.

sondern darüber, wie klar die Frauen plötzlich – „mit dem Mute der Verzweiflung" – Dinge „öffentlich zur Sprache brachten", über die „zartfühlende weibliche Wesen" sonst kaum zu reden wagten.[4]

Wenn aus den Berliner Aktionen der Jahre 1891/92 keine stabile Kellnerinnenbewegung hervorgehen konnte, so lag dies also keineswegs daran, daß die Frauen ihre Interessen nicht deutlich artikuliert hätten. Vielmehr stießen sie in der Öffentlichkeit auf Unverständnis, ja auf eine rational kaum nachvollziehbare Abwehr. Obwohl sie laut und überdeutlich sprachen, wollte offensichtlich niemand hören, was sie zu sagen hatten. Statt mit Solidarität und Unterstützung reagierte die Öffentlichkeit mit Spott und Mißachtung. Auch bei weiteren Versammlungen in verschiedenen Berliner Gasthäusern wurden die Kellnerinnen durch die „Ruppigkeit der Kneipiers" aus dem Konzept gebracht und durch den Lärm und die „Roheit der Kneipenbesucher" an der Artikulation ihrer Interessen gehindert. Besonders unangenehm fiel dabei die „goldene Jugend Berlins" auf, die „Herren Studenten und Referendare", die die Versammlungen „in frivoler Weise störten", sich über die Kellnerinnen lustig machten und so dafür sorgten, daß die Proteste der Frauen in einem allgemeinen Gejohle und „Radau" untergingen. Selbst nüchterne Betrachter der Szene erkannten, daß es nicht zuletzt dem unflätigen Verhalten dieses „Herrenpublikums" zu verdanken war, wenn die ersten Anfänge der autonomen Kellnerinnenbewegung zu einer „Farce" verkamen.[5]

Worin lag nun eigentlich die Brisanz dessen, was die Berliner Kellnerinnen in den Jahren 1891/92 auszusprechen wagten? Und welche Schritte zur gewerkschaftlichen Organisation waren nach den frühen Eklats überhaupt noch möglich? Um diese Fragen zu beantworten, kann ich mich auf eine breite Literatur kaum stützen. Die Geschlechterforschung hat die Kellnerinnenbewegung nur in Ansätzen berücksichtigt,[6] und die Gewerkschaftsforschung hat sich dem Thema bislang fast völlig verschlossen.[7] Sicher könnte man die Forschungsdefizite wieder einmal damit erklären, daß die Kellnerinnenorganisation weder in der Frauenbewegung noch in der Gewerkschaftsbewegung

3 Zur frühen Berliner Kellnerinnenbewegung s. u. Brigitte Kerchner, S. 484, Anmerkung 82.

4 Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend ..., a. a. O., S. 8.

5 A. a. O., Zitate S. 4–5 und S. 53–54.

6 Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht. Frauenberufsverbände in Deutschland 1848–1908, Göttingen 1992, S. 259–270; Anneliese Durst, Bedienen zwischen Dienen und Verdienen. Eine berufssoziologische empirische Untersuchung zur Dienstleistungsarbeit im Gastgewerbe, Bielefeld 1993; Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus? Öffentlichkeit als sexualisierter Raum, Frankfurt a. M. und New York 1997, bes. S. 119–139. Noch immer zuverlässig die knappen Ausführungen von Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, Wuppertal 1978, bes. S. 331–335.

7 Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen. Die Geschichte der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten und ihrer Vorläufer, Köln 1985, bes. S. 427–438, widmet der Geschichte der gewerkschaftlichen Frauenarbeit ein ganzes Kapitel. Dabei werden die misogynen Exklusionsstrategien der Gewerkschaften im Gastwirtssektor zwar konstatiert, aber nicht analysiert. Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand zum Bunde. Untersuchungen zur Konstituierung und Politik der Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten als Einheitsgewerkschaft (1945–1949), Marburg 1982, verliert bei der Würdigung der „ungeheuren Leistungen der Bewegung" (S. 102) die „Schwestern" ganz aus den Augen. Michael Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften 1894–1933, Bonn 1982, veranschaulicht zwar durch ein langes Zitat (S. 158–169) den Patriarchalismus in der christgewerkschaftlichen Politik. Gleichzeitig verkennt er die dort wirksame Geschlechterpolitik, wenn er etwa aus dem vergleichsweise hohen Frauenanteil in den christlichen Gewerkschaften schließt, die Frauen selbst hätten den patriarchalen Gestus wie ihre eigene Unterordnung akzeptiert.

quantitativ ins Gewicht fiel. Aber bei genauerem Hinsehen erweist sich dies doch als allzu oberflächlich. Bevor ich auf die gewerkschaftlichen Strategien im Gaststättengewerbe im einzelnen eingehe, möchte ich deshalb vorab einige mögliche Forschungsansätze skizzieren und auf dieser Basis meinen eigenen methodischen Zugang zum Thema vorstellen. Daran anschließend sollen anhand einiger ausgewählter autobiographischer Texte Einblicke in das Selbstverständnis der Kellnerinnen gewonnen und diese subjektiven Wahrnehmungen mit den zeitgenössischen Vorstellungen über das weibliche Bedienungspersonal konfrontiert werden. Mit welchem Berufsbild gingen die Kellnerinnen an die Artikulation ihrer Interessen heran? Und wie wurden sie dabei von außen betrachtet? Die in solchen Fragen zutage tretende Spannung zwischen Selbst- und Fremdbildern kann in einem zweiten Schritt weiter vertieft und in den gewerkschaftlichen Diskursen aufgesucht werden. Welche Organisationsangebote wurden den Kellnerinnen seit Mitte der neunziger Jahre unterbreitet, und welche Bilder von der Kellnerin lagen diesen Modellen jeweils zugrunde? Abschließend bliebe dann noch zu klären, welche Funktion der Rekurs auf „unsittliche Frauen" in der politischen Auseinandersetzung bis in die zwanziger Jahre der Weimarer Republik generell hatte.[8]

1 Verstellte Blicke – Kellnerinnen in der „Gender"- und Gewerkschaftsforschung

Bereits die eingangs geschilderten spontanen Aktionen sowie die darauf gerichtete Abwehr verweisen auf jene vermeintliche „Unorganisierbarkeit", die nicht nur von den Zeitgenossen, sondern auch in der späteren Forschung als „Schuld" den Kellnerinnen selbst angelastet wurde. Ihre Artikulationsweisen, die nicht in das Raster gängiger politischer und gewerkschaftlicher Politikformen paßten, klassifizierte man als ungeeignet, ja skandalös ab.[9] Und die äußeren Hindernisse, die einem stabilen Zusammenschluß entgegenstanden, deuteten bereits die allerersten Studien in die Unfähigkeit der Frauen um.[10] Dabei wächst der frühen Kellnerinnenbewegung aus heutiger Perspektive vielleicht gerade deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil sie unter rein quantitativen Gesichtspunkten so unscheinbar wirkt. Bei näherem Hinsehen könnte sich indes der geringe Organisationsgrad, wie schon so häufig,[11] als ein Indiz dafür erweisen, daß hier komplexe

8 Der Untersuchungszeitraum dieses Beitrags setzt demnach mit dem Beginn der frühen Kellnerinnenbewegung im Jahr 1891 ein, der Schwerpunkt liegt für beide hier behandelte Organisationsmodelle auf der Zeit des Kaiserreiches. Während die Stuttgarter christliche Initiative 1912/13 ein vorläufiges Ende fand, läßt sich die freigewerkschaftliche Bewegung weiter verfolgen. Dies soll in Ausblicken bis zum Jahr 1928 geschehen, als auf der 5. Internationalen Konferenz der Gastwirtsverbände die Frauenfrage noch einmal grundlegend zur Debatte stand.

9 Dies folgte einem Muster, das bereits von Alf Lüdtke beschrieben und kritisiert wurde: Alf Lüdtke, Organizational Order or Eigensinn? Workers' Privacy and Workers' Politics in Imperial Germany, in: Rites of Power. Symbolism, Ritual and Politics since the Middle Ages. Hrsg. von Sean Wilentz, University of Pennsylvania Press, Philadelphia 1984, S. 303–333.

10 Etwa Frieda Hinsberg, Rechtliche, wirtschaftliche und soziale Lage des weiblichen Bedienungspersonals, Diss. [masch.], Univ. Freiburg 1923, S. 119 und S. 130. Dazu auch: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 430 f.

11 Etwa jüngst bei Sigrid Koch-Baumgarten, „Die selbstverständliche Dominanz der Männer" in der Gewerkschaftsöffentlichkeit. Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Selektion von Interessen im Politischen

Schließungsstrategien wirksam waren. Und deren historiographische Aufarbeitung erscheint nun aus mehrfacher Hinsicht lohnenswert: Zunächst verweist die (behinderte) Kellnerinnenorganisation auf jene Blockaden, mit denen die gewerkschaftliche Organisation im Dienstleistungssektor tendenziell zu rechnen hatte. Überdies ermöglicht die Betrachtung der nur zögernd sich entfaltenden Kellnerinnenvereine einen kritischen Blick auf die Zwiespältigkeit eines bürgerlichen Engagements von oben, das das „Elend" der Kellnerinnen zum Anlaß nahm, sich moralisch zu empören, ohne jedoch die Lebensbedingungen der „ärmeren Schwestern" substantiell verbessern zu können oder zu wollen. Und nicht zuletzt können am Beispiel der Kellnerinnen Exklusionsprozesse aufgedeckt werden, die sowohl für die geschlechtsspezifische Hierarchisierung von Erwerbsarbeit als auch für die geschlechtsspezifische Artikulation berufsbezogener Interessen charakteristisch sind. Die hier beabsichtigte Rekonstruktion der Kellnerinnenbewegung hinterfragt also einige der gängigen Paradigmen der Gewerkschaftsforschung, aber auch manche der „Gender"-Debatte.

Wenn sich die Gewerkschaftsforschung für die Kellnerinnen bislang wenig interessiert hat, so ist das kaum verwunderlich. Denn jene üblichen Interpretationsschemata der Geschichte der Arbeiterbewegung, die von der Lohnarbeit ausgehen und den Idealtypus des männlichen Industriearbeiters voraussetzen, um die Bedingungen von Klassenformierung und gewerkschaftlicher Betätigung auszuloten, gehen an den Arbeits- und Lebenssituationen der Kellnerinnen in eklatanter Weise vorbei.[12] Den Kellnerinnen fehlte nicht nur die überlieferte Handwerkstradition, die formelle Fachausbildung, die geregelte Beschäftigung sowie die stabile Arbeitsbeziehung, sondern sie litten außerdem unter einem Sozialprestige, das sie an den Rand ihrer Klasse und der Gesellschaft, ja auf die unterste Stufe der bürgerlichen Sittenordnung stellte. Um ihr Widerstandspotential wahrzunehmen, nützt es demnach wenig, von der (kaum vorhandenen) Lohnarbeit auszugehen und von daher ihre (schwer greifbaren) interessenpolitischen Bestrebungen zu untersuchen. Soll die Interessenpolitik der Frauen im Gastwirtsgewerbe nicht länger am Vorbild des männlichen Industriearbeiters gemessen, sondern eigenständig analysiert werden, scheint es vielmehr sinnvoll, sich mit ihrer beruflichen Identität, ihrer Einstellung zur Arbeit, ihrer Wahrnehmung der sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz und sogar mit den Räumen, in denen sie ihre Tätigkeit ausübten, präzise zu befassen. Um zu verstehen, auf welche Weise Kellnerinnen sich engagierten oder auch von gewerkschaftlichen Aktionen fernhielten, gilt es also, die Bedeutungen zu rekonstruieren, die sie ihren Arbeitserfahrungen selbst beimaßen.[13]

Doch welche Bedeutungen wurden den Kellnerinnen von außen zugeschrieben? Bereits die frühen Proteste lassen ahnen, daß zwischen dem Selbstbild der Kellnerinnen und der öffentlichen Fremdwahrnehmung ein eklatantes Mißverhältnis herrschte. Wie war es

[Forts. von Anm. 11]
System, in: Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis. Hrsg. von Brigitte Kerchner und Gabriele Wilde, Opladen 1997, S. 259–283.

12 Dazu ausführlicher die Einleitung dieses Bandes, S. 300–306.

13 So verfährt am Beispiel der Textilarbeiterinnen etwa Kathleen Canning, Geschlecht als Unordnungsprinzip. Überlegungen zur Historiographie der deutschen Arbeiterbewegung, in: Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel. Hrsg. von Hanna Schissler, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 139–163, bes. S. 150 f.

möglich, daß der Protest der Kellnerinnen derart ins Lächerliche gezogen und damit die Kellnerinnen selbst als politisch handelnde Subjekte negiert werden konnten? Ein Schlüssel zum Verständnis der diffamierenden Abwehr liegt darin, die besondere Funktionsweise des „gendering" im Gastwirtsgewerbe zu beachten und vor allem die dort benutzten kulturellen Deutungsmuster genau herauszuarbeiten.[14] Denn es spricht einiges dafür, daß wir mit dem geschilderten spontanen Kellnerinnenprotest des Sommers 1892 eine Konfliktsituation eingefangen haben, in der Wirte und männliche Kunden ihre Dominanz nicht nur lautstark, sondern auch durch den Rückgriff auf geläufige Frauenbilder verteidigt haben.

Darüber hinaus ist auch die Art der Bildproduktion bemerkenswert. Zunächst scheint es in der Gastwirtsbranche wie in anderen Sektoren üblich, den Geschlechterkonflikt zu bewältigen, indem das Weibliche als etwas „Besonderes" oder etwas „Minderes" hingestellt wird.[15] Doch die Effektivität der männlichen Abwehr im Gastwirtsgewerbe wird erst wirklich verständlich, wenn die anzügliche Sprache, mit der die Herrenkundschaft die Kellnerinnen bloßstellte, und der „Humor", mit dem sie auf den Körper der protestierenden Frauen zielte, ernst genommen werden. Erst jüngst und unter dem Einfluß der US-amerikanischen Forschung wurde damit begonnen, die Bedeutung von Sexualität in öffentlichen Räumen, in Organisationen und Institutionen und auch am Arbeitsplatz wahrzunehmen. Demnach wird unser Körper und unser Begehren nicht nur durch Institutionen und Organisationen mitkonstituiert und kontrolliert, auch bei den öffentlichen Räumen selbst handelt es sich keineswegs um körperfreie und entsexualisierte Zonen. So haben etwa Jeff Hearn oder Wendy Parkin die Vorstellung zurückgewiesen, am Arbeitsplatz herrsche vorwiegend ein rationales und aufgabenorientiertes Klima. Statt dessen deckten sie das dort herrschende „sexuelle Regime" auf. Demnach sind Sexualität und Gefühle durchaus in die Arbeitsprozesse eingelagert, die Repräsentation und der Gebrauch des Körpers gehören gerade in der Sphäre des Dienstleistungssektors zum gängigen Verhaltensrepertoire. Und die Sexualität erhält im Arbeitsalltag eine doppelte Bedeutung: Sie ist hier gleichzeitig ausbeutbare Produktivkraft wie Bedrohung der sozialen Ordnung.[16]

Wie das „sexuelle Regime" im Arbeits- und Berufsleben konkret funktioniert, das hat wiederum Cynthia Cockburn an Beispielen vorgeführt. Vor allem weibliche Freundlichkeit, Fürsorglichkeit und Attraktivität können dabei als Ressourcen gezielt eingesetzt

14 Zum Konzept des „gendering" Gudrun-Axeli Knapp, Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum „Gendering" von Arbeit und Arbeitsvermögen, in: Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. Hrsg. von Karin Hausen und Gertraude Krell, München und Mering 1993, S. 25–45, hier S. 28.

15 Dazu die Überlegungen von Cynthia Cockburn, Blockierte Frauenwege. Wie Männer Gleichheit in Institutionen und Betrieben verweigern, Hamburg 1993; dies., Die Herrschaftsmaschine, Hamburg 1988; vgl. die Auseinandersetzung mit Cockburn bei Gudrun-Axeli Knapp, Segregation in Bewegung, a. a. O., S. 28–35, sowie die an Cockburn und Knapp anknüpfende Einleitung dieses Bandes, S. 304–306.

16 Jeff Hearn und Wendy Parkin, „Sex" at „Work". The Power and Paradox of Organization Sexuality, Brighton 1987; Jeff Hearn und Wendy P. Parkin, Gender and Organizations. A Selective Review and a Critic of a Neglected Area, in: *Organization Studies*, Jg. 4 (1983), Nr. 3, S. 219–239. Der Ansatz wurde aufgearbeitet von Cynthia Cockburn, Blockierte Frauenwege, a. a. O., S. 168–173; dazu auch: Ellen Kuhlmann, Gegen die sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz. Juristische Praxis und Handlungsperspektiven, Pfaffenweiler 1996, S. 99–104.

werden. Sexuelle Belästigung und sexueller Humor vermögen die Geschlechterhierarchien zu stabilisieren. Und sexualisierte Reden tragen dazu bei, die soziale, politische oder rechtliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zu dethematisieren, indem sie die körperliche Besonderheit der Frau betonen.[17] Das „Gelächter" und der „Radau", mit dem die Kellnerinnen 1892 in die Defensive gedrängt wurden, wären demnach nicht als zufällige oder gar harmlose Reaktionen zu interpretieren, sondern möglicherweise als Teil eines strategischen Spiels, bei dem die Herren auf ihre Kosten kamen, während die Frauen um ihre Würde – und damit um die Voraussetzung jeglicher politischer Partizipation – gebracht wurden. Sicher liegt hier auch ein Ansatzpunkt, um die verunglückte Protestaktion der Kellnerinnen des Sommers 1892 besser zu durchschauen. Aber darüber hinaus rückt möglicherweise auch die gewerkschaftliche Bewegung der männlichen und weiblichen Gastwirtsgehilfen insgesamt in ein neues Licht, wenn man in den Geschlechterkonstruktionen, die dort vorherrschten, die sexualisierten Bilder erkennt, ja die Gewerkschaft selbst wie den Arbeitsplatz Wirtshaus als „sexualisierte Orte" begreift. Dann allerdings wäre auch mit massiven Formen der „sexuellen Stigmatisierung" in der gewerkschaftlichen Auseinandersetzung zu rechnen – mit Versuchen also, Frauen negativ besetzte, diskreditierende Attribute zuzuschreiben, die auf ihre Körperlichkeit und Sexualität rekurrieren,[18] um sie aus dem Arbeitsleben auszugrenzen oder ihnen eingeschränkte Segmente und untergeordnete Positionen zuzuweisen.

Andererseits sollten die Grenzen des „Gender"-Ansatzes bewußt bleiben. Denn wenig hilfreich erscheint das Konzept mitunter, wenn die Differenzen zwischen Frauen übergangen werden. In der Kellnerinnenbewegung treffen wir jedenfalls nicht nur auf die Blockaden männlicher Gewerkschaftsführer, sondern auch auf Frauen, die mit einem dezidiert bürgerlichen Habitus gegenüber den Kellnerinnen auftraten und so den Klassengegensatz deutlich in Erinnerung rufen. Soll das berufsbezogene und gewerkschaftliche Handeln der Kellnerinnen in historischer Perspektive erforscht werden, so bietet es sich also an, drei Konfliktebenen gleichermaßen zu beachten: den Geschlechterkonflikt, die Klassenspaltung und schließlich den kulturellen Deutungskonflikt, der – in diesem Berufsfeld wie in keinem anderen – um den weiblichen Körper zu kreisen scheint.

2 Die „Geachtete" und die „Geächtete" – Selbst- und Fremdbilder der Kellnerin

Bereits 1895 war die Mehrzahl der in deutschen Gastwirtschaften Beschäftigten weiblichen Geschlechts. Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten in Deutschland 261 450 Frauen als Kellnerinnen oder Servier- und Büfettfräuleins, und ihr Anteil an der Gesamtbeschäftigung in dieser Branche betrug nach offiziellen Angaben 53,1 Prozent.[19] In der Berufszählung von 1925 wurden bereits 716000 im Gastwirtsgewerbe Beschäftigte gezählt,

17 Cynthia Cockburn, Blockierte Frauenwege, a. a. O., S. 168–178.

18 Friedrich Koch, Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung, Frankfurt a. M. 1986, S. 8–9.

19 So etwa: Camilla Jellinek, Kellnerinnenelend, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg. 24 (1907) Nr. 3, S. 613–629, hier S. 613. Die veröffentlichten Zahlen waren widersprüchlich. Dazu auch: Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 259.

davon 434915 Frauen, also etwa 60 Prozent.[20] Auch wenn die hohe Fluktuation und der fließende Übergang zwischen Kellnerinnenberuf und benachbarten Tätigkeiten eine gewisse Skepsis gegenüber solchen Daten gebietet, läßt sich doch auf eine weitreichende Feminisierung des Berufs am Ende des 19. Jahrhunderts schließen. Doch zu einem typischen und allseits anerkannten Frauenberuf war die Tätigkeit als Kellnerin deshalb noch lange nicht geworden. Im Gegenteil: die Kellnerin figurierte in den Diskursen der Zeit als Schreck- und Feindbild. Sozial entwurzelt, wenig oder gar nicht qualifiziert und mit unsicherem Einkommen, schien sie die negativen Attribute weiblicher Erwerbsarbeit besonders drastisch zu verkörpern. Darüber hinaus wurde in der „Schamlosigkeit" und der vermeintlichen sexuellen Verfügbarkeit das eigentliche Problem der Kellnerinnentätigkeit gesehen. Der unstete und „unzüchtige" Lebenswandel der Kellnerin war um 1900 in aller Munde. Als „gefallenes Mädchen", ja als „Hure" beschimpft, erlebten die Kellnerinnen deshalb eine unvergleichlich scharfe Stigmatisierung, die bis in den Ersten Weltkrieg anhielt.[21] Unter dieser Polemik wurden nicht nur die ersten, zaghaften Versuche einer eigenständigen beruflichen Interessenorganisation begraben; auch alle weiteren Versuche der Kellnerinnen, sich öffentlich zu artikulieren oder eigene Interessen zu behaupten, mußten sich mit diesen Zerrbildern auseinandersetzen. Und nur wenige Zeitgenossen waren bereit, genauer hinzuschauen und die fast ausweglose Konfliktsituation zu erkennen, in die man die Kellnerin gerade durch die gesellschaftliche Ächtung getrieben hatte.

Wie hoch tatsächlich der Anteil der Prostituierten unter den Kellnerinnen war, konnten auch die Zeitgenossen nur schätzungsweise angeben, meist waren ihre Befürchtungen erheblich übertrieben. Aufgrund unzuverlässiger Quellen sowie der fließenden Grenzen zwischen „Bedienen", „Animieren" und „Prostituieren" läßt sich dies bis heute kaum entscheiden.[22] Unbestritten brachten es die Arbeitsbedingungen der Kellnerinnen mit sich, daß die Mehrheit von ihnen mit sexueller Belästigung, sexueller Ausbeutung und sexueller Gewalt konfrontiert war.[23] Auch wenn man der nicht selten heuchlerischen

20 Vgl. 5. Internationale Konferenz der Internationalen Union der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten, abgehalten im Konzerthaus in Wien vom 3. bis zum 5. Mai 1928, Berlin 1928, S. 62. Die Zahlen berücksichtigen auch Selbständige, Unternehmer, Betriebsleiter, hingegen waren die „mithelfenden" weiblichen Familienangehörigen nur unzureichend erfaßt.

21 Dazu ausführlich Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 259–264; vgl. Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus?, a. a. O., S. 131 f. Zum „Prostitutionsverdacht" bei Dienstmädchen auch: Karin Walser, Prostitutionsverdacht und Geschlechterforschung. Das Beispiel der Dienstmädchen um 1900, in: *Geschichte und Gesellschaft,* Jg. 11 (1985), H. 3, S. 99–111.

22 Heinrich Peter, Zur Lage der Kellnerinnen im Großherzogtum Baden, Heidelberg 1907, S. 41–53, beruft sich u. a. auf regional begrenzte Kriminalstatistiken, die zudem nur erkannte und bestrafte Sittlichkeits- und andere Delikte unter Kellnerinnen aufzeigten und die Dunkelziffer nicht berücksichtigten. Vgl. auch Martha Strinz, Die Kellnerinnenfrage – auch eine Frauenfrage, in: *Die Frau,* Jg. 15 (1907/08) Nr. 7, S. 429–435, hier S. 431 f. Zum hohen Anteil der Kellnerinnen an der Prostitution vgl. Karin Walser, Prostitutionsverdacht und Geschlechterforschung, a. a. O., S. 103, Anm. 7. Zu überhöhten Prostitutionsstatistiken insgesamt: Anita Ulrich, Bordelle, Straßendirnen und bürgerliche Sittlichkeit in der Belle Epoque, Zürich 1985; Sybille Leitner, Großstadtlust. Prostitution und Münchener Sittenpolizei um 1900, in: Soziale Räume in der Urbanisierung. Hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Klaus Tenfelde, München 1990, S. 261–275; Regina Schulte, Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt, Frankfurt a. M. 1979.

23 Vgl. hierzu die zahlreichen Hinweise in den autobiographischen Zeugnissen von Kellnerinnen, etwa: Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs. Ein Hilferuf aus langjährigen Erfahrungen, Leipzig

Empörung von geachteten Kreisen des Bürgertums über die „Unsittlichkeit" der Kellnerinnen skeptisch gegenübersteht, muß man wohl konstatieren, daß sich die Prostitution in Gaststätten, Kneipen und Bierlokalen um die Jahrhundertwende ausbreitete. Doch auch die weniger anrüchigen Gasthäuser und gutbürgerlichen Restaurants und Cafés, in die die Frauenarbeit um 1900 immer stärker einzog, blieben zutiefst sexualisierte Räume. Selbst in den besten Etablissements war die Tätigkeit der Kellnerin, das Bedienen und Servieren, darauf angelegt, die körperlichen Attribute der Frau herauszustellen, ja ihre Körperlichkeit in das Arbeitsverhältnis mit dem Wirt und in die Dienstleistung für den Kunden einzubringen. Diese Funktionalisierung des weiblichen Körpers, die ökonomische Verwertung der weiblichen Reize durch Wirte und Wirtinnen [sic!], aber auch die sexualisierte Wahrnehmung der Kellnerin durch die männliche Kundschaft, wurden zu unverzichtbaren Merkmalen des Arbeitsplatzes. Und die erotische Attraktivität der Kellnerin, die Besonderheit ihrer weiblichen Physis, erwies sich schließlich als eine, wenn nicht die wichtigste Grundlage ihrer Arbeitsfähigkeit. Offenbar trug der Servierberuf bereits damals alle Züge einer „sexual workplace culture":[24] die Reduktion der Arbeitenden auf ihren (Geschlechts-)Körper, die Sexualisierung der Tätigkeit sowie die Entwürdigung der Person.

Doch wie erlebten die Kellnerinnen selbst ihre berufliche Situation? Zwar droht in der Flut der öffentlichen Diskurse deren Selbstwahrnehmung fast unterzugehen, aber ein paar Hinweise gibt es doch. Denn einige Kellnerinnen machten die Übelstände ihres Berufes in autobiographischen Texten publik.[25] Hier lassen sich zumindest exemplarisch einige jener Selbstkonstruktionen herausarbeiten, mit denen Kellnerinnen ihre Arbeitssituation, ihre soziale Stellung und ihre politischen Partizipationsmöglichkeiten gedeutet haben.[26]

Schon ein flüchtiger Blick auf die autobiographischen Texte zeigt, daß sich die Kellnerinnen durch die Gewerkschaftsversammlungen ihrer männlichen Kollegen besonders herausgefordert fühlten. Denn auch hier hatte man sich daran gewöhnt, die Frauenarbeit im Gastwirtsgewerbe als „Vorschule der Prostitution" abzuwerten.[27] Dabei stand das Thema Frauenarbeit um 1900 keineswegs im Mittelpunkt der Interessenpolitik der

[Forts. von Anm. 23]
1896, S. 14–15; Im Kampf ums Dasein. Wahrheitsgetreue Erinnerungen eines Mädchens aus dem Volke als Fabrikarbeiterin und Kellnerin. Mit einem Vorwort von G. Braun, Stuttgart [um 1910], S. 87–97 und S. 113–153; dazu auch: Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend ..., a. a. O., S. 29–30 und S. 34–37.

24 Die Aspekte der *sexual workplace culture* wurden herausgearbeitet von Patti A. Giuffre und Christine L. Williams, Boundary Lines. Labeling Sexual Harassment in Restaurants, in: *Gender and Society*, Jg. 3 (1994), S. 378–401, hier S. 379 f. Vgl. dazu Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus?, a. a. O., S. 123 bis 126, und bes. S. 142 f. Einen Überblick über die US-amerikanische Forschung zur Sexualisierung von Arbeitsverhältnissen gibt Ellen Kuhlmann, Gegen die sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, a. a. O., S. 71–117.

25 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O.; Im Kampf ums Dasein, a. a. O.; Frieda Höhn, Aus dem Lebenskampf der Frau. Aufzeichnungen einer Kellnerin, Rüben-Rötha i. Sa., [um 1913]; Marie Biedenbach, Mieze Biedenbachs Erlebnisse. Erinnerungen einer Kellnerin, Berlin 1906; Anneliese Ruegg, Erlebnisse einer Serviertochter. Bilder der Hotelindustrie, 2. Aufl., Zürich 1914.

26 Im Mittelpunkt stehen im folgenden die Aufzeichnungen der Berliner Kellnerin Doris Wege, aus denen – trotz des skandalisierenden Gestus – stärker als in den übrigen Autobiographien analytische Klarheit und politische Sensibilität spricht. Vgl. Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O.

27 So etwa a. a. O., S. 3 f.

Kellnerverbände. Vielmehr konzentrierten sie sich in dieser Zeit auf Lohnkonflikte, Arbeitszeitregelungen, Stellenvermittlung, die Institutionalisierung geregelter Berufsbildungsgänge sowie auf die Sicherung in Krankheits- und Notsituationen.[28] In den Autobiographien der Kellnerinnen wurden durchaus die gleichen Punkte angesprochen: „Volle 14 Stunden Arbeitszeit", das war auch für die Frauen Alltag, ebenso katastrophale Wohnsituationen, ein Mangel an „kräftiger Kost". Dafür blieb ein geregeltes Gehalt die Ausnahme. Aber diese im gewerkschaftlichen Kontext des Gastwirtsgewerbes zentralen Themen rangierten für die Kellnerinnen in nachgeordneter Position. Sehr viel problematischer erschienen ihnen die Anforderung zu „animieren", die „Roheit vieler Gäste" sowie die massiven Anfeindungen von seiten der männlichen Kollegen und der Öffentlichkeit.[29] Der Zwang, ihre Körperlichkeit in die Arbeitsbeziehung einzubringen, die konkreten sexuellen Belästigungen am Arbeitsplatz sowie die Ehrabschneidung im öffentlichen Diskurs, aus diesen Komponenten setzte sich aus der Sicht der Frauen der eigentliche „soziale Notstand" des Kellnerinnenberufs zusammen.

Mit dem Animieren war nicht nur das offene Umwerben der Kundschaft gemeint. Um die Jahrhundertwende hatte sich ein verdecktes Animiersystem auch in den angesehenen Lokalen weithin durchgesetzt. Dabei erhielt das weibliche Bedienungspersonal in den meisten Stellungen keinerlei geregeltes Gehalt, und beim Trinkgeld handelte es sich auch nicht um eine nachträglich und freiwillig vom Gast gegebene Anerkennung. Statt dessen beruhte der Verdienst der Kellnerin fast ausschließlich auf dem Trinkgeld, das ihr als prozentuale Beteiligung an dem zustand, was der Wirt an den Getränken verdiente, die die Kellnerin selbst auf Kosten der Gäste konsumierte. Das Einkommen der Kellnerin hing also davon ab, ob sie ihre Kunden dazu brachte, ihr möglichst viele Getränke zu spendieren. Dieses verdeckte Animiersystem fürchtete etwa auch die Kellnerin Doris Wege am meisten: „Alle möglichen Kunstgriffe und Liebenswürdigkeiten" wurden da von ihr verlangt, um die Gäste zum Konsum und zum Bleiben anzuhalten, und sie haßte die entwürdigende Situation, bei der sie „sich geistig und körperlich ruinierte", um „sich von ihren Gästen Getränke zu erbitten". Wie durch dieses Animiersystem die persönliche und körperliche Integrität der Frauen verletzt wurde, war Frauen, wie Doris Wege, also deutlich bewußt. Und die Situation spitzte sich noch zu, weil die Trinkgelder neben der Existenzsicherung auch dafür reichen mußten, sich eine „täglich saubere", „‚schneidige' Garderobe" zuzulegen. Diese sollte die „Reinheit" betonen und gleichzeitig die körperliche Verfügbarkeit der Kellnerinnen in Aussicht stellen.[30]

Auch konkrete sexuelle Belästigungen werden in den autobiographischen Texten vielfach angedeutet. So ist von Gästen die Rede, die in ihren Reden „zu weit gingen", sich „zu frei" äußerten und die „Weiblichkeit" der Kellnerin „verletzten". Welche Doppelrolle der „Humor" in diesem Umfeld spielte, wird ebenfalls sichtbar. „Den Galgenhumor", so

28 So etwa Protokoll über die Verhandlungen des ersten Allgemeinen Fachkongresses der Gastwirtsgehilfen Deutschlands. Abgehalten zu Berlin vom 6. bis zum 9. März 1900, Berlin 1900. Dazu später auch: Brigitte Kerchner, S. 484–486.

29 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 3–7; dazu auch: Anneliese Ruegg, Erlebnisse einer Serviertochter, a. a. O., S. 43; dazu: Im Kampf ums Dasein, a. a. O., S. 52 f., S. 87–94 und S. 113–134.

30 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 6 und S. 17; dazu auch: Im Kampf ums Dasein, a. a. O., S. 114–118, S. 124, S. 129–131 und S. 136.

etwa Doris Wege, habe sie sich „angelernt": „[...] ich habe gelacht und manchen unzarten Scherz über mich ergehen lassen; nur wenn es die Gäste zu bunt trieben, dann kam mir wieder die Erinnerung an glückliche Stunden, wie ich zu jener Zeit vor jedem bösen und unzarten Wort behütet wurde. Ich bin dann hinausgegangen, und der grenzenlose Schmerz, der in mir tobte, brach sich Bahn. Hätte mich die Sorge um mein Kind nicht zurückgehalten, ich wäre verzweifelt; so trocknete ich meine Thränen, ging wieder ins Gastzimmer und lachte weiter."[31] So wurden die „Scherze" der Kunden und der allzu „freie Ton der Gäste" durchaus als unzulässiger Übergriff und als verletzend empfunden. Aber die existentielle Abhängigkeit von einem Wirt, der das „Animieren" erwartete, ließ keine Gegenwehr aufkommen. Bei Klagen über „unpassendes Benehmen" drohte der Kellnerin die Entlassung, weil sie „keinen Spaß verstände". So blieb ihr nichts anderes übrig, als die Verletzung ihrer Integrität zu ignorieren und mitzulachen. Durch diesen Mechanismus wurde die sexuelle Belästigung negiert, und der „Galgenhumor" wurde ebenso zur unverzichtbaren Qualifikation der Kellnerin wie das „Über-sich-ergehen-Lassen" sexueller Anspielungen. So wundert es auch nicht, wenn sich die Kellnerin in dieser Rolle als „armes Mädchen" erlebte, als „erniedrigtes" Opfer der sexualisierten patriarchalen Machtstrukturen im Wirtshaus.[32]

Doch waren die Kellnerinnen tatsächlich nur Opfer am „Männerort Gasthaus"?[33] In ihren Autobiographien sahen sie durchaus Wege, um sich in ihrem Beruf durchzusetzen und zu einem „geachteten und anerkannten" Stand aufzusteigen. Hier inszenierten sich die Frauen im Gastwirtsgewerbe jedenfalls auch als „junge" und „selbständige Mädchen", die nach Anerkennung im Beruf strebten und ihre „Ehre und ihren Ruf" hochhielten. So liest sich das Bild von der „achtbaren Kellnerin" als Zeichen dafür, daß die Kellnerinnen das Gasthaus nicht als einen Ort gelten lassen wollten, an dem ausschließlich männliche Umgangsformen und männliche Interessen dominierten. Statt dessen erwarteten die dort beschäftigten Frauen den ihnen zustehenden Respekt, immer wieder versuchten sie, ihre Würde offensiv zu verteidigen. Und gerade durch die Veröffentlichung ihrer Erfahrungen war es ja auch gelungen, die passive Rolle zu verlassen und einen wichtigen Schritt zu tun, um die bedrückende Situation zu überwinden. Der in der Öffentlichkeit stereotyp erhobene Vorwurf, die Kellnerinnen seien an ihrem „Elend" selber „schuld", wurde von den Frauen zurückgewiesen. Nicht die Kellnerinnen handelten unmoralisch, wenn sie die Gäste zum Trinken und Spendieren anhielten, sondern diejenigen, die vom Animiersystem profitierten. „Schamlos" und „ungeniert" gebärdeten sich also Wirte, die kein geregeltes Gehalt zahlten, von Kellnerinnen eine „falsche Liebenswürdigkeit" verlangten, sowie die „Gäste", die glaubten, „sich gegen die bedienende Kellnerin alle möglichen Freiheiten herausnehmen" zu können. Weder von Polizeiverordnungen wurde Besserung erwartet noch von einer eingeschränkten Berufsausübung. Statt dessen verlangten die Kellnerinnen von den Wirten geregelte Gehälter und die Abschaffung des Animiersystems, von den Gästen Höflichkeit, Achtung und

31 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 8 und S. 11; vgl. Im Kampf ums Dasein, a. a. O., S. 87–90, S. 113, S. 117 und S. 135.

32 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 8 f., S. 11 und S. 14–16.

33 Die Opferrolle wird überbetont von Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus?, a. a. O.

„anständige Gespräche" und von den Kolleginnen, daß sie ihre „Tugend in ihrem schweren Beruf behaupten".[34]

Die hier herangezogenen autobiographischen Texte bestätigen also die in der Gewerkschaftsforschung stereotyp behauptete weibliche Interessenlosigkeit gegenüber dem Beruf nicht. Gerade weil viele Kellnerinnen eine so starke Bindung an ihren Beruf und hohe berufliche Ideale entwickelt hatten,[35] ließen die öffentlichen Anfeindungen sie nicht unbeeindruckt. Die öffentliche Verachtung empfanden sie als zutiefst ungerecht. Es „schmerzte" und „quälte" sie, wenn die weibliche Bedienung pauschal als unmoralisch verschrien wurde, und sie litten offenbar schwer unter den Demütigungen und kränkenden Vorurteilen ihrer Umwelt.[36] Als besonders gravierend erlebten die Kellnerinnen dabei auch den Klassengegensatz. Doris Wege jedenfalls hatte schmerzlich erfahren müssen, wie den Kellnerinnen der Zugang zu öffentlichen Einrichtungen, wie Damenturn- oder Stenographenvereinen, verwehrt blieb, weil die dort aktiven Bürgerinnen „Anstoß an unserem Berufe" nahmen. Bei anderer Gelegenheit wurde sie von den geachteten Damen „gemieden", und auf öffentlichen Veranstaltungen wurde „jegliches Gespräch" mit ihr unterbunden.[37]

Angesichts eines solches Ausmaßes von Ächtung wundert es nicht, daß sich der feindselige öffentliche Diskurs auch in die Wahrnehmungsmuster der Kellnerinnen selbst eingeschrieben hatte. Dabei gestanden die Autobiographien dem öffentlichen Prostitutionsverdacht durchaus einen Realitätsgehalt zu. Doch die „Animierdame", wie sie von vielen Gästen phantasiert und von den Wirten offenbar als „tüchtige Kraft" ökonomisch eingeplant wurde, die hielt etwa Doris Wege für eine Ausnahme. Solche Ausnahmen jedoch, „deren Charakter nicht fest genug war", verdienten ihrer Meinung nach, „aus der Gemeinschaft anständiger Kolleginnen ausgestoßen zu werden". Solchen „sittenlosen Mädchen" stellte Doris Wege emphatisch die „anständige, gebildete Kellnerin", die anständige Kollegin" gegenüber, die sich „ihre Weiblichkeit" bewahrte, also auf außer- und voreheliche sexuelle Erfahrungen verzichtete und sich auf „unsittliche Angebote" nicht einließ.[38] So wurde mit dem Bild vom „geachteten Mädchen" ein idealisiertes Gegenbild konstruiert, das auf das Zerrbild von der „unmoralischen Kellnerin" zu reagieren versuchte.

Wie die Lebensberichte zeigen, paßten die Kellnerinnen auch den eigenen Lebenslauf gängigen Deutungsschemata an. Hier bot sich die allseits geläufige Vorstellung von der unaufhaltsamen, „schiefen Bahn" ins „Kellnerinnenelend"[39] an. Auch Doris Wege

34 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 3 f., S. 7–9, S. 13–15 und S. 18; dazu auch: Im Kampf ums Dasein, a. a. O., S. 87–89 und S. 92 f.

35 So durchgängig auch bei Anneliese Ruegg, Erlebnisse einer Serviertochter, a. a. O.

36 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 11 f.; Anneliese Ruegg, Erlebnisse einer Serviertochter, a. a. O., S. 48.

37 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 11–13.

38 A. a. O., Zitate S. 8–10, S. 13 und S. 15.

39 Im Kontext der „Kellnerinnenfrage" wurde die „schiefe Bahn" thematisiert von Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend ..., a. a. O., S. 13–16, S. 42 und S. 46; *Die Gastwirtsgehilfin.* Zeitung für die Interessen der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe und Organ der Vereine zur Fürsorge für Gasthofgehilfinnen (künftig zitiert: *GWG*), Jg. 6 (1911), Nr. 5, S. 17 f. Zum Stereotyp der Prostitutionskarriere: Brigitte Kerchner, Körperdiskurse und Moralpolitik. Die Konstruktion sexueller Devianz um die Jahrhundertwende, in: Gender and Politics. „Geschlecht" in der Politikwissenschaft. Hrsg. von Christine Bauhardt und Angelika von Wahl, Opladen 1999, S. 121–147 mit weiterer Literatur. Von den „Tragödien" in Kellnerinnenkreisen ist in dem autobiographischen Text: Im Kampf ums Dasein, a. a. O., S. 140, die Rede.

beschrieb in diesem Tenor jene „Schicksalsschläge", die sie zum Kellnerinnenberuf gebracht hätten. Die typische Kellnerin erscheint dabei zunächst als junge, alleinstehende Mutter, die ihr Kind ohne anderweitige Unterstützung versorgen muß, zusätzlich ist sie auch noch krank und ungelernt. Schließlich wird sie zur „Schutzlosen", zur „Entblößten" und „Bemitleidenswerten", zum „Opfer" des „Schicksals". So wurde der Kellnerinnenberuf auch in der eigenen Wahrnehmung zur letzten Stufe weiblicher Erwerbsarbeit, zu einer Tätigkeit, die unweigerlich in den tiefsten „Notstand" führte.[40] Einerseits konnten die Kellnerinnen an dieses Stereotyp anknüpfen, weil tatsächlich viele unter ihnen verwitwete oder ledige Frauen mit Kindern waren.[41] Andererseits vermochte etwa Doris Wege mit dem Stereotyp der „schiefen Bahn" die eigene Berufswahl zu legitimieren und die als unerträglich empfundenen Arbeitsbedingungen zu skandalisieren.

Aber man konnte sich in solchen Klischees auch verfangen. So fiel es etwa Doris Wege sichtlich schwer, plausibel zu machen, warum eine „nach unten" angelegte Laufbahn eben nicht, wie öffentlich stereotyp behauptet, in die Prostitution, sondern vielmehr zu einem Aufstieg führen sollte. Denn entgegen der öffentlichen Debatte, die den „Notstand" endgültig festschrieb, kam es den Kellnerinnen in ihren Autobiographien auf eine Wende zum Höheren an.[42] „Möchten doch nur alle wollen," so lautete der abschließende Appell Doris Weges, „so würde [...] unser Stand in den Augen aller zu einem geachteten und anerkannten emporsteigen".[43] Mit dieser Vision vor Augen konnte vom individuellen Schicksal abstrahiert und die Möglichkeit einer kollektiven Bewältigung beruflicher und sozialer Belange ins Bewußtsein gehoben werden. Außerdem entstand so eine argumentative Brücke zu den Kellnerverbänden, die mit der Hebung ihres Berufsstandes bereits 1828 begonnen hatten – allerdings ohne Frauen als Mitglieder zuzulassen.[44]

3 Verdrängung – Rettung – Integration: Organisationsangebote an die Kellnerinnen

Von den vielen Initiativen, die sich im deutschen Kaiserreich mit den Kellnerinnen befaßten,[45] haben nur zwei Strömungen ernsthaft eine gewerkschaftliche Organisation in Betracht gezogen. In Stuttgart riefen engagierte Bürgerinnen und Vertreter der

40 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., Zitate S. 10 und 13.

41 Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend ..., a. a. O., S. 13–16, S. 42 und S. 46. Vgl. auch Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., S. 9–11; *GWG*, Jg. 6 (1911), Nr. 5, S. 17 f.

42 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., S. 9; dazu auch: Anneliese Ruegg, Erlebnisse einer Serviertochter, a. a. O.; Im Kampf ums Dasein, a.a. O., S. 140.

43 Doris Wege, Der soziale Notstand des Kellnerinnen-Berufs, a. a. O., S. 18.

44 Dabei handelte es sich um den 1826 in Leipzig gegründeten Deutschen Kellnerbund. Auch der später entstandene Genfer Verband blieb im Kaiserreich bei einer regiden Exklusion gegenüber Frauen. W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, Deutschland 2, Organisation der Arbeitnehmer II, Jena 1908, S. 378 bis 387 und S. 397 f.; Frieda Hinsberg, Rechtliche, wirtschaftliche und soziale Lage ..., a. a. O., bes. S. 118 f. Zur Geschichte beider Verbände etwa: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 194 f.; Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand ..., a. a. O., bes. S. 57–71.

45 Neben den im folgenden behandelten Strömungen hat sich vor allem die bekannte Heidelberger Juristin und Frauenrechtlerin Camilla Jellinek der Kellnerinnenfrage angenommen. Doch ihre Kampagne zielte nur zu Beginn auf Organisation, um dann vehement für ein Verbot des Kellnerinnenberufs zu plädieren. Dazu Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 266–269; Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus?, a. a. O., S. 126–132. Dazu auch: s. u. Brigitte Kerchner, S. 495.

evangelischen Kirche im Jahr 1904 ein Heim und einen Verein ins Leben; daraus entwickelte sich 1909/10 eine christliche Gewerkschaft für die Gasthofgehilfinnen. Und in Berlin und München suchten die dortigen lokalen Kellnerinnenvereine den Kontakt zur freigewerkschaftlichen Bewegung. Aus heutiger Sicht geben allerdings beide Modelle Rätsel auf: Warum blieb die von Stuttgart ausgehende christliche Frauengewerkschaft so erfolglos, obwohl sie mit einem enormen Aufwand die Kellnerinnen anzusprechen versuchte? Und wieso gehörte der Verband deutscher Gastwirtsgehilfen zu jenen freien Gewerkschaften, die als letzte weibliche Mitglieder akzeptierten?[46] Mit einem Blick auf die Programmatik allein lassen sich diese Fragen nicht beantworten. Vielleicht aber hilft es weiter, die Kellnerinnenbilder näher zu betrachten, die in der christlichen und freigewerkschaftlichen Bewegung jeweils kursierten. Welche Programme haben diese Bilder illustriert, und welche Strategien wurden durch sie verstärkt oder konterkariert?

3.1 Die „Rettung" der „Gefallenen": das Bild der Kellnerin in der christlichen Gewerkschaft

Der Anstoß zu einer überregionalen christlichen Kellnerinnenbewegung ging von Stuttgart aus, wo Ottilie Duvernoy[47] mit Unterstützung der Inneren Mission im September 1904 den „Verein zur Fürsorge für Gasthofgehilfinnen" ins Leben rief.[48] Auf welche Weise entwickelte sich nun aus dieser Fürsorgeeinrichtung ein gewerkschaftlicher Verband? Und welches Kellnerinnenbild lag zunächst dem karitativen, dann dem gewerkschaftlichen Organisationsmodell zugrunde?

Mit der Gründung von Heimen wollten engagierte Protestantinnen und Vertreter der evangelischen Kirche zunächst ein „Bollwerk" gegen die Prostitution errichten und die Arbeits- und Lebensgewohnheiten der Kellnerinnen an bürgerliche Standards binden. Tugenden, wie Ordnung und Sparsamkeit, sollten vermittelt und die Frauen durch Lese- und Musikabende in bürgerliche Kulturformen eingeführt werden. Auch Rechtsbeistand, Stellenvermittlung, Erholungsmöglichkeiten, ärztliche Versorgung und „Pflegehäuser für etwa vorhandene oder zu erwartende Kinder" wurden angeboten.[49] Auf diese Weise entstand ein weitverzweigtes reichsweites Netz sozialer Einrichtungen.[50]

Dabei blieben die christlichen Kellnerinnenvereine zunächst, wie die christlichen Frauengewerkschaften insgesamt, bei einem Organisationskonzept, das die Führung

46 Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., S. 331–335.

47 Zum Wirken Ottilie Duvernoys (1865–1912) vgl. Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 261–269.

48 Erwähnt wird die Stuttgarter Initiative bei Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 431.

49 *Die deutsche Kellnerin.* Zeitung für die Interessen der deutschen Kellnerinnen. Organ der Vereine zur Fürsorge für Gasthofgehilfinnen e. V. in Stuttgart, Dresden, Straßburg und des Vereins Kellnerinnenheim in Heidelberg e. V., Organ des Stuttgarter Kellnerinnen-Vereins (künftig zitiert: *DdK*), Jg. 3 (1908), Nr. 4, S. 15, und Nr. 8, S. 29 f.

50 Ende 1908 bestanden in Deutschland zehn Vereine, denen vier Heime angegliedert waren. Auskunftsstellen gab es in 34 Städten, und Rechtsschutz konnten Kellnerinnen in Stuttgart, Heidelberg und Dresden erhalten. Außerdem arbeiteten reichsweit sechs Stellenvermittlungsbüros. Vgl. *DdK*, insbes. Jg. 3 (1908), Nr. 10, S. 40, und Nr. 12, S. 47.

durch außenstehende Christinnen und kirchliche Vertreter vorsah.[51] Diese sollten gewährleisten, daß die Kellnerinnen „fachlich und sachlich" gefördert und mit christlich-religiösen Inhalten vertraut gemacht wurden. Die Interessenpolitik selbst blieb in den christlichen Kellnerinnenvereinen immer halbherzig. So trat die christliche Frauengewerkschaft zwar für verbesserte Arbeitsbedingungen der Kellnerinnen ein; gleichzeitig war sie sich nicht sicher, ob der Beruf nicht besser eingeschränkt würde. In den Speisesälen der Heime jedenfalls wurde über ausgehängte Annoncen – eher beiläufig – für berufliche Alternativen geworben. Und dieses doppelbödige Programm, das offiziell für Reformen und subtil für die Einschränkung der Frauenarbeit im Gastwirtsgewerbe warb, schlug sich auch in den zentralen Vereinsaktivitäten nieder. In einer Petition, die der Stuttgarter Verein zur Fürsorge für Gasthofgehilfinnen am 16. November 1907 an das Württembergische Innenministerium schickte, plädierte der Verband dafür, die Wirte gesetzlich zu verpflichten, ihren Kellnerinnen Wohnraum zur Verfügung zu stellen und für eine angemessene Verpflegung zu sorgen. Andererseits sprach sich die Eingabe für eine Altersbegrenzung der weiblichen Bedienung in Gast- und Schankwirtschaften sowie für ein Verbot weiblicher Nachtarbeit im Gastwirtsgewerbe aus. Sogar eine Belohnung war vorgeschlagen, falls Kellnerinnen ihren Beruf wechselten. Sämtliche Wünsche der Petition wurden abschlägig beschieden, teilweise, weil sich das Württembergische Innenministerium nicht zuständig fühlte, zum Teil aber auch, weil das Ministerium die Mißstände im Gastwirtsgewerbe zwar anerkannte, aber im Grunde den Kellnerinnen selbst anlastete. So verhielten sich die Behörden abwartend; sie wollten erst dann eingreifen, wenn die Kellnerinnen sich stärker selbst rührten.[52]

Hier aber lag generell die große Schwäche der frühen Kellnerinnenvereine. Ihre Bestrebungen stießen unter den betroffenen Frauen selbst nur auf sehr begrenztes Interesse. Bis 1908 bestand die überwiegende Mehrzahl der Mitgliedschaft der christlichen Vereine aus Damen der besseren Gesellschaft, während sich die Kellnerinnen am Vereinsleben kaum beteiligten und ihr zahlenmäßiger Anteil an der Mitgliedschaft stark fluktuierte.[53] Die Mehrheit der Kellnerinnen brachte den Bemühungen ihrer Gönnerinnen offenbar wenig Verständnis entgegen und betrachtete die Versuche, mit christlichen Ansichten und bürgerlichen Gewohnheiten vertraut gemacht zu werden, mit tiefer Skepsis.[54] So wurde die Erfolglosigkeit solcher Reformen, die in erster Linie auf der „Umerziehung" in Heimen basierten, immer offenkundiger.[55]

51 Dieses Konzept entsprach dem Modell, das der christliche Gewerkschaftsfunktionär Johannes Giesberts für die Organisation der Arbeiterinnen entworfen hatte. Dazu Michael Schneider, Die Christlichen Gewerkschaften ..., a. a. O., S. 158–160.

52 *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 6, S. 21; Nr. 7, S. 27, und Nr. 8, S. 30.

53 Der Stuttgarter Kellnerinnenverein hatte 1908 fünfzig Kellnerinnen als Mitglieder. Im Dresdener Verein waren 1908 immerhin 153 Kellnerinnen organisiert, dagegen wurde das dortige Heim, das über eine Aufnahmekapazität von zehn Betten verfügte, nur durchschnittlich von drei bis vier Kellnerinnen pro Nacht frequentiert. *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 7, S. 26; W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, a. a. O., S. 400.

54 *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 7, S. 26.

55 A. a. O., Nr. 12, S. 47, sowie Jg. 4 (1909), Nr. 3, S. 10, und Nr. 6, S. 21; Karl Schneidt, Das Kellnerinnen-Elend ..., a. a. O., S. 4, S. 11 und S. 53; Heinrich Peter, Zur Lage der Kellnerinnen ..., a. a. O., S. 22; Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, Die Animierkneipe. Notstände und Abhilfe, Danzig 1908, S. 51–53 und S. 63.

Die geringe Resonanz wird verständlich, wenn man die Bilder betrachtet, die sich die Christinnen von den Kellnerinnen machten. So war in den regelmäßig publizierten *Vereinsnachrichten* das Konstrukt von der „schiefen Bahn" allseits gegenwärtig: jede der organisierten Kellnerinnen repräsentierte demnach eine „traurige Lebensgeschichte mit vielen Enttäuschungen bis zum ernsten Ende". Gewöhnlich sei es schon zu spät, wenn die christlichen Helferinnen eingriffen. Deshalb sprach das Vereinsblatt von den Kellnerinnen als den „Schmerzenskindern" und „Opfern" ihres Berufes, von den „armen verblendete[n] Mädchenherzen". Zumeist jedoch sprachen die Leiterinnen der christlichen Kellnerinnenvereine von den Kellnerinnen wie von unerzogenen Kindern: diese könnten „[...] so lieb und vernünftig sein [...], wenigstens für ein halbes Stündchen, so daß man meint, man habe sie überzeugt und gewonnen, um kurze Zeit darauf in den ganzen Leichtsinn ihrer Jugend und ihres Standes zurückzufallen! Sie wollen uns nicht belügen, gewiß nicht – sie *können* nicht *anders* [...]." Indem die engagierten Damen die Kellnerinnen auf diese Weise allenfalls als „Schützlinge" gelten lassen wollten, stellten sie nichts weniger als ihre Politikfähigkeit und Mündigkeit in Frage.[56]

Entsprechend den Zielen, die die interkonfessionelle Frauenbewegung insgesamt verfolgte, sollten offenbar auch diese „Schützlinge" zu ihrer wirtschaftlichen und „sittlichen Unabhängigkeit" geführt und zu verantwortlichen „sittlichen Persönlichkeiten" geformt werden.[57] Folglich wurde die Vereinstätigkeit selbst als Erziehungs- und Rettungsarbeit begriffen. Das Ziel bestand darin, die Kellnerinnen zu sammeln, damit sie die „Ehre ihres Standes retten" und sich als „christliche Persönlichkeiten" und „vollwertige Menschen" bewähren könnten. Solche Vorstellungen von der „unmündigen Kellnerin", deren Geschicke von „anderen" in die Hand genommen werden mußten, verweisen also direkt auf die engagierte Christin und die „gebildete, feine Dame" als „Erzieherin", ja als die eigentlich „Rettende". Sie war es, die der „gefährdeten Kellnerin", dem „gefallenen", „bescholtenen", „unsittlichen" und „armen Mädchen" helfen mußte, um den Stand der Kellnerinnen mit „Geduld" und „heißer Liebe" aus seinem „Elend" zu „heben".[58] Selbst wenn nur einzelne „gerettet" wurden, dann schien die Organisation sich schon gelohnt zu haben.[59]

Eine Abkehr von diesem Fürsorgekonzept bahnte sich an, als Ottilie Duvernoy im Verlauf der Jahre 1908/09 ihre Kontakte zur christlichen Gewerkschaftsbewegung intensivierte. Jetzt begann sich die von Stuttgart ausgehende Kellnerinnenbewegung deutlicher als gewerkschaftliche Interessenorganisation zu empfinden, für die allerdings weiterhin die Protektion bürgerlicher Kreise charakteristisch blieb. Schließlich nahm auch der Gedanke, die bestehenden Initiativen reichsweit zu zentralisieren, konkrete Formen an. So wurde in den Jahren 1909/10 der „Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen Deutschlands" als überregionale Gewerkschaft gegründet. Nach dem Vorbild der

56 *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 4, S. 15 (Hervorhebung im Original), Nr. 8, S. 30, und Jg. 4 (1909), Nr. 5, S. 19.

57 Doris Kaufmann, Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion. Protestantische Frauenbewegung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, München und Zürich 1988, hier S. 31 f.

58 Zitate: *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 4, S. 15; Nr. 7, S. 26, und Nr. 8, S. 29 f.

59 Ottilie Duvernoy, zitiert nach: Camilla Jellinek, Die weibliche Bedienung im Gast- und Schankwirtschaftsgewerbe, Gautzsch b. Leipzig 1909, S. 2.

Heimarbeiterinnen[60] schloß er sich sogleich den christlichen Gewerkschaften an. Parallel zu dieser organisationspolitischen Zentralisierung kam es auch zu einer politischen Umorientierung. Bereits im Jahr 1910 sagte sich der christliche Kellnerinnenverband dezidiert von der früheren Fürsorgetätigkeit, von „Wohltätigkeit" und „Almosengeschmäckchen", los. In der Folge wurde die Unterstützung aus bürgerlichen und kirchlichen Kreisen zurückgedrängt und statt dessen stärker auf die Selbsthilfe der betroffenen Kellnerinnen gesetzt. Die jeweiligen Aufgaben wurden in der Satzung verankert. „Opferwillige, sozial gesinnte Frauen anderer Stände" wurden aufgefordert, sich als „Revierleiterinnen" einen Stadtbezirk zuweisen zu lassen, um die dortigen Kellnerinnen aufzusuchen und sie für die Organisation zu begeistern. Die Vereinsleitung (Vorsitz, Schriftführerin, Kassiererin) lag noch immer maßgeblich bei den „Damen". In speziellen „Verhaltensregeln" wurden die Vorstände der Ortsgruppen jedoch ermahnt, die Beisitzerposten „tunlichst" den Kellnerinnen zu überlassen.[61]

Daß den Kellnerinnen in der christlichen Gewerkschaft eine neue, selbstbewußtere Rolle zuwachsen sollte, signalisierte überdies die Umbenennung der Verbandszeitschrift. Seit 1911 erschien *Die deutsche Kellnerin* unter dem Titel *Die Gastwirtsgehilfin,* womit versucht wurde, an das berufliche Leitbild im kaufmännischen Sektor anzuknüpfen und das verpönte Image der Kellnerinnentätigkeit abzustreifen.[62] Gleichzeitig wandelten sich in der täglichen Vereinsarbeit die Zuschreibungen: Aus den früheren „Schmerzenskindern" war nun ein „wackeres Häuflein überzeugter Kellnerinnen" geworden, das mit Handzetteln selbst für die Vereinsversammlungen warb. Hatte zuvor die Erziehung zur Sittlichkeit im Vordergrund gestanden, so sollten nun „standesbewußte und vom Organisationsgedanken überzeugte Kellnerinnen" herangebildet werden, um die „noch untätigen Kolleginnen auf[zu]klären und auf[zu]rütteln" und sie der Gewerkschaft zuzuführen. Überwog vormals die Enttäuschung über die undankbaren „Schützlinge", so machten die Leiterinnen nun „manche schöne Erfahrung von Dankbarkeit und Tüchtigkeit". Zum neuen Leitbild wurde die „tüchtige und berufsfreudige Kellnerin". Sie stand „ehrlich im Kampf ums Dasein", besaß „Standesstolz und Standesfreudigkeit", kämpfte „Schulter an Schulter mit ihren Kolleginnen", fühlte und dachte „kollegial".[63] Doch solche positiven Stilisierungen überzeichneten nun ebenfalls die reale Situation. Denn gleichzeitig mußte eingestanden werden, daß die „große Masse" der Kellnerinnen in der Realität noch immer schwer zu bewegen war, sich gewerkschaftlich zu engagieren. Über die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg liegen nur unsichere Zahlen vor.[64] Zwar hatten sich 1920 immerhin 1108 weibliche Gasthausangestellte den christlichen Gewerkschaften angeschlossen, womit die Frauen mehr als ein Viertel des dort organisierten Gasthaus-

60 Zum Gewerkverein der Heimarbeiterinnen vgl. den Beitrag von Rosmarie Beier in diesem Heft, S. 412–425.

61 Zitate: *DdK,* Jg. 3 (1908), Nr. 6, S. 21 f.; Nr. 7, S. 27; Nr. 8, S. 30, sowie Nr. 12, S. 47; Jg. 4 (1909), Nr. 3, Beilage; Nr. 5, S. 19; Nr. 6, S. 21 f.; Nr. 7, S. 26 f.; Nr. 8, S. 29–31; Nr. 10, S. 39, und Nr. 11, S. 43; Jg. 5 (1910), Nr. 3, S. 7; Nr. 8/9, S. 29, sowie Nr. 10, S. 1; Jg. 6 (1911), Nr. 4, S. 14. Außerdem *GWG,* Jg. 6 (1911), Nr. 4, S. 13; Nr. 5, S. 22; Nr. 6, S. 21 f.; Nr. 7/8, S. 25 f.; Nr. 9, S. 30, sowie Nr. 10, S. 34.

62 Seit 1911 erschien das Verbandsorgan unter dem Titel *Die Gastwirtsgehilfin;* vgl. außerdem *GWG,* Jg. 6 (1911), Nr. 10, S. 33.

63 *DdK,* Jg. 4 (1909), Nr. 7, S. 26; Jg. 5 (1910), Nr. 3, S. 7; Nr. 5, S. 17. Außerdem *GWG,* Jg. 6 (1911), Nr. 5, S. 22.

64 *DdK,* Jg. 4 (1909), Nr. 4, S. 13.

personals stellten. Aber es ist nicht ganz sicher, inwiefern dies der Initiative aus Stuttgart zu verdanken war oder dem Umstand, daß sich nun die vormals männliche christliche Gastwirtsgehilfengewerkschaft den Frauen zu öffnen begann.[65] Jedenfalls suchte der christliche Zentralverband seit 1909/10 auch programmatisch den Bedürfnissen der Kellnerinnen stärker gerecht zu werden. Gefordert wurden unentgeltliche, öffentliche Arbeitsnachweise sowie ein Kündigungsschutz für Kellnerinnen. Zudem sollten die Frauen des Gastwirtsgewerbes in die staatliche Sozialversicherung einbezogen und ihre Löhne verbessert werden. Festgehälter anstatt der üblichen Trinkgelder konnten aber nicht durchgesetzt werden. Mit der Befürwortung eines Nachtarbeitsverbotes für Kellnerinnen[66] verfing sich die christliche Gewerkschaft zudem in jenen Paradoxien, die mit Arbeitschutzregelungen für Frauen im Kaiserreich generell einhergingen.[67]

Wie wenig sich der christliche Verband – trotz der gewerkschaftlichen Neuorientierung – von alten moralischen Vorurteilen befreit hatte, wurde bei der Regulierung des Berufszugangs und der Selektion der Mitglieder deutlich. Der Berufseinstieg sollte auf das 21. Lebensjahr begrenzt und eine dreimonatige Lehrzeit sowie ein Beschäftigungsverbot für unqualifizierte Kellnerinnen eingeführt werden. Diese Schließung des Berufs legitimierte der Kellnerinnenverband nun damit, daß „unsittliche Elemente" ausgeschlossen bleiben sollten.[68] Und die fragwürdige Ausgrenzungspraxis setzte der Zentralverband auch in seiner Organisationspolitik fort. Bei der Mitgliederrekrutierung ging die christliche Gewerkschaft zunächst eher stillschweigend, dann explizit davon aus, daß eine gewerkschaftliche Organisierung sowieso nur für einen Teil der Kellnerinnen überhaupt in Frage kam. Zwar wollte man die Kellnerinnen nicht pauschal sittlich verurteilen, unterschied aber streng zwischen „anständigen" Kellnerinnen und „unsittlichen Animiermädchen".[69] Damit übernahm die christliche Gewerkschaft ein Muster, das den öffentlichen Diskurs über die „unsittliche Kellnerin" weithin prägte.[70] Doch die Ausgrenzung der „unanständigen Frauen" war umstritten. Agnes Hacker etwa, eine Vertreterin der abolitionistischen Bewegung, gab zu bedenken, wie schwierig es sei, gültige Normen für einen sittlich einwandfreien Lebenswandel aufzustellen. Außerdem dürften gerade die vielen ledigen Mütter im Kellnerinnenberuf nicht umstandslos ausgegrenzt werden.[71] Doch die Argumente, die auf Integration setzten, blieben im Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen letztlich unberücksichtigt. Statt dessen versuchte die Kellnerinnengewerkschaft, die Zielgruppe scharf zu umgrenzen und die Aufnahme in den Verband per Satzung von einem guten Leumund abhängig zu machen.[72] Solche strikten

65 Rosmarie Ellscheid, Die Frau in den deutschen Arbeiterberufsvereinen, Diss. [masch.], Köln 1923, S. 101.

66 *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 7, S. 27 f.; Jg. 4 (1909), Nr. 5, S. 20; Jg. 5 (1910), Nr. 1, S. 1 und S. 17; Nr. 6, S. 21, sowie Nr. 11, S. 43 f. *GWG*, Jg. 6 (1911), Nr. 3, S. 9 f.; Nr. 4, S. 13 f., sowie Nr. 6, S. 21. A. a. O., Jg. 6 (1912), Nr. 2, S. 6; Nr. 3/4, S. 10; Nr. 11, S. 37 f. (aus unerklärlichen Gründen zählte die Zeitschrift *Die Gastwirtsgehilfin* sowohl 1911 als auch 1912 als 6. Jahrgang.).

67 Dazu grundlegend: Sabine Schmitt, Der Arbeiterinnenschutz im deutschen Kaiserreich. Zur Konstruktion der schutzbedürftigen Arbeiterin, Stuttgart und Weimar 1995.

68 *DdK*, Jg. 4 (1909), Nr. 5, S. 20; Nr. 9, S. 33; Jg. 5 (1910), Nr. 1, S. 1; *GWG*, Jg. 6 (1912), Nr. 1, S. 1 f.

69 *DdK*, Jg. 3 (1908), Nr. 8, S. 32, sowie Jg. 5 (1910), Nr. 6, S. 21.

70 Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, Die Animierkneipe, a. a. O., S. 7 und S. 23.

71 Agnes Hacker, zitiert nach: Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke, Die Animierkneipe, a. a. O., S. 56.

72 W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, a. a. O., S. 399.

Schließungsstrategien waren in den berufsständischen und professionellen weiblichen Berufsverbänden zwar weithin üblich,[73] aber bei den Kellnerinnen hatte das Verfahren doch eine besondere Bewandtnis: Welche Kellnerin sollte jetzt noch Mitglied werden, da doch der Ruf der gesamten Berufsgruppe in Frage stand?

Aber die gewerkschaftliche Neuorientierung brachte nicht nur die moralisch begründete Schließungspolitik, immerhin führte sie auch zu einer sprunghaft ansteigenden Beteiligung von Kellnerinnen an den Versammlungen, zu einer lebhafteren Agitation und zu einer größeren Breitenwirkung. Seit 1909 griff mit Anna Hermann erstmals eine ehemalige Kellnerin aktiv in die Leitungstätigkeit des Stuttgarter Zentralverbandes ein und repräsentierte seitdem durch Publikationen und auf den Gewerkschaftstagen ihre Berufsgruppe. Und weil die Kellnerinnen endlich selbst in der Gewerkschaftsarbeit zum Zuge kamen, thematisierten sie auch das Problem der sexuellen Belästigung auf neue Art. Anna Hermann stellte all jenen, die den Kellnerinnen pauschal Unsittlichkeit vorgeworfen hatten, die Sichtweise der betroffenen Frauen entgegen und prangerte das Verhalten von Wirten und Kunden öffentlich an: „Nicht nur der Gastwirt und dessen Familie glauben meistens keinen Anlaß zu haben, einer Kellnerin gegenüber die einfachsten Regeln des Anstandes zu beobachten, auch ein Teil der Gäste meint uns als Menschen minderer Qualität betrachten und ihrer Mißachtung unseres Standes fühlbar Ausdruck verleihen zu müssen. Gegen Rüpeleien der Gäste haben wir meist keinen Schutz beim Arbeitgeber, da dem Wirt mehr an der Erhaltung eines Stammgastes als an einer Kellnerin gelegen ist. Nicht selten kommt es vor, daß wir selbst vor unsittlichen Zumutungen der Arbeitgeber nicht sicher sind, Beschwerde oder Auflehnung gegen solche Mißstände bedeutet in der Regel den Verlust der Arbeitsstelle."[74] Damit griff die christliche Gewerkschaft eines der drängendsten Probleme der Kellnerinnen auf. Allerdings war das Engagement nur von kurzer Dauer. Konkrete Maßnahmen blieben aus, und im Vereinsorgan und auf Versammlungen wurde bald darauf wieder in alter Manier die „sittliche Gefahr" beschworen.[75] Statt die sexuelle Belästigung weiterhin offensiv und konsequent zu thematisieren, erschöpfte sich das Engagement des Zentralverbandes in den unmittelbaren Vorkriegsjahren darin, einem Verbot des Kellnerinnenberufs, das nun immer lauter gefordert wurde, defensiv entgegenzutreten.[76]

Insgesamt folgte die christliche Frauengewerkschaft jenen Konzepten, mit denen die protestantischen Strömungen des Kaiserreiches für die Domestizierung der als lasterhaft wahrgenommenen Arbeiterinnen wirkten. Diese Modelle zur Zivilisierung der Unterschichten zielten auf die Abwehr emanzipatorischer Bestrebungen von Frauen und auf die Bekämpfung sozialistischer Organisationsangebote; sie suchten die Arbeiterinnen an die christlichen Familienideale (rück)zubinden und sie mit der herrschenden Staats- und

73 Vergleichbare Regelungen finden sich etwa bei den Verbänden der Hebammen und der Krankenschwestern. Vgl. Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 170–210.

74 Zitat: *DdK*, Jg. 4 (1909), Nr. 9, S. 33. Dazu auch: a. a. O., Jg. 3 (1908), Nr. 6, S. 21 f.; Nr. 7, S. 27; Nr. 8, S. 30, sowie Nr. 12, S. 47; Jg. 4, (1909), Nr. 3, Beilage; Nr. 5, S. 19; Nr. 7, S. 26 f.; Nr. 8, S. 29–31; Nr. 10, S. 39, und Nr. 11, S. 43; *GWG*, Jg. 6 (1911), Nr. 6, S. 21 f., sowie Nr. 7/8, S. 25 f.

75 So etwa *GWG*, Jg. 6 (1911), Nr. 5, S. 18.

76 So etwa *DdK*, Jg. 4 (1909), Nr. 11, S. 39; Jg. 5 (1910), Nr. 1, S. 1 f.; Nr. 2, S. 5; Nr. 3, S. 7; Nr. 4, S. 13; Nr. 5, S. 18; Nr. 6, S. 22; Nr. 10, S. 39; Nr. 11, S. 45; vgl. *GWG*, Jg. 6 (1911), Nr. 10, S. 33.

Gesellschaftsordnung zu versöhnen.[77] Dabei rekurrierte der christliche Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen auf überkommene kulturelle Konstruktionen der Geschlechterdifferenz. Sowohl im Verbandsprogramm als auch bei der Mitgliederrekrutierung stützte er sich auf die Vorstellung von der erwerbstätigen als der „unsittlichen Frau". Gerade weil sich die christlichen Kellnerinnenvereine auf die Unterscheidung zwischen „anständiger" und „unanständiger Kellnerin" einließen, hatten sie den öffentlichen Moralkampagnen gegen das „Kellnerinnenelend" wenig entgegenzusetzen. Mit ihren Schließungsstrategien haben sie das Prestige der wenigen organisierten Kellnerinnen nicht unbedingt verbessern können. Demgegenüber wurde durch die Exklusionspolitik gegenüber der „unsittlichen Kellnerin" das „gendering", also die geschlechtsspezifische Segregation und Segmentation in der Gastwirtsbranche, wohl eher gestützt als hinterfragt. Mit ihren herablassenden Äußerungen über die „unerzogenen Schützlinge" hat die christliche Frauengewerkschaft zweifellos jenen Kellnerverbänden in die Hände gearbeitet, die Frauen immer schon vom Arbeitsfeld der Gastwirtsbranche vertreiben wollten. Und so wundert es nicht, daß der Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen mit dem christgewerkschaftlichen „Reichsverband der Gasthausangestellten" freundschaftliche Beziehungen unterhielt – einer Organisation, die noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg davon überzeugt war, die Kellnerin als Konkurrentin schärfstens bekämpfen zu müssen.[78]

Verantwortlich für die starke Betonung sittlich-moralischer Gesichtspunkte im christlichen Zentralverband der Gastwirtsgehilfinnen war nicht zuletzt ihr konfessioneller Hintergrund. Religiöse und sittlich-moralische Normen wurden der konkreten Interessenpolitik übergeordnet.[79] Gleichzeitig führte das christliche Fürsorgekonzept auch zu einer erhöhten Sensibilität für die „Unsittlichkeit". So kam es immerhin ansatzweise dazu, sexuelle Belästigungen überhaupt als gewerkschaftliches Problem wahrzunehmen. Generell bestand in der puritanischen Gesellschaft des deutschen Kaiserreiches kaum die Bereitschaft, von einer moralischen Sicht auf das Thema abzurücken.[80] Und gerade die Moralisierung verhinderte, in den sexuellen Übergriffen eine politische Frage zu sehen, darin etwa die Verletzung der psychischen und physischen Integrität von Frauen zu erkennen. Indem Kellnerinnen wie Agnes Hermann den Gewaltcharakter der sexuellen Belästigung als gewerkschaftliches Thema reklamierten, öffneten sie also die politische Arena für ein bis dahin der Moral zugedachtes Gebiet. Und indem die christliche Frauengewerkschaft – wenn auch nur punktuell – Raum schuf, um das Thema sexuelle Belästigung nicht nur moralisch, sondern auch politisch zu bearbeiten, deutete sie zumindestens an, wie dem „gendering" in der Gastwirtsbranche wirksam hätte begegnet werden können.

77 Ursula Baumann, Frauenarbeit in kirchlicher Diskussion und Praxis im Kaiserreich, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 147–166.

78 *Deutsche Rundschau,* Jg. 7 (1913), Nr. 10/11, S. 37.

79 Ursula Baumann, Frauenarbeit in kirchlicher Diskussion ..., a. a. O., S. 147–166.

80 Es trifft also keineswegs zu, daß die sexuelle Belästigung in dieser Zeit überhaupt noch nicht problematisiert worden sei, wie dies noch jüngst bei Ellen Kuhlmann, Gegen die sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz, a. a. O., S. 5–10, behauptet wurde.

3.2 „Konkurrentin" oder „Kollegin"? Die Doppelstrategie der freien Gewerkschaft

Erst relativ spät hatten die sozialdemokratisch gesinnten Kellner zu einer eigenen Gewerkschaft zusammengefunden. Ein zentraler „Verband der deutschen Gastwirtsgehilfen", der sich der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" anschloß, wurde 1897 in Berlin gebildet.[81] Von Anfang an spielte die „Kellnerinnenfrage" in dieser freien Gewerkschaft eine große Rolle. Dies lag zum einen daran, daß die Kellnerinnen in Berlin[82] und München[83] selbst aktiv geworden waren und die Solidarität der freigewerkschaftlichen Bewegung einforderten. Zum anderen nahmen sich in den nächsten Jahrzehnten die männlichen Gewerkschaftsfunktionäre auf Kongressen und Verbandstagen des „Kellnerinnenelends" kontinuierlich an. Um die historisch sich wandelnde Auseinandersetzung nachzuzeichnen, werden im folgenden die wichtigsten Debatten kurz skizziert. Dabei rücken die Fachkongresse der Gastwirtsgehilfen von 1900 und 1920, der Kölner Verbandstag von 1906 sowie die 5. Internationale Tagung des Gastwirtspersonals von 1928 in den Vordergrund. Welches „Kellnerinnenbild" wurde nun auf diesen Gewerkschaftstagen gezeichnet?

Bereits 1900, als sich nahezu das gesamte damalige Spektrum der Gastwirtsgehilfenbewegung in Berlin zu einem ersten Fachkongreß versammelt hatte, sorgten zwei Resolutionen zur „Kellnerinnenfrage" für eine erregte Diskussion. Im ersten Antrag des berufsständischen „Deutschen Kellnerbundes" wurde ohne Umschweife die Beschränkung der Frauenarbeit gefordert. Die Begründung enthielt alle denkbaren Klischees der „unsittlichen Kellnerin": den Konkurrenzvorwurf, den pauschalen Prostitutionsverdacht sowie den Hinweis auf ein vermeintliches „Nord-Süd-Gefälle". Dabei galt die norddeutsche Kellnerin als besonders „unsittlich" im Gegensatz zur ehrbaren im Süden.[84] Zwar regte sich Widerspruch, doch der Berliner Kellner Müller erhielt tosenden Beifall, als er nicht nur die Lokale mit weiblicher Bedienung „ausgerottet" wissen wollte, sondern die Frauenerwerbsarbeit generell: „Wohl weiß ich, daß es auch anständige Kellnerinnen gibt, aber wir müssen die Frauen aus dem Beruf verdrängen. Überall drängen sich die Frauen ein. [...] Ein Weib gehört nicht in die Restauration. Da gehören wir hin. [...] Wir können mit Kellnerinnen nicht zusammenarbeiten und betrachten dieselben nicht als

81 W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, a. a. O., S. 385–387; Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 29–35.

82 Unter dem Vorsitz einer Frau Dmoch entstand 1891 in Berlin die „Freie Vereinigung Berliner Gastwirtsgehilfinnen" mit immerhin neunzig Mitgliedern. Ihrem Versuch, sich an die freigewerkschaftliche Bewegung anzunähern, wurde dort mit großer Skepsis begegnet. Dazu: Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 48–51; vgl. auch die knappe Erwähnung bei Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 428.

83 Zum überregional bedeutsamen Münchener Kellnerinnenverein etwa W[ilhelm] Kulemann, Die Berufsvereine, Bd. 2, a. a. O., S. 386 und S. 398 f.; Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 296–298; Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 431 f.; Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand ..., a. a. O., S. 63.

84 Protokoll über die Verhandlungen des ersten Allgemeinen Fachkongresses der Gastwirtsgehilfen Deutschlands. Abgehalten zu Berlin vom 6. bis zum 9. März 1900 (künftig zitiert: Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900), Berlin 1900, S. 14 und S. 88 f. Diese Vorstellung vom „Nord-Süd-Gefälle" spielte in den Sittlichkeitsdiskursen der Jahrhundertwende generell eine große Rolle. Dazu: Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 259–260.

Kollegen."[85] Ob sich die Kellnerinnen nun „sittlich" oder „unsittlich" verhielten, spielte hier keine Rolle mehr. Selten wurde die Abwehr der Frauen so eindeutig formuliert: Die Frauen sollten aus dem Beruf gedrängt werden, weil sie Frauen und weil sie Konkurrentinnen waren, und der Verweis auf die Unsittlichkeit, also die sexuelle Stigmatisierung, war dafür nur Mittel zum Zweck.

Auf diese gehässigen Attacken reagierte die freie Gewerkschaft der Gastwirtgehilfen mit einem äußerst zwiespältigen Konzept. Es schwankte zwischen Marginalisierung und Skandalisierung, zwischen Diffamierung und Überhöhung, zwischen Exklusion und Vereinnahmung der Frauen und der weiblichen Erwerbsarbeit. Entsprechend schillerte auch das Bild der Kellnerin, das auf dem Kongreß von 1900 von den Gewerkschaftsfunktionären entworfen wurde, in vielen Facetten. Da wurde zunächst die „gedrückte Arbeiterin" zur „natürlichen Mitkämpferin" erhoben, und diese wurde wiederum der „unsittlichen Kellnerin" und „unlauteren Konkurrentin" entgegengestellt. Dabei prangerte der freigewerkschaftliche Verband die „niedere soziale Stellung" der Kellnerinnen in allen Schattierungen an. Doch diese soziale Position dürfe nicht – wie vom berufsständischen Kellnerbund vorgeführt – moralisch verurteilt werden. Statt dessen müßten die Kellnerinnen durch konkrete Maßnahmen geschützt und unterstützt werden: Ein Zehnstundentag sollte eingeführt, der Berufszugang auf 18 Jahre begrenzt, die Nachtarbeit verboten, die Frauenlöhne an die der Männer angeglichen und die Frauen selbst in die Organisation aufgenommen werden. Daß auch der freigewerkschaftliche Verband der Gastwirtsgehilfen nicht ganz von moralischen Beweggründen abstrahieren wollte, zeigte sich in der Lehrlingsfrage. Denn bemerkenswerterweise wollten die freien Gewerkschafter keine Lehrausbildung gestatten, wenn im gleichen Wirtsbetrieb Frauen beschäftigt waren.[86] Offenbar sollten durch den Ausschluß der Frauen die Gaststätten „jugendfrei" gemacht werden.

Begründet wurden die genannten Maßnahmen auf dem Fachkongreß von 1900 von Gustav Staake, dem langjährigen Schriftführer und zeitweise Zweiten Vorsitzenden des Verbandes deutscher Gastwirtsgehilfen. Zunächst betonte Staake, daß die Kellnerinnen unter gleichen Arbeitsbedingungen arbeiten müßten wie die Kellner. Und weil sich die Kellnerinnen in derselben Klassenlage befänden, deshalb seien sie auch die „natürlichen Mitkämpferinnen" der Gastwirtsgehilfen.[87] Doch die Gemeinsamkeit der Klassenlage hatte offenbar ihre Grenzen. Weil sich Arbeitszeit und Gehalt noch „unglücklicher" gestalteten als bei den Männern, handele es sich bei der Kellnerin um eine besonders „gedrückte Arbeiterin". Demzufolge müßten für sie auch spezifische Regelungen gelten. Das für die Fabrikarbeit eingerichtete geschlechtsspezifische Nachtarbeitsverbot etwa gelte es konsequent auf die Frauen im Gastwirtsgewerbe auszudehnen. Und auch diese Maßnahme wurde wiederum moralisch begründet: Weil die „Unsittlichkeit" nachts besonders blühe, sollten die Kellnerinnen in dieser Zeit nicht beschäftigt werden. Auf diese Weise stützten sich auch die freien Gewerkschaften auf eine moralisierende Behandlung der „Kellnerinnenfrage", selbst die gängigsten Klischees der „unsittlichen

85 Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 93.
86 Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., Resolution Nr. 35, S. 14.
87 Gustav Staake, in: Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 89 und S. 96.

Kellnerin" integrierten sie in ihr gewerkschaftliches Konzept. So griff auch Staake auf das Stereotyp von der „schiefen Bahn" zurück: Zwar seien die Kellnerinnen selbst nicht schuld daran, aber durch das „Animieren" und „Mittrinken" würden sie in ihrem Beruf „frühzeitig körperlich" und „sittlich ruiniert", gingen sie dem „dauernden Siechthum" entgegen.[88] Von den konkreten sexuellen Belästigungen der Kellnerinnen, die diese in ihren Autobiographien in den Mittelpunkt gestellt hatten, sprach die freie Gewerkschaft hingegen nicht.

Die Widersprüchlichkeit in der freigewerkschaftlichen Strategie zeigte sich auch an den Attributen, die den Frauen im Gastwirtsgewerbe zugeschrieben wurden. Einerseits wurde die Kellnerin als „unsere Mitarbeiterin" und „Mitkämpferin", als „Gleiche" unter „Gleichen" angesprochen.[89] Andererseits stilisierten sich die männlichen Gewerkschafter selbst als „großzügige Helfer": „Betrachten Sie die Kellnerinnen als Arbeiterinnen im Gastwirtsgewerbe, als Mitarbeiterinnen, die sich nicht helfen können und denen Sie deshalb zu Hilfe kommen müssen."[90] Mit solchen Aufforderungen waren die Kellnerinnen zwar verbal als Klassengenossinnen rehabilitiert, doch im Hinblick auf die politische und gewerkschaftliche Organisation ihrer Interessen hatte man sie gleichzeitig für unmündig erklärt.

Zudem wurde der Sonderstatus der Kellnerin durch einen Verweis auf die Hausfrauenrolle bekräftigt. Der Verbandsvorsitzende der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen, Hugo Poetzsch,[91] stellte den Kellnerinnenberuf beispielsweise als eine Tätigkeit dar, für die sich die Frau ausgesprochen eigne: als Hausfrau mache sie auch nichts anderes![92] Ob nun mit dem Bild der „unsittlichen Kellnerin" die Minderwertigkeit der Frauenerwerbsarbeit im Gastwirtssektor betont wurde oder mit dem Verweis auf die Hausarbeitsnähe das Besondere gegenüber der männlichen Tätigkeit, immer war die Ausgrenzung der Frauen das Ziel.[93] So gelang dem freigewerkschaftlichen Verband das Kunststück, gleichzeitig gegen die Verbotsanträge des Deutschen Kellnerbundes zu polemisieren und unterschwellig die Schließung des Berufs selbst voranzutreiben. „Beseitigen" wollten die freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen die Frauenarbeit nicht, aber das „Kellnerinnenunwesen" so weit als möglich „einschränken", das wollten sie schon.[94]

Zu einer bemerkenswerten Akzentverschiebung in der Haltung zur Frauenarbeit kam es auf dem Kölner Verbandstag von 1906, als erstmals mit der Münchener Delegierten Niedermeyer eine Frau die Kellnerinnen vertrat. Allerdings trat Niedermeyer nun nicht etwa kompromißlos für die Kellnerinnen ein. Vielmehr war sie der Auffassung, daß –

88 A. a. O., S. 89–91.

89 Diese Seite der Argumentation wurde von Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 428, stark überbetont, wenn er etwa den Verband der Gastwirtsgehilfen als eine Organisation beschreibt, die sich auf dem Fachkongreß von 1900 „als einzige unzweideutig" für die Frauenarbeit ausgesprochen habe.

90 Gustav Staake, in: Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 90 f.

91 Hugo Poetzsch war Erster Vorsitzender des Verbandes der Gastwirtsgehilfen von 1898 bis 1912. Von 1892 bis 1894 und 1901 bis 1919 wirkte er als verantwortlicher Redakteur des Verbandsorgans. Außerdem war Poetzsch Autor zahlreicher Verbandspublikationen, etwa Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1 und 2, bes. Bd. 1, S. 161.

92 Hugo Poetzsch, in: Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 95.

93 Dazu den Ansatz von Cynthia Cockburn, s. o. Brigitte Kerchner, S. 469 f.

94 Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 94–96.

wieder aus moralischen Gründen – nur die süddeutschen Frauen überhaupt für die Organisation in Frage kämen. Zudem zeichnete sie ein recht pessimistisches Bild von der „unwilligen Kellnerin", die „für die Organisation keinen Sinn [...]" hätte. Und nachdem sie so die „organisationunfähige Kellnerin" beschworen hatte, empfahl Niedermeyer dem Verband, von der leidigen „Kellnerinnenfrage" überhaupt abzusehen und sich auf neue weibliche Berufsgruppen zu konzentrieren, die weniger anrüchig schienen, also etwa Zimmermädchen, Köchinnen, Küchenhilfen, Kassiererinnen. Für deren Integration sollten spezielle Sektionen gebildet und niedrigere Beiträge für weibliche Mitglieder bei gleichen Leistungsansprüchen eingeführt werden.[95]

Wie wenig die Orientierung auf das „weibliche Hilfspersonal" am misogynen Grundtenor der freien Gewerkschaft der Gastwirtsgehilfen änderte, zeigte sich auf dem zweiten Fachkongreß von 1920 in Leipzig. Dort versuchte Gertrud Hanna vom zentralen Arbeiterinnensekretariat der Generalkommission der Gewerkschaften, die nach wie vor hartnäckige Abwehr der Gastwirtsgehilfen gegen die Frauen aufzubrechen.[96] Aber auch ihre Rede offenbart den zwiespältigen Charakter der damaligen gewerkschaftlichen Position zur „Kellnerinnenfrage". Einerseits geißelte Hanna energisch die ablehnende Haltung der Gastwirtsgehilfen zur Frauenarbeit, ihren „Konkurrenzneid" und ihre geringe Bereitschaft, weibliche Mitglieder aufzunehmen. Dann setzte auch sie auf das moralisch einwandfreie „Hilfspersonal", womit sie auf jene Linie einschwenkte, die die Kellnerinnen in den Hintergrund treten ließ. Zudem kam sie den gängigen Vorurteilen ausgesprochen weit entgegen: bei den Frauen handele es sich um die „billigeren und willigeren Arbeitskräfte", mitunter fungierten sie als „Lohndrückerinnen" oder „Streikbrecherinnen", einen Kellner in einem eleganten Weinrestaurant könne eine Frau niemals ersetzen. Um die Anwesenheit von Frauen im Gastwirtsgewerbe überhaupt noch legitimieren zu können, ließ sich Hanna schließlich noch auf überkommene Stereotype ein: der Beruf eigne sich besonders für Frauen, weil er ihrer „Eigenart" und ihren „Neigungen und Kräften" entspreche und weil die dort verlangte Tätigkeit der Hausarbeit gleiche.[97]

So war dem Antifeminismus unter den Gastwirtsgehilfen nicht beizukommen! Mit ihrer Beschwichtigung schien Gertrud Hanna vielmehr alle Stichworte geliefert zu haben, um die nachfolgende Diskussion eskalieren zu lassen. Seitens der Kongreßteilnehmer, und zwar sowohl der freigewerkschaftlich als auch der berufsständisch orientierten, hagelte nur so von Vorschlägen, wie die Frauenarbeit am wirksamsten zu bekämpfen sei. Die einen wollten sie nur in bestimmten Regionen, die anderen nur ab einem Alter von

95 Niedermeyer, in: Protokoll über die Verhandlungen des 4. Verbandstages des Verbandes deutscher Gastwirthsgehilfen in Köln 1906, Berlin 1906; vgl. Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 241 und S. 243. Zum Verbandstag auch: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 432.

96 Fachkongreß der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen-Verbände Deutschlands, Protokoll des Kongresses. Abgehalten zu Leipzig vom 27.–30. April 1920, Berlin 1920. Zum Hintergrund des Kongresses, auf dem u. a. die Einheitsorganisation im Gastwirtsgewerbe auf der Tagesordnung stand, vgl. Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 194 f.; Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand ..., a. a. O., S. 56–71. Zum Wirken Gertrud Hannas (1876–1955) vgl. Frau und Gewerkschaft. Hrsg. von Gisela Losseff-Tillmanns, Frankfurt a. M. 1982, S. 281; dies., Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., bes. S. 149–168 und S. 356.

97 Fachkongreß der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen-Verbände [...] 1920, a. a. O., Resolution Nr. 40, S. 13 f.; Referat Gertrud Hannas, S. 77–84.

dreißig [sic!] Jahren oder nur zu bestimmten Tageszeiten zulassen, wieder andere wollten Neueinstellungen ausschließen. Aber die allermeisten waren sich einig, daß nicht nur die Arbeit der Kellnerinnen, sondern die Frauenarbeit „grundsätzlich zu vermeiden" war.[98] Wie absurd die doppelbödige Geschlechterpolitik Anfang der zwanziger Jahre in der freien Gewerkschaft der Gastwirtsgehilfen gehandhabt wurde, zeigte sich in der Resolution, die auf dem Fachkongreß von 1920 von der Münchener Lokalgliederung vorgelegt wurde: Der Kongreß möge es sämtlichen Mitgliedern „zur äußersten Pflicht" machen, für eine „restlose" Organisation der Frauen zu sorgen – bis „zu einem allgemeinen Verbot der Frauenarbeit".[99]

Diese offene Frauenfeindschaft war typisch für die Debatten, die Anfang der zwanziger Jahre im Zuge der Demobilmachung das gesellschaftliche Klima prägten. Entschlossen wurde dabei versucht, den Frauen ihre vermeintlichen Positionsgewinne, die sie während des Ersten Weltkrieges auf dem Arbeitsmarkt errungen hatten, wieder abspenstig zu machen.[100] Entsprechend mahnten auch die freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen die besondere Krisensituation an, klagten über die hohe Arbeitslosigkeit, die wachsende Zahl der unbeschäftigten „Kriegsteilnehmer" sowie die ungerechten Kriegsfolgen und pochten auf das Vorrecht der Männer: „Tausende Kollegen mußten in die Bergwerke: Tausende Kellnerinnen wurden an deren Stelle eingesetzt [...]!" Im Zeichen der akuten Wirtschaftslage, so im Antrag einer Reihe von lokalen Gewerkschaftsgliederungen, sei „jede Arbeitsstelle für männliche Angestellte freizumachen".[101] Sämtliche Bilder, die seit Anfang der neunziger Jahre in den Diskursen über das „Kellnerinnenelend" produziert worden waren, konnten nun von den Gewerkschaftern aufgegriffen werden, um die „Kellnerinnenfrage" in ihrem Sinne „zu beseitigen". Zwar hatten die zentralen Gewerkschaftsgremien des „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" (ADGB) den Entschluß gefaßt, sich „Entlassungen aus frauenfeindlichen Gründen" zu widersetzen, und an diesen Beschluß erinnerte nun auch Gertrud Hanna ihre Gewerkschaftskollegen. Aber auch sie gestand ein, daß es in zahlreichen Fällen wichtiger sei, „den Mann vor der Frau [...] zu bevorzugen".[102]

Dennoch vermied der Fachkongreß von 1920 eine klare Verbotsentscheidung. Statt dessen verständigten sich die Teilnehmer auf indirekte Maßnahmen, die als Schritte zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Frauen ausgegeben wurden. Langfristig

98 A. a. O., Resolutionen Nr. 41–52, S. 14–16.

99 A. a. O., Resolution Nr. 43, S. 14 f.

100 Helga Grebing, Frauen in der deutschen Revolution 1918/19, Heidelberg 1994, S. 23 f.; Susanne Rouette, Nach dem Krieg: Zurück zur „normalen" Hierarchie der Geschlechter, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 167–190; Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989.

101 Fachkongreß der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen-Verbände [...] 1920, a. a. O., Resolution Nr. 43, S. 86, 90; dazu: Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., S. 215–221. Zur Politik des Verbandes der Gastwirtsgehilfen in der Nachkriegszeit vgl. auch: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 434.

102 Gertrud Hanna, in: Fachkongreß der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen-Verbände [...] 1920, a. a. O., S. 83. Daß die Gewerkschaften und die gewerkschaftlich organisierten Frauen die Demobilmachungsverordnungen weitgehend mitgetragen haben, hat auch Helga Grebing betont. Allerdings zeigt sie am Beispiel der Düsseldorfer Kellnerinnen, wie sich Frauen zumindest vereinzelt dagegen wehrten, den Männern Platz machen zu müssen. Dazu: Helga Grebing, Frauen in der deutschen Revolution 1918/19, a. a. O., S. 23–25.

jedoch zielten die Maßnahmen explizit darauf ab, den Frauenausschluß zu befördern. Dies wird besonders deutlich bei der Forderung nach „gleichem Lohn für gleiche Leistung". An diesen Grundsatz, der auf dem Fachkongreß von 1920 offiziell beschlossen wurde, war explizit die Hoffnung geknüpft, daß nach seiner Verwirklichung keine Frau mehr im Gastwirtsgewerbe beschäftigt sein würde.[103]

Mit ihrer Beschwörung der „unsittlichen Kellnerin" hatte Gertrud Hanna auf dem Kongreß von 1920 ganz offenkundig dazu beigetragen, das Stigma der erwerbstätigen als der „unmoralischen" Frau hoffähig zu machen. Mit ihm konnte nun weiterhin die Frauenarbeit in Verruf gebracht und die Kellnerinnenorganisation stillschweigend übergangen werden. Integration in die Organisation, Arbeitsschutz und gleicher Lohn für gleiche Leistung – diese Grundanliegen der Gewerkschaftsbewegung folgten in der Gastwirtsbranche offensichtlich dem Kalkül, die weiblichen Beschäftigten sukzessive auszugrenzen. Und wenn Hugo Poetzsch 1928 davon sprach, die Lohnforderungen nicht mit den Frauen, sondern „für sie" durchzusetzen,[104] so offenbart dies dazu noch einen patriarchalen Gestus, der die Rede von der „Mitkämpferin" deutlich relativierte. Die moralisch einwandfreien Frauen sollten zwar „mitmachen", aber für sich selbst kämpfen, das sollten auch sie nicht. Und über eines der drängendsten Probleme im Gastwirtsgewerbe, die sexuelle Belästigung, war bis dahin noch immer nicht verhandelt worden. So ging das Programm des Verbandes der Gastwirtsgehilfen an der von den Kellnerinnen selbst artikulierten „Notlage" in eklatanter Weise vorbei.[105]

Zu den programmatischen Defiziten traten organisationspolitische Blockaden. Trotz steigender Mitgliederzahlen[106] blieben die Frauen in der Gewerkschaftsführung stark unterrepräsentiert.[107] Zwar lesen wir in den Verbandspublikationen mitunter von einzelnen „Beamtinnen" auf örtlicher Ebene; häufiger noch halfen branchenfremde Vertreterinnen aus der proletarischen Frauenbewegung aus, damit überhaupt Frauen in Versammlungen

103 Fachkongreß der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen-Verbände [...] 1920, a. a. O., S. 113 f.; Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 210 f. Dazu auch: Gisela Losseff-Tillmanns, Frauenemanzipation und Gewerkschaften, a. a. O., S. 149–152 und S. 334. Im Jahre 1928 wurde diese Position durch Hugo Poetzsch auf internationaler Ebene etabliert: „Haben wir die weiblichen Angestellten in unserer Organisation, setzen wir für sie für gleiche Leistung den gleichen Lohn durch, dann werden wir die Beschäftigung von weiblichem Bedienungspersonal auf ein vernunftgemäßes Maß beschränken können." Hugo Poetzsch, in: 5. Internationale Konferenz der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten [...] 1928, a. a. O., S. 5 f., S. 62–66, Zitat S. 65. Dazu auch: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 435.

104 Hugo Poetzsch, in: 5. Internationale Konferenz der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten [...] 1928, a. a. O., S. 65.

105 Dazu ausführlich weiter oben: Brigitte Kerchner, S. 470–476.

106 Seit 1904 wurden Frauen aufgenommen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg waren 16025 Mitglieder organisiert, davon etwa tausend Frauen (6,6 Prozent). Im Zuge der Novemberrevolution stieg auch die Zahl der weiblichen Mitglieder im Jahr 1919 von 9528 auf 23694 an. Ein Höchststand war 1921 mit 24605 organisierten Frauen erreicht. Dann setzte – wie bei den Männern – aufgrund der Ernüchterung über den Verlauf der Revolution sowie angesichts zunehmender Arbeitslosigkeit ein Rückgang ein, so daß 1924 nur noch 5936 weibliche Mitglieder in der freien Gewerkschaft der Gastwirtsgehilfen organisiert waren. Dazu: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 150, S. 186 f. und S. 432.

107 Seit 1899 leistete sich die freie Gewerkschaft zwei hauptamtliche Funktionäre, 1913 waren es bereits dreizehn. Doch hauptamtliche Funktionärinnen hat es weder im Kaiserreich noch in der Weimarer Republik gegeben. Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 141 und S. 438.

anwesend waren.[108] Denn die vereinzelten weiblichen Delegierten, die erstmals 1911 auf den süddeutschen Gaukonferenzen des Verbandes der Gastwirtsgehilfen zu sehen waren, kamen über die regionale Ebene nie hinaus.[109] Freilich zeigen uns die Fotografien, die die Verbandsgeschichte offiziell abbilden, durchaus einige Frauen. Doch dabei handelt es sich nicht um Funktionärinnen, noch nicht einmal um weibliche Vereinsmitglieder. Es sind „Schreiberinnen", untergeordnete Angestellte, die den männlichen „Vereinsbeamten" zuarbeiteten. Hauptsächlich jedoch illustrieren die vielen Porträts der Vorsitzenden, Beisitzer, Schriftführer und Redakteure eine Verbandsgeschichte, die scheinbar nur aus Männern bestand.

Die wenigen Ausnahmen wurden schnell beseitigt, selbst auf internationaler Ebene. So zeigt beispielsweise die Fotografie der Teilnehmer der 5. Internationalen Tagung des Gastwirtspersonals von 1928 als einzige Frau Olga Knotkova, die den tschechischen „Zentralverband der Gastwirtsgehilfen" vertrat. In der Debatte über Frauenarbeit brachte sie ihre Verwunderung darüber zum Ausdruck, „daß ich als einzige weibliche Delegierte an Ihren Beratungen teilnehme". Sofort wies der damalige Internationale Berufssekretär Rudolf Ströhlinger die leise Kritik harsch zurück. Was die Frauenfrage anbetreffe, so solle niemand den „Sittlichkeitsapostel" hervorkehren. Es sei besser, ehrlich zuzugestehen: „Weil die Frau als Konkurrentin des Mannes auftritt, deshalb wird sie bekämpft."[110] Danach kam Olga Knotkova nicht mehr zu Wort. Und auf der folgenden Internationalen Konferenz von 1931 waren die Männer wieder unter sich – auch bei der Diskussion der Frauenfrage.[111]

Betrachtet man zusammenfassend die Geschlechterpolitik des freigewerkschaftlichen Verbandes der Gastwirtsgehilfen, so zeigt sich durchgängig eine große Ambivalenz: Offiziell wurde erklärt, die Kellnerinnen achten und integrieren zu wollen. Doch die breite Mitgliedschaft und viele Funktionäre hielten zäh am Antifeminismus fest, so daß der Verband zum frauenpolitischen Schlußlicht in der Gewerkschaftsbewegung wurde.[112] Wie kam es ausgerechnet im Gastwirtsgewerbe zu einer solch vehementen Abwehr? Vier Faktoren, die mit der Struktur des Gewerbes zusammenhingen, sollen abschließend kurz angedeutet werden.

Offenbar standen die Kellner erstens unter einem besonders großen sozialen Druck. Nicht nur die Frauen hatten also im Gastwirtsgewerbe mit schlechten Arbeitsbedingungen zu kämpfen, auch bei den Kellnern sprach man von „traurigsten Verhältnissen", vom

108 So etwa Agnes Wabnitz und Emma Ihrer. Dazu: Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 50.

109 Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 432.

110 Olga Kontkova und Rudolf Ströhlinger, in: 5. Internationale Konferenz der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten [...] 1928, a. a. O., S. 66–69.

111 6. Internationale Konferenz der Internationalen Union der Hotel-, Restaurant- und Café-Angestellten, Paris, 19. bis 21. Mai 1931, Berlin 1931, S. 102–105.

112 Auf die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis bei den Gewerkschaften hat auch Karin Hausen, Wirtschaften mit der Geschlechterordnung. Ein Essay, in: Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Hrsg. von Karin Hausen, Göttingen 1993, S. 47, aufmerksam gemacht. Demgegenüber nimmt die Gewerkschaftsforschung die programmatischen Lobeshymnen auf die Frauenarbeit und die offiziellen Integrationsangebote an die weibliche Mitgliedschaft unkritisch für bare Münze, so etwa: Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand ..., a. a. O., S. 63.

„Elend" in diesem Beruf, von der „ganzen Härte" und der „unmenschlichen Ausbeutung". Mit solchen Etikettierungen waren die ungeregelte und teilweise unwürdige „Trinkgeldfrage" gemeint, schlechte Kost und unbefriedigende Wohnsituationen, fehlende Ruhetage und überlange Arbeitszeiten sowie der völlige Mangel an Schutzregelungen.[113]

Zudem dominierte zweitens im Gastwirtsgewerbe nicht der Großbetrieb. Üblich waren Klein- und Kleinstbetriebe mit einem hohen Anteil von dort beschäftigten Familienangehörigen. Die damit verbundenen patriarchalen Verhältnisse, die so sehr vom Modell der industriellen Fabrikarbeit abwichen, waren für die gängigen gewerkschaftlichen Organisationskonzepte schwer erreichbar. Aus diesem Grund hatten auch die Männer im Gastwirtssektor erschwerte Bedingungen, um ihre Situation aus eigener Kraft zu bessern.[114]

Drittens mag ein gewisses Traditionsdefizit eine Rolle gespielt haben. Denn das Gastwirtsgewerbe war im Laufe des 19. Jahrhunderts als eine moderne Dienstleistungsbranche entstanden, die – im Gegensatz zu den meisten anderen Gewerben – keine tiefen Wurzeln in der zünftlerischen Tradition besaß.[115] Indem sie den Korpsgeist nach innen pflegten und sich nach außen abschlossen, hofften die Kellner offenbar, Prestigedefizite kompensieren zu können, die aus dieser Geschichtslosigkeit herrührten.

Schließlich fällt viertens – und wohl entscheidend – das zwiespältige Image der Kellner ins Gewicht. Oberflächlich betrachtet, wurde das öffentliche Dienen und Bedienen, das man in der öffentlichen Auseinandersetzung der Frau pauschal als unsittlich anlastete, beim männlichen Kellner zur anerkennenswerten Dienst*leistung*. Angefangen vom Kellnerlehrling, der „durch eine harte Schule" ging oder „harte Lehr- und Wanderjahre" vor sich hatte, über den einfachen Restaurantkellner bis zum Hotelkellner, der durch „Sprachenkenntnis", „Gewandtheit" und durch „gewählte Manieren" auffiel – bei sämtlichen Stufen und Typen des Berufes überwogen in der öffentlichen Debatte die positiven Attributierungen. Beim männlichen Gastwirtspersonal führte in der öffentlichen Wahrnehmung die berufliche Laufbahn auch nicht nach unten, sondern nach oben: auf der „höheren Kellnerkarriere" konnte es derjenige, der „höher hinaus" wollte, sogar bis zum „Hoteldirektor" bringen.[116]

Freilich existierte unterhalb dieses dominanten Aufstiegsdiskurses ein Subtext, der die „schiefe" und „krumme Stellung" der Kellner ansprach. Das „unheilvolle" Trinkgeldsystem, so hieß es da, stünde zwischen Arbeitslohn und Almosen. Es verletze die Selbstachtung des Kellners – als Mann! Der beständige Empfang von Trinkgeld mache unterwürfig und „devot": „[...] der Mann verliert an Würde." Einem „würdigen Familienvater" sei es nicht zuzumuten, „ungezählte Demütigungen" einzustecken, zum „bösen Spiel"

113 Karl Oldenberg, Der Kellnerberuf und seine mögliche Reform, in: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich*, Jg. 17 (1893), Nr. 1, S. 141–197, Zitate S. 143, S. 150 und S. 151; vgl. Arthur Cohen, Der Entwurf von Bestimmungen über die Beschäftigung der Gastwirtsgehilfen in Deutschland, in: *Archiv für sociale Gesetzgebung*, Jg. 17 (1902), S. 93–149. Dazu auch: Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 116–122; Heiderose Kilper, Brüder reicht die Hand ..., a. a. O., S. 56.

114 A. a. O., S. 56.

115 A. a. O., S. 57.

116 Karl Oldenberg, Der Kellnerberuf und seine mögliche Reform, a. a. O., Zitate S. 148–150. Vgl. auch: Willy Berger, Der perfekte Kellner. Ein praktischer Leitfaden für seine Laufbahn, Berlin 1901.

dennoch eine „dienstbeflissene Miene" zu machen und sich von „jung und alt" mit „beliebiger Barschheit" herumkommandieren zu lassen. Etwas Anrüchiges hatte das Gastwirtsgewerbe also für Frauen wie Männer. Doch während man die „weibliche Unschuld" erst durch die Sexualisierung der Tätigkeit als gefährdet ansah, schien beim Kellner bereits das Dienen an sich die Männlichkeit zu untergraben. In einem Beruf zu arbeiten, der langfristig zu „kriechendem Gehorsam" erzog, das war eines erwachsenen Mannes scheinbar nicht würdig.[117] Und diese prekäre Situation der Kellner, die selbst keinen geregelten Lohn, keine begrenzte Arbeitszeit, häufig noch nicht einmal eine anerkannte Qualifikation besaßen und die bei all dem noch in ihrer Männlichkeit angegriffen wurden, die muß man wohl in Rechnung stellen, wenn man die abwehrende Haltung der Kellnerverbände zur Frauenarbeit begreifen will.[118]

Doch während bei Verbänden, wie dem „Deutschen Kellnerbund" oder dem „Genfer Verband", die Exklusion mit dem berufsständischen Profil korrelierte, widersprach der Frauenausschluß bei der freien Gewerkschaft der Verpflichtung zur Solidarität. Angesichts dieser prekären Situation entwickelte die freie Gewerkschaft ihre widersprüchliche Strategie gegenüber den Frauen, die auf das Paradox von Ausschluß und Einschluß rekurrierte, das die Situation von Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft grundlegend charakterisiert. So gestanden die Gastwirtsgehilfen ihren weiblichen Mitgliedern zwar eine gewisse Teilhabe zu, aber diese war nicht als gleichberechtigte Partizipation gedacht, sondern als Unterordnung unter ihre eigene, männliche Dominanz.[119] Mit diesem Vorgehen entsprach die freie Gewerkschaft der Gastwirtsgehilfen jenem Wechselspiel von Feminismus und Antifeminismus, das die historische Entwicklung politischer Institutionen generell zu steuern scheint[120] und dabei immer neu einen erheblichen Legitimationsdruck erzeugt. Daß im Zuge dieser Legitimierungszwänge Geschlechterbilder eine zentrale Rolle erhielten, konnte hier am Beispiel einer freien Gewerkschaft im Gastwirtssektor vorgeführt werden. Dabei erwies sich die Figur der „unsittlichen Kellnerin" als tragendes Element. Mit diesem Bild gelang es dem Verband der Gastwirtsgehilfen, der sich offiziell zur Frauenemanzipation verpflichtet hatte, seine diversen Ausschlußpraxen moralisch zu begründen und damit unanfechtbar zu machen.

Dennoch macht es wenig Sinn, die Geschlechterpolitik der freigewerkschaftlichen Gastwirtsgehilfen pauschal zu verdammen. Sicher, mit ihrer doppelten Strategie haben sie die Frauen wohl eher desorientiert und abgeschreckt, als sie zu einer effizienten Vertretung ihrer Interessen zu motivieren. Und daran, daß die „Unsittlichkeit" der Kellnerin bereits vor dem Ersten Weltkrieg zu einer allseits anerkannten Gewißheit geworden war, hatte die freie Gewerkschaft wohl eifrig mitgewirkt. Doch bei aller Kritik

117 Karl Oldenberg, Der Kellnerberuf und seine mögliche Reform, a. a. O., Zitate S. 150, S. 159 f. und S. 162. Zur Vorstellung des Dienens als Frauensache etwa: Jürgen Kocka, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990, bes. S. 120–124.

118 Immerhin warnte Hugo Poetzsch davor, den sozialen Druck, unter dem sie selbst litten, umstandslos an das „schwache Geschlecht" weiterzugeben. Hugo Poetzsch, in: Protokoll erster Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen 1900, a. a. O., S. 95.

119 Dieses Paradox erläutert Eva Kreisky, Das Geschlecht politischer Institutionen, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 47 (1996), Nr. 9, S. 585–595, hier S. 587, auf der Basis theoretischer Überlegungen von Carole Pateman.

120 A. a. O., S. 587.

dürfen die positiven Ansatzpunkte nicht übersehen werden. Bereits zu Beginn der Bewegung haben sich einige Gewerkschaftsvertreter den Kellnerinnen sehr viel stärker öffnen wollen, als dies in der Organisation schließlich durchsetzbar war.[121] Auch die programmatischen Appelle, die zur Achtung und Integration aufriefen, sollten nicht unterschätzt werden. In einer Zeit, in der die Kellnerinnen einer nahezu geschlossenen Front öffentlicher Ächtung gegenüberstanden, hatten selbst solche rhetorischen Floskeln möglicherweise eine ermutigende Wirkung. Und schließlich wäre noch an die Unterstützungskassen zu erinnern, die den Frauen Hilfe in konkreten Notsituationen versprachen, auch wenn im einzelnen noch zu überprüfen wäre, welchen praktischen Nutzen dies für die weibliche Mitgliedschaft hatte. Die offizielle Verteidigung der Kellnerinnen, zu der sich im Laufe der politischen Auseinandersetzungen im Gastwirtsgewerbe die freien Gewerkschafter immer wieder aufschwangen, sowie die materiellen Zugeständnisse erklären wohl auch, warum in den zwanziger Jahren trotz aller Schwankungen immerhin mindestens ein Viertel der Mitgliedschaft des Verbandes der Gastwirtsgehilfen überhaupt aus Frauen bestand.[122]

4 Schluß: Die „unsittliche Frau" im gewerkschaftlichen Kampf um Anerkennung

Stellt man abschließend die beiden Organisationsmodelle noch einmal gegenüber, so zeigt sich: Sowohl die christliche als auch die freie Gewerkschaft orientierten sich in ihren Zielen und Maßnahmen am Bild von der „unsittlichen Kellnerin". Dabei war im Spektrum der Organisationen, die sich überhaupt für die Kellnerinnen interessierten, die christliche Kellnerinnengewerkschaft unter quantitativen Gesichtspunkten kaum von Belang. Mehr als hundert Kellnerinnen hat sie vor dem Ersten Weltkrieg kaum je erfaßt, und danach verliert sich ihre Spur. In keinem Verhältnis zu diesem eklatanten Mißerfolg stand der propagandistische Aufwand, mit dem die Initiatorinnen vorgingen, um ihr christlich-fürsorgerisches (Organisations-)Modell öffentlich zu verbreiten. Entsprechend dem Programm der evangelischen (Frauen-)Bewegung sollte hier die Kellnerin zur „Sittlichkeit" erzogen werden. Als Leitbild stand dabei die evangelische Christin selbst zur Verfügung, die als gereifte Persönlichkeit die Maßlosigkeit ihrer Triebe zu bändigen wußte und sich mit (göttlicher) Natur und Geist im Einklang befand.[123] Um konkrete berufliche Interessenvertretung ging es in der christlichen Gewerkschaft also nur sekundär. Statt dessen wurde im christgewerkschaftlichen Diskurs das Bild von der „unsittlichen Kellnerin" unablässig produziert, ausgemalt und abgewertet, um das dahinterstehende positive Gegenbild der „sittlichen Frau" in ständiger Erinnerung zu halten. An dieses positive Bild ließen sich dann all jene christlichen (Sexual-)Normen knüpfen, die es in den verunsichernden und komplexen Sittlichkeitsdiskursen der Jahrhundertwende[124] gegen abweichende säkulare Vorstellungen zu behaupten und zu verfestigen galt.

121 Hugo Poetzsch, Geschichte des Zentralverbandes ..., a. a. O., Bd. 1, S. 48–51.
122 Willy Buschak, Von Menschen, die wie Menschen leben wollen, a. a. O., S. 186 f.
123 Doris Kaufmann, Frauen zwischen Aufbruch und Reaktion, a. a. O., bes. S. 31–34.
124 Zu den Sittlichkeitsdiskursen Brigitte Kerchner, „Unbescholtene Bürger" und „gefährliche Mädchen" um 1900. Was der Fall Sternberg für die aktuelle Debatte über den sexuellen Mißbrauch an Kindern bedeutet,

Demgegenüber konnte sich die freie Gewerkschaft der Gastwirtsgehilfen zu keinem Zeitpunkt auf eine klare Orientierung einigen. Plädierte die Führung für eine Integration der Frauen, lief die Basis dagegen Sturm; lobte man in Reden und auf offiziellen Anlässen die „tüchtige Kollegin" und „Mitkämpferin", beschloß man gleichzeitig, nur die Frauen im Süden, dabei nur das Hilfspersonal und wenn möglich überhaupt keine Frauen im Gastwirtsgewerbe zu dulden oder in den Verband hereinzulassen. So zogen sich die Widersprüche durch Programm, Strategie und Interessenpolitik des Verbandes der Gastwirtsgehilfen. Und es ist verwunderlich, daß dabei die Zahl der weiblichen Mitglieder bis zum Ersten Weltkrieg doch relativ kontinuierlich und in der Weimarer Republik zeitweise sprunghaft anstieg. Zwar war der Verband durch die Verpflichtung zur Klassensolidarität in seinen misogynen Handlungen beschränkt, aber unterschwellig war das Bild von der „unsittlichen Kellnerin" auf allen Veranstaltungen und auf allen Ebenen ständig präsent. Unter dem Druck der konkurrierenden korporativen Berufsverbände, selbst angefeindet und in ihrer Männlichkeit bedroht, griffen die Gewerkschaftskollegen häufig und gerne darauf zurück. Denn mit dem Verweis auf die „unsittliche Kellnerin" ließen sich Schließungsstrategien als Ausnahmeregelungen in der Organisationspolitik und auf dem Arbeitsmarkt etablieren, die sich eine freie Gewerkschaft sonst kaum offen zu propagieren getraut hätte.

Überdies verweist ein Vergleich der beiden Modelle auf die „unsittliche Kellnerin" als übergreifende Metapher. Um eine politische Bewältigung der sexuellen Belästigung im Gastwirtsgewerbe, wie sie von den Kellnerinnen in ihren Autobiographien als zentrales berufliches Problem geschildert wurde, ging es beiden Organisationen offenkundig nicht, wenn sie von der „Unsittlichkeit" sprachen. Weder die christliche noch die sozialistisch orientierte Gewerkschaft haben sich ernsthaft darum bemüht, die Sexualisierung der Kellnerinnentätigkeit zu durchschauen oder gar mit gewerkschaftlichen Strategien und auf Dauer zu bekämpfen. Hier mag einer der wichtigsten Gründe dafür liegen, daß ihre frauenpolitische Bilanz ausgesprochen bescheiden blieb. Doch welche Funktion hatte dann bei beiden Organisationsmodellen das Bild von der „unsittlichen Kellnerin"?

Indem sie darauf zurückgriffen, aktualisierten die christliche Gewerkschaft ihre klassenspezifischen und die freie Gewerkschaft ihre geschlechtsspezifischen Ressentiments. Und die Mobilisierung solcher Vorurteile diente durchaus einem gewissen strategischen Kalkül. Denn bei genauerem Hinsehen entsteht der Eindruck, als hätten sich die christliche wie die freie Gewerkschaft, wenn sie die „unsittliche Kellnerin" ins Spiel brachten, in einen übergreifenden symbolischen „Kampf um Anerkennung" (Axel Honneth) eingereiht.[125] Bei dieser Art von Auseinandersetzung, die für die entstehende moderne Leistungsgesellschaft typisch ist, wurde der Kampf um soziale Achtung und gesellschaftliche Positionen auch mit den Mitteln der symbolischen Gewalt geführt. Um die eigene Leistung als besonders wertvoll und prestigeträchtig hervorzuheben, würdigte man dabei

[Forts. von Anm. 124]
in: *Historische Anthropologie*, Jg. 6 (1998), Nr. 1, S. 1–32, bes. S. 12 f.; dies., Körperdiskurse und Moralpolitik, a. a. O.

125 Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht 1. Arbeit – Macht – Anerkennung – Interessen, Opladen 1997, S. 280–284. Frerichs bezieht sich hier auf theoretische Überlegungen von Axel Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1992.

die Fähigkeiten der anderen herab und degradierte und deklassierte andere Personen, ganz unabhängig vom realen Gebrauchswert ihrer Leistungen, Eigenschaften und Fähigkeiten. Zieht man diesen Mechanismus in Betracht, so läßt sich in beiden der hier vorgestellten Modelle ein solcher Kampf um Anerkennung wiedererkennen. Dieser hätte dann weniger mit den Kellnerinnen selbst zu tun als mit den Wahrnehmungsmustern und dem Selbstverständnis derjenigen, die über die Kellnerin räsonierten. Die christliche Gewerkschaftsinitiative etwa suchte der wachsenden Säkularisierung und dem schwindenden kirchlichen Ansehen entgegenzutreten, indem sie die Leistungsfähigkeit ihres überkommenen fürsorgerischen Modells im modernen Arbeitssystem unter Beweis zu stellen versuchte. Je „unmoralischer" die „Schützlinge" dabei erschienen und je hoffnungsloser deren Lebenssituation, desto größer und unverzichtbarer erschien der Gewinn der Rettungsarbeit. Und die freien Gewerkschafter hofften, mit der Abgrenzung von der „unsittlichen Kellnerin" ihr eigenes angeschlagenes Prestige zu erhöhen und den Berufszugang für männliche Erwerbsarbeit monopolisieren zu können.

Das nahezu reibungslose Funktionieren der geschilderten Abwehr gegen die Kellnerinnen erklärt sich sicher nicht zuletzt dadurch, daß die Frauenbewegung den gewerkschaftlichen Kämpfen um Anerkennung wenig entgegenzusetzen hatte. Denn die schärfste Kampagne gegen den Kellnerinnenberuf, das sollte vielleicht abschließend noch kurz in Erinnerung gerufen werden, ging im deutschen Kaiserreich nicht von den Gewerkschaften, sondern von Teilen der Frauenbewegung aus! Seit 1907 hatte sich in Heidelberg die bekannte Juristin und Frauenrechtlerin Camilla Jellinek der Kellnerinnenfrage angenommen, und diese Initiative wurde bald zum Kristallisationspunkt einer Bewegung, die jegliche Reformen im Gastwirtsgewerbe für aussichtslos erklärte und deshalb auf ein striktes Berufsverbot für Kellnerinnen setzte.[126] Ziel der Bewegung war es, die Kellnerin vor der „sittlichen Gefahr" im Gasthaus zu „schützen" und die Würde der Frau grundsätzlich zu wahren. Dabei verkörperte die „unsittliche Kellnerin" im feministischen Diskurs offenbar jene sexuellen Belästigungen, mit denen die erwerbstätigen Frauen um 1900 generell zu kämpfen hatten. Mit der frauenrechtlerischen Verbotskampagne ließ sich also ein Thema gleichzeitig verdrängen und radikalisieren, das sonst die Sprengkraft gehabt hätte, ins Zentrum der frauenbewegten Debatten vorzurücken – dies allerdings zu einem Zeitpunkt, zu dem die Frauenbewegung noch nicht einmal über einen Begriff verfügte, um das Problem beim Namen zu nennen. So nutzten die Frauenrechtlerinnen die symbolische Kraft der „unsittlichen Kellnerin" in ihrem Kampf um Anerkennung: selbst noch entrechtet und von prestigeträchtigen Positionen ausgeschlossen, taten sie alles, um sich für den vollen Staatsbürgerinnenstatus zu empfehlen. Indem sie sich von den „Unsittlichen" distanzierten und die eigene moralische Integrität betonten, schienen sie ihrem Ziel einen wichtigen Schritt näher gerückt.

Seine besondere Schlagkraft bezog das Bild der „unsittlichen Kellnerin" schließlich dadurch, daß es in einem weiteren Kontext stand. Denn die feministischen wie die gewerkschaftlichen Kämpfe um Anerkennung richteten sich nie nur gegen die Kellnerinnen,

126 Dazu etwa: Camilla Jellinek, Zur Kellnerinnenfrage, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg. 27 (1908), Bd. 2, S. 513–525; dies., Petition deutscher Frauen betreffend das Verbot weiblicher Bedienung in Gast- und Schankwirtschaften, Gautzsch b. Leipzig 1910. Dazu ausführlicher: Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., S. 266–269; Beatrix Beneder, Männerort Gasthaus?, a. a. O., S. 126–132.

sondern immer auch ganz allgemein gegen die „unsittliche Frau". Dieses Stereotyp, das im Kellnerinnendiskurs nur besonders drastisch vorgeführt wurde, avancierte im deutschen Kaiserreich bis weit in die Weimarer Republik hinein zu einem zentralen Symbol, mit dem die Verdrängung von Frauen aus gesellschaftlichen und beruflichen Positionen begründet und der Ausschluß aus männlichen und weiblichen [sic!] Interessenverbänden legitimiert werden konnte.[127] So liegt es nahe, daß die „unsittliche Frau", die im Gastwirtsgewerbe mit besonderer Schärfe gezeichnet worden war, auch in anderen Branchen für die gewerkschaftliche Auseinandersetzung zur Verfügung stand. Inwiefern die Gewerkschafter außerhalb des Gastwirtsgewerbes darauf zurückgegriffen haben, das jedoch bliebe im einzelnen noch genauer zu untersuchen.

127 Zur Wirkung des Symbols etwa: Karin Walser, Prostitutionsverdacht und Geschlechterforschung, a. a. O., bes. S. 104 ff. Die „Unsittlichkeit" als Ausschlußkriterium in Frauenverbänden behandelt Brigitte Kerchner, Beruf und Geschlecht, a. a. O., etwa S. 177–180 und S. 192–199.

Hermann Weber zum 70. Geburtstag

Von Ulrich Mählert

Als die westdeutsche Presse im Frühjahr 1981 über die Gründung eines neuen Arbeitsbereiches zur Erforschung von Geschichte und Politik der DDR an der Universität Mannheim berichtete, reagierte die DDR-Propaganda mit Hohn: ein Hermann Weber, dessen „sogenannte Forschungsergebnisse" bisher weniger wissenschaftlicher denn „astrologischer" Natur gewesen seien, wolle nun mit Mitteln eines Automobilkonzerns das bis dahin bestehende ostdeutsche Quasimonopol auf die DDR-Geschichtsschreibung brechen.

Was heute angesichts über 1000 registrierter Forschungsvorhaben zur DDR-Geschichte kaum vorstellbar anmutet: Noch Ende der siebziger Jahre mußte in einem Wissenschaftsbericht für die Bundesregierung konstatiert werden: „Die DDR-Forschung ist ohne jede Konzeption. Was, wo, wann, wie lange, mit welcher Intensität geforscht wird, bleibt in der Regel dem Zufall überlassen." Hinzu kam, daß diese Forschung in hohem Maße gegenwartsorientiert arbeitete und historische Fragen weitgehend aussparte. So drohte die SED-Geschichtspropaganda über einschlägige Verlage und Medien das Bild der deutsch-deutschen Vergangenheit auch westlich der Elbe zu bestimmen.

Zu den wenigen, die sich damals im Westen der Nachkriegsgeschichte des Ostens wissenschaftlich angenommen hatten, zählte der Kommunismusforscher Hermann Weber. Der von ihm Anfang der achtziger Jahre mit Hilfe der Volkswagenstiftung gegründete Mannheimer Arbeitsbereich, der eine eigenständige zeitgeschichtliche DDR-Forschung in der Bundesrepublik etablieren sollte, stellte dabei lediglich eine – wenn auch zweifellos wichtige – Etappe in seiner Auseinandersetzung mit der DDR dar.

Der dümmliche Kommentar, der da über Mauer und Stacheldraht gen Westen drang, war zweifellos Ausdruck der Hilflosigkeit, die sich in den Reihen der SED-Geschichtspropagandisten beim Thema Hermann Weber breitgemacht hatte. Seit den fünfziger Jahren hatte man den Mannheimer Historiker denunziert, mal totgeschwiegen, mal plump attackiert. Ungeachtet des jeweils vorherrschenden Zeitgeistes hatte dieser – zum Ärger der höchsten Parteichargen in Ostberlin – ebensolange „Schein und Wirklichkeit" des SED-Regimes schonungslos bloßgestellt. Erst nach der Wende sollte Weber erfahren, daß seine 1964 erschienene Dokumentation „Ulbricht fälscht Geschichte" dem Spitzbart höchstselbst zur Kenntnisnahme vorgelegt worden war. Ob dieser sich damals an den Autor hatte erinnern können? Ende der vierziger Jahre hatten sich die Wege des aus dem Moskauer Exil heimgekehrten Apparatschiks und des damaligen Studenten des Zweijahreslehrgangs der SED-Parteihochschule zweimal gekreuzt.

Damals schien dem glühenden Jungkommunisten aus der südwestdeutschen Quadratestadt eine politische Karriere vorgezeichnet. 1928 in einem Arbeitervorort Mannheims geboren, war er von Kindesbeinen mit der Arbeiterbewegung verbunden. Sein Vater, ein kommunistischer Facharbeiter, ging für seine politische Überzeugung nach dem nationalsozialistischen Machtantritt ins Gefängnis. Trotzdem erzog er seinen Sohn nach seiner

Rückkehr im antifaschistischen Sinne. So mag es nicht verwundern, wenn sich der Siebzehnjährige bei Kriegsende sofort in den Dienst der wieder zugelassenen KPD stellte. Während er seinen Lebensunterhalt als Fahrkartenkontrolleur bei der Mannheimer Straßenbahn verdiente, warb er innerhalb und außerhalb seiner Partei für den kommunistischen Neuanfang in Deutschland. 1946 wurde Weber zum ersten Mal „auf Schule" geschickt. Er besuchte den ersten Lehrgang der FDJ-Hochschule am Bogensee bei Berlin und nahm am I. FDJ-Parlament im Juni 1946 in Brandenburg teil.

Einige Monate später konnte der jugendliche Heißsporn – schon damals nicht zum ersten Mal – feststellen, daß seine Partei den politischen Meinungsstreit jederzeit politischen Opportunitäten zu opfern bereit war. In dem gedruckten Tagungsprotokoll des Parlaments waren nur noch Fragmente seines Diskussionsbeitrages vorhanden. Mehr als vier Jahrzehnte später konnte er im stenographischen Protokoll wieder nachlesen, was da dem Zensor zum Opfer gefallen war: „Wie überall in der Westzone gibt es auch in Mannheim Jugendausschüsse. In ihnen sitzen Jugendliche, die die komische Eigenschaft haben, lange Bärte zu tragen (Große Heiterkeit und Beifall). Man hat ausgerechnet, daß das Durchschnittsalter in dem Mannheimer Jugendausschuß 50 Jahre beträgt (Erneute große Heiterkeit). Der Oberbürgermeister der Stadt ist der Vorsitzende. Man nennt darum diesen Jugendausschuß Greisenrat (Erneute Heiterkeit). [...] Auch amerikanische Erziehungsoffiziere sind oft anwesend. In letzter Zeit wurde von amerikanischen Erziehungsoffizieren betont: Die deutsche Jugend muß nach amerikanischem Muster erzogen werden (Rufe hört, hört)." Doch selbst leise Kritik an den Besatzungsmächten schien zum damaligen Zeitpunkt nicht angebracht. Noch hoffte der von der SED kontrollierte Jugendverband, die Monopolorganisation der deutschen Jugend zu werden. Und so intervenierte die FDJ-Mitvorsitzende und erste Ehefrau Honeckers, Edith Baumann, damals: „Jugendfreunde! Ich glaube sagen zu müssen, daß wir hier nicht über die Maßnahmen der Besatzungsmächte zu diskutieren haben. Zur Diskussion stehen lediglich die Fragen der deutschen Jugend. Ich bitte, sich darauf zu beschränken." Was den Kommentar Webers heraufbeschwor, zu dem das Protokoll lebhafte Zustimmung vermerkte: „Hinzufügen möchte ich, daß ein Jugendlicher daraufhin ausführte ‚Wenn wir nach amerikanischem Muster erzogen werden sollen, wollen wir auch das gleiche Essen wie die Amerikaner!'"

Die weiteren Etappen seiner Funktionärslaufbahn können hier nur in Stichworten benannt werden: Vom Lehrgang zurückgekehrt, wurde Weber in den hauptamtlichen Parteiapparat aufgenommen, 1947 erfolgte die Delegation zur SED-Parteihochschule, wo er die Stalinisierung der Partei miterlebte. Anfangs herrschte dort, gemessen an dem, was folgen sollte, ein liberales Klima. Die Lehrer erwarteten von den Kursanten Selbststudium, was Weber zwar engagiert, aber zweifellos nicht im Sinne seiner Ideologen betrieb. In Antiquariaten besorgte er sich Schriften von Trotzki, Bucharin und anderen Verfemten und sah sich mit immer mehr Widersprüchen in der herrschenden Ideologie konfrontiert. Der Bruch des Sowjetkommunismus mit Jugoslawien und mehr noch die Flucht eines seiner Lehrer, Wolfgang Leonhard, und die nachfolgende Hexenjagd setzten den inneren Bruch mit der SED und ihrem westdeutschen Arm, der KPD, in Gang. Doch die Bipolarität des Ost-West-Konfliktes ließ eine Abwendung von den eigenen Genossen wie den Wechsel ins Lager des Klassenfeindes erscheinen. Und so warf sich Weber als

Redakteur einer westdeutschen FDJ-Zeitung in die praktische Arbeit, deren Anstrengungen wenig Raum für Zweifel ließ. Doch auch hier kollidierte er alsbald mit den stalinistischen Strukturen. Private Gründe, schließlich eine schwere Krankheit ließen Weber den Bruch weiter aufschieben. Im März 1953 wurde Weber im Ruhrgebiet wegen illegaler Tätigkeit für die mittlerweile verbotene FDJ Westdeutschlands verhaftet, kurze Zeit später ereilte seine Ehefrau Gerda, die er auf der Parteihochschule kennengelernt hatte, das gleiche Schicksal. Aus Mangel an Beweisen Monate später freigelassen, war die Zeit der Rücksichtnahmen vorbei. Inzwischen hatte der Arbeiteraufstand vom 17. Juni 1953 gezeigt, daß die SED alles andere als die „Vorhut der Arbeiterklasse" war. Weber brachte seine KPD-Ortsgruppe dazu, eine Stellungnahme zu verabschieden, die die westdeutsche Parteiführung aufforderte, sich von den Geschehnissen in der DDR und in der Sowjetunion zu distanzieren. Die Antwort der KPD-Führung war sein Parteiausschluß. Für die Parteipresse hatte sich Weber „als Feind der Sowjetunion, als Feind der Kommunistischen Partei, als Feind jedes Fortschritts und des Friedens entlarvt". In der gleichen Zeit erreichte ihn ein Schreiben der Bundesanwaltschaft Karlsruhe, in dem ihm Vorbereitung zum Hochverrat und Geheimbündelei vorgeworfen wurde.

Zwischen die Fronten geraten, fand das Ehepaar Weber lange Zeit vor allem bei Menschen Rückhalt, die ein ähnliches Schicksal wie sie erlitten hatten: ehemalige Kommunisten und linke Sozialdemokraten aus Ost- und Westdeutschland, die mit dem Stalinismus gebrochen hatten und dabei an der Utopie eines „dritten Weges" zwischen östlichem Stalinismus und westlichem Kapitalismus festhielten. Mit „Der dritte Weg" war auch eine Zeitschrift überschrieben, zu deren Autoren Hermann Weber zählte und die in die verbotene westdeutsche KPD sowie in die SED hineinzuwirken gedachte. Bald fand Weber seinen Weg in die SPD, der er bis heute aktiv verbunden ist.

Mit Vorträgen, Zeitschriften- und Zeitungsbeiträgen über die Geschichte des Kommunismus und die Entwicklung in der DDR sowie zeitweilig als Redakteur einer „Falken"-Zeitschrift schlugen sich Weber und seine Frau durch die fünfziger Jahre. Am Ende des Jahrzehnts sowie Anfang der sechziger Jahre veröffentlichte Weber die ersten Monographien zum Thema. Nach einem Studium der Politischen Wissenschaft, Soziologie und osteuropäischen Geschichte an den Universitäten Marburg und Mannheim in den Jahren 1964 bis 1968 promovierte und habilitierte sich Weber Ende der sechziger Jahre. Seine zweibändige Arbeit „Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik", die 1969 erschien, stellt bis heute *das* Standardwerk zur Geschichte des deutschen Kommunismus in den zwanziger Jahren dar und markierte den wissenschaftlichen Durchbruch des damals Einundvierzigjährigen. 1975 wurde er ordentlicher Professor und Inhaber des Lehrstuhls für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte an der Universität Mannheim. Bereits im Jahr darauf begann das von ihm geleitete große DFG-Projekt „Entstehung, Entwicklung und Funktion des Parteiensystems der DDR", das dem späteren Arbeitsbereich DDR-Geschichte den Weg bereitete. Zu den dauerhaften Arbeitsschwerpunkten der südwestdeutschen DDR-Forscher zählt die Geschichte der SED, der Blockparteien und Massenorganisationen sowie die Transformation der SBZ/DDR zur zweiten deutschen Diktatur im 20. Jahrhundert. Die zahlreichen Veröffentlichungen in den hauseigenen Reihen „Mannheimer Untersuchungen zu Politik und Geschichte der DDR" und „Studien und Materialien" sowie die

Einzelveröffentlichungen der Mitarbeiter Hermann Webers dokumentieren die Produktivität der Mannheimer Forschungen. An dieser Stelle sei explizit lediglich auf das „SBZ-Handbuch" verwiesen, das Hermann Weber 1990 gemeinsam mit Martin Broszat vom Münchener Institut für Zeitgeschichte herausgegeben hat. Vielleicht ist dieses Kompendium der beste Nachweis für die Leistungsfähigkeit der bundesdeutschen historischen DDR-Forschung vor der Wende. Noch ohne Zugang zu den ostdeutschen Archiven zusammengestellt, kann es wohl nach wie vor ohne Übertreibung als das Standardwerk zur Geschichte und Entwicklung der SBZ bezeichnet werden.

Ein Jahr zuvor, im Frühjahr 1989, als noch niemand an den Zusammenbruch des SED-Regimes zu denken wagte, veröffentlichte Hermann Weber im kleinen Frankfurter isp-Verlag ein Taschenbuch, dessen Auswirkungen wohl selbst bald Gegenstand der Historiographie sein dürften. „‚Weiße Flecken' in der Geschichte. Die KPD-Opfer der Stalinschen Säuberungen und ihre Rehabilitierung" lautete der Titel. Das schmale Bändchen schien auf den ersten Blick wenig mehr als eine Sammlung von gut 250 Kurzbiographien kommunistischer Funktionäre aus der Weimarer Republik zu sein, die im sowjetischen Exil in den stalinistischen „Säuberungen" ihr Leben verloren hatten. Eine Reihe von Dokumenten machte deutlich, daß die SED-Geschichtswissenschaft dieses dunkle Kapitel nach wie vor nach Kräften zu vertuschen versuchte. Was aus der Sicht theorieverliebter Kollegen als bloße Streitschrift erschien, zeitigte ungeahnte Wirkungen. Noch nie waren die deutschen Opfer des Stalinterrors derart akribisch dokumentiert worden. Obwohl in der DDR selbstredend nicht erhältlich, zog das Buch hektische Reaktionen der SED-Propaganda nach sich. Die wenigen Exemplare, die ihren Weg hinter die Mauer fanden, gingen von Hand zu Hand. Plötzlich wurde offenbar, wie sehr die ostdeutsche Geschichtspropaganda der neuen sowjetischen Offenheit hinterherhinkte, wo dieses dunkle Kapitel der eigenen Geschichte längst diskutiert wurde. So trugen die „Weißen Flecken", die bald darauf in einer zweiten Frankfurter und bereits im Frühjahr 1990 in einer Ostberliner Ausgabe erschienen, wesentlich zur Delegitimation der DDR-Geschichtswissenschaft und des parteilichen Geschichtsbildes im Wendejahr 1989 bei.

Mit der friedlichen Revolution in der DDR brach am „Lehrstuhl Weber", wie der kleine Wissenschaftsbetrieb im (West-)Plattenbau auf einer Mannheimer Verkehrsinsel im internen Sprachgebrauch hieß, hektische Betriebsamkeit aus. Fernsehkameras und Rundfunkjournalisten drückten sich die Klinke in die Hand, um Kommentare zu den Entwicklungen im Osten zu erhalten.

Hermann Weber unterschied sich dabei wesentlich von vielen Kommentatoren der damaligen Entwicklung. Nicht genug, daß sich Weber im Gegensatz zu vielen neuen, selbsternannten Experten bereits seit Jahrzehnten zur DDR geäußert hatte, er hatte seinen auf eigener Erfahrung *und* Forschung entwickelten Standpunkt vor 1989 nie dem Zeitgeist angepaßt. Für ihn war etwa die Vereinigung von KPD und SPD immer eine „Zwangsvereinigung" und das DDR-System immer eine Parteidiktatur gewesen. Und so dachte er nach 1989 nicht im Traum daran, in den Chor derjenigen einzufallen, die mit der untergegangenen DDR zugleich jede Form des demokratischen Sozialismus zu Grabe tragen wollten. Schonungslos und kenntnisreich sezierte er die DDR-Geschichte, zerstörte er die Illusionen vom demokratischen Anfang, der allein durch den Kalten Krieg „deformiert" worden sei. Die Historikerzunft der DDR charakterisierte er als die „Magd

der SED" und sprach einem Neuanfang in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft das Wort. Gleichzeitig reichte er insbesondere jüngeren Historikern aus Ostdeutschland die Hand, die ohne Scheuklappen auf der Grundlage der nun geöffneten Archive die DDR-Geschichte erforschen wollten.

Hermann Weber und die ostdeutschen Archive, eine Geschichte für sich. Seit 1990 engagierte sich Weber unermüdlich für die uneingeschränkte Öffnung der archivalischen Hinterlassenschaft des SED-Regimes, was zunächst vor allem die Sorge um die Bestandssicherung und -erschließung sowie die institutionelle Absicherung der Archive umfaßte. Die heutige Lösung einer Stiftung „Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR" im Bundesarchiv, die bei allen – meist finanziell bedingten – Mängeln, der Forschung hervorragende Arbeitsmöglichkeiten bietet, geht auch auf Webers Interventionen, Gutachten und Stellungnahmen zurück. Uneigennützig hatte Weber in den ersten Jahren nach der Wende mehr Zeit auf die Sicherung der Archive verwandt, als er für seine Forschung aufwenden konnte. Seine Emeritierung 1993 bemerkten allenfalls die Studierenden der Universität Mannheim sowie deren Verwaltung. Die zuerst genannten verloren einen unprätentiösen Hochschullehrer, der die Verschulung der Universität, die Ende der achtziger Jahre einsetzte, geflissentlich ignorierte und auf die Eigenverantwortung der Studentenschaft setzte. Die Verwaltungsgremien der Universität Mannheim verloren einen Routinier, dessen Verhandlungsgeschick so manche Sitzung vor dem Ausufern bewahrte.

Statt nun jedoch kürzerzutreten, begab sich Weber in den fast sprichwörtlichen Unruhestand und war in der Öffentlichkeit präsenter denn je. Bis an die Grenze seiner Belastbarkeit engagierte er sich für die beiden Enquetekommissionen des Bundestags, die sich in den Jahren zwischen 1992 und 1998 die Aufarbeitung der SED-Diktatur und die Überwindung von deren Folgen zur Aufgabe gemacht hatten – ein Engagement, das von der Bundestagspräsidentin Rita Süssmuth im Juni 1998 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse geehrt wurde. Daneben ist er die treibende Kraft bei der Herausgabe des „Jahrbuchs für Historische Kommunismusforschung", Mitglied der Historischen Kommission beim Parteivorstand der SPD, des wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Zeitgeschichte sowie der von der Bundesregierung vor kurzem berufenen „Gemeinsamen Kommission zur Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen". Ganz nebenbei bemerkt gehört er u. a. auch zum wissenschaftlichen Beirat der IWK. Wenn es Hermann Weber neben all diesen Verpflichtungen trotzdem schafft, zahllose Buch-, Zeitschriften- und Zeitungsbeiträge zu verfassen, dann auch deshalb, weil er seit Jahrzehnten von seiner Frau Gerda engagiert unterstützt wird, nicht zu vergessen auch von den Generationen studentischer Hilfskräfte, die zu zählen bislang noch niemand unternommen hat. Doch anders als bei manch anderem Hochschullehrer stammt jede Zeile, jedes Buch, über der bzw. dem Hermann Weber steht, auch von Hermann Weber selbst. Die zahlreichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Weber seit mehr als zwei Jahrzehnten an der Universität beschäftigt hatte (und einige neue kamen erst jüngst hinzu), genossen ein Höchstmaß an Freiraum. Eigeninitiative wurde stets unterstützt, Hierarchien waren durchlässig, das Ergebnis zählte. Nicht jeder wußte damit umzugehen.

Hermann Weber feierte am 23. August 1998 seinen 70. Geburtstag. Auf der kleinen Feier im Freundes- und Kollegenkreis wurde die Hoffnung ausgedrückt, daß der Jubilar

endlich seine Memoiren schreiben werde. Derart bedrängt, versicherte Weber, dies in Bälde zu tun. Schon stünden die Zwischenüberschriften und der letzte Satz. Doch angesichts seiner andauernden Verpflichtungen dürfte der Abschluß dieses Projektes noch gut ein Jahrzehnt dauern. Jetzt gilt es, die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur mit aufzubauen, in deren Stiftungsrat Weber sitzt. Zugleich will er in den nächsten Monaten zwei Bücher überarbeiten. Auch steht sein biographisches Handbuch zur Geschichte des deutschen Kommunismus noch aus, an dem bereits in Berlin gearbeitet wird. Also dann, frohes Schaffen, lieber Hermann und liebe Gerda Weber, und gute Gesundheit!

Friedrich Ebert – vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten

Kritische Anmerkungen zu einer Wanderausstellung

Von Johannes Klotz

Die Geschichte der Arbeiterbewegung ist für die deutsche Sozialdemokratie eine ihrer wichtigsten Legitimationen. Der ehemalige Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens Johannes Rau nannte Friedrich Ebert einen „republikanischen Staatsmann, deutschen Patrioten und sozialen Demokraten". „Friedrich Ebert 1871–1925. Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten" – so lautet der Titel der Wanderausstellung,[1] die zur Zeit durch Deutschland zieht. Präsentiert wird sie gemeinsam von der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte (Heidelberg) und der Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn), vor allem für „Ostdeutschland, wo der Bedarf an Aufklärung über Friedrich Ebert und sein Wirken besonders groß ist" (S. 6), denn es geht um die Korrektur des anachronistischen Geschichtsbildes: „Wer hat uns verraten ... Sozialdemokraten".

An seine Stelle soll ein Ebert-Bild treten, das positive Identifikationsmöglichkeiten bietet. Ebert war das erste demokratisch gewählte Staatsoberhaupt in Deutschland. Zum erstenmal stand ein Mann an der Spitze der deutschen Nation, der kein Adliger war, sondern der aus einem spezifischen Arbeitermilieu stammte. Er war der Streiter für Demokratie und Parlamentarismus, Vorläufer des Grundgesetzes und der Bundesrepublik Deutschland. Diese Sicht der Geschichte überwölbt die Ausstellung. Nicht, daß Wesentliches weggelassen würde! Oder doch? Aber wie Geschichte dargestellt wird, ist das Spannendste der Ausstellung! Während sie zumindest für den Historiker Fragen aufwerfen kann, wird von der Mehrheit der Besucher wohl eher das herrschende sozialdemokratische Geschichtsbild akzeptiert, das die repräsentative und parlamentarische Demokratie für unvereinbar mit spontanen Willensäußerungen der Massen hält. Politischen Streiks und Revolten – zumal wenn eine kleine radikale Minderheit zur *bolschewistischen* Revolution aufruft – haftet aus dieser Sicht etwas Suspektes und Gefährliches an.

Geboren wurde Friedrich Ebert am 4. Februar 1871 in Heidelberg, wo er Kindheit und Jugend verbrachte, als siebtes von neun Kindern. Er wächst in sehr beengten Verhältnissen auf, besucht die Volksschule, erlernt das Sattlerhandwerk und geht anschließend auf Wanderschaft – eine typische Biographie für den „Sproß einer Handwerkerfamilie". Die schlechten Arbeits- und Lebensverhältnisse und das Kennenlernen von Gleichgesinnten führen Friedrich Ebert in die Sattlergewerkschaft und zur deutschen Sozialdemokratie, wo er sich schnell als Organisator betätigt. Er lernt die Zeiten kennen, in denen die Sozialdemokratie wegen „gemeingefährlicher Bestrebungen" verboten, verfolgt und

1 Die folgenden Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf die Broschüre, die es zur Ausstellung kostenlos gibt: Friedrich Ebert 1871–1925. Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten (= Gesprächskreis Geschichte, H. 9, hrsg. von Dieter Dowe, Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung), 2. Aufl., Bonn 1997, 72 S. – Auskunft über den Standort der Wanderausstellung gibt die Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg (Tel. 06221/91070).

unterdrückt wird. Doch ihr Aufstieg in Zeiten schnell voranschreitender Industrialisierung ist unaufhaltbar (S. 33–35).

Im Mai 1891 kommt Friedrich Ebert nach Bremen. Die Hansestadt wird für vierzehn Jahre seine Heimat. Hier steigt er zu einem führenden Funktionär der Sozialdemokratie auf, ist Redakteur und später Pächter einer Gastwirtschaft (1894). Im Jahre 1900 wird Ebert Arbeitersekretär. Diese Erfahrungen prägen sein politisches Denken. Doch die Bremer Sozialdemokratie wandelt sich.[2] Eine Vielzahl qualifizierter Metallfacharbeiter wie Schmiede und Schlosser zieht nach Bremen, muß um Wohnung und Arbeitsplatz kämpfen. Sie machen Erfahrungen mit einem Unternehmertyp, der zu keinerlei Kompromissen bereit ist. Schon deshalb sind sie wesentlich radikaler als der Schlag alteingesessener bremischer Arbeiter mit eigenem Häuschen und „philiströser Zufriedenheit". Das Industrie- und Handelskapital wächst, konzentriert und zentralisiert sich und gründet eigene, politisch arbeitende Verbände. Eine neue Qualität in den Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit ist erreicht. Die politische Radikalisierung seiner Partei gefällt dem jungen Ebert jedoch nicht, der die sich zuspitzenden Klassenauseinandersetzungen mildern will, indem der „vaterlandslose Geselle" später – nun schon Parteivorsitzender – im August 1914 bei der „Vaterlandsverteidigung" den herrschenden Gesellschaftskräften die deutsche Sozialdemokratie als Mitstreiter anbietet.

Schon mit dem russisch-japanischen Krieg und der russischen Revolution 1905 waren die Probleme des imperialistischen Krieges und der Revolution auf die Tagesordnung gesetzt. Mitnichten ging es nun in der deutschen Sozialdemokratie bloß um „Grabenkämpfe" zwischen Reformisten, Revisionisten und Revolutionären (Ausstellungskatalog), sondern um handfeste Politik: es ging um die Grundfrage, wie sich die deutsche Sozialdemokratie zu der imperialistischen Großmachtpolitik („Platz an der Sonne") stellen wollte; es ging um die Haltung zum Massenstreik als Mittel zur Abwehr von Wahlrechtsverschlechterungen und um die demokratische Republik; es ging um die Aktualisierung des revolutionären Erfurter Programms von 1891 unter den Bedingungen des Imperialismus.

Die Bremer SPD ist zunächst von reformorientierten Funktionären beherrscht, die den imperialistischen Staat, der Kolonialpolitik betreibt und in Mitteleuropa die Expansion plant, gar nicht mehr als solchen wahrnehmen, sondern die vielmehr auf sich selbst blicken. Doch die Gewichte verschieben sich zugunsten der radikalen Position.[3] Die zunehmenden innerparteilichen Konflikte bestärken Ebert in dem Wunsch, die Hansestadt zu verlassen. Im Dezember 1905 zieht er nach Berlin, wo er für die nächsten zwanzig Jahre bis zu seinem Tod (1925) bleiben wird. Dort wird er zum Sekretär in den zentralen Parteivorstand berufen. Mit 34 Jahren ist er dessen jüngstes Mitglied. Im Januar 1912 erhält Friedrich Ebert ein Reichstagsmandat. Er siegt im Wahlkreis Elberfeld-Barmen, dem heutigen Wuppertal. Ebert gehört zu den 110 Sozialdemokraten, die unter den 367 Abgeordneten des Reichstages mit Abstand die größte Fraktion stellen. 1913 kommt

2 Vgl. hierzu: Frank Neumann, Die Bedeutung des Erfurter Programms für die Radikalisierung der Bremer Sozialdemokratie, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 34 (1992), S. 129–137.

3 Vgl. a. a. O., S. 132 ff.

Eberts Stunde, als August Bebel im Alter von 73 Jahren stirbt und er zum gleichberechtigten Parteivorsitzenden neben Hugo Haase gewählt wird (S. 40–43).

Ebert wird zur starken Figur im Parteivorstand, der zusammen mit der Fraktion die SPD in den Ersten Weltkrieg führt (S. 43–45). Die Bewilligung der Kriegskredite am 4. August 1914 und der damit proklamierte „Burgfrieden" bringen zum Abschluß, was sich an der Entwicklung innerhalb der Partei lange andeutet hat: Der Reformismus, die Gewerkschaftspolitik und das durch Mitgliederzustrom verstärkte Fortwirken kleinbürgerlich-handwerklicher Traditionen hat zur Integration in den Staat des preußisch-deutschen Imperialismus und damit auch in seine lange vorbereitete Aufrüstungs-, Expansions- und Kriegspolitik geführt. Das linke Bündnis um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gegen den Krieg ist gescheitert.

Dieser sozialdemokratischen Integrationspolitik folgten die Regierungsbeteiligung im Krieg und der Pakt zwischen der Obersten Heeresleitung und Friedrich Ebert. Die Anpassung an den alten Obrigkeitsstaat aus Bürokratie, Offizierskorps und Justiz durch die Mehrheitssozialdemokratie um Ebert und Scheidemann hatte mit dem Verlauf und zum Ende des Krieges hin zu einer starken Antikriegsbewegung geführt. Eine Gruppe aus der SPD-Fraktion hatte im Dezember 1915 ihre Zustimmung zu weiteren Kriegskrediten verweigert. Aus ihr ging später die Unabhängige Sozialdemokratische Partei hervor (S. 46–48).

Mit dem Aufstand der Matrosen und Arbeiter in Kiel begann am 4. November 1918 die Revolution. Am 9. November übertrug der kaiserliche Reichskanzler Max Prinz von Baden sein Amt dem SPD-Vorsitzenden Friedrich Ebert. Der wollte die Monarchie retten und verzieh es Philipp Scheidemann nicht, daß er die Republik ausgerufen hatte (S. 48–50)! Die Ausstellung dokumentiert das gängige Ebert-Bild, wenig Kritisches, viel Rechtfertigendes zu seiner Politik, so auch, indem dargelegt wird, warum die „*von vielen eigenen Anhängern* erwartete tiefgreifende Neuordnung von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft" nicht erfolgen *konnte*. Friedrich Ebert am 25. November 1918: „Wir mußten, nachdem wir die politische Macht in die Hand genommen hatten, dafür Sorge tragen, daß die Reichsmaschine nicht zusammenbricht; [...] dazu brauchten wir die erfahrene Mitarbeit der Fachleute" – des reaktionären und imperialistischen Obrigkeitsstaates!

Warum *mußten* „wir" dafür sorgen? Und warum eigentlich war die „zunächst weitgehend friedlich verlaufende Revolution" in eine Art Bürgerkrieg übergegangen? Durch wessen Handlungen wurde er ausgelöst? Auf diese Fragen gibt die Ausstellung keine Antwort; sie nimmt auch nicht Stellung zu dem Zusammenspiel von Ebert und Noske. Dadurch würde auch ein zu großer Makel der SPD-Geschichte deutlich, und nicht etwa nur ein kleines „historisches Versäumnis"; denn es stellt sich die Frage, ob der Untergang der Weimarer Republik 1933 nicht schon mit den Bluttaten eines Gustav Noske begann, die mit Billigung Eberts geplant waren.

Ebert wollte die Revolution nicht, ja er haßte sie und schloß mit den Militärs auch aus diesem Grunde ein Bündnis, um die Revolution niederzuschlagen. Dazu traf er im Revolutionsgeschehen verschiedene Maßnahmen, die letztlich alle dazu dienten, die demokratisch-sozialistischen und antimilitaristischen Vorstellungen der Arbeiter- und Soldatenräte, die sich während der Revolution gebildet hatten, zu unterlaufen. Die Radikalisierung enttäuschter revolutionärer Arbeiter und Soldaten wurde ebenso benutzt wie

die Furcht vor dem terroristischen Bolschewismus geschürt, weit über dessen tatsächliche Bedeutung hinaus, um letzten Endes mit Mord, Gewalt und Terror die Ordnung wieder herzustellen. Dafür mußten am 4. Januar 1919 Gustav Noske und seine reaktionären Freikorps, die sich aus Teilen der ehemaligen Truppen rekrutierten, zum „Bluthund" werden. „Die Epoche des Rassenantisemitismus begann mit dem Mord an dem weitsichtigen Karl Liebknecht und der hochgesinnten Rosa Luxemburg",[4] erkannte der Philosoph Theodor LESSING, den ein Nazikommando 1933 im tschechischen Exil ermordete. Daß der Mord an den beiden Kriegsgegnern und Kommunisten zur Vorgeschichte der Nazidiktatur gehören könnte, hätte einem kritischen Geschichtsbild über den „Arbeiterführer" und „Reichspräsidenten" Friedrich Ebert ebenso gut getan wie die Überlegung eines großen Einzelgängers unter den Historikern, Sebastian HAFFNERS. Er fand noch bedeutender als die erbarmungslose Rücksichtslosigkeit, mit der Ebert und Noske ihre Truppen gegen die Revolutionäre von links führten – der sie ja ihre eigene Macht verdankten –, daß sie ihre eigenen Todfeinde von rechts bewaffneten und an Blutlecken gewöhnten.[5] Beherrschte nicht die Truppen der Gegenrevolution der Geist der späteren Konzentrationslager und Ausrottungskommandos? Haben Ebert und Noske Deutschland „bewahrt" und „gerettet" vor der kommunistischen Revolution? Oder handelt es sich gerade bei der letzten, recht gängigen These nicht doch um eine der vielen alt-neuen Legenden, die endlich – nach 1989 – ohne Widerspruch bleiben und ein Geschichtsbild legitimieren, das – vorgetragen von renommierten Historikern, die auch Sozialdemokraten sind – rechtfertigt, was sich historisch durchgesetzt hat: den historischen Weg der SPD eben! Die Neuauflage von Eduard Bernsteins Buch zur Revolution 1918/19[6] ist ebenso verdienstvoll, wie in diesem Zusammenhang die Einleitung von Heinrich August WINKLER kennzeichnend ist für den heutigen Zeitgeist und den offensichtlichen Zusammenhang von Wissenschaft und Politik, dessen Verknüpfung eben jener Heinrich August Winkler und andere Historikerinnen und Historiker[7] lange Zeit – vor 1989 – dem „Marxismus-Leninismus" vorwarfen (Geschichtsschreibung dient eben auch der Legitimationsbeschaffung, und herrschende Geschichtsbilder kennzeichnen die Interpretationsmächtigen). Letzten Endes machen nicht nur Heinrich August Winkler, sondern auch andere die Folgen der nach meiner Meinung konterrevolutionär zu nennenden Politik der SPD dieser nicht zum Vorwurf, sondern sehen die Ursache für das letztlich als notwendig gerechtfertigte harte Durchgreifen von Ebert, Noske und der Mehrheitssozialdemokratie bei den anderen. Auch wenn beispielsweise die Interpretation Winklers die

4 Zitiert nach Rainer Butenschön und Eckart Spoo, Pflicht? Ordnung? Fragen nach der Bereitschaft zum Massaker, in: Wozu muß einer der Bluthund sein? Der Mehrheitssozialdemokrat Gustav Noske und der deutsche Militarismus des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Rainer Butenschön und Eckart Spoo, Heilbronn 1997, S. 15.

5 Vgl. Sebastian Haffner. Der Verrat. 3., korr. und erw. Aufl., Berlin 1995.

6 Eduard Bernstein, Die deutsche Revolution von 1918/19. Geschichte der Entstehung und ersten Arbeitsperiode der deutschen Republik. Hrsg. und eingel. von Heinrich August Winkler und annotiert von Teresa Löwe, Bonn 1998.

7 Vgl. dazu Helga Grebing, Friedrich Ebert. Von der Verantwortung für die Demokratie in Deutschland (= Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Kleine Schriften, Nr. 24), Heidelberg 1996. Vgl. auch die unglückliche Argumentionsweise Grebings in der von ihr initiierten Auseinandersetzung um die Publikation der Dittmann-Memoiren in: IWK, Jg. 31 (1995), H. 4, S. 532–537, und Jg. 32 (1996), H. 2, S. 237–251.

„überwiegende Ansicht" errungen hat, ist es dennoch seine oder die herrschende Interpretation der Fakten, die immer noch auch anders ausgelegt werden können. In diesen Zusammenhang sind die Aufgeregtheiten beim Erscheinen der Dittmann-Memoiren und andere Geschichtsdebatten einzuordnen. Die Experten, die sich als Interpreten der Geschichtsschreibung dem Mainstream zuordnen, fühlen sich schon dadurch angegriffen, daß andere Interpretationen (Interpretationen einer Minderheit) des Geschichtsprozesses der herrschenden Meinung widersprechen. Auf diese Art „verletzt" sollte nur der „Dogmatiker" reagieren und nicht der „Pluralist". Um es deutlich werden zu lassen: die Frage, ob Sebastian Haffners These vom Verrat der Revolution durch die SPD (die auch der „Marxismus-Leninismus" gebrauchte) bedeutende Elemente von Wahrheit enthalte und ob gar das Verhalten der Ebert-Noske-Regierung auch Bedeutung habe für die Gewaltanwendung und den Terror vor und nach 1933 und insofern auch Vorgeschichte des deutschen Faschismus sei, hat – zugegebenermaßen – etwas Erschreckendes, Bestürzendes an sich. Die vorherrschende Produktion von Geschichtswissen problematisiert allerdings dererlei Fragestellungen nicht, weil sie nicht in die geglättete Schablone der dominanten SPD-Geschichtsschreibung zur Geschichte der Arbeiterbewegung paßt (wunde Punkte sind da möglichst kleinzuschreiben), sondern lenkt die Aufmerksamkeit u. a. auf strukturelle Probleme des Übergangs von der Monarchie zur Republik. Hier braucht man nur gewisse „Versäumnisse" zu konstatieren, die nicht weiter am positiven Ebert-Bild kratzen. Empfindlicher reagiert man allerdings bei Noske (aber von ihm zu Ebert ist es dann nicht weit!), weshalb er im großen und ganzen auch in der Diskussion so klein wie möglich gehalten wird.[8]

Winkler schreibt im Vorwort zu Bernsteins Revolutionsbuch: „Die Sozialdemokraten hätten jedoch, so kann man die überwiegende Ansicht zusammenfassen, in der relativ ‚offenen' Zeit zwischen dem 9. November 1918 und dem 19. Januar 1919 weniger bewahren müssen und mehr verändern können, wenn sie dazu entschlossen gewesen wären. [...] Doch die Mehrheitssozialdemokraten verstanden sich nicht als Gründerväter einer Demokratie, sondern nur, wie Ebert es am 6. Februar 1919 in seinem Rechenschaftsbericht vor der Verfassunggebenden Nationalversammlung ausdrückte, als ‚Konkursverwalter des alten Regimes'."[9] Das ist schön formuliert. – Daß dererlei „Versäumnisse" Menschenleben gekostet haben, wird möglichst niedrig in der Bedeutung des weiteren Laufs der Geschichte angesetzt. Mit Sympathie steht Winkler Bernsteins These gegenüber, daß die deutsche Revolution von 1918/19 als *erste* Revolution in einer „hochentwickelten Industriegesellschaft" stattfand, in der es kein elementares Bedürfnis nach einem radikalen Bruch mit der alten Gesellschaftsordnung gegeben habe und dieser Bruch darüber hinaus mit dem objektiven Entwicklungsstand der Gesellschaft unverträglich sei.[10]

Nicht hier enden viele der kritischen Fragen, die an die Person Friedrich Eberts zu stellen wären, auch im weiteren Verlauf seines Wirkens bis zu seinem Tod 1925 entschied er sich in den politischen Auseinandersetzungen, die den Anfang der Weimarer Republik prägten, für sein Verständnis von Ordnung, das sich gegen streikende Arbeiter (1920) und

8 Siehe Rainer Butenschön und Eckart Spoo, Pflicht? Ordnung?, a. a. O., hier Anm. 4.

9 Heinrich August Winkler, Einleitung, in: Eduard Bernstein, Die deutsche Revolution 1918/19, a. a. O., S. 10.

10 Vgl. a. a. O., S. 10 f.

verfassungsmäßige Arbeiterregierungen in Sachsen und Thüringen (1923) richtete. Auch seine Handlung im Falle des „Mechterstädter Arbeitermords" vom 25. März 1920[11] wirft einen gewichtigen Schatten auf das positive Ebert-Bild, das die Sozialdemokratie und die Geschichtsschreibung pflegen. Erst wenn auch diese unbequemen Fragen zugelassen werden und ins Ebert-Bild eingefügt worden sind, wird man einer kritischen Würdigung gerecht werden können.

Die Ausstellung der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte klammert diese kritischen Punkte aus oder legt dem Besucher nahe, daß letzten Endes die SPD diesen Weg gehen mußte und daß die Politik der Sozialdemokratie immer ehrenhaft war.[12] Was man nicht beschönigen kann, so die Taten des „Bluthundes Noske", ist unangenehm und wird deshalb in seiner möglichen Bedeutung nicht angemessen gewürdigt. Auch das Schrifttum, das die Stiftung zur Pflege des Gedenkens an Friedrich Eberts herausgibt, ist nicht frei von Glättungen und Auslassungen und kolportiert so ein Bild dieser Persönlichkeit, das kritisch zu nennen übertrieben wäre. Eine dennoch interessante Publikation, in der verschiedene Beiträge zur Amtsführung und zum Amtsverständnis des Reichspräsidenten Friedrich Ebert 1919–1925 vorgelegt werden, ermöglicht einen gewissen Einblick in jene bedeutende Figur der Weimarer Geschichte.[13] Das ist um so schwerer, als der private Nachlaß Eberts als verloren zu gelten hat. Bestätigt wird der gewisse „Machtinstinkt" Eberts, der sich gerade nicht aus repräsentativen Gründen zum Präsidenten nominieren ließ, sondern weil er die Politik bestimmen wollte (S. 22). Diese war dann durchaus auch von Machtspielen gekennzeichnet, die er mit den jeweiligen Kontrahenten (Scheidemann wollte auch die Politik bestimmen) auszutragen hatte und in denen Ebert äußerstes Geschick nachzuweisen ist. Er war der Überzeugung, daß dem Reichspräsidenten gegenüber dem Kabinett (zunächst Philipp Scheidemann) eine wichtige Führungsposition zukam.

Von besonderer Bedeutung erscheint der Beitrag von Heinz HÜRTEN, „Reichspräsident und Wehrpolitik. Zur Praxis der Personalauslese", denn der Reichspräsident hatte in der Weimarer Republik den Oberbefehl über die „Wehrmacht des Reichs" (S. 189). Schon im Rat der Volksbeauftragten hatte Ebert die Zuständigkeit für Inneres und Militärisches übernommen und war zur Schlüsselfigur des Bündnisses zwischen SPD und der Obersten Heeresleitung geworden, das nicht zuletzt durch das besondere Vertrauensverhältnis zwischen ihm und Generalleutnant Groener gefördert wurde. Hier sind viele interessante Einzelheiten zu erfahren. Im Resümee stellt der Autor des Beitrages fest, daß es der erste Reichspräsident vermieden habe, „der Wehrmacht der Weimarer Republik die personellen und mentalen Kontinuitäten zu nehmen, die sie mit ihrer Vorgängerin verbanden".

11 Erhard Lucas-Busemann, Hat Friedrich Ebert dem Mechterstädter Arbeitermord vom 25. März 1920 nachträglich eine legale Grundlage zu geben versucht?, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, Nr. 5 (1982), S. 13–26.

12 Zur SPD-Geschichtsschreibung vgl. meinen Beitrag in: Bilanz der Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert. Hrsg. vom Rainer Butenschön, Arno Klönne und Eckart Spoo. Erscheint im September 1999 im VSA-Verlag, Hamburg.

13 Friedrich Ebert als Reichspräsident. Amtsführung und Amtsverständnis. Hrsg. von Eberhard Kolb (= Schriftenreihe der Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte, Bd. 4), München 1997. Die im folgenden in Klammern stehenden Seitenzahlen beziehen sich auf die Beiträge dieses Buchs.

Leider wird auch hier argumentiert, daß eine grundlegend andere Wehrpolitik nicht erstrebt worden sei. Ihre Möglichkeit sei umstritten und unterliege jedenfalls erheblichen Zweifeln. Der Streit darüber in der Geschichtswissenschaft wird wohl konstatiert, aber auch hier endet schließlich der Autor damit, daß Friedrich Ebert als Präsident einer Minderheit keine andere Wehrpolitik betreiben konnte, als er sie betrieb (S. 205). Hätte möglicherweise eine andere Politik in dieser Frage, in der man ja zeitweilig (November/Dezember 1918) mit der USPD einen programmatischen Konsens erzielte, den man dann verließ, nicht andere Mehrheiten und bessere Voraussetzungen für wirtschaftliche und politische Strukturveränderungen erzielen können? Auch die Antwort auf diese Frage wird umstritten bleiben, und das ist auch wissenschaftlich gesehen notwendig und politisch wünschenswert. Nur dann, wenn nicht entscheidbare Fragen an die Geschichte und den Geschichtsverlauf auch wirklich offengelassen werden, ergeben sich für das nächste Mal auch andere Entscheidungsmöglichkeiten, die ergriffen werden können, und für das wissenschaftliche Denken die Chance, gegen die herrschaftliche Kategorie der Sachzwänge das Prinzip der Offenheit zu setzen, die in der Tat eine prinzipielle Gefahr für Herrschaft ist! Diese Fragen müssen auch zu den übrigen Beiträgen dieses Buches, so über das präsidiale Notverordnungsrecht und die Anwendung des Artikels 48 der Weimarer Reichsverfassung durch Ebert sowie seine Stellung als Reichspräsident zur SPD, gestellt werden.

Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg – Formen, Funktion und Rezeption

Ein Tagungsbericht

Von Rolf Schmolling

Bereits in der Begrüßung durch den Staatssekretär im Brandenburgischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Friedrich BUTTLER, wurde ein wesentlicher Anknüpfungspunkt für die vom Landeshauptarchiv Brandenburg, der Gedenkstätte und dem Museum Sachsenhausen und der Historischen Kommission zu Berlin gemeinsam veranstalteten wissenschaftlichen Tagung deutlich: die immer noch unzureichende Lebenssituation der überlebenden Zwangsarbeiter und Konzentrationslagerhäftlinge, trotz in den letzten Jahren abgeschlossener Vereinbarungen zur Entschädigungsleistung, und die Notwendigkeit zur Beschäftigung mit ihrem Schicksal. Neben diesem Komplex, der in Beiträgen und insbesondere den Diskussionen immer wieder angesprochen wurde, standen Probleme, Berichte über laufende und bereits abgeschlossene Forschungsprojekte im Mittelpunkt der vom 14. bis 16. Mai 1998 in der Gedenkstätte Sachsenhausen veranstalteten und gut besuchten Tagung.

Winfried MEYER von der Gedenkstätte Sachsenhausen wies darauf hin, daß das Programm der Tagung eine Behandlung des Phänomens Zwangsarbeit in vergleichender Perspektive ermöglichen sollte. Organisiert entlang mehrerer Schwerpunkte, in denen der Bogen von der Bedeutung der Zwangsarbeit für das NS-System und die Kriegswirtschaft über die Zwangsarbeit von Konzentrationslagerhäftlingen hin zum Umgang mit den Orten der Zwangsarbeit gespannt wurde, ließ die Fülle der Programmpunkte leider nur wenig Zeit für Diskussionen, so daß wiederholt mit dem Hinweis auf die Abschlußdiskussion die Debatten abgebrochen werden mußten. Aus Platzgründen kann hier nur auf einige ausgewählte Themen näher eingegangen werden.

Gemeinsam war allen Beiträgen der Hinweis auf die fragmentierte und uneinheitliche Quellenlage. Besonders betont wurde dabei der sehr eingeschränkte Zugang zu Firmenakten. Deshalb sollen hier besonders zwei Projekte hervorgehoben werden, die auf unterschiedliche Weise dazu beitragen können, diese Situation zu verbessern. Das Hauptstaatsarchiv Potsdam hat jüngst die Zusammenstellung eines Spezialinventars seiner Quellen zu „Zwangsarbeit in der Provinz Brandenburg 1939–1945“[1] abgeschlossen, wie Klaus NEITMANN vom Hauptstaatsarchiv einleitend erläuterte, so daß nun die dort vorhandenen Bestände der für die NS-Kriegswirtschaft so wichtigen Region leichter erschlossen werden können.

Der andere in diesem Kontext wichtige Beitrag stammte von Mitarbeitern der Berliner Geschichtswerkstatt, Gisela WENZEL und Cord PAGENSTECHER, die über die Tätigkeit

1 Zwangsarbeit in der Provinz Brandenburg 1939–1945. Spezialinventar der Quellen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv. Bearb. von Frank Schmidt (= Quellen, Findbücher und Inventare des Brandenburgischen Landeshauptarchivs, Bd. 6), Potsdam 1998.

einer Arbeitsgruppe berichteten, die sich seit Herbst 1995 darum bemüht, Aufzeichnungen, Korrespondenz, Berichte und zeitgenössische Photos ehemaliger Zwangsarbeiter vor allem aus Tschechien und der Ukraine zu archivieren und für die Forschung zu erschließen.[2] Die Berliner Geschichtswerkstatt reagiert mit diesem der Spurensuche und der Arbeit für „vergessene Opfer" dienenden, umfangreichen Projekt auf das große Interesse in den Kreisen ehemaliger Zwangsarbeiter(innen), auf ihr Schicksal im und nach dem Kriege aufmerksam zu machen. Den Anstoß hierzu gaben Kontakte, die sich infolge der Erarbeitung einer Ausstellung am Ort des einzigen weitestgehend erhaltenen Zwangsarbeiter(innen)lagers in Berlin-Niederschöneweide ergaben. Am Ende soll eine durch ein elektronisches Inventar (nach Schlagworten und Volltext) erschlossene regionalhistorische Quellensammlung vorliegen. Geplant ist ebenfalls eine Veröffentlichung zum „Totaleinsatz" – der Begriff stammt von den ehemaligen Zwangsarbeiter(inne)n; angeregt wurde ferner von Gisela Wenzel, das Material für die Öffentlichkeit an zentralen Orten wie der im Bau befindlichen Begegnungsstätte „Topographie des Terrors" zugänglich zu machen. In begrenztem Umfang erhielt das Projekt Förderung aus Mitteln der Berliner Frauenförderung.

Bisher sind ca. 310 Briefe und über 1500 Photos ehemaliger Zwangsarbeiter(innen) gesammelt und teilweise durch Übersetzung erschlossen worden. Interessant war dabei, in welchem Umfang damals überhaupt Bilder gemacht werden konnten. Die Bilder spiegeln dabei die Vielfalt der Lebenssituationen der Zwangsarbeiter(innen) wider. Ostarbeiter(innen) besaßen gegenüber Zwangsarbeiter(inne)n aus den westlichen Okkupationsgebieten deutlich eingeschränkte Möglichkeiten für diese Praxis.

Die Sujets der archivierten Bilder reichten von touristischen und Bildern von Arbeitsstätten über Profibilder für Kennkarten und Ausweise bis zu Privatphotos. Letztere dokumentieren angenehme und unangenehme Erinnerungen, z. T. dienten sie der Beruhigung der zurückgebliebenen Angehörigen ebenso wie auch der demonstrativen Selbstversicherung gegenüber den erlittenen Diskriminierungen. Auch aus den schriftlichen Zeugnissen und Briefen lassen sich Erkenntnisse über die Wahrnehmungsmuster und die Verarbeitung der erfahrenen Zwangsarbeit jenseits einer passiven Opferrolle gewinnen. Regionalhistorisch bedeutsam sei dabei vor allem die unterschiedlich erlebte Ankunft in Berlin und die Arbeitssituation in den Fabriken. Die Zwangsarbeiter(innen) hätten je nach der Situation in ihrem Heimatland die Ankunft und „Begrüßung" durch bewaffnete Polizeikräfte ganz unterschiedlich wahrgenommen. Für viele Ukrainer(innen) sei Berlin, angesichts bereits erlebter Massenerschießungen und Krieg sowie dem tagelangen Transport in geschlossenen Wagen, wie eine „Insel des Friedens" vorgekommen, während die Tschech(inn)en den Zwangscharakter hervorhoben. Die Herkunft spielte ebenfalls bei den unterschiedlichen Wahrnehmungen und Bewertungen der Arbeitssituation eine Rolle: wo ukrainische Zwangsarbeiter(innen) nur relativ vage Angaben machen konnten, war dies bei den Tschech(inn)en ganz anders. Hier war über die meist bessere Qualifikation eine viel stärkere Identifikation mit der geleisteten Arbeit gegeben und

2 Gisela Wenzel und Cord Pagenstecher, Der Alltag tschechischer und ukrainischer Zwangsarbeiter(inne)n in Berlin auf Fotos und in der Erinnerung Überlebender. Ein Projekt der Berliner Geschichtswerkstatt e. V. zur Quellensammlung und Archivierung.

daher die Erinnerung an Einzelheiten präziser. Dementsprechend betonen die Ukrainer(innen) eher den Verlust der Jugend und die Tschech(innen) die damalige schlechte Lebensqualität. Beiden gemeinsam sei aber die Dankbarkeit für den Anstoß zur – schmerzhaften – Erinnerung und der Wunsch nach Begegnung.

Dietrich EICHHOLTZ wies in seinem Vortrag[3] auf die große Bedeutung der Zwangsarbeiter für die NS-Kriegswirtschaft hin, was den betriebenen Aufwand für Beschaffung, Kontrolle und Überwachung erkläre. Eichholtz setzte sich auch mit den nach dem Kriege laut gewordenen Schutzbehauptungen auseinander. Die an der Zwangsarbeit beteiligten Industrieunternehmen könnten keine durch den Krieg verursachte Notstandssituation geltend machen. Die geheimen Beratungen in der „Reichsgruppe Industrie" über die Neuordnung Europas, die Arbeitskräftefrage und über Pläne für ein europäisches Kolonialreich stellten zwar noch weitgehend ein Forschungsdesiderat dar. Spätestens ab etwa 1942 sei die Zwangsarbeit für die Kriegswirtschaft jedoch unverzichtbar und für die Unternehmen dabei hochprofitabel gewesen.

Die Arbeit in der Kriegswirtschaft habe für die Zwangsarbeiter aber auch keine Lebensrettung bedeutet, wie sich besonders im Frühjahr 1945 gezeigt habe, als die Industrieunternehmen angesichts der nahenden Niederlage sich massiv dafür eingesetzt hätten, die Zwangsarbeiter und insbesondere Konzentrationslagerhäftlinge als Zeugen ihrer Beteiligung an der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches wieder zurück an die SS zu geben – was angesichts der ihnen zu diesem Zeitpunkt bekannten Verhältnisse in den Lagern in vielen Fällen einem Todesurteil gleichkam. – In der Region Berlin/Brandenburg sei insbesondere der Anteil der in der Luftrüstung eingesetzten Zwangsarbeiter hoch gewesen, doch sei eine zahlenmäßige Bestandsaufnahme aufgrund der Quellenlage und Schwankungsrate außerordentlich schwierig.

Dietrich Eichholtz formulierte in seinem Beitrag abschließend die These, daß die Situation der in bäuerlichen Klein- und Mittelbetrieben beschäftigten Zwangsarbeiter insgesamt deutlich besser gewesen sei als die der auf Baustellen oder industriellen Produktionsstätten eingesetzten. Diese Vermutung konnte durch den Vortrag von Frank SCHMIDT bestätigt werden.[4] Er konnte den Aktenbeständen der Polizeiverwaltungen und Landratsämter Informationen über die praktischen Probleme – Verstöße gegen ausländerpolizeiliche Verordnungen und staatspolizeiliche Maßnahmen – bei der Umsetzung der von den übergeordneten Behörden beschlossenen Direktiven entnehmen.

Danach ergab sich das Bild einer bäuerlichen Bevölkerung, die mit den in der Landwirtschaft beschäftigten ausländischen Arbeitskräften bewußt im Gegensatz zur vom NS-Regime vorgegebenen Politik der „scharfen Trennung" verfuhr. Aufgrund der in der Landwirtschaft bereits lange geübten Tradition der Beschäftigung von Saisonarbeitskräften vor allem aus Polen, aber auch aufgrund der spezifischen Produktionsweise der kleinen und mittleren Bauern war eine Isolierung bei Mahlzeiten, Arbeitspausen und Wohnung nicht zu praktizieren. Formal wurde die Einhaltung der Vorschriften, die eine völlige Entrechtung der polnischen Zivilarbeiter vorsahen, in die Verantwortung der

3 Dietrich Eichholtz, Probleme und Praxis der Zwangsarbeit in der deutschen Kriegswirtschaft.

4 Frank Schmidt, Der Ausländereinsatz in der brandenburgischen Landwirtschaft – Reglementierung der Lebensverhältnisse.

Betriebsführer gestellt, die Fremdarbeiter also der Willkür ihrer Arbeitgeber ausgeliefert. Aufgrund der hohen Abhängigkeit der Landwirtschaft von den ausländischen Arbeitskräften sahen die Bauern von Meldungen über Verstöße gegen die Vorschriften an die Sicherheitspolizei eher ab, da nach einer Verhaftung kaum Ersatz für die verlorene Arbeitskraft möglich war. Behörden und NS-Bauernschaft bemühten sich durch Propagandakampagnen, diesen Verhältnissen auf dem Lande entgegenzuwirken. Anonyme Berichte an die Polizeibehörden beklagten sowohl die Mißachtung des Ausgehverbotes für Polen als auch die Haltung der Bauern, die in dem Satz „Polen sind auch Menschen!" ihren Ausdruck fand. Die Situation der Landarbeiter sei aber nicht einheitlich und aufgrund der Quellenlage schwer zu bilanzieren, doch habe der hier skizzierte Eindruck Bestand. Eine Rolle spielte auch die gegenüber den Großstädten wesentlich bessere Versorgung der Zivilarbeiter mit Lebensmitteln. Geltung haben diese Verhältnisse aber nur für die Situation in kleinen und mittleren Betrieben, da in Gutsbetrieben eine kolonnenmäßige Beschäftigung und bessere Kontrolle durch die kasernierte Unterbringung mit entsprechend schlechteren Lebensverhältnissen möglich war.

Wolfgang WIPPERMANN suchte in seinem Beitrag[5] die Nähe der Arbeitserziehungslager (AEL) zu den Konzentrationslagern hervorzuheben. Für die AEL machte er dabei auf staatliche und privatwirtschaftliche Praxis zurückgehende Wurzeln aus: aus dem 19. Jahrhundert stamme die staatliche Sanktionierung des „Arbeitsvertragsbruches" und der Einweisung in Arbeitshäuser, die zusammen mit dem in der Privatwirtschaft üblichen Strafsystem aus Geld-, Körper- und – innerbetrieblichen – Gefängnisstrafen schließlich zur Einrichtung der Arbeitserziehungslager geführt habe. Für die Industrie hätten diese Lager dabei eine besonders kostengünstige Alternative zur Meldung von Arbeitnehmern als „Bummelanten" oder „Arbeitsvertragsbrecher" an die Gestapo dargestellt, da die Bewachung der Lager durch Polizeikräfte erfolgte und die Arbeitskräfte gegenüber der Einweisung in ein Konzentrationslager dem Betrieb erhalten blieben und trotzdem durch Terror ein höherer Ausbeutungsgrad zu erzielen war. Die Rückkehr an denselben Arbeitsplatz diente noch zusätzlich der Abschreckung. Mit den Arbeitserziehungslagern konnten die Betriebe über ihre Abwehrbeauftragten trotz formeller Zuständigkeit der Gestapo (Erlaß vom 12.12.1941) weitgehend in Eigenregie verfahren.

In Berlin reichte die Gründung von Arbeitserziehungslagern bis April 1940 zurück, als in einem förmlichen Vertrag mit der Gestapo vereinbart wurde, Häftlinge der Reichsbahn zur Verfügung zu stellen. Diese Lager entwickelten sich immer mehr zu Durchgangslagern der Gestapo, in denen auch politische Häftlinge inhaftiert waren. Nach 1945 habe man an der Differenzierung trotz funktionaler Nähe zu den Konzentrationslagern festgehalten, was für die Betroffenen geringere Entschädigungen und das Fehlen von Orten der Erinnerung bedeutete.

Wippermann ordnete die Arbeitserziehungslager neben KZ, Jugendschutzlager, Zigeunerlager und Zwangsarbeitslager für Juden in ein „Zwangslagersystem" ein. Er machte dafür die identische Aufsicht und Kontrolle sowie weitgehend identische Lebensbedingungen geltend, doch erntete er für diese Begriffsbildung Widerspruch. Unbestritten sei

5 Wolfgang Wippermann, Sanktionierung der Zwangsarbeit: „Arbeitsvertragsbruch" und Arbeitserziehungslager in Berlin-Brandenburg.

auch in den Arbeitserziehungslagern die Behandlung der Lagerinsassen entlang rassistischer Kriterien erfolgt, doch sei für Juden sowie Sinti und Roma der primäre Haftgrund ein anderer gewesen. In der Diskussion wurde die Vielfalt der Übergänge von einem Lagertyp zum nächsten sichtbar, so daß eine strikte Trennung wohl nur idealtypisch möglich erscheint.

Mit dem Tagungsort, der Gedenkstätte Sachsenhausen, auf besondere Weise verbunden ist das Außenkommando und spätere Lager „Klinkerwerk Oranienburg", wie Winfried Meyer eingangs betonte. Nachdem das Gelände so lange durch die Nutzung durch Rote Armee und Volksarmee für Forschungen verschlossen war, ist es nun um so wichtiger, sich mit seiner immer noch weitgehend unerforschten Geschichte zu beschäftigen. Christel TROUVÉ gab in ihrem Arbeitsbericht[6] über ihre seit kurzem begonnene Doktorarbeit zum Klinkerwerk einen Eindruck von den Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unterfangen stellen. Da das Archiv des KZ Sachsenhausen bei Kriegsende vernichtet wurde, ist es notwendig, verschiedenste Quellengruppen miteinander zu kombinieren und in Beziehung zu setzen. Neben Unterlagen zur Gelände- und Entstehungsgeschichte des Werkes aus dem Umfeld des SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamtes und der beteiligten Reichsbehörden, wenigen erhaltenen Transportlisten und Veränderungsmeldungen und Unterlagen, die aus den verschiedenen Prozessen zu Sachsenhausen stammen, sind die wichtigste Quelle die Erinnerungen der ehemaligen Häftlinge, auch in Form von narrativen Interviews.

Christel Trouvé berichtete von den verschiedenen Phasen, die das Kommando Klinkerwerk durchlief. Die Einsatzbedingungen in diesem durch einen drei Kilometer langen Fußmarsch zu erreichenden Kommando folgten bis 1942 dem Prinzip „Repression vor der ökonomischen Ausnützung der Häftlingsarbeit". 1938/39 war „Klinker" zunächst Quarantänestation für neu eingewiesene Häftlinge, die dort drei Monate unter oft fürchterlichen Bedingungen – zehn bis fünfzehn Tote pro Tag – auf den verschiedenen Baustellen des Werkes und Hafens und damit eine erste Selektion überstehen mußten. Das Klinkerwerk stellte dabei einen Einsatzort dar, wo die SS in relativer Abgeschlossenheit Häftlinge mißhandeln und töten konnte. Zusammen mit dem „Schuhläuferkommando" (Häftlinge mußten mit schwerem Gepäck auf einer mit verschiedenem Untergrund belegten Halbrundstrecke um den Appellplatz in mörderischen Gewaltmärschen Schuhe „testen") war „Klinker" Strafkommando für besonders diskriminierte Häftlingsgruppen. Entsprechend wurden hier 1942/43 Mord-„Aktionen" an Juden, Homosexuellen, kriminellen Häftlingen und „Rotspaniern" und auch wieder 1944 an Widerstandsgruppen aus der „Häftlingsselbstverwaltung" durchgeführt. Das Klinkerwerk war also neben dem Industriehof mit Erschießungsgraben und der gegen Kriegsende eingerichteten Gaskammer „Station Z" eine frühe und wichtige Tötungsstätte der SS im KZ Sachsenhausen.

Mit der Einbindung der SS-Betriebe in die Kriegswirtschaft ab 1942/43 und der Einrichtung einer Granatengießerei und Glüherei änderte sich die Lebens- und Arbeitssituation der dort beschäftigten Häftlinge nur insoweit, als keine gezielten Mordaktionen mehr durchgeführt wurden. Dafür galt das Prinzip des „erschöpfenden Einsatzes": trotz

6 Christel Trouvé, Herkunft, Verfolgungsgeschichte, berufliche Qualifikation und Sterblichkeit der Häftlinge im „Klinkerwerk Oranienburg" 1938–1945.

des schweren 24-Stunden-Schichtbetriebs wurden keine Prämien gewährt, der Charakter des „Schreckenskommandos" blieb erhalten.

Christel Trouvés Beitrag lieferte gute Argumente für die These, für die SS habe die Bekämpfung des politischen und rassischen Gegners Priorität vor jeder ökonomischen Rationalität besessen, ihrem Vernichtungswillen habe die Arbeit als Mittel gedient. Ähnlich argumentierte auch Hermann KAIENBURG in seinem einführenden Beitrag.[7] Christel Trouvés Bericht fügt sich auch in Untersuchungen ein, in denen für Bau- und Produktionseinsätze, bei denen die SS die Federführung innehatte, deren menschenverachtende Rücksichtslosigkeit hervorgehoben wird. So gab es bei Einsätzen unter Leitung des „Sonderstabs Kammler" extrem hohe Sterberaten.[8] Ein Bereich wie die SS-eigenen Betriebe wäre auf ähnliche Weise Freiraum, in dem die SS ungehindert und gemäß ihren ideologischen Prämissen agieren konnte. Größere Bedeutung kommt vermutlich im weiteren Verlauf der Untersuchung der Differenzierung in verschiedene Handlungs- und Entscheidungsebenen innerhalb der SS zu, wie in der nachfolgenden Diskussion angemerkt wurde.

Lutz BURDRASZ referierte zum Einsatz von KZ-Häftlingen bei Heinkel aus unternehmerischer Perspektive.[9] Er setzte sich mit den möglichen Hintergründen und Strategien für den als Vorbild fungierenden Einsatz von KZ-Häftlingen in der Produktion des Heinkelwerkes auseinander. Dabei stützte er seine Untersuchung auf das ihm von Heinkels Sohn in Stuttgart zugänglich gemachte Privatarchiv, in dem sich Unterlagen der Wiener Niederlassung des Heinkelkonzerns befinden.

Laut Burdrasz waren für diesen Einsatz von KZ-Häftlingen verschiedene Faktoren maßgebend: unternehmerische Ambitionen Heinkels, der um die weitere Expansion seines Konzerns bemüht gewesen sei, der aus der besonderes jungen Beschäftigungsstruktur entstandene große Arbeitskräftemangel in der Luftrüstung mit nachfolgendem Einschichtbetrieb und Ineffizienz, schließlich der enorme politische Druck, dem sich Heinkel aufgrund der technologischen Schwierigkeiten bei dem Prestigeprojekt „Großflugzeug He 177" ausgesetzt gesehen habe.

Nach einem Luftangriff mit katastrophalen Auswirkungen auf das Stammwerk in Rostock im Frühjahr 1943 sei Heinkel vom Reichsluftfahrtministerium zur Verlagerung seiner Fertigung gezwungen worden. In dieser Situation sei die Planung entwickelt worden, durch den Umbau der Fertigungsstätte in Oranienburg in ein KZ-Werk deutsche Arbeitskräfte für den Aufbau weiterer Fertigungsstätten freizumachen. Im Oranienburger Werk sollten Konzentrationslagerhäftlinge in moderner Fließfertigung das Großflugzeug He 177 bauen und durch die Kombination von Modernisierung, geringen Arbeitskosten und durch die mit diesen Arbeitskräften dann mögliche Doppelschicht zu einer Produktionssteigerung und enormen Verbilligung der Herstellung gelangen.

7 Hermann Kaienburg, KZ-Häftlingsarbeit im Spannungsfeld von Repression und Wirtschaftsinteresse.

8 Vgl. beispielsweise Christoph Gutmann, KZ Ahlem: Eine unterirdische Fabrik entsteht, in: Konzentrationslager in Hannover. KZ-Arbeit und Rüstungsindustrie in der Spätphase des Zweiten Weltkrieges. Hrsg. von Rainer Fröbe u. a., Hildesheim 1985, S. 331–402; Miroslav Kárny, „Vernichtung durch Arbeit" in Leitmeritz. Die SS-Führungsstäbe in der deutschen Kriegswirtschaft, in: 1999, Jg. 8 (1993), H. 4, S. 37–61.

9 Lutz Burdrasz, Das „KZ-Werk": Die Beschäftigung von KZ-Häftlingen in der Unternehmensstrategie Ernst Heinkels.

Burdrasz beurteilte den Häftlingseinsatz, bei dem nach und nach eine Fertigungshalle nach der anderen von Stacheldraht umzäunt in die Häftlingsfertigung einbezogen worden sei, als erfolgreich. Im Mai 1944 sei gegenüber der Situation vor dem Einsatz eine Produktionssteigerung erreicht worden. An der Anzahl der Verbesserungsvorschläge lasse sich ablesen, daß eine gewisse Identifikation der Häftlinge mit ihrer Arbeit erfolgt und ihre Arbeitssituation relativ erträglich gewesen sein müsse. Heinkel habe sich in der Folge zu einem Propagandisten des Häftlingseinsatzes entwickelt.

Lutz Burdrasz erntete für seinen Vortrag Widerspruch, der sich im wesentlichen an zwei Punkten festmachte. Angezweifelt wurde einmal das Ausmaß des politischen Drucks auf Heinkel, die Effektivität der Produktion zu steigern und die kriegswirtschaftliche Bedeutung der He-177-Fertigung. So sei der Modernisierungsgrad bei der Fertigung der großen Flugzeuge nicht derart groß gewesen, vielmehr habe Handarbeit weiter eine bedeutende Rolle gespielt.

Sehr viel bedeutsamer erscheint die Kritik an Budrasz' Beurteilung des „Erfolges" der Planungen. Angemahnt wurde die Ausdehnung der Untersuchung auf die Auswirkungen des unternehmerischen Kalküls, die Kontrastierung der Planungen mit der Wirklichkeit der Lebens- und Arbeitssituation der Häftlinge im Werk, also die Einbeziehung von anderen Quellengruppen wie Häftlingsberichten und Prozeßunterlagen. Neben dieser moralisch begründeten Argumentation wurde jedoch auch deutlich, daß der Verzicht auf die „Häftlingsperspektive" bedeute, keine Möglichkeit zur Verifizierung der dargestellten Beurteilung zu haben. Ursache der Produktionssteigerung könne schließlich die Verlängerung der Arbeitszeit auf zwölf Stunden täglich gewesen sein, schließlich könnten die Produktionssteigerungen auch auf den – gegenüber deutschen freien Arbeitskräften – höheren Ausbeutungsdruck auf die KZ-Häftlinge und damit auf den Terror der SS zurückzuführen sein. Diese Fragen ließen sich nur durch eine genauere Untersuchung der Verhältnisse im Werk beantworten. Zudem sei gerade das betriebliche Vorschlagswesen für die NS-Propaganda genutzt worden und für sich allein nicht aussagekräftig genug. Dieser Komplex muß also noch weiter bearbeitet werden, um zusammen mit Untersuchungen wie der von Lutz Burdrasz weitere Erkenntnisse über das ganze Spektrum der Hintergründe und Formen der Zwangsarbeitseinsätze von KZ-Häftlingen zu erlangen. Lutz Budrasz' Untersuchung ist auch deshalb wichtig, weil der Zugang zu Firmenarchiven für die Forschung in vielen Fällen weiterhin ein Problem darstellt.

Vor dem Versuch einer Bilanz sollen noch weitere Beiträge erwähnt werden, die – im Sinne der Entwicklung der Zwangsarbeit und des Lagersystems – frühe Phänomene mit Vorbildfunktion darstellen: Wolf GRUNER berichtete über die Zwangsarbeit von Juden in Berlin und Brandenburg, Helmut BRÄUTIGAM stellte das als Zwangsarbeiterlager genutzte Musterlager „Große Halle" des Generalbauinspektors in Spandau vor, Leonore SCHOLZE-IRRLITZ hat ein Durchgangslager für die Verteilung von Zwangsarbeitern in Berlin-Wilhelmshagen erforscht.[10]

10 Wolf Gruner, Jüdische Zwangsarbeit in Berlin und Brandenburg 1939–1943. Formen und Funktion; Helmut Bräutigam, „Arbeiterstadt Große Halle". Aspekte eines Vorzeigelagers des Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt; Leonore Scholze-Irrlitz, Das Durchgangslager für Zwangs- und Fremdarbeiter des Landesarbeitsbezirkes Brandenburg/Berlin in Wilhelmshagen. Realität und ihr Widerschein im kollektiven Gedächtnis der Betroffenen und Anwohner.

Die Phase der letzten beiden Kriegsjahre ist Gegenstand der Beiträge von Thomas Irmer und Andreas Weigelt. Beide beschäftigen sich mit der besonders ausgegrenzten und verfolgten Gruppe der jüdischen Konzentrationslagerhäftlinge: Thomas Irmer am Beispiel der zu Sachsenhausen gehörenden Außenlager Glöwen und Schwarzheide, Andreas Weigelt mit dem KZ-Außenlager Lieberose. Hervorgehoben werden soll auch die kenntnisreiche und interessante Führung von Joachim Müller über das Gelände des ehemaligen Klinkerwerks Oranienburg. Dankenswert ist auch die Arbeit von Rainer Kubatzki, der die im Bundesarchiv vorhandenen Bauakten für eine Bestandsaufnahme von Zwangsarbeitslagern in Berlin und Brandenburg auswertet, die schließlich mittels PC erschlossen werden soll.[11] – Stefanie Endlich, Wolfgang Kaiser und Michael Heurich informierten über den Umgang mit den Orten, an denen Zwangsarbeit geleistet werden mußte.[12]

Faßt man die Erträge der Tagung zusammen, so ist zunächst bedauerlich, daß am Ende keine Zeit für die Abschlußdiskussion mehr zur Verfügung stand. Auf der Tagung in Sachsenhausen wurde in den verschiedenen Beiträgen das Spektrum der mit dem Begriff Zwangsarbeit verbundenen Phänomene deutlich, eine zusammenfassende Diskussion hätte da gemeinsame Grundfragen herausstellen können. Weiterer Forschungsbedarf besteht im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Rollen von Industrie und SS. Hier erscheint es besonders wichtig, weitere Quellen – sei es in Firmenarchiven oder in den Ländern des ehemaligen Ostblocks – zu erschließen und die bereits zugänglichen damit zu ergänzen. Vorgeschlagen wurde eine Wiederholung der Veranstaltung in etwa zwei Jahren. Es ist zu wünschen, daß der Tagungsband möglichst schnell erscheint, um einer breiteren Öffentlichkeit die Thesen und Ergebnisse der beteiligten Historikerinnen und Historiker zu präsentieren und die Notwendigkeit zu begründen, den Diskurs über das Thema Zwangsarbeit intensiv fortzusetzen.

Die Tagung hat dazu beigetragen, an das Leid und Schicksal der Betroffenen zu erinnern. Sie konnte keine Entschädigung der Opfer bewirken, doch sind Aufklärung und Erinnerung den Überlebenden schon ein Teil einer solchen, wie Leon Lendzion in seinem Beitrag über das Schicksal der zur Zwangsarbeit nach Deutschland Verschleppten berichtete.[13]

Liste der vorgelegten Beiträge

I. Ideologische, politische und wirtschaftliche Aspekte der Zwangsarbeit

- Dietrich Eichholtz: Probleme und Praxis der Zwangsarbeit in der deutschen Kriegswirtschaft

11 Thomas Irmer, Jüdische Häftlinge in Außenlagern des KZ Sachsenhausen am Beispiel von Glöwen und Schwarzheide; Andreas Weigelt, Häftlingsarbeit und Waffen-SS. Bau und Betrieb des Truppenübungsplatzes „Kurmark" und das KZ-Außenlager Lieberose; Rainer Kubatzki, Topographie und Nutzungsgeschichte der 700 Zwangsarbeiterlager in Berlin.

12 Stefanie Endlich und Wolfgang Kaiser, Vergessene Lager? Der Umgang mit dem Thema KZ-Außenlager und mit den ehemaligen Lagergeländen von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Dargestellt an Beispielen aus Berlin und Brandenburg; Michael Heurich, Gestaltung authentischer Orte: die Konzeptionen für den „Gedenkpark Falkensee" und den „Geschichtspark KZ-Außenlager Klinkerwerk".

13 Leon Lendzion, KZ-Haft und Zwangsarbeit im kollektiven Gedächtnis in Polen und ihre Bedeutung für das deutsch-polnische Verhältnis.

- Hermann Kaienburg: KZ-Häftlingsarbeit im Spannungsfeld von Repression und Wirtschaftsinteresse

II. Formen und Akteur(inn)e(n) der Zwangsarbeit in Berlin und Brandenburg

- Wolf Gruner: Jüdische Zwangsarbeit in Berlin und Brandenburg 1939–1943. Formen und Funktion
- Gisela Wenzel und Cord Pagenstecher: Der Alltag tschechischer und ukrainischer Zwangsarbeiterinnen in Berlin auf Fotos und in der Erinnerung Überlebender. Ein Projekt der Berliner Geschichtswerkstatt e.V. zur Quellensammlung und Archivierung
- Frank Schmidt: Der Ausländereinsatz in der brandenburgischen Landwirtschaft – Reglementierung der Lebensverhältnisse
- Wolfgang Wippermann: Sanktionierung der Zwangsarbeit: „Arbeitsvertragsbruch" und Arbeitserziehungslager in Berlin-Brandenburg

III. Zwangsarbeit und Konzentrationslager

- Christel Trouvé: Herkunft, Verfolgungsgeschichte, berufliche Qualifikation und Sterblichkeit der Häftlinge im „Klinkerwerk Oranienburg" 1938–1945
- Helmut Bräutigam: „Arbeiterstadt Große Halle" – Aspekte eines Vorzeigelagers des Generalbauinspektors für die Reichshauptstadt
- Leonore Scholze-Irrlitz: Das Durchgangslager für Zwangs- und Fremdarbeiter des Landesarbeitsbezirkes Brandenburg/Berlin in Wilhelmshagen. Realität und ihr Widerschein im kollektiven Gedächtnis der Betroffenen und Anwohner
- Andreas Weigelt: Häftlingsarbeit und Waffen-SS. Bau und Betrieb des Truppenübungsplatzes „Kurmark" und das KZ-Außenlager Lieberose
- Thomas Irmer: Jüdische Häftlinge in Außenlagern des KZ Sachsenhausen am Beispiel von Glöwen und Schwarzheide
- Lutz Burdrasz: Das „KZ-Werk": Die Beschäftigung von KZ-Häftlingen in der Unternehmensstrategie Ernst Heinkels
- Joachim Müller: Rundgang über das Gelände KZ-Außenlager Klinkerwerkstatt mit historischen Erläuterungen

IV. Erinnerung an Zwangsarbeit und der Umgang mit den Orten nach 1945

- Leon Lendzion: KZ-Haft und Zwangsarbeit im kollektiven Gedächtnis in Polen und ihre Bedeutung für das deutsch-polnische Verhältnis
- Stefanie Endlich und Wolfgang Kaiser: Vergessene Lager? Der Umgang mit dem Thema KZ-Außenlager und mit den ehemaligen Lagergeländen von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Dargestellt an Beispielen aus Berlin und Brandenburg
- Rainer Kubatzki: Topographie und Nutzungsgeschichte der 700 Zwangsarbeiterlager in Berlin
- Michael Heurich: Gestaltung authentischer Orte: die Konzeptionen für den „Gedenkpark Falkensee" und den „Geschichtspark KZ-Außenlager Klinkerwerk"

Drittes Historikertreffen des Vereins Fantom in der Deutschen Dienststelle (Wehrmachtsauskunftsstelle/WASt)

Ein Tagungsbericht

Von Ralf Zwengel

„Internationale Beiträge zum Zweiten Weltkrieg" – so lautete das Generalthema des dritten Historikertreffens des Vereins Fantom in der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen Wehrmacht („Wehrmachtsauskunftsstelle"/ WASt), das in deren Berliner Diensträumen am 29. und 30. Oktober 1998 stattfand. Bei Fantom (Verein zur Förderung von Kunst und Kultur und zur Schaffung eines historischen Bewußtseins) handelt es sich um einen 1994 in Berlin und Rouen (Frankreich) gegründeten Verein, der sein Ziel in der Unterstützung der internationalen Integration und Toleranz im Sinne des Völkerverständigungsgedankens und der Herausbildung eines historischen Bewußtseins durch Kunst und Kulturarbeit sieht.

Die Begrüßung der Teilnehmer durch den Dienststellenleiter Urs Veit machte deutlich, daß das Historikertreffen aus seiner Sicht mittlerweile zu einer Institution geworden ist. Sowohl die Qualität als auch die Quantität der Teilnehmer, die etwa bei 150 Personen gelegen haben dürfte, belegen dies. In das gleiche Horn stieß auch der Leiter des Vereins Fantom Ludwig Norz, der insbesondere in der Anwesenheit des ersten Referenten ein hoffnungsvolles Zeichen für die Zukunft nicht nur der deutsch-polnischen Beziehungen sah.

Bei diesem handelte es sich um Kazimierz Smolen, der sowohl Häftling der Konzentrationslager Auschwitz, Mauthausen, Melk und Ebensee als auch langjähriger Direktor der Gedenkstätte Auschwitz und Zeuge im Auschwitzprozeß war. Smolen beschrieb sehr detailliert die Behandlung russischer Kriegsgefangener im Konzentrationslager Auschwitz. Genaugenommen las er einen Ausschnitt aus einer seiner Publikationen zu diesem Thema in gebrochenem Deutsch vor, so daß dem Publikum über weite Strecken leider verborgen blieb, was er zu sagen hatte. Folglich bestand der Wert seines Vortrages im wesentlichen darin, daß er überhaupt stattfand. Ob derlei Symbolismen wirklich Anlaß zur Hoffnung geben, darf allerdings mit guten Gründen bezweifelt werden.

Anschließend referierte der wissenschaftliche Mitarbeiter der Gedenkstätte Sachsenhausen Hans Coppi ebenfalls über sowjetische Kriegsgefangene, diesmal allerdings in bezug auf das Konzentrationslager Sachsenhausen. In einem kurzen Ausflug in die Geschichte des 1936 errichteten KZs machte Coppi dessen Stellenwert deutlich. Es handelte sich hierbei nicht nur um die erste KZ-Neugründung nach Himmlers Ernennung zum Polizeichef, sondern auch – mit den Worten Hitlers gesprochen – um ein vollkommen modernes, neuzeitliches und jederzeit erweiterbares Modell-KZ. Die Bedeutung von Sachsenhausen, wo sich auch der spätere Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß seine „Qualifikationen" erwarb, nahm nach der Verlagerung des KZ-Verwaltungssystems von Berlin dorthin noch weiter zu. Insgesamt waren in Sachsenhausen über

200000 Menschen aus 47 Nationen inhaftiert, von denen mehrere 10000 umgebracht wurden. Unter anderem aus der Tatsache, daß erst 1942 direkt neben dem KZ-Gelände ein Krematorium errichtet wurde, leitete Coppi die Behauptung ab, daß es sich hier nicht um ein Vernichtungs-, sondern um ein Schutzhaftlager gehandelt habe – angesichts der vielen Toten eine erstaunliche begriffliche Zuordnung, deren Erkenntniswert zudem gering ist. Im zweiten Teil seines Vortrages stellte Coppi dann die Forschungslage und die Forschungsdefizite dar. Das Hauptproblem besteht darin, daß die personenbezogenen Akten des KZs im April 1945 von den Nazis vernichtet wurden. Lediglich die Effektenkammermeldungen sind erhalten geblieben, von denen aber nur die der Jahre 1936 bis 1938 in der Gedenkstätte Sachsenhausen vorhanden sind. Der Rest liegt im Podolsker Archiv in Rußland. Der anwesende Historiker Reinhard Otto, auf den sich Coppi mehrfach bezog und der die Bestände in Podolsk teilweise gesichtet hat, ergänzte Coppis Vortrag und verwies auf seine an der Universität Paderborn eingereichte Dissertation, die 1999 gedruckt vorliegen wird. Günter Wagenlehner verwies in diesem Zusammenhang auf die Absurdität, daß die jetzt in Podolsk liegenden Akten früher in Freiburg lagen, aber kaum jemand damit gearbeitet habe. Insgesamt handelt es sich bei den Beständen in Podolsk um 3,2 Millionen Akten. Eine weitere wichtige Quelle für viele Untersuchungen, neben diversen Erinnerungen ehemaliger Häftlinge, stellen die Akten des Sachsenhausenprozesses aus dem Jahre 1947 dar. Aufgrund dieser Quellen sind insbesondere die Umstände der Einlieferung der Kriegsgefangenen gut erforscht. Coppi verwies diesbezüglich auf Hitlers Ablehnung der Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung, die ein Mindestmaß an menschenwürdiger Behandlung von Kriegsgefangenen garantieren sollten. Aus unterschiedlichen Gründen als „untragbar" charakterisierte russische Gefangene wurden von der Gestapo bzw. der SS liquidiert. Entsprechende Berichte gingen an das Oberkommando der Wehrmacht (OKW), was deutlich machte, daß die Wehrmacht auch in dieser Hinsicht von Anfang an in den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg involviert war. Abschließend beschrieb der Referent die Art der Unterbringung und der Ermordung der Russen durch die SS. Insgesamt, so resümierte Coppi die bisherige Forschung, kennen wir einige Täter, aber nur wenige Namen der etwa 12000 bis 13000 Opfer.

Welche ungeheuren Aktenmengen in den russischen Archiven noch der Erschließung harren, machte der Vortrag Günther Wagenlehners deutlich, in dem er ein Resümee seiner fünfjährigen Suche nach Unterlagen von allen während und nach dem Zweiten Weltkrieg von sowjetischen Militärtribunalen (SMT) verurteilten Deutschen zog. Wagenlehner, selber SMT-Verurteilter, geht davon aus, daß in Moskauer Archiven etwa sechs Millionen Personenakten vorhanden sind, die es auszuwerten gilt. Hinzu kommen noch 25 Millionen Strafprozeßakten, die in der ehemaligen KGB-Zentrale Ljubjanka liegen und dem Innenministerium unterstehen. Problematisch ist die Auswertung personenbezogener Daten allerdings nach wie vor, da diese als geheim eingestuft und – wenn überhaupt – nur mit Genehmigung von Angehörigen eingesehen werden können. Dennoch ist es Wagenlehner, der als Direktor des Bonner Institutes für Aktenauswertung im Auftrag der Bundesregierung in Rußland unterwegs ist, gelungen, nach fünf Jahren und 26 Rußlandaufenthalten über 40000 Datensätze von SMT-Verurteilten zu erstellen. Das war nur mit Hilfe vieler russischer Wissenschaftler und Archivare möglich,

so Wagenlehner, dem viel an dieser Feststellung gelegen ist. Aber nicht nur zu diesem Themenkreis liegen Akten in Moskau, sondern beispielsweise befinden sich im „Sonderarchiv" Akten aus allen deutschen Ministerien seit 1871, die infolge des Zweiten Weltkrieges nach Moskau gelangt sind. Leider blieben diese und andere Schätze, wie Wagenlehner beklagt, weitgehend unbeachtet. Abhilfe könnte hier vielleicht die im Januar 1998 etablierte „Gemeinsame Kommission zur Erforschung der jüngeren Geschichte der deutsch-russischen Beziehungen" schaffen, der je zwölf Wissenschaftler und Archivare aus Deutschland und Rußland angehören. Zu begrüßen wäre auch, wenn den umfangreichen Beständen in den regionalen und lokalen Archiven außerhalb der Metropolen Moskau und St. Petersburg eine größere Beachtung der Forscher gewidmet werden würde.

Der Mitarbeiter der Gedenkstätte Sachsenhausen Lutz Priess widmete sich in seinem Vortrag anschließend der Geschichte des 1945 durch die sowjetische Besatzungsmacht zum Speziallager Nr. 7 umfunktionierten ehemaligen KZs Sachsenhausen. Prieß unterschied sechs Funktionen, die das bis März 1950 existierende Lager ausfüllte. Erstens war es ein Internierungslager für Deutsche. Grundlage hierfür war ein Befehl von Lavrentij Berija vom 18. April 1945, der eine automatische Arretierung von bestimmtem NS-Personal anordnete. Zweitens handelte es sich um ein Repatriierungslager für ehemalige russische, polnische u. a. Gefangene, die in der Sowjetunion unter dem Generalverdacht der Kollaboration mit dem Feind standen und häufig wie dieser selbst behandelt wurden. Des weiteren wurden von sowjetischen Militärtribunalen verurteilte Deutsche eingeliefert. Viertens wurden Untersuchungsgefangene aller Art nach Sachsenhausen verbracht. Als Spezialhospital für Geschlechtskranke erfüllte es seine fünfte Aufgabe. Und schließlich war es auch noch ein Lager für deutsche Kriegsgefangene. Viele Gefangene wurden dann später zur Verurteilung oder zur Verbüßung ihrer Haftstrafen in die Sowjetunion gebracht. Im Lager selbst fanden weder eine Umerziehung noch eine Antifaschulung, häufig nicht einmal Verhöre statt.

Nach der anschließenden Vorführung des Dokumentarfilms „Schicksal der Donauschwaben" des Münchener Regisseurs Günter Czernetzky sorgte dann der Beitrag über Entschädigungsansprüche der Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkrieges aus der Ukraine der ukrainischen Referenten Lesj Turkevič und SergejOnčenko, die beide Mitarbeiter des Co-Vorsitzenden der Kabinettkommission in Angelegenheiten von Kompensationen für Nazismusopfer Viktor Tkačuk sind, für einige Brisanz. Sie kritisierten, daß für die Ukraine insgesamt lediglich eine Entschädigung von insgesamt 100 Millionen DM gezahlt wurde, was pro Kopf einer einmaligen Zahlung zwischen 120 und 600 DM entsprach. Für die NS-Opfer anderer Länder sei ein Vielfaches des hier in Rede Stehenden gezahlt worden. Von der Gründung der Kabinettskommission verspricht man sich vor allem die Klärung und Sammlung von Ansprüchen der Zwangsarbeiter, die gebündelt ein ähnliches Instrument darstellen könnten wie die angedrohten amerikanischen Sammelklagen. Außer acht gelassen wird dabei allerdings, daß die Ukraine im Gegensatz zu starken Interessengruppen in den USA nicht über das Druckmittel des Boykotts deutscher Produkte verfügt und somit weitgehend ins Leere laufen dürfte. Es müsse deshalb, so wandte der Leiter der Deutschen Dienststelle Urs Veit ein, weniger auf Entschädigungsleistungen denn auf die Geltendmachung wohlerworbener Rechte gedrängt

werden. Die sog. Ostarbeiter hätten schließlich ebenso wie normale deutsche Arbeitskräfte ihre Beiträge zur Sozialversicherung geleistet. Es könne nicht angehen, so die ukrainischen Referenten, daß lettische ehemalige SS-Angehörige Renten aus Deutschland beziehen und die ukrainischen Zwangsarbeiter leer ausgehen sollen. Die Verbitterung darüber war ihnen unschwer anzumerken.

Der zweite Konferenztag stand ganz im Zeichen der US-amerikanischen Referenten. Martin C. DEAN stellte die sehr umfangreiche Sammlung des Holocaust Memorial Museum in Washington, das sich zu vierzig Prozent über staatliche Zuwendungen und zu sechzig Prozent durch private Sponsoren finanziert und in dem er zur Zeit als Historiker arbeitet, in groben Zügen vor. Viele der dort vorhandenen Dokumente sind mittlerweile verfilmt und über das Internet (http://www.ushmm.gov) abrufbar. Dean betonte darüber hinaus den erzieherischen Auftrag des 1993 eröffneten Holocaustmuseums und machte den diesbezüglichen Erfolg an den elf Millionen Besuchern fest. Der von Dean behauptete Zusammenhang von hohen Besucherzahlen und erzieherischem Erfolg blieb unwidersprochen, wenngleich er Reminiszenzen an tonnenideologische „Argumente" der Erfolgspropaganda aus seligen DDR-Zeiten weckt – hatte es in der DDR doch nominell siebzehn Millionen Antifaschisten geben, von denen heute viele zu rechtsextremen Parteien und noch mehr zu derartigen Geisteshaltungen neigen. Deans unterstellter Kausalnexus steht auf sehr wackligen empirischen Beinen. Robert G. WAITE, Historiker im 1979 gegründeten und dem Justizministerium zugeordneten „Office of Special Investigations" (OSI), stellte anschließend die Arbeitsweise und die Erfolge seiner Behörde vor, woran sich besonders die anwesenden Juristen und Polizeibeamten interessiert zeigten. Die bis heute über 1400 eingeleiteten Ermittlungsverfahren hatten einhundert Prozesse zur Folge, in deren Verlauf sechzig Angeklagten die amerikanische Staatsbürgerschaft aberkannt und weitere 68 Personen aus dem Land ausgewiesen wurden. Für Historiker ist dabei von besonderem Interesse, daß die Akten der abgeschlossenen Verfahren öffentlich zugänglich sind. Auch das OSI will einen Teil seiner Dokumente demnächst auf einer eigenen Homepage über das Internet zugänglich machen. Waite machte abschließend auf die paradoxe Lage seines Amtes aufmerksam: Zum einen würden dem OSI aus vielen osteuropäischen Ländern Unmengen neuer Dokumente überreicht bzw. zugänglich gemacht, zum anderen aber sei die Schließung des OSI absehbar.

Ein sehr bemerkenswertes Forschungsprojekt über Juden in der Wehrmacht stellte der im Freiburger Militärarchiv arbeitende Historiker Bryan RIGG vor. Wenn in diesem Zusammenhang von Juden die Rede ist, so Rigg, dann handelt es sich gemäß den Definitionen der Nürnberger Rassegesetze um sog. „Mischlinge", also Halb-, Viertel-, Achteljuden usw. Über 1600 „Mischlinge" und sogar einhundert „Volljuden" hat Rigg mittlerweile aufgespürt. Die Gesamtzahl der „Mischlings"-Soldaten, zu denen beispielsweise auch die SPD-Politiker Egon Bahr und Helmut Schmidt gehörten, wird von ihm auf einige hunderttausend geschätzt. Die Frage, warum Juden in der Wehrmacht überhaupt tätig sein konnten, hängt unter anderem mit einer unterschiedlichen Handhabung der Rassegesetze in den unterschiedlichen Waffengattungen zusammen. In der Marine habe es dem Referenten zufolge diesbezüglich für „Mischlinge" keine Probleme gegeben. Bei der Luftwaffe habe der Ausspruch Görings gegolten, wonach er bestimme, wer Jude sei. Dadurch hätten viele von den Rassegesetzen Betroffene weiter in der Luftwaffe

dienen können. Für die Wehrmacht könne man aber keine einheitliche Verfahrensweise feststellen. Bemerkenswert sei jedoch, mit welchem Eifer sich Hitler während des Krieges der Rassenfrage widmete. Er persönlich prüfte zwischen 1941 und 1944 insgesamt 9000 Arisierungsanträge, von denen etwa ein Zehntel genehmigt wurde. Wäre der Krieg von Nazideutschland gewonnen worden, daran läßt Rigg keinen Zweifel, hätten mindestens auch alle „Halbjuden" das Schicksal der „Volljuden" erleiden müssen. Es ist deshalb schwer verständlich, warum so viele Juden, die Rigg zufolge über die Shoah mehr als die „normale" Bevölkerung wußten, trotzdem in der Wehrmacht blieben. Diese Frage zu beantworten ist das Ziel von Riggs Forschungsarbeit. Inwieweit dies tatsächlich möglich sein wird, ließ der Referent offen. Klar sei aber schon jetzt, daß nicht jeder, der eine Wehrmachtsuniform trug, ein Nazi und nicht jeder Jude ein Opfer gewesen ist. Im Interesse der Wahrheit sei deshalb zu wünschen, daß zukünftige historische Forschungen und öffentliche Debatten weniger in Schwarzweißkategorien als vielmehr im grauen Farbbereich angesiedelt geführt würden.

Die Konferenz schloß mit dem Vortrag des Leiters des Marinereferats der Deutschen Dienststelle Bernd GERICKE, der den Anwesenden einen allgemeinen Überblick über den Bestand an Marineunterlagen seines Hauses gab, die anschließend in einer Führung persönlich in Augenschein genommen werden konnten. Die weiteren für den Nachmittag angekündigten Vorträge des Hallenser Historikers Uwe KIEL („Marineangehörige Jahrgang 1925. Eine soziologische Untersuchung"), des Kriminalbeamten und Sachbuchautors Manfred DÖRR („Recherchemöglichkeiten eines Sachbuchautors unter der Prämisse wissenschaftlicher Arbeit und Forschung") sowie des Archivars im Militärhistorischen Archiv Prag Boris DOMIN („Militärdienst der deutschsprachigen Minorität in der ehemaligen Tschechoslowakischen Volksarmee") mußten kurzfristig leider abgesagt werden.

Die Organisation und Durchführung dieser Konferenz gehört nicht zum Auftrag der Deutschen Dienststelle und muß deshalb über den Verein Fantom abgewickelt werden. Die Zukunft des Historikertreffens, das sich durch eine konstruktive Atmosphäre auszeichnet, hängt deshalb eng mit der Entwicklung dieses Vereins zusammen, der finanziell auf schwachen Beinen steht. So ist es beispielsweise bis heute nicht gelungen, die Beiträge der beiden voraufgegangenen Historikertreffen zu veröffentlichen. Auch für diese Konferenz lagen die Beiträge nicht schriftlich vor. Welchen Stellenwert aber eine publizistische und wissenschaftliche Präsenz besitzt, liegt auf der Hand und muß an dieser Stelle nicht besonders hervorgehoben werden. Eine Erweiterung des Auftrags der Deutschen Dienststelle um eine solche Aufgabe wäre deshalb sehr wünschenswert.

Nachruf auf Ernst Schraepler (1912–1998)

Von Reinhard Rürup

Ernst Schraepler, Historiker an der Technischen Universität Berlin und langjähriges aktives Mitglied der Historischen Kommission zu Berlin, ist am 3. Mai 1998 in seiner Heimatstadt Berlin im Alter von fast 86 Jahren gestorben. Er war ein Historiker von unverwechselbarer Prägung: ein unermüdlicher Arbeiter, ein Gelehrter mit ungewöhnlich breiten Kenntnissen, ein Hochschullehrer, der, ohne zu zögern, neue Themen aufnahm und in seinen Vorlesungen und Seminaren sachkundig behandelte, ein Autor und Herausgeber wichtiger Werke, der doch immer geradezu auffällig bescheiden und zurückhaltend blieb, die großen Worte und Gesten verabscheute, der wissenschaftlichen Betriebsamkeit skeptisch gegenüberstand und trotz aller Kollegialität und Kooperationsbereitschaft im Kern ein Einzelgänger blieb. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, kein Debattenredner, ein Mann des ruhigen, abwägenden Urteils, nicht der raschen Polemik. Er unterrichtete gern, aber es lag ihm fern, eine Schule zu bilden. Die stets freundliche Zurückhaltung, die für ihn charakteristisch war, ruhte auf festen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Grundüberzeugungen, für die er in Konfliktfällen unbeirrt einzustehen wußte.

In Charlottenburg am 29. Juni 1912 geboren, hat Ernst Schraepler nach dem Abitur eine Verlagsbuchhändlerlehre absolviert und bis 1938 in einem Berliner Verlag gearbeitet, ehe er mit dem Studium an der Berliner Universität begann, das schon bald durch Einberufung, Kriegsdienst und Gefangenschaft bis 1946 unterbrochen wurde. 1947 promovierte er an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Studie über „Preußens auswärtige Politik im zweiten Koalitionskrieg 1799–1802" bei Fritz Hartung, mit dem er in der Folgezeit auch als Assistent zusammenarbeitete. Aufgrund der politischen Entwicklungen an der Humboldt-Universität wechselte er 1950 auf eine neugeschaffene Wissenschaftliche Assistentenstelle an der Technischen Universität, wo er zunächst mit dem liberalen Historiker, Politiker und Publizisten Alfred Herrmann (der schon als liberaler Abgeordneter in der Weimarer Nationalversammlung tätig gewesen war), ab 1953 dann mit Johann Albrecht von Rantzau zusammenarbeitete. Er baute die Bibliothek der Humanistischen Fakultät auf und war in den sechziger Jahren als Oberassistent und später Akademischer Rat auch am Aufbau des neuen Studiengangs Geschichte beteiligt. Erst spät entschloß er sich, mit der nachdrücklichen Unterstützung von Ernst Schulin, zur Habilitation im Fachgebiet Neuere Geschichte, und von 1970 an wirkte er bis zur Erreichung der Altersgrenze im Jahre 1977 als Professor für Neuere Geschichte im Institut für Geschichtswissenschaft der TU Berlin. Bei anhaltend guter Gesundheit blieben ihm dann noch rund zwei Jahrzehnte für die weitere wissenschaftliche Arbeit, die er ebenso diszipliniert wie produktiv zu nützen verstand. Bis über seinen 80. Geburtstag hinaus nahm er nicht nur an den Aktivitäten der Historischen Kommission zu Berlin, sondern auch an den Forschungscolloquien zur Neueren Geschichte an der Technischen Universität regelmäßig teil.

Vor dem Hintergrund dieses sichtlich durch die wirtschaftlichen Krisen, das NS-Regime und den Zweiten Weltkrieg, aber auch die politischen Konflikte der Nachkriegszeit beeinflußten, insgesamt jedoch durchaus unspektakulären Lebensweges entfaltete sich ein wissenschaftliches Werk von durchaus eigener Prägung. Die konventionelle Themenstellung der Dissertation wurde rasch überwunden, statt dessen traten Fragestellungen einer moderneren Politikgeschichte, der Sozialgeschichte und zunehmend der Geschichte der Arbeiterbewegung in den Vordergrund. Schon in den fünfziger Jahren war unübersehbar, daß die wissenschaftliche Edition wichtiger Quellenbestände zu den spezifischen Interessen und Leistungen Ernst Schraeplers gehört. Das begann mit der Mitarbeit an Fritz Hartungs Quellenwerk über die Entwicklung der Menschen- und Bürgerrechte, das erstmalig 1948 veröffentlicht wurde und zuletzt 1972 in einer auf den dreifachen Umfang erweiterten Neubearbeitung von Schraepler erschienen ist. 1955 und 1957 folgten die beiden Bände der „Quellen zur Geschichte der sozialen Frage in Deutschland" (von 1800 bis zur Gegenwart), die ebenfalls mehrere Auflagen erreichten, und seit 1958 erschienen jährlich ein bis zwei Bände der ebenso grundlegenden wie einflußreichen „Urkunden- und Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte", die unter dem Titel „Ursachen und Folgen" von Ernst Schraepler und Herbert Michaelis herausgegeben wurde. Dieses Werk, dessen Erarbeitung eine souveräne Kenntnis der Geschichte und der dokumentarischen Überlieferung des Ersten Weltkrieges, der Weimarer Republik, des „Dritten Reiches" und der frühen Nachkriegsgeschichte voraussetzte, ist schließlich mit 26 Bänden (1958–1978) und zwei Registerbänden (1979) zu einem noch immer beeindruckenden Abschluß gekommen.

Zwar hat Ernst Schraepler über viele Themen publiziert – vom liberalen Bürgertum im Bismarckreich über die Ursachen des Ersten Weltkrieges bis zur militärischen und politischen Geschichte des Zweiten Weltkrieges –, sein Hauptinteresse galt jedoch seit der Mitte der fünfziger Jahre stets der Entstehung und Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung. Er wandte sich diesem Arbeitsfeld in einer Zeit zu, in der es alles andere als modisch und keineswegs besonders karrierefördernd war. Dabei hat er auch die sog. Kärrnerarbeit nie gescheut: für die Historische Kommission zu Berlin erstellte er Anfang der sechziger Jahre ein Repertorium der Bestände des August-Bebel-Instituts zur Geschichte der älteren deutschen Arbeiterbewegung, für die Bonner Kommission zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien publizierte er 1962 eine August-Bebel-Bibliographie. Er schrieb eine kleine Bebel-Biographie, publizierte über Marx, Kautsky und Scheidemann, setzte sich auch mit der DDR-Geschichtsschreibung zur deutschen Arbeiterbewegung auseinander. Im Zentrum seiner Forschungen stand jedoch für lange Jahre die Vor- und Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung zwischen Vormärz und Reichsgründung. In einer Reihe von Aufsätzen untersuchte er den Vereinstag der deutschen Arbeitervereine, das Verhältnis zwischen Linksliberalismus und Arbeiterschaft in den sechziger Jahren und den Zerfall der Ersten Internationale. Sein Hauptwerk wurde schließlich die 1972 von der Historischen Kommission zu Berlin als Buch veröffentlichte Habilitationsschrift „Handwerkerbünde und Arbeitervereine 1830–1853. Die politische Tätigkeit deutscher Sozialisten von Wilhelm Weitling bis Karl Marx". Auf der Grundlage weit ausgreifender Quellenstudien wurde hier erstmals der unübersichtliche und widersprüchliche Entstehungsprozeß der deutschen

Arbeiterbewegung umfassend dargestellt. Neben den zahlreichen Rezensionen u. a. in der Historischen Zeitschrift, dem Archiv für Sozialgeschichte und der IWK – eine Tätigkeit, die vor allem in den sechziger und siebziger Jahre einen großen Umfang annahm – hat er in späteren Jahren vor allem die große Handwerksgeschichte von Rudolf Wissell („Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit") neu bearbeitet und herausgegeben (6 Bde., 1971–1988).

Ernst Schraepler hat sich in seinen Forschungen und nicht zuletzt in seinen großen Quelleneditionen den neuen wissenschaftlichen Herausforderungen seiner Zeit – den Menschen- und Bürgerrechten, der sozialen Frage, der Geschichte der Arbeiterbewegung und der deutschen Zeitgeschichte – gestellt und diesen Aufgaben mit großer Intensität gewidmet, aber er hat nie viel Aufhebens davon gemacht. Trotz seines Gespürs für die drängenden Probleme seiner Zeit blieb er immun gegenüber allen modischen Trends. Er war ein Historiker, der sich auf eine durchaus altmodische Weise seiner Wissenschaft verpflichtet fühlte, ohne jede Aufgeregtheit, mit einer beneidenswerten Beharrlichkeit in der Verfolgung der einmal gesteckten Ziele.

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (115)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik „Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern die Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter und Bearbeiterinnen einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur mit schriftlichem Einverständnis der Bearbeiter(innen) erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationalen und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter oder der Bearbeiterin zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jährlich vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der „Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns von den jeweiligen Bearbeiter(inne)n übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Informationen, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 **Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
2 Bearbeiter(in), Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel. *(Leiter[in] kursiv)*
3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers bzw. der Betreuerin
4 Stand der Forschungsarbeit
5 Laufzeit des Projekts
6 Art der Arbeit
7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
8 Kostenträger
9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
10 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
11 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
12 Inhaltliche Ziele der Arbeit
13 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
14 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**

15 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
17 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leserinnen und Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem „Projektfriedhof" ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes, und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 15. 2. 1999

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. Geschichtswissenschaft, Hilfsmittel

—

B. Quellenveröffentlichungen, Neudrucke, Übersetzungen

0 98-033
1 Forschungsgruppe Wuppertaler Widerstand, c/o Dieter Nelles, Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal; Tel. 0202/307854
2 KNÜPPEL, Christoph; Kirschengarten 35, D-32052 Herford; Tel. 05221/74724
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/97, Abschluß: 9/98
6 Edition
8 Bearb.; andere Geldgeber
9 Lebenserinnerungen einer Wuppertaler Jüdin (Herta Sonnenfeld)
10 1928–1948
11 Wuppertal; Niederlande
12 Deutsch-jüdische Geschichte; Exil und Widerstand in den Niederlanden; „Hidden children"
13 Sonnenfeld, Herta: Stufen zur Freiheit. Die Geschichte meines Lebens. Übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Christoph Knüppel (= Verfolgung und Widerstand in Wuppertal, Bd. 1). Bocholt und Bredevoort: Achterland Verlagscompagnie 1998
16 StadtAe Wuppertal, Krefeld, Linz, Lippstadt und Remscheid; private Sammlungen

0 98-034
1 Univ. Rostock, Institut für Geschichtswissenschaften, August-Bebel-Str. 28, D-18051 Rostock, Tel. 0381/498-2717, Fax: 0381/498-2720; Landeshauptarchiv Schwerin, Graf-Schuck-Allee 2, D-19053 Schwerin, Tel. 0385/59296-0, Fax: 0385/59296-12
2 BRUNNER, Detlev, Dr.; Emser Str. 20, D-12051 Berlin; Tel. und Fax: 030/62662 69
4 Laufend
5 Beginn: 8/98, Abschluß: 7/2001
6 Edition
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 Landesregierung und Landespolitik in Mecklenburg-Vorpommern in der SBZ/DDR 1945 bis 1952
10 1945–1952
11 Mecklenburg-Vorpommern
12 Dokumentation von Regierungsarbeit auf Landesebene unter den Bedingungen sowjetischer Besatzung und politischer Führungsrolle von KPD/SED in drei Abschnitten: 1. Mai/Juni 1945 bis Dezember 1946 (Aufbau und Tätigkeit der ernannten Landesverwaltung), 2. Dezember 1946 bis Oktober 1949 (Das erste gewählte Kabinett bis zur DDR-Gründung), 3. Oktober 1949 bis Juli 1952 (Landesregierung und Landespolitik von der DDR-Gründung bis zur Auflösung der Länder)
14 Brunner, Detlev: Forschungs- und Literaturbericht. Ms.
15 Parallele Edition von Regierungs- und Parteienakten sowie Materialien der Sowjetischen Militäradministration auf Landesebene
16 LHA Schwerin; BA Berlin-SAPMO; u. a.

C. Sozialistische Theoretiker, Beiträge zur Ideengeschichte

0 98-035
1 Hochschule für Öffentliche Verwaltung Bremen, FB Politikwissenschaft, Abt. Staats- und Verfassungsrecht
2 KLOTZ, Johannes, Doz. Dr.; Gartenstr. 34,

D-27432 Bremervörde; Tel. 04761/71920, Fax: 04761/977616
4 Abgeschlossen
6 Publikation; Aufsatz
9 **Schlimmer als die Nazis? Das „Schwarzbuch des Kommunismus" und die neue Totalitarismusdebatte**
13 **Schlimmer als die Nazis? Das „Schwarzbuch des Kommunismus" und die neue Totalitarismusdebatte.** Hrsg. von Johannes Klotz. Veröffentlichung März 1999. – **Klotz, Johannes: Zur Kritik der modernen Geschichtsschreibung über „den Kommunismus"**, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, H. 2/1999 und H. 1/2000
15 Kritisch-materialistische Geschichtsauffassung und Methode

D. Biographische Beiträge

—

E. Darstellungen zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 **98-036**
1 Univ. München, Institut für Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Martin Geyer, Wagmüllerstr. 23/I, D-80538 München
2 BRAUNS, Nikolaus, M. A.; Germaniastr. 3, App. 409, D-80802 München; Tel. 089/391483, E-mail: nikolaus.brauns@stud.uni-muenchen.de
3 Prof. Dr. Martin Geyer
4 Laufend
5 Beginn: 1/99, Abschluß: 1/2001
6 Diss.; Monographie
8 Bearb.
9 **Die „Rote Hilfe Deutschlands" (RHD) 1924–1938**
10 1921–1938
11 Deutschland
12 Geschichte der RHD; Verhältnis zwischen RHD und KPD; Stalinisierung der RHD; „Rote Hilfe" und proletarisches Milieu; Frauen in der RHD; die Rolle bürgerlicher und prominenter Unterstützer
15 Auswertung von Archivalien und gedruckten Quellen
16 BA Berlin

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 **98-037**
1 Univ. München, Institut für Neuere Geschichte, LS Prof. Dr. Hans Günter Hockerts, Trautenwolfstr. 3/EG, D-80802 München; Tel. 089/2180-2495, Fax: 089/2180-2862, E-mail: lst.hockerts@lrz.uni-muenchen.de
2 PAULI, Ralf, M. A.; Angererstr. 10, D-80796 München; Tel. 089/30729538, Fax: /30729539, E-mail: ralf.pauli@iname.coin
3 Prof. Dr. Hans Günter Hockerts
4 Laufend
5 Beginn: 3/97, Abschluß: 5/99
6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.; Monographie
8 Bearb.
9 **Auf dem Weg zur Führerpartei. Zur Krise der SA 1930/1931**
10 1930–1931
11 Deutschland
13 Veröffentlichung geplant

e) 1933–1945

0 **98-038**
1 Freie Univ. Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Ihnestr. 21, D-14195 Berlin
2 IRMER, Thomas, Dipl.-Pol.; Görlitzer Str. 63, D-10997 Berlin; Tel. und Fax: 030/6125407
3 Prof. Dr. Peter Steinbach
4 Laufend
5 Abschluß: 99
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Der Industriekomplex AEG/TELEFUNKEN im Nationalsozialismus. Rüstung und Zwangsarbeit in der Elektroindustrie**
10 1933–1945
11 Berlin/Osteuropa
12 Umfang, Verlauf und Bedeutung von Zwangsarbeit deutscher Juden, Fremdarbeiter, Kriegsgefangener, jüdischer und nichtjüdischer KZ-

Häftlinge in der Unternehmenspolitik von AEG/TELEFUNKEN
15 Vergleich; Interviews mit Zeitzeugen
16 FirmenAe; staatliche Ae

0 **98-039**
1 Technische Univ. Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaft, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin; Tel. 030/314-23253
2 SCHMOLLING, Rolf, M. A.; Choriner Str. 32, D-10435 Berlin; Tel. und Fax: 030/44865 31, E-mail: rolfschmolling@poweronline.net
3 PD Dr. habil. Rüdiger Hachtmann
4 Laufend
5 Beginn: 1/99
6 Diss.
8 Bearb.
9 **KZ-Zwangsarbeit in der deutschen Elektroindustrie. Genese und Durchführung von KZ-Zwangsarbeitseinsätzen im Siemenskonzern und seinen Tochterunternehmen**
10 1942–1945
11 Deutschland und besetzte Gebiete
12 Untersuchung von Genese und Durchführung der KZ-Zwangsarbeitereinsätze (Planungs- und Ausführungswirklichkeit), der Beziehungen zwischen SS-Lagersystem und Privatindustrie, der Zusammenarbeit von Siemenskonzern und SS, der Kontroll- und Ausbeutungsstrategien von Siemens und SS, von Moderisierung und Häftlingsarbeit in der Elektroindustrie sowie des Charakters der Häftlingsarbeit
13 Veröffentlichung geplant
14 **Schmolling, Rolf: Zwangsarbeit von Konzentrationslager-Häftlingen in der letzten Phase des Zweiten Weltkrieges. Das Beispiel Siemens unter besonderer Berücksichtigung der Außenlager Siemens-Haselhorst und Siemenslager Ravensbrück.** M. A., Technische Univ. Berlin 1998 (s. Projekt-Nr. 98-010 [1/98])
15 Empirische Auswertung von Betriebsakten und staatlichen Quellen, von Verfahrens- und Prozeßunterlagen sowie von Häftlings-, Täter- und Zeugenaussagen; Oral history
16 BA Berlin (BDC, SAPMO, Deutsches Reich); LA Berlin; Zentrale Stelle der Länderjustizverwaltungen, Ludwigsburg; Siemens-A

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) Westzonen/BRD

—

h) SBZ/DDR

—

III. *Regionale und lokale Darstellungen*

a) Regional

0 **98-040**
1 Univ. Regensburg, Institut für Geschichte, LS für Geschichte, Universitätsstr. 31, D-93040 Regensburg
2 KRAPF, Manfred, Dr.; Schikanederstr. 7, D-93053 Regensburg; Tel. 0941/70 31 05
3 Prof. Dr. Dieter Albrecht
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/90, Abschluß: 6/94
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Bürgermeister und Modernisierung in Bayern 1870 bis 1914**
10 1870–1914
11 Bayern
12 Stellenwert und Einfluß der kommunalen Bürokratie – hier u. a. die Bürgermeister – im Prozeß der Stadtmodernisierung auf dem Hintergrund von Bevölkerungswachstum, Industrialisierung und Urbanisierung
13 **Krapf, Manfred: Entwicklung und Verwaltung bayerischer Städte zwischen 1870 und 1914.** München: [o. V.] 1998. – **Krapf, Manfred: Bamberg im 19. Jahrhundert. Bürgermeister und Modernisierung 1870 bis 1914,** in: BHVB 132 (1996). – **Krapf, Manfred: Landshut im 19. Jahrhundert. Bürgermeister und Modernisierung 1870 bis 1914,** in: VHVN 120/121 (1996). – **Krapf, Manfred: Kommunalpolitik und Urbanisierung in den fränkischen Städten,** in: IfL 57 (1997)
15 Rahmenbedingungen von Stadtgeschichte (Bevölkerung, Industrialisierung, Parteien und Wahlen, Gemeindefinanzen); biographischer Ansatz (Bürgermeister); Modernisierungsprojekte und -maßnahmen
16 HStA München (Personenkartei); StAe Augsburg, Landshut, Bamberg, Nürnberg, Würzburg und Amberg; StadtAe Mannheim, Augsburg, Würzburg, Fürth, Bamberg, Hof, Bayreuth, Amberg, Landshut

0 **98-041**
2 ULRICH, Axel; Nassauer Str. 49, D-65187 Wiesbaden
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
7 Verein für Sozialgeschichte Mainz e. V., c/o Dr. Hedwig Brüchert, Feldbergstr. 24, D-55118 Mainz
8 Bearb.; Verein für Sozialgeschichte Mainz e. V.
9 **Zum Widerstand von Trotzkisten im Rhein-Main-Gebiet gegen das NS-Regime**
10 1933–1945
11 Mainz, Frankfurt usw.
13 Veröffentlichung in: Mainzer Geschichtsblätter. Veröffentlichungen des Vereins für Sozialgeschichte Mainz e. V., H. 11, 1999
15 Auswertung von Archivalien

16 Hessisches HStA Wiesbaden; StadtA Wiesbaden; Studienkreis: Deutscher Widerstand 1933 bis 1945/Dokumentationsarchiv (Anklage- und Urteilsschriften u. a. VGH)

0 98-042
1 Univ. Leipzig, Zentrum für Höhere Studien, Geistes- und sozialwissenschaftliches Zentrum, Arbeitsgruppe „Sachsen im 19. und 20. Jahrhundert", Augustusplatz 9–11, D-04109 Leipzig; Tel. 0341/9737076 und /9730280, Fax: 0341/9605261, E-mail: cfried@rz.uni-leipzig.de
2 *BRAMKE; Werner, Prof. Dr.;* HESS, Ulrich; ADAM, Thomas; ADOLPH, Jens; HÖPPNER, Solvejg; KARLSCH, Rainer; KRETSCHMER, Kerstin; RUDLOFF, Michael; SCHULZ, Frank; THIEM, Sebastian
3 Prof. Dr. Werner Bramke
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/93, Abschluß: 12/98
6 Geförderte Forschung; Diss.; Aufsätze
8 Stiftung Volkswagenwerk, Hannover; Schwerpunkt: Diktaturen im Europa des 20. Jahrhunderts. Strukturen, Erfahrungen, Überwindungen und Vergleich
9 Sachsen im 20. Jahrhundert. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen in einer alten Industrieregion
10 20. Jahrhundert
12 Sachsen
13 Sachsen und Mitteldeutschland. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Werner Bramke und Ulrich Heß. Weimar, Köln und Wien: Böhlau Verlag 1995. 475 S. – **Bramke, Werner, und Ulrich Heß: Region und Regionalisierung in der Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts.** Themenheft 4/1995 der Zeitschrift „Comparativ", Leipzig, H. 5/1995. – **Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert.** Hrsg. von Werner Bramke und Ulrich Heß. Leipzig: [o. V.] 1998. – **Kretschmer, Kerstin: Braunkohle und Umwelt. Zur Geschichte des nordwestsächsischen Kohlenreviers (1900 bis 1945).** Publikation erfolgt demnächst im Peter Lang Verlag
14 Kretschmer, Kerstin: Braunkohle und Umwelt. Zur Geschichte des nordwestsächsischen Kohlenreviers (1900–1945). Diss., Univ. Leipzig 1997. – **Bramke, Werner: Projekt „Sachsen im 20. Jahrhundert. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen in einer alten Industrieregion".** Jahresbericht. Leipzig, September 1993/August 1994 (vergriffen). – **Bramke, Werner: Abschlußbericht zum Projekt „Sachsen im 20. Jahrhundert. Politische, wirtschaftliche und soziale Wandlungen in einer alten Industrieregion".** Leipzig 1998

b) Lokal

—

F. Darstellungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung anderer Gebiete

—

G. Darstellungen zur Geschichte der Internationalen und zur Geschichte der Arbeiterbewegung mehrerer Länder

0 98-043
1 Univ. Trier, FB III, Neuere Geschichte
2 SCHWARZ, Karin, M. A.; Reinerstr. 2, D-40593 Düsseldorf
3 Prof. Dr. Lutz Raphael
4 Laufend
5 Beginn: 7/97, Abschluß: 7/2000
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 DFG; Stipendium
9 Selbstdarstellung städtischen Bürgertums im Zeichen der Industrialisierung. Belgische und deutsche Montanregionen im Vergleich. 1830–1914
10 1830–1914
11 Montanregionen im Hainaut und im Ruhrgebiet
12 Inwieweit präsentieren sich Stadt und Bürgertum zur Zeit der Industrialisierung und Nationalstaatsgründungen durch Denkmäler, Rathäuser und öffentliche Feste? Welche Werte kommen dabei zum Tragen, und wer ist maßgeblich an der Selbstdarstellung beteiligt? Worin liegen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen zwei Staaten mit ähnlichen Konstellationen (Industrialisierung und Nationalstaatsgründung)?
14 Schwarz, Karin: Nationalliberale Denkmalinitiativen im östlichen Ruhrgebiet. Studien zur nationalen Denkmalkultur in Industrieregionen. M. A., Univ. Trier 1997
15 Vergleich von lokal initiierten Denkmälern, von Rathäusern und Festen
16 Quellen: Denkmäler und Rathäuser, Bauakten, Festberichte, Zeitungsberichte

0 98-044
1 Univ. Tübingen, Institut für Osteuropäische Geschichte, Wilhelmstr. 36, D-72074 Tübingen
2 UHL, Michael, M. A.; Uhlandstr. 16, D-72072 Tübingen; Tel. 07071/368753
3 Prof. Dr. Dietrich Beyrau
4 Laufend
5 Beginn: 1/99, Abschluß: 1/2001
6 Geförderte Forschung; Diss.
8 DFG
9 Erfahrung und Mythos des Spanischen Bürgerkriegs bei den deutschen Freiwilligen der Internationalen Brigaden und ihr Erbe in der DDR 1936 bis 1989
10 1936–1989
11 Spanien, DDR
14 Uhl, Michael: Deutsche in den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg. M. A., Univ. Tübingen 1997

15 Auswertung von Archivalien und Interviews
16 Archivalien; Zeitungen

0 98-045
2 UHL, Michael, M. A.; Uhlandstr. 16, D-72072 Tübingen; Tel. 07071/368753
4 Laufend
5 Abschluß: 1/99
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 Überwachung und Verfolgung in den Reihen der deutschen Angehörigen der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg
10 1936–1939
11 Spanien
14 Uhl, Michael: Deutsche in den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg. M. A., Univ. Tübingen 1997
14 Auswertung von Archivalien
16 Archivalien; Zeitungen

II. NACHTRÄGE

0 3589
1 Archiv und Bibliothek der Arbeiterbewegung, Stockholm
2 MISGELD, Klaus, Dr. habil.
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 77, Abschluß: 98
6 Aufsatz
9 Beziehungen zwischen schwedischer und deutscher bzw. österreichischer Arbeiterbewegung im Anschluß an das politische Exil des Zweiten Weltkrieges
10 Skandinavien, Deutschland, Österreich
11 Nach 1945
13 Misgeld, Klaus: Folgen des Exils. Wechselseitiges Lernen und besseres gegenseitiges Verstehen, in: Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld, Helmut Müssener und Hans Uwe Petersen (= IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg: Ergebnisse Verlag 1998, S. 399–416 (3–4/98)

0 80-199, 82-283
1 Univ. Innsbruck, Institut für Geschichte, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Innrain 52/Neubau, A-6020 Innsbruck; Tel. und Fax: 0043-512/507-3487
2 *REINALTER, Helmut, Univ.-Prof. Dr.,* c/o Univ. Innsbruck, Tel. 0043-512/507-2388; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 10/81 (Gesamtprojekt), 7/97 (Edition); Abschluß: 7/99 (Edition)
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Quellensammlung; Dokumentationszentrum; Quelleneditionen; Biographisches Lexikon; Sachlexikon; Bibliographie; Monographie
7 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Innrain 52, A-6020 Innsbruck
8 Univ. Innsbruck, Internationale Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850"; Forschungs-Föderungs-Fond, Wien
9 Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770 bis 1850
10 1770–1850
11 Deutschland, Österreich-Ungarn, Oberitalien, Schweiz
13 Reinhardt, Stefan: Die Darstellung der Revolution von 1848/49 in den Lebenserinnerungen von Carl Schurz und Otto von Corvin (= Schriftenreihe der Internationalen Forschungsstelle „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850", Bd. 27). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1999. 101 S. – (S. a. Proj.-Nrn. 80-199 und 82-283 [4/97])
15 Alle Einzelprojekte sind vergleichend, strukturanalytisch und interdisziplinär angelegt; qualitative Analyse; Auswertung von gedruckten und ungedruckten Quellen
16 Flugschriften, Tagespresse, Zeitschriften und Belletristik vorwiegend aus der Österreichischen National-Bibliothek (ÖNB); Akten: Polizeiberichte, Petitionen aus Wien: AVA, HHStA; LandesAe: Innsbruck, Bregenz, Graz usw. (3–4/98)

0 90-136
1 Technische Univ. Berlin, FB 1, Institut für Neuere Geschichte, Ernst-Reuter-Platz 7, D-10587 Berlin
2 DÖRNER, Bernward, Dr.; Reichenberger Str. 97 A, D-10999 Berlin; Tel. 030/611 5349
3 Prof. Dr. Reinhard Rürup
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/90, Abschluß: 96
6 Diss.
8 Bearb.; Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
9 Nationalsozialistische Herrschaft und „Heimtücke". Studien zur Entstehung, Auslegung und Verfolgungswirkung des „Heimtücke-Gesetzes" vom 20. 12. 1934
10 1933–1934
11 Deutschland
13 Dörner, Bernward: „Heimtücke": Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933–1945 (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). Paderborn, München, Wien und Zürich: Verlag Schöningh 1998. 371 S.
14 Diss., Technische Univ. Berlin 1996. – **Dörner, Bernward: Nationalsozialistische Herrschaft und „Heimtücke". Untersuchungen zu den Auswirkungen des „Heimtücke-Gesetzes" vom 20. 12. 1934 am Beispiel der Stadt Krefeld.** Staatsex., [o. O. u. J.]
16 U. a. BA Koblenz; ZStA Potsdam; HStA Düsseldorf; StA Potsdam (3–4/98)

0 90-143
1 Univ. GH Kassel, FB Gesellschaftswissenschaften, Interdisziplinäre Arbeitsgruppe: Nationalsozialismus in Hessen, Nora-Platiel-Str. 1, D-34127 Kassel
2 AYASS, Wolfgang, Dr.; Heubener Str. 1, D-34121 Kassel
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 94, Abschluß: 97
6 Geförderte Forschung; Edition
9 Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933 bis 1945
10 1933–1945
11 Deutschland
13 „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933–1945. Bearb. von Wolfgang Ayaß (= Materialien aus dem Bundesarchiv, Nr. 5). Koblenz: Eigenverlag des Bundesarchivs 1998. 401 S. – **Ayaß, Wolfgang: „Asoziale" im Nationalsozialismus.** Stuttgart: Klett-Cotta 1995. 335 S.
14 S. Proj.-Nr. 90-143 (2/95)
15 Quellenedition
16 BA und 18 weitere Archive (3–4/98)

0 91-049
1 Humboldt-Univ. Berlin, Philosophische Fak. I, Institut für Bibliothekswissenschaft
2 GRAF, Angela, Dr., Dipl.-Bibl.; Faberstr. 28, D-20257 Hamburg; Tel. 040/859717
3 Dr. Erwin Marks†; [Prof. Dr. Frithjof Trapp; Prof. Dr. Hans-Dieter Kübler]
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 91, Abschluß: 94
6 Diss.
9 Johann Heinrich Wilhelm Dietz – Biographie eines Sozialdemokraten
10 1843–1922
13 Graf, Angela: J. H. W. Dietz, 1843–1922. Verleger der Sozialdemokratie. Mit einem Nachwort von Horst Heidermann „Zur Nachkriegsgeschichte des Verlags J. H. W. Dietz Nachf." (= Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 50). Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. 357 S.
14 Graf, Angela: Johann Heinrich Wilhelm Dietz – Verleger der Sozialdemokraten. Eine biographische Annäherung an ein politisches Leben. 4 Mikrofiches. Diss., Humboldt-Univ. Berlin 1996. 313 Bl. – Standort: Bibl. der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn; Sign.: F 1413 (3–4/98)

0 92-049
1 Univ. Oslo
2 MEYER, Frank, Dr.
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Exilpublizistik in Norwegen 1933–1940
10 1933–1940
11 Skandinavien
13 Meyer, Frank: Schreiben für Fremde. Aspekte der Kommunikation deutschsprachiger Flüchtlinge mit den skandinavischen Öffentlichkeiten 1933 bis 1940, in: Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld, Helmut Müssener und Hans Uwe Petersen (= IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg: Ergebnisse Verlag 1998, S. 231–269
14 Meyer, Frank: Schreiben für Fremde. Politische und kulturelle Publizistik des deutschsprachigen Exils in Norwegen (1933–1940). Diss., Univ. Greifswald 1996 (1997). – (S. a. Proj.-Nr. 92-049 [2/93]) (3–4/98)

0 92-051
2 NELLES, Dieter, Dipl.-Soz.-Wiss.; Ottenbrucher Str. 54, D-42105 Wuppertal; Tel. 0202/307854, E-mail: aine@wupperonline.de
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 5/92, Abschluß: 12/94
6 Aufsatz
9 Widerstand und internationale Solidarität. Die Gewerkschaft der Seeleute, Binnenschiffer und Hafenarbeiter und die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen das NS-Regime
10 1933–1945
11 Europa
13 Nelles, Dieter: Gewerkschaftlicher Widerstand in Skandinavien 1936–1945, in: Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld, Helmut Müssener und Hans Uwe Petersen (= IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg: Ergebnisse Verlag 1998, S. 157–180. – (S. a. Proj.-Nrn. 92-051 [3/96 und 1/98]) (3–4/98)

0 92-098
1 Univ. Greifswald, Historisches Institut, Bereich Nordische Geschichte, Domstr. 9A, D-17478 Greifswald; Tel. 03834/8633-27 und -29
2 SCHOLZ, Michael, Dr.; Marchlewskistr. 25, D-10243 Berlin; Tel. 030/2901056
3 Abgeschlossen
6 Aufsatz
9 Skandinavische Erfahrungen beim sozialistischen Aufbau? Schicksale deutscher kommunistischer Emigranten in der SBZ/DDR nach ihrer Rückkehr aus dem nordischen Exil. Ein Beitrag zur Remigrationsgeschichte
10 1944/45–1980
11 Schweden, Deutschland, DDR
12 S. Proj.-Nr. 92-098 (4/92)
13 Scholz, Michael F.: Die Rückkehr des KPD-Exils aus Schweden 1945–1947, in: Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld, Helmut Müssener und Hans Uwe Petersen (= IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg: Ergebnisse Verlag 1998, S. 367–397 (3–4/98)

0 93-001
1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/414097-0 und -18

2 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg; Tel. 040/479362 und /4807605
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Hamburger Instituts für Sozialforschung; Aufsatz
8 Hamburger Institut für Sozialforschung
9 Stalinistischer Terror. Dokumente und Studien
10 1934–1938
11 Sowjetunion
12 Stalinistischer Terror und vor allem deutsche Emigration in der Sowjetunion
13 Müller, Reinhard: Der Fall Max Hoelz – eine politische Kriminalgeschichte, in: „Mittelweg 36", Jg. 7 (1999). – (S. a. Proj.-Nr. 93-001 [3/97])
16 Berliner und Moskauer Ae (3–4/98)

0 94-040
1 Univ. Oslo, Historisk Institutt, Postboks 1008 Blindern, N-0135 Oslo; Tel. 22857206
2 *LORENZ, Einhart, Prof. Dr.*; Fossilveien 11, N-0198 Oslo; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 1/94
6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
9 Exil in Skandinavien
10 1933 bis in die Nachkriegszeit
11 Skandinavien, Deutschland
13 Ein sehr trübes Kapitel? Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hrsg. von Einhart Lorenz, Klaus Misgeld, Helmut Müssener und Hans Uwe Petersen (= IZRG-Schriftenreihe, Bd. 2). Hamburg: Ergebnisse Verlag 1998. 534 S.
14 Weitere Arbeitsberichte und Mss. (S. a. Proj.-Nr. 94-040 [1/97])
16 Ae in Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden; Exilpresse; skandinavische Zeitungen; Interviews (3–4/98)

0 97-027
1 Univ. Bremen, FB 8, AK Historische Frauenforschung, Postfach 330440, D-28334 Bremen
2 MÜLLER, Nikola; Ritterstr. 11, D-28203 Bremen; Tel. 0421/77881, E-mail: niko@uni-bremen.de
3 Dr. Eva Schöck-Quinteros; Prof. Dr. Manfred Hahn
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 6/96, Abschluß: 9/98
6 Eigenprojekt der Bearb.; M. A.; Bibliographie
8 Bearb.
9 Hedwig Dohm (1831–1919) – eine kommentierte Bibliographie
10 186oer Jahre bis 1997
11 Deutschsprachiger Raum, z. T. USA
12 Die Bibliographie macht Hedwig Dohms Gesamtwerk zugänglich: jeder ihrer Texte, darunter einige bisher unbekannte Aufsätze, ist bibliographiert und mit einem Kommentar versehen, der nicht nur über Genre und Inhalt des Textes informiert, sondern darüber hinaus zeitgenössische Rezensionen, posthume Neuauflagen und Wiederabdrucke, auch in unselbständiger Form, vermerkt; zusätzlich sind in gleicher Weise die Texte über Hedwig Dohm, einschließlich neuester Forschungsliteratur, bibliographiert und kommentiert; Profile der Zeitschriften, in denen Hedwig Dohm vorzugweise publiziert hat, Kurzbiographien der von Hedwig Dohm rezensierten Autorinnen und Autoren sowie ein Personenregister vervollständigen die Bibliographie zu einem „Nachschlagewerk"
15 Auswertung von Zeitschriften, Zeitungen und Nachlässen
16 Verschiedene Nachlässe in mehreren Aen; komplette Zeitschriften-Jgg.; ausgewählte Zeiträume für Zeitungen (3–4/98)

0 97-049
1 Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg; Tel. 040/41 4097-18
2 MÜLLER, Reinhard; Tarpenbekstr. 72, D-20251 Hamburg; Tel. 040/479362 und /4807605
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt des Hamburger Instituts für Sozialforschung
8 Hamburger Institut für Sozialforschung
9 Eingaben und Briefe deutscher Politemigranten an Stalin, Jeshow, Molotow, Dimitroff u. a.
10 1936–1942
11 Sowjetunion
12 Repräsentationsformen und Schreibstrategien deutscher NKWD-Häftlinge und ihrer Verwandten
13 Müller, Reinhard: „Schrecken ohne Ende". Eingaben deutscher NKWD-Häftlinge und ihrer Verwandten an Stalin, Jeshow u. a., in: Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse, Jg. 17 (1997), H. 2, S. 63–88. – (S. a. Proj.-Nrn. 93-001 [3/97] und 95-071 [3/95])
15 Auswertung von 200 Eingaben und Briefen aus verschiedenen Moskauer Archiven
16 Moskauer Komintern- und NKWD-Ae (3–4/98)

0 98-017
1 Freie Univ. Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Ihnestr. 21, D-14195 Berlin; Tel. 030/838-4212, Fax: 030/838-2345, E-mail: goehler@zedat.fu-berlin.de
2 *GÖHLER, Gerhard, Prof. Dr.*, Freie Univ. Berlin; BUCHSTEIN, Hubertus, Prof. Dr., Univ. Greifswald; BRÜNNECK, Alexander von, Prof. Dr., Univ. Frankfurt/O.; u. a.
4 Laufend
5 Beginn: 1/95, Abschluß: 8/99
6 Geförderte Forschung; Edition
8 DFG
9 Edition der Gesammelten Schriften von Ernst Fraenkel
10 (S. Proj.-Nr. 98-017 [2/98])
13 Veröffentlichung des ersten Editionsbandes Anfang 1999 im Nomos-Verlag
16 Diverse Ae in Deutschland und den USA (3–4/98)

0 **98-024**
1 Univ. Bremen, FB 12, Institut für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL), Postfach 330440, D-28334 Bremen, Tel. 0421/218-2551 und /361-10734, Fax: 0412/218-4043, E-mail: hgh@zfn.uni-bremen.de; Hochschule Bremen, FB 1, Allgemeinwissenschaftliche Grundlagenfächer, Neustadtswall 30, D-28199 Bremen
2 ALHEIT, Peter, Prof. Dr.; HAACK, Hanna, Prof. Dr., Willem-Barent-Str. 31, D-18106 Rostock; HOFSCHEN, Heinz-Gerd; MEYER-BRAUN, Renate, Prof. Dr., Sonnenstr. 14, D-28203 Bremen
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 4/94, Abschluß: 10/97
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekte der Bearb.; Aufsätze
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 **Kontinuität und Wandel in deutschen Arbeitermilieus während der 1950er Jahre. Vergleichende Fallstudien in den Regionen Bremen und Rostock**
10 1945–1960
11 Bremen; Rostock
12 Untersuchung der Entwicklung von Arbeitermilieus in den 1950er Jahren in West- und Ostdeutschland am Beispiel der Werftarbeiterschaft der Großwerften AG „Weser" (Bremen) und „Neptun" (Rostock) (s. a. Proj.-Nrn. 86-097 [3/86], 89-025 [1/89] und 98-029 [2/98]); Aufzeigen von Kontinuitäten über die Zäsur 1945 hinweg; Darstellung von Beharrungskraft eines Milieus bei gleichzeitigen Ansätzen von Erosion desselben; Vergleich der Geschlechterverhältnisse in Ost und West in einem spezifischen Arbeitermilieu während der Frühphase der beiden deutschen Staaten; Untersuchung der Strukturen von Werftarbeiterfamilien sowie der Probleme bei der Erwerbstätigkeit von Werftarbeiterehefrauen und Werftarbeiterinnen
13 **Alheit, Peter, Hanna Haack, Heinz-Gerd Hofschen und Renate Meyer-Braun: Gebrochene Modernisierung. Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen. Bd. 2: Soziologische Deutungen.** Bremen: Donat-Verlag 1999. – **Meyer-Braun, Renate: Doch kein Ende der Arbeiterkultur nach 1945? Der Bremer Sportverein TURA – ein Beispiel für die Beharrungskraft des Arbeitermilieus in den 1950er Jahren,** in: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports, Jg. 12 (1998), H. 1, S. 7–28. – **Haack, Hanna, und Renate Meyer-Braun: „Ordentliche Verhältnisse" in Ost und West. Geschlechterrollen und Geschlechterbeziehungen in Bremer und Rostocker Werftarbeitermilieus während der 1950er Jahre,** in: Archiv für Sozialgeschichte, Jg. 38 (1998), S. 241–261
14 Endbericht an die Stiftung Volkswagenwerk
15 Interdisziplinärer Ansatz: Verwendung historischer, empirischer und qualitativer sozialwissenschaftlicher Methoden; Archivstudien; Massendaten der Belegschaften; narrative lebensgeschichtliche Interviews
16 StA Bremen; IG Metall-A Frankfurt a. M.; Krupp-A Essen; AdsD/FES Bonn; Statistisches Landesamt Bremen; LAe Rostock und Greifswald; StadtA Rostock; „Neptun"-A; private Ae; Interviews; Presse (3–4/98)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

—

Neue Literatur

HODENBERG, Christina von: **Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos** (= Dietz Taschenbuch, Bd. 73). – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1997. 304 S.

Wie nur wenige historische Ereignisse des 19. Jahrhunderts gehört der Aufstand der schlesischen Weber im Jahre 1844 zu jenen Protestbewegungen, die über ein breites politisches Spektrum hinweg auf Zustimmung trafen und für die sozialistische Opposition ebenso anschlußfähig waren wie für bürgerliche Sozialreformer oder Produzenten von Trivialliteratur: „Das Weberthema bediente zwei Bedürfnisse zugleich: Es versprach Nervenkitzel und reizte die Tränendrüse" (S. 12). Die Diskrepanz zwischen dem realen Ereignis und seiner vielfältigen Ausdeutung (und Ausbeutung) bringt die Verfasserin dazu, gegen solche Fiktionalisierung den „unvoreingenommene[n] Blick auf die überlieferten Quellen" (S. 9) einzuklagen. Dies ist unter historiographischen Aspekten sicherlich verdienstvoll, da sie Materialien aus dem ehemaligen „Deutschen Zentralarchiv" in Merseburg auswertet, die – offenbar im Interesse einer sozialismuskonformen Interpretation des Weberaufstandes – der westlichen Forschung über Jahrzehnte hinweg – und auch noch 1990! – vorenthalten blieben (vgl. den Erfahrungsbericht auf S. 17). Unter dem Aspekt einer Mentalitäten- und Ideologiegeschichte, wie ihn der Begriff „Mythos" im Untertitel der Arbeit andeutet, reicht es aber nicht aus, der „Enge ideologischer Vorgaben" (S. 17) etwa in der DDR die Objektivität des Quellenmaterials an sich entgegenzuhalten. Der Weberaufstand war ja gerade deswegen so vielfältig interpretierbar, weil sich in ihm eine Oppositionsbewegung von unten des Appells an die Obrigkeit bediente, der soziale Protest ständig von integrativen Maßnahmen durchkreuzt wurde. Gleichzeitig dokumentierte schon die zeitgenössische Berichterstattung selbst divergierende Versionen des Ereignisses: „So war der Boden für die konkurrierenden Mythen bereitet, die sich seitdem um die Erhebung von 1844 ranken" (S. 90).

In den folgenden, durch zehn Quellen ergänzten und sachlich durchaus informativen Rezeptionsanalysen von Karl May über Gerhart Hauptmann bis hin zur schulischen Vermittlung des Stoffes in Ost und West schwankt die Terminologie zwischen „Mythos", „Mythisierung" und „im kollektiven Gedächtnis verfestigten Konturen" (S. 111). Immer wieder schwingt Hodenbergs Bedauern darüber mit, daß moderne Gesellschaften offenbar den „Wildwuchs der Deutungen" brauchen, während es der Wissenschaft überlassen bleibe, „von Zeit zu Zeit an die historische Qualität des Geschehens zu erinnern". Dennoch werde der Mythos „wissenschaftliche Argumente ohnehin überdauern" (S. 113)!

Vielleicht hätte die latente Aggression der Autorin gegen die ständig Mythen (re)produzierenden Laien sich verflüchtigt, wenn sie sich nicht nur en passant auf Eliade und seine aktuelle Konjunktur bei Historikern bezogen hätte (vgl. Anm. S. 276). Historische Applikationen der Diskurs- und Mythenanalyse[1] haben inzwischen gezeigt, daß Mythen hochkomplexe Verdichtungen historischen Wissens bilden, die von individuellen und kollektiven (Verfälschungs-)Absichten weitgehend unabhängig sind. Vielmehr leisten sie gerade jene Vermittlung zwischen Alltagserfahrung und historischen Ereignissen, die der Fachwissenschaft zumeist entgeht. Von Hodenberg ruft mit der Auswertung vor allem literarischer Quellen und dem Begriff der „Gedächtniskultur" (S. 113) durchaus solche Ansätze auf. Wenn sie aber mit Blick auf die Protagonisten des Weberaufstandes einen Perspektivwechsel von den Globalkategorien „Moderne"/„Vormoderne" „hin auf die Lage und das Denken der Beteiligten" fordert (S. 237), dann müßte solches für die Rezipienten und Interpreten des Ereignisses ebenso gelten. Für die Analyse der sie jeweils prägenden „Gemengelage" (S. 236) bietet der vorliegende Band zwar viel Material, aber wenig Verständnis.

1 Etwa Wulf Wülfing, Karin Bruns und Rolf Parr, Historische Mythologie der Deutschen 1798 bis 1918, München 1991; Rolf Parr, „Mythisches Denken", „Struktur des Mythos", „Struktur der Mythen". Zur Mythenanalyse von Claude Lévi-Strauss, in: Natürlichkeit der Sprache und der Kultur. Hrsg. von Walter A. Koch, Bochum 1990, S. 215–231.

Claudia Albert

Halbherziger Revisionismus. Zum postkommunistischen Geschichtsbild. Hrsg. von Rainer ECKERT und Bernd FAULENBACH. – München und Landsberg am Lech: Olzog Verlag 1996. 304 S.

Mit dem Geschichtsbild der SED/PDS befassen sich die beiden Herausgeber des vorliegenden Bandes, der sechzehn Beiträge von mehrheitlich sozialdemokratischen Funktionären, Mitgliedern oder – so ist zu vermuten – dieser Partei nahestehenden Autoren vereint. Diese Arbeiten sind in zwei, inhaltlich wenig nachvollziehbare, weil nicht klar abgegrenzte Kapitel unterteilt: „Das postkommunistische Geschichtsbild: traditionelle Positionen und ‚halbherziger Revisionismus'" heißt der erste Abschnitt und „Handlungsfelder der PDS im Streit um das Geschichtsbild" der andere. Ziel der Verfasser sei es, sich kritisch auseinanderzusetzen mit „Vorstellungen, die die SED gepflegt hat" und die keineswegs Vergangenheit sind, sondern weiterhin „den Zugang zur Wirklichkeit" verstellen. Charakterisiert seien die Aufsätze – „bei aller Übereinstimmung in einigen Grundprämissen – [...] durch einen Pluralismus in Position und Perspektive".

Es ist ein offenes Geheimnis, daß das Verhältnis von Wirklichkeit und Politik, insbesondere Parteipolitik, problematisch ist. Nicht anders verhält es sich mit dem, was aus parteiischer Sicht „Pluralismus" genannt wird. Die erklärt auch, warum es sich bei der hier beabsichtigten „kritischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen des postkommunistischen Geschichtsbildes" um eine höchst einseitige, noch dazu recht fade Angelegenheit handelt. Lediglich drei Beiträge verdienen es, hervorgehoben zu werden. Wolfgang-Uwe Friedrich stellt das Totalitarismusmodell aus der Sicht der SED/PDS dar, allerdings fehlen Hinweise auf das ähnlich schwierig zu nennende Verhältnis der SPD zu diesem Ansatz. Ebenso lesenswert ist der Aufsatz des Mitherausgebers Rainer Eckert, der sich akribisch mit dem Thema der politischen Instrumentalisierung von Geschichtsbildern auseinandersetzt, wenngleich ebenfalls nur bei der SED/PDS und ihrem Umfeld. Zwar ist von den Herausgebern und Autoren aufgrund ihrer parteipolitischen Präferenzen nichts anderes intendiert, aber es bleibt dadurch unberücksichtigt, daß sowohl die SPD als auch die SED/PDS dieselben historischen Wurzeln haben. Besonders ärgerlich ist es deshalb, und damit sind wir beim dritten erwähnenswerten Beitrag, wenn der „Kulturkämpfer" Heinrich August Winkler, der sich um die Umbenennung Ostberliner Straßen besondere Verdienste erworben hat, diese Gemeinsamkeiten nicht nur ignoriert, sondern selbst vorsichtigste Hinweise auf diese weit von sich weist. Der Vorwurf beispielsweise, daß der sozialdemokratische „Vorwärts" durch die Veröffentlichung eines Hetzgedichtes gegen Luxemburg und Liebknecht am 13. Januar 1919 publizistische Beihilfe zum Mord geleistet habe, der dann zwei Tage später wirklich stattfand, wird von Winkler durch den Hinweis zu entkräften versucht, daß „der Autor sich nach der Bluttat" entschuldigt habe. Die Kriegskreditbewilligung durch die SPD-Reichstagsfraktion im August 1914 wird mit „der Sorge vor einem Einmarsch russischer Truppen" begründet, die vielleicht in der Phantasie um ihren Besitz fürchtender Kleinbürger existiert haben mag, aber nicht in der Realität. Winkler argumentiert hier ähnlich wie der heftig kritisierte Ernst Nolte mit seinen Thesen vom Präventivkrieg.

Auch die gemeinsame Erklärung von SED und SPD aus dem Jahre 1987 über den „Streit der Ideologien" findet bei Winkler keine Erwähnung. Der in diesem Zusammenhang immer wieder erhobene Vorwurf, daß es der SPD anscheinend keine Mühe bereitet hat, sich mit den Politkriminellen aus dem Politbüro und dem Zentralkomitee der SED vor 1989 zu treffen, während sie – und alle anderen Parteien – die PDS nach 1989 auszugrenzen versucht, ist zutreffend und wirft ein bezeichnendes Licht auf den Opportunismus in der Politik. Die konjunkturelle Beziehung zwischen Wirklichkeit und geschichtlicher „Wahrheit" wird an diesem Beispiel besonders deutlich.

Die richtige Feststellung Winklers, daß „die Geschichtsklitterungen der PDS" Methode haben, fällt auf ihn selbst und die sozialdemokratische Geschichtsschreibung zurück. Wer also nach einem Beispiel für einen laxen Umgang mit der Wahrheit in parteipolitischer Absicht sucht, der braucht sich nicht erst bei der SED/PDS umzuschauen – der vorliegende Band ist dafür vollkommen ausreichend.

Ralf Zwengel

Probleme der Widerstandsforschung. Mit Beiträgen von Werner RÖHR, Terje HALVORSEN und Margarete PIESCHKE (= Bulletin der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Nr. 8). – Berlin: Edition Organon 1997. 118 S.

Die Historiographie zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus war aufgrund ihrer legitimatorischen Funktion in beiden deutschen Staaten

in besonderer Weise politisch aufgeladen – und dies hat sich, so die Grundthese der vorliegenden Abhandlung von Werner Röhr („Deutsche Widerstandsforschung 1994/95. Fragen, Probleme, Kritiken", S. 3–85), auch nach der Wiedervereinigung bezüglich der nun dominanten „westdeutschen" Forschung nicht wesentlich geändert. Angeregt durch die öffentlichen Debatten um die Bedeutung des 20. Juli 1944 und die Gestaltung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin, analysiert der Autor die in den Jubiläumsjahren 1994/95 neu erschienene oder wieder aufgelegte Literatur. Dabei geht es Röhr ausdrücklich nicht um eine Bilanz des aktuellen Forschungsstandes, vielmehr sollen anhand ausgewählter Probleme der Widerstandsforschung einige ihm für den politischen „west bias" symptomatisch erscheinende Tendenzen aufgezeigt werden.

Zu diesem Zweck diskutiert er zunächst begrifflich-methodische Fragen der Widerstandshistoriographie im engeren Sinne, um dann in einem zweiten Abschnitt auf die Relevanz der Ergebnisse benachbarter Forschungsfelder – wie etwa zur Sozialpolitik im Nationalsozialismus, zur Gestapo oder zum System der Konzentrationslager – hinzuweisen. Schließlich zeichnet der Autor am konkreten Beispiel der Literatur zu einzelnen Widerstandsgruppen („Rote Kapelle", NKFD-BDO, 20. Juli, KPD) nach, welche Bedeutung die Darstellung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus für die Traditions- bzw. Feindbildpflege in beiden deutschen Staaten besessen hat. Leider gewinnt man über weite Strecken den Eindruck, daß hier noch einmal die Schlachten des Kalten Krieges geschlagen werden sollen. Auch wenn dies angesichts mancher während der oben erwähnten publizistischen Kampagne vor allem um die Gedenkstätte Deutscher Widerstand vertretenen Positionen verständlich sein mag, so wird es dem Diskussionsstand der ernstzunehmenden wissenschaftlichen Forschung dann doch nicht gerecht.

Röhrs Analyse ist jedoch immer dann spannend, wenn er das Fortwirken der aus der – zugegebenermaßen langen – Nachkriegszeit stammenden Interpretationsmuster selbst bei jenen Arbeiten aufzeigen kann, deren Autoren eine einseitige politische Indienstnahme strikt von sich weisen würden. So sind z. B. die im Westen ehemals als „bezahlte Landesverräter" diffamierten Mitglieder der Gruppe um Harnack und Schulze-Boysen inzwischen „rehabilitiert", hierzu war jedoch auch vonnöten, sie als „Intellektuelle" und eben „untypische" Kommunisten vom Makel der „Parteitreue" oder „Moskauhörigkeit" zu befreien. Und bis heute schwingt, um ein weiteres Beispiel zu nennen, in vielen Darstellungen die unausgesprochene Annahme mit, ein individueller Widerstand aus rein moralischen Gründen sei ethisch höher zu bewerten als kollektive, politisch motivierte und daher „interessengeleitete" Handlungen.

Solche und ähnliche Beobachtungen, neu aufgeworfene Fragen und Verknüpfungen mit anderen Forschungsfeldern machen Röhrs Abhandlung trotz mancher Redundanz durchaus lesenswert. Allerdings hätte sein Text, dies kann nicht unerwähnt bleiben, ein sorgfältigeres Lektorat verdient, durch das die zahlreichen ärgerlichen und z. T. sinnentstellenden Fehler zu vermeiden gewesen wären.

Stefanie Schüler-Springorum

SS-Wirtschaft und SS-Verwaltung. „Das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt und die unter seiner Dienstaufsicht stehenden wirtschaftlichen Unternehmungen" und weitere Dokumente. Hrsg. von Walter NAASNER (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 45a). – Düsseldorf: Droste Verlag 1998. 394 S.

In der Schriftenreihe des Bundesarchivs liegt ein Dokumentenband vor, der wichtige Quellen zu einem wenig beachteten Kapitel der SS-Organisation enthält, nämlich dem der SS-Wirtschaftsbetriebe. Herausgeber ist Walter Naasner, Mitarbeiter am Bundesarchiv und Verfasser der umfassenden Studie „Neue Machtzentren in der deutschen Kriegswirtschaft 1942–1945" aus dem Jahre 1994.

Zwar waren seit der 1963 publizierten Darstellung Enno Georgs („Die wirtschaftlichen Unternehmungen der SS") immer wieder Teilaspekte vereinzelt in anderweitig orientierten wissenschaftlichen Arbeiten behandelt worden, jedoch fehlten bis vor einiger Zeit – hier ist an die veröffentlichte Dissertation Hermann Kaienburgs („Arbeit durch Vernichtung – Der Fall Neuengamme") zu erinnern – eingehendere Befassungen mit der SS-Wirtschaft.

Der Band enthält erstmals in voller Länge den sogenannten „Mindener Bericht". Dabei handelt es sich um ein Manuskript dreier Autoren, ehemalige hohe Funktionsträger der SS-Wirtschaft, die bereits 1947 einen zusammenfassenden Überblick über das gesamte SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt (WVHA) unter besonderer Hervorhebung der SS-Unternehmen vorlegten. Diesem Bericht folgen über vierzig teilweise bislang unveröffentlichte Dokumente, vorwiegend

aus dem Bestand NS/3 des Bundesarchivs, sowie siebzehn ausführliche Lebensläufe der „Hauptakteure" der SS-Wirtschaft (so von Hohberg, Mummenthey, Lörner, Volk u. a.). In puncto Literatur wird der geneigte Leser auf das umfangreichere Verzeichnis in Naasners oben angeführter Studie verwiesen. Die Fußnoten enthalten weitergehende Quellen- und Literaturhinweise, Richtigstellungen und ergänzende Beifügungen zu Personalien und Sachangaben der Archivalien.

Obzwar vor bereits zehn Jahren der Journalist Peter-Ferdinand Koch Auszüge des „Mindener Berichtes" mit Sachdokumenten veröffentlicht hatte, erweist sich doch einmal mehr die hier vorgelegte wissenschaftlich fundierte Edition als qualitativ sorgfältiger. Naasner stellte in den National Archives and Records Administration in den USA die „originale Überlieferungsstufe" des in der Fachwelt bekannten Dokumentes fest, jedoch blieb ihm der Nachweis des Originals „ungeklärt". Entgegen der bei Koch mitgeteilten Angaben seien die tatsächlichen Verfasser der Chef des Stabes W, Dr. Hans Hohberg, der Persönliche Referent Pohls, Dr. Leo Volk, und der Chef des Amtes WI (Steine und Erden), Karl Mummenthey, gewesen, und schließlich sei das umfangreiche Dokument nur von der Anklage als Beweisstück „angeboten", nicht jedoch vom Militärgerichtshof als solches angenommen worden.

Allgemein geht der Herausgeber, seinen Forschungsbefunden aus dem Jahre 1994 folgend, davon aus, daß die SS als Herrschaftsinstrument einen „Anpassungsdruck" auf zivile und militärische Konkurrenten im NS-Herrschaftssystem ausgeübt habe, während ein von der SS avisiertes „Führungsmonopol" über die Kriegswirtschaft als irreal anzusehen sei.

Naasner stellt einführend die Entwicklung der SS-Wirtschaftsunternehmungen im Gesamtzusammenhang der SS-Organisationsexpansion dar, um deren intransigente Organisationsstrukturen aufzuschlüsseln. Anhand der abgedruckten Quellen im dokumentarischen Teil ist der Prozeß der Ausdifferenzierung der SS-Bürokratie im Zeitraum von 1935–1944 nachvollziehbar. Neben grundlegenden, zum Teil bekannten Organisationsbefehlen sind auch unveröffentlichte Archivalien zur Geschäftsaufteilung der Dienststellen, zur Gewinnentwicklung, zum Schriftverkehr mit staatlichen Stellen und der Partei sowie zum Status der SS-Unternehmungen und deren institutioneller Entwicklung aus der Perspektive der führenden SS-Wirtschaftsfachleute zu finden. Häftlingsberichte liegen nicht vor.

Dem 240seitigen „Mindener Bericht", der von den Autoren in dreißig Arbeitstagen aus der Erinnerung verfaßt wurde, wird von Naasner attestiert, „in seiner Gesamtheit unverkennbar eine apologetische Tendenz" zu haben, gleichwohl aber als „bemerkenswerte Quelle" ein „detaillierter Insider-Bericht" zu sein. Zugleich ist mit jenen beiden Bemerkungen die Crux beschrieben, die die Veröffentlichung dieses umfangreichen Reports beinhaltet. Was daran ist zu kritisierende Apologie, was spezifisches Wissen? Das Dilemma wird zusätzlich erschwert durch das Faktum, daß bis heute keine Monographie über das WVHA vorliegt, die zum „Mindener Bericht" gegengelesen werden könnte.

Der Herausgeber fokussiert die Quellenkritik an der enthaltenen Apologie entlang der stilisierten Selbsteinstufung der drei Autoren als fachkundige „Nur-Wirtschaftler", die aus „ideellen" – nicht politischen – Motiven zur SS gestoßen wären, an der behaupteten institutionellen Trennung der Amtsgruppe W, die überhaupt „keine Amtsgruppe" des WVHA gewesen sein sollte, sondern die man zum von der SS unabhängigen „Reichskonzern" habe entwickeln wollen. Schuld an den brutalen Lebensbedingungen der Häftlinge in den Wirtschaftsbetrieben der SS trügen Pohl sowie die SS-Männer der Amtsgruppe D aus der „Ära Eicke". Schließlich habe man gar auf die Verbesserung der Häftlingsbehandlung eingewirkt und ansonsten im „innere[n] Widerstand" verharrt.

Es gelingt Naasner die Decouvrierung von Teilen dieser Aussagen im „Mindener Bericht" mittels der Kontrastierung von Dokumenten, die die institutionelle Einordnung der „Wirtschaftler" in die SS-Organisation belegen. So beispielsweise im Fall von Dr. Hans Hohberg, der weder Mitglied der NSDAP noch der SS, aber als Wirtschaftsprüfer der „faktische Chef des Stabes W" gewesen war. Noch im Mai 1943 belehrte Hohberg den Sachbearbeiter des Berliner Finanzamtes Börse detailliert über die juristischen Konnexionen der Wirtschaftsbetriebe zu SS bzw. NSDAP und dem „Reich", um somit zu Steuervorteilen zu gelangen. Überhaupt war es kennzeichnend für die ökonomischen Bestrebungen der SS, daß man, je nach Erfordernis und Nutzen, zwischen der Einstufung öffentlicher und privatwirtschaftlicher Unternehmungen lavierte, ohne sich exakt festzulegen, wie einem Schriftstück exemplarisch zu entnehmen ist.

Die Dokumentenauswahl ist allerdings zumeist auf die oberste Ebene der SS-Dienststellen zentriert, worin die Stärke der Edition und der einleitenden analytischen Kommentierung besteht, während vertikal unterstellten Dienststellen weniger

Raum gewidmet ist. Beispielsweise wird gerade im „Mindener Bericht" die wichtige Funktion des „SS-Wirtschafters" – dabei handelt es sich um externe Dienststellen des WVHA in den okkupierten Gebieten – völlig falsch dargestellt („nichts mit KL zu tun"). Bei Koch blieb diese apologetische Behauptung unkommentiert. Naasner verweist dazu ausdrücklich auf den abgedruckten Befehl Himmlers, aus dem der tatsächliche Aufgabenbereich des „SS-Wirtschafters" (u. a. Konzentrationslager) hervorgeht. Wünschenswert wäre es gewesen, dem noch die exakteren Kompetenzzuweisungen in den Durchführungsbestimmungen des WVHA beizufügen, um so der Verdichtung diverser Forschungsanstrengungen zwischen regional bezogenen und übergreifenden Studien zu dienen.

Die in diesem Band enthaltenen Quellen sind für den vom Herausgeber angestrebten „größeren Interessenkreis" zur systematischen Erforschung der SS-Wirtschaftsbestrebungen nützlich. Wer davon ausgehend speziellere Fragestellungen verfolgt, bleibt auf die Durchsicht bisheriger Literatur und weiterer Archivalien angewiesen.

Rainer Obert

DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hrsg. von Matthias JUDT (= Forschungen zur DDR-Gesellschaft). – Berlin: Ch. Links Verlag 1997. 638 S.

Nicht nur, aber vor allem reine Quelleneditionen sind im Zuge der „Dokumentenschwemme" seit der Öffnung der ostdeutschen Archive mit ihrem schier unüberschaubaren Bestand in den letzten Jahren zunehmend in die Kritik geraten. Veröffentlichungen, die analytisch weit hinter dem tatsächlichen Forschungsstand zurücklagen, nichtsdestoweniger aber durch Zitate aus bisher unzugänglichen Quellen als neue Erkenntnisse verkauft wurden, haben dazu sicherlich am meisten beigetragen.

Der Band „DDR-Geschichte in Dokumenten, Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse", herausgegeben von Matthias Judt, erschienen 1997 bei Christoph Links, unterliegt dieser Illusion, daß Unveröffentlichtes gleichzeitig Neues bedeuten müsse, zweifellos nicht. Sein Anliegen ist es auch nicht, um jeden Preis bisher Unveröffentlichtes zu präsentieren, sondern dem interessierten Leser einschlägige offizielle und inoffizielle Dokumente, teils gekürzt, vorzustellen. 471 Dokumente sind versammelt, geordnet in acht Kapiteln, die zentrale Aspekte der vierzig Jahre „Sozialismus in einem halben Land" vorstellen: „Die Herrschaftsmechanismen der SED-Diktatur" (Ralph Jessen), den „Aufstieg und Niedergang der ‚Trabi-Wirtschaft'" (Matthias Judt), die „Gesellschaft der DDR" (Astrid Segert / Irene Zierke), „Bildung und Wissenschaft" (Peter Th. Walther), „Kultur und Medien" (Andreas Trampe), „Kirchenpolitik" (Ehrhart Neubert), die „Garanten innerer und äußerer Sicherheit" (Helmut Müller-Enbergs) sowie die „Deutschland- und Außenpolitik" (Matthias Judt). Eingeleitet wird jedes Kapitel durch die für den Abschnitt Verantwortlichen sowie der Band selbst durch eine kurze Einführung des Herausgebers.

Der Band zeigt – und muß dies im übrigen auch – Mut zur Lücke. Selbstverständlich können auf 638 Seiten kaum alle zentralen Dokumente gezeigt werden. Kern des Vorhabens ist ein „multiperspektivischer Zugang zu Ereignissen und Prozessen": Man präsentiert Herrschaftsdokumente aus unterschiedlichen Hierarchieebenen und unterschiedlichem Vertraulichkeitsgrad auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene. Dieser offiziellen Ebene wurden private Dokumente gegenübergestellt, zum Beispiel Briefe und Eingaben. Dies ist in der Regel gut gelungen, obwohl die Einzelkapitel sich darin teilweise erheblich unterscheiden. Im Kapitel „Gesellschaft der DDR: Klassen – Schichten – Kollektive" hat man sich zum Beispiel für die „informelle Ebene" auch auf die Oral history gestützt; unter anderem auf Interviews mit Umsiedlern aus Polen oder Übersiedlern in die Bundesrepublik. Bei anderen Kapiteln fällt diese „inoffizielle Ebene" wesentlich schmaler aus. Dies ist um so bedauerlicher, als gerade die Perzeption offizieller Politik, die sich zum Teil erheblich von der amtlich gewünschten Richtung unterschied, wesentliche Erklärungen sowohl für die erstaunliche Stabilität über vierzig Jahre als auch für den schnellen Untergang der DDR 1989 geben könnte, aber auch für die in den neunziger Jahren teilweise markanten Nostalgiegefühle gegenüber der im Rückblick verklärten Diktatur. Insgesamt präsentiert sich der Band jedoch als gelungene Sammlung.

Bernd Stöver

WEBER, Joseph: **„Dinge der Zeit". Kritische Beiträge zu Kultur und Politik.** Mit einem Vorwort von Michael SCHNEIDER (= Edition Philosophie und Sozialwissenschaften, Bd. 31). – Hamburg und Berlin: Argument-Verlag 1995. 320 S.

Auf Veranlassung des Freundeskreises der Zeitschrift „Dinge der Zeit" ist diese Sammlung wichtiger Schriften Joseph Webers, die zwischen 1947 und 1961 in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, entstanden.

Nur wenige werden die Person Joseph Weber, die Zeitschrift „Dinge der Zeit" und ihre Schwesterzeitschrift „Contemporary Issues" sowie die hier von unabhängigen Linken entwickelten interessanten Gedanken, die von der Erfahrung der Niederlage der Arbeiterbewegungen gegen den Nationalsozialismus bzw. den europäischen Faschismus ihren Ausgang nahmen, kennen.

Joseph Weber wurde zunächst in Auseinandersetzung mit der verfehlten Politik der Kommunisten gegenüber dem aufsteigenden Nationalsozialismus eine zentrale Person der kleinen trotzkistischen Strömung in Deutschland. Unter dem Decknamen Johre war er im Pariser Exil einer der Führer der „Internationalen Kommunisten Deutschlands" (IKD), der späteren deutschen Sektion der IV. Internationale. Auch in der trotzkistischen Bewegung fiel Weber durch kritische Gedanken auf. Schon früh bemühte er sich, die Isolation der Linken nach deren Niederlage gegen den Nationalsozialismus zu überwinden, und um eine Öffnung zu anderen Schichten. Mit der Zeit sah Weber in der Niederlage gegen den Nationalsozialismus einen historischen Rückschritt in der Menschheitsgeschichte und erkannte in der Sowjetunion immer weniger ein bei aller Kritik doch prinzipiell begrüßenswertes Zukunftsmodell. Als mit dem Zweiten Weltkrieg viele Exilanten erneut fliehen mußten, gelangte Weber von Marseille nach New York. Weber vertrat hier nun eine völlige Neuorientierung. In New York entwickelt Weber seine „Drei Thesen" („Die nationale Frage – Drei Thesen der Genossen der IKD" vom Oktober 1941). Weber prognostizierte nach dem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland eine nationale Welle in den befreiten Gebieten und wenig Chancen für eine sozialistische Revolution und sah in der Sowjetunion keine zukunftsweisende Kraft mehr. Weber trennte sich schließlich in einem längeren Prozeß mit dem größeren Teil der intellektuellen ersten Generation deutscher Trotzkisten von der Bewegung, wie auch aus anderen Gruppierungen der Arbeiterbewegung und der politischen Linken eine Reihe von Aktivisten nicht mehr in die Organisationsarbeit zurückkehren mochte oder konnte.[1] Für die Gruppe um Weber waren die Kommunisten und die Sozialdemokraten nicht mehr die Kräfte, mit denen eine Durchsetzung einer sozialistischen Gesellschaft erreicht werden konnte, die Arbeiterschaft erschien ihnen nicht mehr als das revolutionäre Subjekt, „inhaltliche Demokratie" sahen sie als Aufgabe der ganzen Menschheit an.

Ab Juni 1947 erschienen in New York und London, wo entsprechende von Weber inspirierte Gruppen bestanden, „Dinge der Zeit" und „Contemporary Issues", getragen von einem Herausgeber- bzw. Freundeskreis, der überwiegend aus ehemaligen IKD-Mitglieder bestand. Weber, dessen zum Teil weit vorausschauende Gedanken auch nach seinem Tod zentral für die Zeitschrift blieben, veröffentlichte hier unter den Namen Ernest Zander, Erik Erikson und Wilhelm Lunen seine Zeitanalysen, die je nach Pseudonym die Gegenstände politisch, literarisch oder satirisch angingen. Weber kehrte schließlich nach Deutschland zurück. Hier starb er im Juli 1959. Nach dem Tod vieler Mitglieder des Herausgeber- und Freundeskreises der Zeitschrift erschien nach letzten Informationen im Jahr 1997 die letzte Ausgabe von „Dinge der Zeit", nachdem die englischsprachige Schwesterzeitschrift nun schon seit einigen Jahren nicht mehr veröffentlicht wird.

In seinen Publikationen in der Zeitschrift, deren wichtigste der Sammelband wohl vereint,[2] vertrat Weber eine eigenständige Position jenseits von Stalinismus und modernisierter Rekonstruktion kapitalistischer Gesellschaften. Zum Verständnis der von Weber nach 1945 entwickelten Position hätte es dem Sammelband von Schriften Webers neben dem interpretierenden Vorwort von Michael Schneider und der vor allem biographischen Skizze Webers vom Freundeskreis der Zeitschrift „Dinge der Zeit" allerdings gutgetan, wenige zentrale ältere Texte wie z. B. die „Drei Thesen" in die Sammlung aufzunehmen.

Auch jenseits der oft gleichsetzenden, scharfen Kritik an Faschismus und Stalinismus nahm Weber gegenüber den Gegnern des nationalsozialistischen Deutschland eine äußerst kritische Position ein und analysierte nüchtern deren über einen Sieg gegen den Nationalsozialismus hinausgehende (imperialistische) Zielsetzungen („Zum Thema Deutschland und die Weltentwicklung" von 1947, S. 29–46).

In „Dinge der Zeit" faßte Weber seine politischen Vorstellungen nach der Trennung vom Trotzkismus erst 1950 unter dem Titel „Die Große

Utopie" (Untertitel: „Umrisse für Organisation und Tätigkeit einer demokratischen Bewegung") zusammen (S. 109–130). Hier wird die klassische Arbeiterbewegung für gescheitert erklärt und für eine klassenübergreifende Veränderung plädiert. Eine politische Bewegung, die eine „inhaltliche Demokratie" durchsetzen soll, muß nach Webers Ansicht basisdemokratisch sein und sich einer Institutionalisierung verweigern. Hier wie in seinen weiteren Aussagen zur Auseinandersetzung mit der rekonstruierten kapitalistischen Gesellschaft erweist sich Weber als „libertärer Sozialist",[3] auch wenn diese Kennzeichnung der Vielschichtigkeit seiner Vorstellungen nur begrenzt gerecht wird.

In seinem über die Nachkriegsjahre hinausweisenden und erst zwei Jahre nach seinem Tod erschienenen Text „Die innere Grenze des Kapitalismus" (S. 284–319), in dem er den Kapitalismus mit der Entwicklung eines menschlichen Körpers vergleicht und eine historisch-materialistische Analyse der Entwicklung des Kapitalismus liefert, analysiert Weber ökologische Grenzen und sich aus der destruktiven Dynamik der herrschenden Produktionsweise ergebende Begrenzungen der weltweiten Expansion des Kapitalismus.

Wie Michael Schneider auch in seinem Vorwort bemerkt, sind die Texte Webers zu Kunst und Literatur überwiegend recht bösartige Rundumschläge gegen die literarische und künstlerische Moderne, die aus den Vorurteilen der Arbeiterbewegung und den Zeitumständen vielleicht etwas verständlich werden. Hier wie in den übrigen Texten finden sich allzuoft zu einfache Totalitarismusvorstellungen und undifferenzierte Gleichsetzungen von Faschismus und Stalinismus oder auch überzogene Kritik an den Interpretationen des Instituts für Sozialforschung (z. B. „Der Ring des Nibelungen", S. 57–104).

Trotz solcher notwendigen Kritik an den immerhin meist vor über vierzig Jahren erschienen Texten dürften jenseits des rein historischen Interesses einige der unabhängigen Gedanken Webers für die Auseinandersetzung mit Geschichte und Perspektiven der politischen Linken von Interesse sein. Insofern ist dem Vorwort des Bandes bei der Forderung, den Denker Joseph Weber nicht völlig in Vergessenheit geraten zu lassen, durchaus zuzustimmen.

1 Vgl. Robert J. Alexander, International Trotskyism 1929–1985. A documented analysis of the movement, Durham und London 1991, S. 427 ff. – Zur Abkehr vieler Trotzkisten der ersten Generation von der IV. Internationale vgl. auch Stefan Goch, Westdeutsche Trotzkisten im Widerstand gegen den Nationalsozialismus und im Exil, in: IWK, 32. Jg. (1996), H. 2, S. 143–171, hier bes. S. 170 f.

2 Posthum erschien separat die 1955 (im Original in Englisch) verfaßte Schrift: Joseph Weber, Die Krise des sozialen Bewußtseins unserer Zeit, 1975, 2. Aufl., Grafenau 1995.

3 Interview Peter Einarssens mit Murray Bookchien, Okt. 1984, in: Schwarzer Faden, Nr. 26, 1987, S. 37–41.

Stefan Goch

SPIEGEL, Hermes: **Gramsci und Althusser. Eine Kritik der Althusserschen Rezeption von Gramscis Philosophie** (= Argument-Sonderbde., N. F., Bd. 248). – Berlin und Hamburg: Argument-Verlag 1997. 158 S.

Spiegel legt die überarbeitete Fassung einer 1983 erschienenen Arbeit vor. Er beschäftigt sich darin mit dem Vorwurf Louis Althussers, daß Antonio Gramscis Historismusbegriff auf den Relativismus Diltheys zurückzuführen und sein Geschichtsverständnis empirisch und damit theorie- und wissenschaftsfeindlich sei. Es ist bekannt, daß Althusser einen ähnlichen Vorwurf gegen Hegel und auch gegen Marx erhob.

Der Verfasser arbeitet heraus, daß Gramsci den Historismusbegriff von dem Neuhegelianer Benedetto Croce übernommen hatte, bei dem er tatsächlich Bindungen an Dilthey aufweist. Gramsci gab dem Begriff jedoch einen neuen, dem idealistischen Relativismus entgegengesetzten Sinn, der bereits in den Jugendschriften nachweisbar ist. „Die experimentelle und positive Methode, als emotionsfreie und unparteiische wissenschaftliche Forschungsmethode", schreibt er, „eignet auch dem Historischen Materialismus, sie ist von diesem jedoch unabhängig. Es war Galileo Galilei, der als erster dieser Methode, die für die Wissenschaft typisch ist, eine logische, systematische Grundlage lieferte. Der Historische Materialismus hat bewiesen, daß die Geschichtsforschung sich auch und vor allem mit den ökonomischen Tatsachen systematisch zu befassen hat, ohne deren Kenntnis die Geschichte nur Oberfläche ohne Konsistenz ist" (S. 141).

Schon für den jungen Gramsci waren jene „objektiven Bedingungen, die aufgrund ihrer mechanischen Natur nahezu mathematisch meßbar sind", keine ontologische Fragestellung; er verknüpfte sie organisch mit der „Bewußtheit der Menschen",

die sich wandelt, wenn sich diese „objektiven Bedingungen" wandeln; „die gesellschaftliche Gestalt verändert sich, die traditionellen Institutionen verarmen, entsprechen ihrer Aufgabe nicht mehr, werden schwerfällig und schädlich. Wenn die Intelligenz sich unfähig erwies, im Werden der Geschichte einen Rhythmus, einen Prozeß festzustellen, so wäre das Leben der Zivilisation unmöglich" (S. 140). Ähnliche, dem uferlosen historischen Relativismus entgegenstehende Textstellen, die auch die methodische Trennung von Geschichte und Geschichtswissenschaft bei Gramsci beweisen, finden sich auch in den späteren „Gefängnisheften". Mit ihrer systematischen Darstellung wirkt Spiegel der weitverbreiteten Auffassung von den idealistischen Tendenzen Gramscis im Gefolge Croces entgegen.

Der Band enthält eine über die Gramsci-Rezeption Althussers hinausgehende Kritik des letzteren. Der Autor weist nach, daß kurioserweise Althussers Philosophie einem bei Dilthey angelegten Strukturalismus und in letzter Konsequenz Heideggers Daseinsphilosophie nahekommt. „Althussers als Produktion bezeichnete Erkenntnistätigkeit ist ein ausschließlich in der Theorie sich abspielender Prozeß, sie hat nichts mit ‚sujets concrets' zu tun, ‚la matière première d'une science existe toujours sous la forme de la généralité donnée'" (S. 141). Für Althusser sind die ökonomische, die politische, die ideologische, die technische und die wissenschaftliche (oder theoretische) Praxis voneinander getrennte Sphären. So gelangt er zu einer „Ontologie, bei der wie bei Dilthey (man denke an den ‚Satz der Phänomenalität') die objektive Komponente des Realen auf das Niveau eines Bewußtseinsproduktes herabfällt" (S. 111). Außerdem werden weite Gebiete „der geschichtlichen Welt zum Betätigungsfeld von Praxis-Typen [...], die, von jeglichem Anspruch auf theoretische Allgemeingültigkeit befreit, was ihre Struktur und Verfahrensweise anlangt, nichts gemeinsam haben". Die auf dieser Basis suggerierte „Autonomie der Wissenschaft steigere keineswegs das Gewicht der Theorie im Bereich der Geschichtsforschung" – wie Althusser selbst zuweilen selbstkritisch ahnte –, sondern impliziere eher „rigorosen Verzicht der Wissenschaft auf eine theoretische Erfassung geschichtlicher Probleme" (S. 138–139).

Sabine Kebir

PLENER, Ulla: **Helmut Schinkel. Zwischen Vogelers Barkenhoff und Stalins Lager. Biographie eines Reformpädagogen (1902–1946)** (= Reihe: Biographien europäischer Antifaschisten, Bd. 1). – Berlin: Trafo-Verlag Weist 1996. 270 S.

Die vorwiegend als Dokumentation gestaltete Arbeit von Ulla Plener, die selbst in den dreißiger und vierziger Jahren mit ihren Großeltern in der UdSSR gelebt hat, ist ein weiterer Beitrag zur biographisch-historischen Aufarbeitung des Lebensweges derjenigen deutschen Emigranten in der Sowjetunion, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre dem stalinistischen Massenterror zum Opfer fielen. Gleichzeitig ist sie der erste Band der Publikationsreihe „Biographien europäischer Antifaschisten". Die von der Autorin ausgewerteten Quellen befinden sich hauptsächlich in den ehemaligen zentralen Parteiarchiven der SED und der KPdSU, in privaten Sammlungen und im Archiv des KGB in Moskau. Jedem der vier Kapitel der biographischen Darstellung, die etwas mehr als ein Fünftel der Publikation einnimmt, folgt unmittelbar ein umfangreicher Dokumententeil. Insgesamt werden hier 66 Dokumente vorgestellt, die entweder aus der Feder von Helmut Schinkel selbst stammen oder seinen Lebensweg illustrieren. Im Anhang des Bandes sind weitere Quellen „zum Zeitgeschehen" abgedruckt. Besonders interessant – da relativ unbekannt – erscheinen dem Rezensenten diejenigen Überlieferungen, die die Tätigkeit der kommunistischen Kinderbewegung in Deutschland, der Kommunistischen Jugendinternationalen (KJI) und den Liedermacher Schinkel beleuchten. Ergänzt werden Text und Dokumente durch viele Photos, Abbildungen, Zeichnungen und Faksimiles.

Die erste Hälfte des Buches ist den Jugendjahren von Schinkel, seiner Lehrertätigkeit, seinem Wirken im Kinderheim der Roten Hilfe in Worpswede, seinen Bemühungen um die Freizeit- und Feriengestaltung für Arbeiterkinder und seinen vielfältigen Aktivitäten im Jung-Spartakus-Bund (JSB) gewidmet. Hier wird auch seine politische Entwicklung vom Wandervogel zum Mitglied der KPD beschrieben. Ausdrücklich betont Plener, daß Schinkel „kein Thälmann-Mann" (S. 76) war und bei den Cliquen- bzw. Fraktionskämpfen in der Partei und den politischen Auseinandersetzungen mit den Sozialdemokraten keine radikalsektiererischen Positionen einnahm. Einige Sachverhalte hätten jedoch einer weiteren Erläuterung bedurft. So bleibt z. B. unklar, wann sich Schinkel, der bis dahin nur im Sommer 1927 für kurze Zeit

in der UdSSR weilte, sich derartig perfekte Sprachkenntnisse angeeignet hatte, die ihm erlaubten, die Texte sowjetischer Pionierlieder aus dem Russischen ins Deutsche zu übersetzen. Im April 1929 wird Schinkel von der KPD zur Mitarbeit im Internationalen Kinderbüro (IKB) beim Exekutivkomitee der Kommunistischen Jugendinternationale (EKKJI) nach Moskau kommandiert. Zu seinen Hauptaufgaben gehört die Vorbereitung des 2. Internationalen Kindertreffens, das im Juli 1930 in Berlin stattfand. Im September/Oktober dieses Jahres erfolgt ein Austausch der Führungsriege des IKB. Damit endet auch die anderthalbjährige Karriere Schinkels als hauptamtlicher Funktionär. Die Gründe für seinen Verbleib im „Vaterland aller Werktätigen" werden von Plener nicht thematisiert. Für ein Jahr arbeitet Schinkel in der von Rußlanddeutschen besiedelten Gemeinde Wannowka im heutigen Gebiet Krasnodar als Schulleiter und einziger Lehrer. Dort erfolgt auf Empfehlung der deutschen Vertretung beim Exekutivkomitee der Komintern (EKKI) seine Übernahme in die KPdSU (B). Nach seiner Rückkehr nach Moskau im September 1931 – wieder erfährt der Leser nicht, was ihn zu diesem Schritt veranlaßte – studiert bzw. arbeitet er in der Akademie für kommunistische Erziehung „N. K. Krupskaja" und im Allunions-Forschungsinstitut für Spielzeugbau in Sagorsk, bis er schließlich im August 1932 als Direktor der Karl-Liebknecht-Schule in Moskau eingesetzt wird. Auch hier bleibt er seinem reformpädagogischen Ansatz (nicht kommandieren, Selbsttätigkeit und -entwicklung der Schüler usw.) treu. Den im Text nicht erwähnten Entscheidungsträgern waren Schinkels untypische Auffassungen von Bildung und Erziehung und sein Arbeitsstil offensichtlich ein Dorn im Auge. Im September 1934 wird er abrupt von seinem Direktorenposten abgelöst. Danach studiert Schinkel auf eigenen Wunsch bis April 1936 an der Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens (KUNMW). Die Benutzung eines Decknamens an der KUNMW hatte nicht das Ziel, wie Plener schreibt, „die eigene Persönlichkeit [der Kursanten] ganz zurück[zu]stellen" (S. 195), sie diente in erster Linie konspirativen Zwecken und sollte die Schnüffeltätigkeit der Gestapo erschweren. Nach dem Studium wirkte Schinkel im Dorf Hußenbach in der Republik der Wolgadeutschen erneut als Lehrer. Dort wird er unter dem Vorwurf, Mitglied einer „konterrevolutionäre[n] faschistische[n] Gruppe" (S. 199) zu sein, verhaftet und am 10. Januar 1938 auf außergerichtlichem Wege durch eine Sonderberatung des NKWD zu acht Jahren Zwangsarbeitslager verurteilt. Diesen Zeitabschnitt aus dem Leben Schinkels konnte Plener durch die Einsichtnahme in die Untersuchungs- und Strafakte im Archiv des KGB rekonstruieren. Erst Ende 1944 kommt ein schriftlicher Kontakt mit seinen nach dem 22. Juni 1941 als Deutsche aus Moskau nach Kasachstan deportierten Familienangehörigen zustande (Plener behauptet fälschlicherweise, daß eine Evakuierung stattfand, S. 202). Seine wenigen kurzen Briefe an Frau und Tochter sind im Dokumententeil des Buches abgedruckt. Geschwächt und krank stirbt Helmut Schinkel am 21. Mai 1946 in einem Lager in der ASSR der Komi.

In der Publikation ergeben sich durch die Kombination von Text und Dokumenten eine Reihe von Wiederholungen. Da oftmals die wichtigsten Informationen im Essayteil verarbeitet wurden, hätte man auf die Wiedergabe einiger Quellen verzichten können. Das gleiche gilt auch für Schriftstücke, die nur zur Illustrierung dienen, wie z. B. der Auszug aus M. Lermontovs Erzählung „Der Dämon". Andererseits berücksichtigte Plener nicht alle relevanten Fakten aus den Archivalien. So wird die Tatsache, daß Schinkel bei dem Sekretär des ZK der KPdSU (B) Andrej A. Shdanow Hauslehrer war, in der biographischen Skizze nicht erwähnt und demzufolge auch nicht problematisiert. Unverständlich ist dem Rezensenten, warum Plener die Kaderakte von Schinkel im Kominternarchiv nicht gründlicher ausgewertet und daraus nicht weitere Schriftstücke (Lebensläufe, Ergebnisse der Parteiüberprüfung 1936 usw.) für die Veröffentlichung erschlossen hat. Nebenbei bemerkt ist die Kaderakte die einzige der benutzten Archivalien, bei der die Nummer der Akte unterschlagen wird. Gemessen an den modernen Publikationsstandards ist es schließlich völlig inakzeptabel, daß der vorliegende Band weder ein Abkürzungsverzeichnis noch ein Personenregister enthält.

Peter Erler

Gestaltungsoptionen in modernen Gesellschaften. Festschrift für Jürgen Zerche zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner SCHÖNIG und Ingrid SCHMALE. – Regensburg: Transfer Verlag 1998. 460 S.

Als im frühen 20. Jahrhundert die „Cambridge New Modern History" den sozialen Fortschritt im 19. Jahrhundert analysierte, wurden zwei Hauptgründe für die verbesserte Lage der englischen

Bevölkerung identifiziert: erstens der „Gemeindesozialismus" (gemeint waren lokale gemeinnützige Einrichtungen und Dienstleistungen) und zweitens die in der Genossenschaftsbewegung institutionalisierte gegenseitige Selbsthilfe. Im ausgehenden 20. Jahrhundert mögen diese beiden Strömungen der Sozialreform immer noch aktuell sein, denn etwas Ähnliches wollen die Herausgeber dieses Bandes wieder erfinden: eine Parallelität von Sozialpolitik und Genossenschaftswesen zur Bewältigung des derzeitigen sozialen Wandels.

Ob viele Gestaltungsoptionen noch in modernen Gesellschaften bestehen, mag von manchem bezweifelt werden. Die Herausgeber meinen dagegen, daß – sogar unter dem Druck der Globalisierung – die Menschen ihre Zukunft immer noch selbst mitgestalten können. Um dieses Thema sind 23 Aufsätze von 28 Autoren gesammelt. Der Band besteht aus zwei Teilen: 243 Seiten und dreizehn Aufsätze sind der Sozialpolitik gewidmet, 173 Seiten mit zehn Aufsätzen den Genossenschaften. Die Beiträge sind in Umfang und Qualität sehr unterschiedlich: von fünf bis 37 Seiten, in einigen Fällen abstrakt-theoretisch und in anderen stark empirisch, hauptsächlich aber gegenwarts- oder zukunftsorientiert, jedoch sind auch einige historische dabei.

Der sozialpolitische Teil des Buches besteht aus einer bunten Mischung von prinzipiellem Argument, Datenanalyse und pragmatischen Reformvorschlägen. Viele Leser werden dem Appell Heinz Lamperts zustimmen, mehr soziale Dimensionen in die Wirtschaftsdiskussion einzuführen, statt wie gewöhnlich nur Wirtschaftsperspektiven bei sozialpolitischen Debatten anzuwenden. Einige werden der schönen Polemik Friedhelm Hengsbachs gegen den Gebrauch des Konzeptes der Globalisierung applaudieren. Andere werden die grundlegende Statistik Richard Hausers und Irene Beckers zur Einkommensverteilung in Deutschland 1962 bis 1995 besonders würdigen, die zeigt – hier keine Überraschung –, daß Ungleichheit immer stärker in den vergangenen Jahrzehnten in den Einkommen Ausdruck gefunden hat. Allerdings sind die ersten Aufsätze eher defensiv, indem man versucht, dem Neoliberalismus Widerstand entgegenzusetzen, um für eine unabhängige Sozialpolitik den notwendigen Manövrierraum zu schaffen.

Andere Autoren beschäftigen sich mit konstruktiven Reformanstößen. Interessante allgemeine Gestaltungsoptionen kommen in den Ideen von Sozialstaatsverfassung als „offenes System" (Hans Jürgen Rösner), von kommunitarischen Gestaltungsprinzipien in sozialer Versicherung (Antonin Wagner über das schweizerische Modell) oder von größerer Familienorientierung in Gesellschaft und Politik (Max Wingen) vor. Neben diesen allgemeinen Aufsätzen sind einige Beiträge verschiedenen Aspekten der Sozialpolitik gewidmet, u. a. dem Gesundheitswesen (Anita B. Pfaff), der betrieblichen Sozialpolitik (Uschi Backes-Gellner und Kerstin Pulls), der Rentenversicherung (Eckart Bomsdorf) sowie den Staatsfinanzen (Klaus Machcheidt und Ulrike Beland). In der Regel gehen diese sektorenspezifischen Beiträge von Datenanalysen aus, um Vorschläge für Erneuerung und Umstrukturierung zu begründen. Diese kurz skizzierten Vorschläge sind kein Erdbeben: sie sind eher vorsichtig als visionär, dennoch wertvoll und in der Richtung überzeugend. Als Lesebuch für öffentliche Sozialpolitik könnte der erste Buchteil gut dienen.

Was die Gestaltungsoptionen für Genossenschaften betrifft, ist der Band weniger umfangreich und auch weniger empirisch gegründet. Während in der ersten, längeren Hälfte die Fragen relativ klar beantwortet werden, warum Sozialpolitik notwendig ist und warum sie neu überdacht werden muß, werden solche Fragen über Genossenschaften meistens gar nicht gestellt. Außer den ersten und letzten Beiträgen von Werner W. Engelhardt über Genossenschaften und den „dritten Sektor" und von Juhani Laurinkari über neue Modelle von Wohlfahrtsdienstleistungen (siehe unten) sind hier vielmehr Detailfragen versammelt, die meisten um die Bankgenossenschaftspraxis. Oswald Hahns Aufsatz über die Zukunft der kleinen Raiffeisenbank ist jedoch interessant, weil er mit seinen Bedenken gegen Fusionen die Gegensätze zwischen Genossenschaftstradition und aktuellen Marktbedingungen beziehungsweise -dogmen klar schildert. Friedrich Zunkel hat eine quellennahe Geschichte der Eingliederung genossenschaftlicher Beamtenbanken im „Dritten Reich" geschrieben, jedoch ohne enge Beziehung zu den angeblichen Themen des Bandes (haben diese Genossen ihre Zukunft mitgestaltet oder nicht?). Die Herausgeber meinen, man dürfe hier die „(verhängnisvollen) Wirkungen (falscher) Leitbilder" (S. 19) sehen; eigentlich könnte man weitergehende Schlüsse ziehen, auch über die bisher unvollständig bearbeitete Geschichte der Genossenschaftsbewegung. Außerdem werden von anderen Autoren Fragen wie das Nichtmitgliedergeschäft, Forschung und Praxis sowie das Rechnungswesen behandelt. Unter diesen ist sicher der Beitrag von Hans H. Münkner über Auswirkungen von Formen der Kapitalbeteiligung in Genossenschaften der wichtigste,

weil er die Grundfrage nach der Rolle des Kapitals im genossenschaftlichen Unternehmen untersucht. Nach Münkner besteht die Gefahr, daß die Öffnung von Genossenschaften für fremde Investitionen sie schließlich entarten könnte.

Freilich berühren die beiden Teile des Bandes einander nur wenig. Eigentlich überbrückt nur die Einführung der Herausgeber die Abteilungen Sozialpolitik und Genossenschaftswesen. Fast keiner der sozialpolitischen Beiträge erwähnt Genossenschaften oder die damit verbundenen Ideen von Gegenseitigkeit und Selbsthilfe. Nur Wagners Beitrag über Kommunitarismus in der Schweiz kommt genossenschaftlichen Ideen nahe. Unter den genossenschaftswissenschaftlichen Beiträgen ist es etwas besser. Engelhardts Aufsatz über Genossenschaften und den „dritten Sektor" zeigt deutlich, daß Genossenschaften mit Organisationen des „dritten Sektors" verwandt sind, in Deutschland aber diese Verwandtschaft bisher lieber ignoriert haben. Engelhardt zitiert Jürgen Zerche, dem das Buch gewidmet ist: Solange „die Werte der Marktwirtschaft uns noch immer fest im Griff haben", bleibt „eine Renaissance der Genossenschaften im Sinne einer ordnungs- und gesellschaftspolitischen Alternative unwahrscheinlich" (S. 293). Laurinkari schreibt über alternative soziale Dienstleistungsmechanismen, einschließlich Genossenschaften, als Alternative zu staatlicher Dienstleistung und zur Vergesellschaftung bzw. Privatisierung. Obwohl seine Ausführungen auf Entwicklungen in Finnland und Skandinavien basieren, sind sie allgemein formuliert und anwendbar. Werner Grosskopf und zwei Mitverfasser analysieren die Potentiale für Seniorengenossenschaften, bewerten also ein mögliches Engagement der Genossenschaften in der Sozialpolitik. Ernst-Bernd Blümle bringt in einer anderen Weise die zwei Bereiche einander näher, indem er argumentiert, daß Ergebnisse der Genossenschaftsforschung auch auf andere „nonprofit organizations" (NPO) Anwendung finden könnten.

Im allgemeinen zeigt der Band, wie wenig Genossenschaften und Sozialpolitik im Moment miteinander zu tun haben. Zu selten sind die Genossenschaften, die ihre marktwirtschaftlichen Ziele noch als Teil einer breiten sozialpolitischen Aufgabe verstehen; selten auch sind die Sozialpolitiker, die daran denken, Genossenschaften auch unter dem Aspekt der Sozialpolitik zu sehen bzw. gute Rahmenbedingungen für diese zu schaffen. Gerade in Deutschland scheint die Kluft zwischen Sozialpolitik und Genossenschaften besonders tief. Das wird in diesem Band erkennbar, wo Beispiele aus der Schweiz und Finnland nötig sind, um wichtige Anknüpfungspunkte zwischen Sozialpolitik und Genossenschaften zu zeigen. In der Diskussion des „dritten Sektors" ist man auf Frankreich und Italien angewiesen, wo nicht nur „économie sociale", sondern auch soziale Genossenschaften weit verbreitet sind und im Verbund mit dem Staat bedeutende Funktionen ausüben und gesellschaftliche Randgruppen integrieren. Warum nicht in Deutschland? Es scheint nicht naturgegeben, daß Sozialpolitik ausschließlich Staat, Genossenschaft ausschließlich Markt bedeuten muß: zwischen diesen Polen besteht ein breites Feld.

Die Gesellschaftsordnung ist gestaltbar, hat Zerche während über zwei Jahrzehnten an der Universität zu Köln gelehrt – so die Herausgeber. Ohne Leitbilder gibt es keinen sozialen Fortschritt, hat er betont. Die Fragen, wer die Macht hat und wer die Vorteile genießt, sind wichtig. Situationsanalysen auf empirischer Fundierung sind gefragt. Solchen Thesen Zerches sind die Herausgeber und auch, auf unterschiedliche Art, die Autoren dieses Bandes treu, und sie haben somit den Sozialpolitikern wie den Genossenschaftern zu denken gegeben.

Brett Fairbairn

FROHN, Hans-Werner: **Arbeiterbewegungskulturen in Köln 1890 bis 1933** (= Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens, Bd. 45). – Essen: Klartext-Verlag 1997. 359 S.

Bei der Arbeit von Hans-Werner Frohn handelt es sich um ein weiteres stadtgeschichtliches Werk, das durch die beiden von Gerhard A. Ritter und Jürgen Kocka 1979 herausgegebenen Bände „Arbeiterkultur" bzw. die in diesen Publikationen reflektierte Diskussion um die Arbeiter(bewegungs)kultur inspiriert ist. Während die meisten Untersuchungen sich auf eine Richtung der Arbeiterbewegung beschränken, behandelt Frohn das katholische, das sozialdemokratische und das kommunistische Lager in Köln zusammen und analysiert auch die „kulturellen Interaktionen der drei Arbeiterbewegungen". Leider zeigt sich bei der Erarbeitung der forschungsleitenden Begriffe einmal mehr, daß auch nach zwanzig Jahren Arbeiterkulturforschung eine relative Einheitlichkeit des Vorgehens nicht erreicht ist – Frohn ist dies nicht vorzuwerfen, er operationalisiert seine Fragestellung in Anlehnung an das begriffliche Raster Pierre

Bourdieus unter Aufgreifen des bei der Erforschung des Katholizismus entwickelten Milieubegriffs äußerst geschickt. Allerdings trifft Frohn bei seinem Forschungsdesign gleich die wichtige Entscheidung, Arbeits- und Privatsphäre der Arbeiterschaft nicht näher zu behandeln und die Untersuchung der drei Arbeiterbewegungskulturen an den Manifestationen der jeweiligen Arbeiterkulturorganisationen vorzunehmen. Damit muß eine (zweifellos vorhandene) innere Differenzierung der drei Arbeiterbewegungskulturen und eine soziale Differenzierung zwischen den Arbeiterbewegungskulturen natürlich relativ unberücksichtigt bleiben.

Entsprechend den erkenntnisleitenden Überlegungen beruht die Arbeit auf umfangreichen Archivrecherchen und einer beeindruckenden Auswertung der verschiedenen für den Untersuchungsraum und die Untersuchungszeit erschienen Zeitungen, in denen über die Aktivitäten der Arbeiterkulturorganisationen berichtet wird.

Nach einer kurzen Darstellung der Determinanten der vor allem kulturellen Entwicklung Kölns referiert Frohn kurz die Entwicklung der ersten beiden „Säulen" der drei Arbeiterbewegungen – der Parteien und der Gewerkschaften – sowie die zeitgenössischen Kulturvorstellungen. Die Untersuchung der Arbeiterbewegungskulturen konzentriert sich schließlich auf die „dritte" Säule – die Arbeiterkulturverbände. Hier werden dann alle Organisationen, die das Leben der Arbeiterschaft „von der Wiege bis zur Bahre" begleiten wollten, behandelt. Der Autor zeigt die Dichte der organisierten Arbeiterbewegungskultur auf (Bildungswesen, Frauenbewegung, Jugendbewegung, Kinderorganisationen, Theaterwesen, Gesangsvereinswesen, Sportorganisationen, Selbsthilfebemühungen, Weltanschauungsverbände, paramilitärische Formationen sowie die Fest- und Feierkultur) und schätzt sie jeweils sicher ein. Von besonderem Interesse und innovativ ist die für jeden Teilbereich der Arbeiterbewegungskulturen erfolgende Analyse der gegenseitigen Beeinflussung, Durchdringung und Interaktion.

Nach der recht knappen und im Verhältnis zur genauen Analyse von Wertvorstellungen und Verhaltensweise der drei Arbeiterbewegungskulturen teilweise wenig differenzierten Darstellung des Versagens im Kampf gegen den Nationalsozialismus folgt im letzten Kapitel eine Analyse des Verhältnisses der Arbeiterbewegungskulturen zu den verschiedenen bürgerlichen Teilkulturen und zur aufkommenden Massenfreizeitkultur, die gleichzeitig wesentliche Ergebnisse der Studie zusammenfaßt. Zu Recht weist Frohn die Verbürgerlichungsthese zurück, weil diese die Übernahme kultureller Formen aus den bürgerlichen Teilkulturen überbetont und die in diesen herkömmlichen Formen transportierten alternativen Wertvorstellungen vernachlässigt. Gleichzeitig wird verdeutlicht, daß die Arbeiterbewegungskulturen mit verschiedenen bürgerlichen Teilkulturen wie mit unterschiedlichen Elementen der dominanten „Nationalkultur" und auch der aufkommenden Massenfreizeitkultur verbunden waren und jeweils auch mit bestimmten Teilgruppen außerhalb der Arbeiterbewegung kooperierten.

Eindeutig identifiziert Frohn die Zeit der Weimarer Republik als Höhepunkt der Arbeiterbewegungskulturen, denen im Sinne der Überlegungen von Peter Lösche und Franz Walter mit der Ausbreitung der Populärkultur gleichzeitig ihre Grenzen aufgezeigt wurden. Hier kommt Frohn am Beispiel Köln zu klaren Schlußfolgerungen über die konkrete Größe der organisierten „Solidargemeinschaften" der drei Arbeiterbewegungen. Obwohl bei Wahlen während der Weimarer Republik meist nur an dritter Stelle, bildete die Sozialdemokratie die Arbeiterbewegungskultur mit der größten Kohärenz, während es den Kommunisten nur begrenzt gelang, ein stabiles Lager aufzubauen, und die katholische Arbeiterbewegungskultur unter den Bedingungen der Republik deutliche Zerfallserscheinungen und ein Nachlassen der Wirkungsmächtigkeit der katholischen Sozialmoral zeigte, die mit Säkularisierungstendenzen schon während des Kaiserreiches begonnen hatten.

Frohn gelingt so insgesamt am Kölner Beispiel der Nachweis, daß sich bis zum Ersten Weltkrieg zwei und dann nach der Mitte der 1920er Jahre neben der dominanten Kultur und der entstehenden Populärkultur drei nicht nur ideologisch voneinander scharf getrennte Arbeiterbewegungskulturen herausbildeten, die in ihren Manifestationen jeweils spezifische Werthaltungen, eigene Deutungen und besondere Verhaltensweisen zum Ausdruck brachten, auch wenn sich ihre Aktionen in den Formen manchmal ähnlich waren.

Stefan Goch

STILLER, Eike: **Jugend im Arbeitersport. Lebenswelten im Spannungsfeld von Verbandskultur und Sozialmilieu von 1893 bis 1933** (= Arbeiterkultur und Arbeiterbewegung, Bd. 26). – Münster: Lit-Verlag, 2. Aufl., 1995. 499 S.*

Die vorliegende Arbeit von Eike Stiller über die Jugend- und Kinderverbandsarbeit im Arbeiter-Turner-Bund/Arbeiter-Turn- und Sportbund (ATB/ATSB) wurde im Jahre 1991 von der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum als Dissertation angenommen und im selben Jahr unter dem Titel: „Jugend im Arbeitersport. Lebenswelten im Spannungsfeld von Verbandskultur und Sozialmilieu von 1893 bis 1933" publiziert.[1] Die hier besprochene 2. Auflage zeichnet sich durch eine lesbarere Gestaltung der Grafiken und Statistiken, durch die Aufnahme neuester Literatur in das bereits recht umfassende Literaturverzeichnis, durch die Ergänzung neuer Bilder und Materialien sowie neuer Informationen zur Rotsportbewegung aus.

Obwohl auch Stiller eine regionalgeschichtliche Perspektive wählt (Untersuchungsgebiet ist der 6. Kreis [Rheinland-Westfalen] des ATB/ATSB, den der Buchtitel leider nicht mehr mit ausweist), liegt der thematische Schwerpunkt seiner Analyse auf einem wichtigen, bisher kaum bearbeiteten Gebiet der deutschen Arbeitersportbewegung: der Jugend- und Kinderverbandsarbeit des größten Arbeiter-Turn- und Sportverbandes in der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege (ZK), des ATSB. Dabei werden die regionalen und überregionalen Entwicklungen der Rotsportbewegung ab 1928 mit in die Betrachtungen einbezogen (S. 374–417). Ergänzt werden die Darlegungen durch eine differenzierte Betrachtung der ATB/ATSB-Festkultur (S. 101–116, S. 128–131 und S. 338–369), die über den eigentlichen Untersuchungsrahmen der ATB/ATSB-Jugend- und Kinderverbandsarbeit deutlich hinausreicht und als weiteres Realisationsfeld verbandsideologischer Zielvorstellungen verstanden wird.

Stiller operiert mit einem Ansatz, der neben einer kultursoziologischen Dimension (Antonio Gramsci) auch erziehungstheoretische Erkenntnisinteressen (u. a. Max Adler, Paul Franken, Otto Felix Kanitz, Otto Rühle) einbezieht. Dieser Ansatz führt zu interessanten Ergebnissen und weiterführenden Fragestellungen. – Die Studie von Stiller fußt auf einem breiten Quellen- und Literaturstudium, das auch eine Vielzahl von Examens- und Diplomarbeiten umfaßt (S. 441–491). Stiller stützt sich dabei vor allem auf die detaillierte Auswertung der verschiedensten regionalen und überregionalen Zeitungen und Zeitschriften des Arbeitersports sowie auf die Analyse archivalischer Quellen aus diversen Staats- und Stadtarchiven. Ergänzt werden diese Materialien durch die Aussagen von elf Zeitzeugen. Besonders zu erwähnen ist, daß die ATSB-Verbandszeitschrift des 6. Kreises „Volkssport" durch Stiller erstmals umfassend ausgewertet wurde.

Die Arbeit gliedert sich in vier Analysekapitel, entsprechend den allgemein üblichen historischen Perioden (1893–1914, 1914–1918, 1919–1928, 1929 bis 1933), wobei die Teile 1 (S. 13–116) und 3 (S. 132 bis 369) die zentralen Untersuchungsabschnitte darstellen (S. 7). Diese beiden Hauptteile weisen jeweils eine identische Kapitelstruktur auf und ermöglichen so ein schnelles Orientieren hinsichtlich der untersuchten Themenschwerpunkte. Es finden sich jeweils Ausführungen zu den organisatorischen Entwicklungen und Veränderungen des ATB/ATSB auf Bundesebene sowie auf der Ebene des 6. Kreises; es werden die innerverbandlich-organisatorischen wie ideologischen Auseinandersetzungen im ATB/ATSB untersucht (z. B. Auseinandersetzungen mit dem „wilden Vereinswesen", S. 29–37 und S. 161–164; oder die Integration der Arbeiterwassersportbewegung, S. 156–160), ferner die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen im Freizeit- und Sportbereich und ihre Rückwirkungen auf das proletarische Sport- und Freizeitverhalten. Daran schließen sich jeweils Ausführungen über die Kultur- und Erziehungskonzepte des ATB/ATSB an. Den Abschluß bilden jeweils die Analysen der Realisationsfelder (Jugend- und Kinderverbandsarbeit/sozialistische Festkultur) der verbandsideologischen Ansätze des ATB/ATSB.

Stiller erkennt den Entwicklungshöhepunkt der Arbeitersportbewegung in der Weimarer Zeit und belegt dies nicht nur mit statistischen Hinweisen (Mitgliederentwicklung, Vereinsentwicklung), sondern vor allem mit Verweisen auf die sich erst in diesen Jahren herausbildende kultursozialistische Verbandsideologie des ATSB (S. 175), die geprägt sei durch eine sozialistische Sport- und Erziehungstheorie (S. 174–210) sowie die Ausbildung eines sozialistischen Jugendmythos (S. 210–215). Besonders relevant erscheinen die häufig in der Arbeit anzutreffenden Hinweise, wonach sich auch der ATSB trotz aller ideologischer und organisatorischer Disziplinierungs- und Formierungsansprüche den wesentlichen Strukturmerkmalen der modernen Industriegesellschaft, d. h. hier vor allem der milieuübergreifend wirksamen Pluralisierung der Lebens- und Freizeitstile an der Vereinsbasis,

auf Dauer nicht entziehen konnte (S. 216–217). Damit verneint Stiller die Frage nach einer möglichen „Fähigkeit zur kulturellen Hegemonie" (S. 437) der Arbeitersportbewegung. Gleichzeitig liefert er gerade verschiedene Indizien, die belegen, daß sich das Freizeitverhalten in den ATSB-Vereinen oftmals als recht resistent gegenüber vielen Formierungsversuchen des Verbandes erwies (z. B. hinsichtlich des selbstorganisierten Freizeitverhaltens von ATSB-Jugendlichen).

Die in der Literatur bisher häufiger anzutreffenden Thesen von einer Überalterung sozialdemokratisch orientierter Verbände oder einer fortschreitenden Radikalisierung von Jugendlichen in der Endphase der Weimarer Republik[2] kann Stiller mit empirisch abgesicherten Ergebnissen, die die hohe Attraktivität der Arbeitersportbewegung für die proletarischen Jugendlichen belegen, in überzeugender Weise entkräften. Offensichtlich boten die ATSB-Vereine Jugendlichen mit unterschiedlichsten Motivlagen Integrationsanreize: der Verein konnte bewußt als politische Sozialisationsinstanz wahrgenommen und genutzt werden, für andere jugendliche Mitglieder stellte er lediglich den organisatorischen Rahmen zur Ausübung sportlicher Bewegungen und von Wettkämpfen bereit. Gleichzeitig bot der Verein die Möglichkeit zum geselligen Beisammensein mit Gleichaltrigen (S. 439). – Zum Widerspruch regt die Arbeit dort an, wo eine Übernahme allgemein menschlicher Bewegungsformen turnerischer oder sportlicher Art durch den Arbeitersport als Ausdruck der Anpassung an bürgerliche Verhaltensmuster beschrieben und die Ausprägung alternativer Bewegungsformen gefordert oder erwartet werden.

Für die Zukunft wäre es wünschenswert, wenn die verschiedenen Beteiligten an neuen Forschungsprojekten/-arbeiten zur Geschichte der Arbeiter(sport)bewegung sich im Sinne einer Vernetzung ihrer Ansätze frühzeitiger zu gemeinsamem Gedankenaustausch zusammenfinden könnten. Auf diesem Wege wäre auch eine gegenseitige Bekanntgabe bereits vorliegender Studien aus dem vielfach unbeachteten Bereich der „grauen" Literatur (Staatsexamens-, Magister- und Diplomarbeiten) möglich. Gemeinsame Symposien oder Fachtagungen, wie sie z. B. von der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (DVS) oder auch von der Friedrich-Ebert-Stiftung durchgeführt werden, wären dazu lohnende Foren.

* *Aufgrund eines Rechtsstreits zwischen dem Autor und dem Lit-Verlag wird diese Arbeit bis auf weiteres nur noch über den Autor erhältlich sein.*

1 *Der Originaltitel lautete: Die Kinder- und Jugendverbandsarbeit des Arbeiter-, Turn- und Sportbundes im Spannungsfeld von Verbandskultur und proletarischem Sozialmilieu unter besonderer Berücksichtigung des 6. Kreises (Rheinland-Westfalen).*

2 *Vgl. u. a. Hans Mommsen, Die Sozialdemokratie in der Defensive. Der Immobilismus der SPD und der Aufstieg des Nationalsozialismus, in: Sozialdemokratie zwischen Klassenbewegung und Volkspartei. Hrsg. von Hans Mommsen, Frankfurt a. M. 1974, S. 106-133; ders., Die Rolle der „Jungen Generation" in der deutschen Arbeiterbewegung nach 1914, in: „Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst". Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW. Hrsg. von Lutz Niethammer, Bonn 1985 (2. Aufl.), S. 123–126.*

Lothar Skorning

SCHMIECHEN-ACKERMANN, Detlef: **Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen.** – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. 819 S.

Der Autor geht in seiner umfangreichen Untersuchung dem Problem der Anfälligkeit der Arbeiterschaft gegenüber dem Nationalsozialismus, den von den Nationalsozialisten angewandten Methoden des Eindringens in proletarische Quartiersmilieus und den Abwehrreaktionen der Mitglieder in den sozialdemokratischen und kommunistischen Vereinen nach. Er analysiert, welche Möglichkeiten der Verweigerung, der bewußten Opposition und des organisierten Widerstandes mit der Weiterexistenz gewachsener proletarischer Milieus bestanden haben.

Das Untersuchungsfeld wurde „pragmatisch" aus den sechzehn deutschen Großstädten mit mehr als 400 000 Einwohnern (1933) zuzüglich Bremens gebildet. Diese Auswahl folgt nicht inhaltlichen Erwägungen, sondern wurde getroffen, „um hierdurch auf der arbeitsökonomischen Ebene die Durchführung der Analyse überhaupt zu gewährleisten" (S. 56). Da auch diese siebzehn Städte auf der Grundlage des jeweiligen Forschungsstandes nur in unterschiedlicher Intensität dargestellt werden können und eine tiefgehende Analyse nur für Hannover und Berlin gelingt, wäre es sicherlich gewinnbringender gewesen, mehrere

Vergleichsterritorien über alle Ortsgrößen hinweg zu untersuchen. Mit der Beschränkung auf die siebzehn Großstädte beschreibt Schmiechen-Ackermann eigentlich einen untypischen Bereich, denn – wie von ihm selbst vermerkt (S. 323) – lebten 1933 43 Prozent der deutschen Arbeiterbevölkerung in Landgemeinden und -städten mit weniger als 5000 Einwohnern, dagegen nur 30 Prozent in Großstädten mit mehr als 100000 Einwohnern. Die strategische Bedeutung der Großstädte ist unbestritten, doch hätte eine Einbeziehung auch kleinerer Orte eine größere Differenzierung proletarischen Verhaltens gegenüber dem Nationalsozialismus offenbart. Am stärksten vernachlässigt wurden in dieser Untersuchung zwangsläufig Landarbeitermilieus an der Peripherie der Arbeiterschaft, obwohl doch gerade bei ihnen die größte Durchlässigkeit gegenüber dem bzw. die schnellsten Übergänge zum Nationalsozialismus zu erwarten wären.

Im Ergebnis der Untersuchung sieht der Verfasser ein nicht unerhebliches Eindringen der nationalsozialistischen Bewegung in die proletarischen Quartiersmilieus der untersuchten siebzehn Großstädte schon vor 1933; von einer durchgängigen Resistenz der Arbeiterviertel kann nicht die Rede sein. Das Eindringen vollzog sich um so schneller, je mehr das jeweilige Quartiersmilieu mit (klein-) bürgerlichen Bevölkerungsteilen durchsetzt war. Diese fungierten sehr oft als „Milieuöffner" – abzulesen insbesondere an der Rolle der Gastwirte, die ihre Lokale auch aus wirtschaftlichen Erwägungen der nationalsozialistischen Bewegung zur Verfügung stellten. Die Festigkeit des jeweiligen Quartiersmilieus modifizierte die Strategie der Nationalsozialisten: Gefestigte Milieus versuchten sie von den Rändern her aufzuweichen, bei weniger gefestigten Milieus suchten sie im Frontalangriff – vor allem durch Einrichtung von Sturmlokalen im Zentrum des Quartiers – die gewalttätige Herrschaft über die Straße zu erringen. Die kommunistischen und sozialdemokratischen Wehrorganisationen waren der SA zahlenmäßig und taktisch unterlegen und somit nicht in der Lage, ihre Viertel „sauber" zu halten. Zudem wurden von der Auseinandersetzung zwischen KPD und SPD geschwächte Quartiersmilieus schneller eine Beute der Nationalsozialisten als politisch relativ homogene Quartiersmilieus. In Großstädten mit katholischen Bevölkerungsmehrheiten konnte (mit Ausnahme Münchens) die nationalsozialistische Bewegung nicht in gleicher Geschwindigkeit an Einfluß gewinnen wie in der bipolaren Konstellation protestantischer Großstädte. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde die Erosion der proletarischen Quartiersmilieus mit wesentlich effektiveren Mitteln (Blockwartsystem, Wohnungsvergabe nach politischen Gesichtspunkten in Genossenschaftssiedlungen, Milieuauflösung per Altstadtsanierung etc.) vorangetrieben. Trotzdem konstatiert Schmiechen-Ackermann die Existenz „resistenter Milieukerne" unter fortlaufender Erosion der Milieus. Doch waren die Quartiersmilieus nun durchweg sehr fragile Gebilde. Schon ein einziger sehr effektiver Spitzel konnte den bisherigen Milieuzusammenhang stark in Frage stellen (z. B. Kleingartenkolonien: S. 418).

In der Vorstellung der jeweiligen proletarischen Quartiersmilieus wird – vornehmlich aus Gründen nicht vorhandener Quellen – keine Aussage darüber gemacht, inwieweit jenseits aller Äußerlichkeiten (Festumzüge, Straßenkämpfe, Besitz von Lokalen) die Bewohner der jeweiligen Quartiere über Partei-, Gewerkschafts- und Vereinsmitgliedschaften tatsächlich in die sozialistische Arbeiterbewegung eingebunden waren, inwieweit die Angebote „von der Wiege bis zur Bahre" von ihnen auch tatsächlich in Anspruch genommen wurden. Schmiechen-Ackermann ist – analog zu Franz Walter[1] – der Auffassung, daß mit zunehmender Verankerung in den sozialistischen Vereinen eine höhere Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus vorhanden war, muß aber – genau wie dieser – einen statistischen Nachweis schuldig bleiben. Die Existenz eines „quartiersbezogenen [!] Geflechts von Milieuvereinen" (S. 434) bleibt Behauptung. Weiterhin werden die Fragen nach der sozialen Zugehörigkeit der NSDAP-Wähler und -Mitglieder in den proletarischen Quartiersmilieus und der Quartierszugehörigkeit der in den Quartiersmilieus agierenden NSDAP- und SA-Mitglieder unbeantwortet gelassen. Nach der Beobachtung, daß das Eindringen sich um so schneller vollzog, je mehr das Quartiersmilieu mit (klein)bürgerlichen Bestandteilen durchsetzt war, ließe sich auch annehmen, daß die neugewonnenen NS-Anhänger sich v. a. aus diesen rekrutierten. Für die Stadt München in den Jahren 1925–1930 wäre eine Klärung mittels der von Helmut K. Anheier und Friedhelm Neidhardt[2] verwendeten Quellen wohl möglich gewesen, doch wurden diese nicht einer erneuten Analyse unterzogen (auch wird Anheier/Neidhardts These der relativ gleichmäßigen Verteilung der NSDAP-Mitglieder über die Stadt München unkritisch übernommen). Ein „Umkippen" eines großstädtischen Quartiersmilieus in Richtung NSDAP vor 1933 konnte lediglich als Ausnahme (Siemensstadt in Berlin) beobachtet

werden. Diese extreme Variante der Milieuerosion, die es in kleineren Orten auch bei relativ homogenen Quartiersmilieus wesentlich häufiger gegeben hat, wird aber in dieser Untersuchung durch die Beschränkung auf die siebzehn Großstädte fast nicht auffällig. Angesichts der beobachteten stärkeren Anfälligkeit gegenüber der NSDAP mit zunehmendem (klein)bürgerlichen Bevölkerungsanteil im Quartier wäre gerade eine Einbeziehung nichtgroßstädtischer Arbeiterquartiere, die in der Regel diese erwähnte Durchmischung aufzuweisen hatten, dringend geboten gewesen.

In der Darstellung des Zeitabschnitts nach der Machtübernahme 1933 (Kapitel 4) tritt eine Schwerpunktverlagerung ein: Nicht mehr das Agieren der NS-Bewegung zur „Eroberung" der Arbeiterschaft macht Schmiechen-Ackermann zum Gegenstand der Analyse, sondern lediglich die Reaktion der der Unterdrückung zum Opfer fallenden sozialdemokratischen und kommunistischen Vereine. Der bisher in Kapitel 3 verfolgte Ansatz der Untersuchung von Quartiersmilieus wird konsequent nur bei der Schilderung der planmäßigen Destabilisierung baugenossenschaftlicher Siedlungen durch die Nationalsozialisten nach 1933 (Kapitel 4.8) wieder aufgenommen. Ansonsten wird die bisherige Darstellungsebene zugunsten einer Draufsicht auf die sozialdemokratisch/kommunistische Vereinslandschaft der siebzehn Großstädte und vor allem die in ihnen befindlichen Arbeitersportvereine verlassen. Angesichts der anhand des Arbeitersports vom Autor gesammelten Befunde, die von Rückzug in die Passivität über individuelle Assimilation in einem bürgerlichen Verein, Anpassung an die nationalsozialistische Ideologie in den alten Vereinsstrukturen, Wahrung der Gesinnungsgemeinschaft durch vorgetäuschte Gleichschaltung, Abtauchen in einem „wilden" Verein oder in informellen Kontaktkreisen bis zu Untergrundarbeit und politischem Widerstand auf der Basis alter Arbeitersportkontakte reichten, wird man auch die NS-Gesellschaft als „Nischengesellschaft" kennzeichnen können. Im Bereich des hier intensiv analysierten Arbeitersports – und das trifft auf die weiteren untersuchten Organisationen analog zu – konnte jeder, der wollte (mit Ausnahme der aktiv Widerstand Leistenden), eine „passende" Nische im nationalsozialistischen Vereinssystem finden. Die Eliminierung dieser Nischen gelang zwar im Einzelfall, doch für eine generelle Beseitigung reichten die Kapazitäten des Systems nicht aus, zumal auch integrative Absichten dem entgegenstanden. Gleichzeitig paßten sich die Nischenbewohner im Interesse der Bewahrung der Nische an.

Sehr problematisch ist, daß Schmiechen-Ackermann die bürgerlichen Vereine mit proletarischer Mitgliedschaft als untypisch und damit als nicht milieukonstituierend abtut und auch nicht näher untersucht. Wenn jedoch selbst für die Arbeitersporthochburg Leipzig anzunehmen ist, daß die deutliche Mehrheit der sporttreibenden Arbeiter in bürgerlichen Vereinen organisiert war[3] (und damit auch dort die Verhältnisse so lagen wie in dem von ihm als Ausnahme apostrophierten Frankfurt a. M. – S. 464), sind mit der Beschränkung auf die Arbeitersportvereine die jeweiligen Quartiersmilieus nicht hinreichend zu beschreiben. Der Verfasser spricht sich gegen eine solche „Engführung des Analysekonzeptes" (S. 459) aus, praktiziert sie dann aber selbst.

Die Arbeit beruht zu einem größeren Teil auf der Auswertung und Zusammenfassung der umfangreichen, keiner einheitlichen Systematik folgenden regional- und lokalgeschichtlichen Literatur. Dadurch werden der Untersuchung zwangsläufig impressionistische Züge verliehen. Dem Autor konnte es schon aus Kapazitäts- wie auch aus Quellengründen nicht gelingen, die Fehlstellen zu füllen.

Weiterhin wird der Milieubegriff von Schmiechen-Ackermann in leicht inflationärer Weise gebraucht. Ist die besondere Qualität der „proletarischen Quartiersmilieus" durch die Darstellung hinreichend belegt, so sind Konstruktionen wie beispielsweise die eines „konsumgenossenschaftlichen Mikromilieus" (S. 567) eher fragwürdig.

Trotz der gegenüber früheren Forschungen vorgenommenen Korrekturen ist anzunehmen, daß sowohl die Eingrenzung der Analyse auf die proletarischen Quartiersmilieus der siebzehn Großstädte und die Vereine der sozialistischen Arbeiterbewegung als auch die quellenmäßigen Beschränkungen dazu beigetragen haben, ein immer noch zu positives Bild von der Resistenzkraft der Arbeiterbewegung und der Arbeiterschaft gegenüber dem Nationalsozialismus zu zeichnen.

1 *Vgl. Franz Walter, Sachsen und Thüringen. Von den Mutterländern der Arbeiterbewegung zu Sorgenkindern der SPD. Einführung und Überblick, in: Franz Walter, Tobias Dürr und Klaus Schmidtke, Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Bonn 1993, S. 20 f.*

2 *Vgl. Helmut K. Anheier und Friedhelm Neidhardt, Soziographische Entwicklung der NSDAP in München 1925 bis 1930, in: München –*

„Hauptstadt der Bewegung". Hrsg. von Richard Bauer, München 1993, S. 179–186.

3 *Vgl. Torsten Kupfer, Arbeitersportler gegen den Faschismus. Die Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit in Leipzig 1933 bis 1935, Diplomarbeit, Karl-Marx-Universität Leipzig 1988, S. 7 f.*

Torsten Kupfer

Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von Angelika EBBINGHAUS und Karsten LINNE (= Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts; eva Wissenschaft). – Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1997. 556 S.

Die Publikation stellt die Ergebnisse einer Tagung vor, die die Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts im Oktober 1995 veranstaltete. Die Tagung sollte auch ein Resümee über fünfzehn Jahre engagierte Forschung über die Zeit des Nationalsozialismus in Hamburg ziehen und Forschungsdefizite deutlich machen. In ihrer Einleitung geben Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne einen kurzen Überblick über diese fünfzehn Jahre Forschung und Erinnerungsaktivitäten. Sie weisen aber auch darauf hin, daß trotz des großen Erkenntnisgewinns die eigentlichen Ursachen für den Sieg des Nationalsozialismus in Hamburg und „für den breiten Konsens weiter Teile der Bevölkerung und insbesondere der bürgerlich-wirtschaftlichen Führungseliten Hamburgs" noch nicht erklärt werden können (S. 10).

In einem für einen Sammelband ungewöhnlich umfangreichen Beitrag, der eigentlich Kern einer eigenständigen Veröffentlichung sein könnte, untersucht Karl Heinz Roth die „Firma Hamburg" 1930 bis 1945. Der Mythos, daß die „hanseatische Tradition" in Hamburg stets eine starke Bastion gegen den Nationalsozialismus gewesen sei, erweist sich, gerade was die enge Einbindung der Wirtschaftseliten in das NS-Regime betrifft, als haltlos und geht überdies auf eben die alten und neuen Führungseliten zurück. Bereits im Mai 1945 dankte Bürgermeister Petersen dem ehemaligen Gauleiter Karl Kaufmann für die kampflose Übergabe der Stadt und setzte damit die Kaufmann-Legende in die Welt. Ausgehend von den desaströsen Wirkungen der Weltwirtschaftskrise auf den Standort Hamburg, kann Roth nachweisen, wie Teile der hamburgischen Kaufmannschaft von dem monarchistisch-restaurativen Konsens abrückten und begannen, mit der NSDAP zu liebäugeln. Ein Teil verabredete einen regelrechten Entrismus in die NS-Bewegung, was so erfolgreich war, daß man gemeinsam mit dem Gauleiter Karl Kaufmann auch innerhalb der NSDAP die Gegner eines Bündnisses mit dem großbürgerlichen Lager ausmanövrieren konnte. Das Bündnis zwischen Kaufmann und der Handelsbourgeoisie blieb stabil: es wurde befördert durch Hermann Göring, der in zweiter Ehe mit der Hamburger „alten Kämpferin" Emily Sonnemann verheiratet war und der für die Wünsche der Hamburger Wirtschaftselite ein offenes Ohr hatte, zumal der in Altona ansässige Zigarettenkonzern der Gebr. Reemtsma seinen aufwendigen Lebensstil alimentierte (S. 48). Durch die Arisierungen profitierte die Hamburger Unternehmerschaft immens, nicht zuletzt deswegen, weil die Verfolgungsinstanzen mit den politisch-ökonomischen Führungsgruppen in alter hanseatischer Tradition eng zusammenarbeiteten, vor allem mit der Industrie- und Handelskammer.

Der Krieg schuf die Gelegenheit zu Raubzügen in ganz Europa, vor allem im Osten – nach der Wehrmacht kamen die Kaufleute – ein durchaus noch zu schreibendes Kapitel des Krieges. Koordiniert wurden alle Initiativen von der Industrie- und Handelskammer – und die Abteilung Ostgebiet im Reichswirtschaftsministerium wurde von Hamburger Wirtschaftspolitikern besetzt. In den überfallenen Gebieten des Ostens waren die Hamburger Unternehmen überall an vorderster Front bei der Ausplünderung beteiligt. Hamburger Unternehmen erhielten fast immer den Zuschlag und stachen andere Beteiligte aus, sogar gegen den Widerstand der SS. Roth weist darauf hin, daß sich hinter der Front eine verschworene Hamburger Gemeinschaft bildete, zu der die Angehörigen der Sicherheitspolizei ebenso zählten wie Angehörige der Gesundheitsberufe, der Katasterbeamten und der allgemeinen Verwaltung. Die Nachkriegsplanungen, wie der Generalbebauungsplan, der im engen Kontext mit weiteren Arisierungen und vor allem dem Ausbau des bisherigen KZ-Außenlagers Neuengamme zum selbständigen Konzentrationslager stand, zeugen von einem gespenstischen Größenwahn und Realitätsverlust. Zu überprüfen wäre die These Roths, daß der „Feuersturm" auf Hamburg (Juli/August 1943) zu einem massiven Autoritätsverlust nicht nur des Regimes, sondern auch des Großbürgertums führte. Dem steht entgegen, daß der Bebauungsplan sehr schnell der Realität der Zerstörungen angepaßt wurde, daß Werkssiedlungen gebaut wurden, kurz, daß noch im Krieg, unmittelbar nach dem Bombenangriff,

der Wiederaufbau in Angriff genommen wurde, allerdings mit schwerwiegenden Folgen für die soziale Zusammensetzung in den Betrieben. So wurden im Mai 1944 fast alle Häftlinge des KZ Neuengamme in Außenkommandos in Hamburg bzw. in Hamburger Betrieben eingesetzt.

Karsten Linne setzt sich anschließend mit der Bedeutung der Kolonialpolitik für den Standort Hamburg auseinander. Auch er weist auf die Flexibilität der hanseatischen Kaufleute hin, die nach Verlust ihrer traditionellen Absatzmärkte in den Kolonien nun ihr Aktionsgebiet nach Südosteuropa verlegten. Zugleich aber hielt man in Hamburg an der Orientierung nach Übersee fest – in Bremen gab es weitreichende Pläne für die Zeit nach dem Krieg. Aber auch die Wissenschaft ging notgedrungen Umwege. So „behalf" sich das Institut für Schiffs- und Tropenmedizin mit Patienten aus der Psychiatrie, mit Ghettobewohnern aus Warschau oder KZ-Gefangenen aus Neuengamme.

Im Abschnitt über die Verfolgung der Juden wird eine sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Täterperspektive ergänzt durch biographische Skizzen. Gabriele Ferk beschreibt die Steuerung der Ausgrenzung der Juden aus der Sicht der Oberfinanzbehörde. So barg das Instrument der Ausbürgerung die Möglichkeit, sich das gesamte Vermögen der Emigrationswilligen anzueigenen, indem man ihnen Devisenvergehen unterstellte. Angela Schwarz zeigt, wie der Zugriff des Reichsfinanzministers auf die von jüdischen Bürgern mitbegründeten Wohnstifte und paritätischen Stiftungen diese in jüdische umdefinierte. Die „Arisierung" bedeutete zum einen die Separierung der Juden, eine Vorwegnahme der Einführung des Wohnungssonderrechts bzw. der Einrichtung der Judenhäuser. Im Krieg und in der durch den Krieg bedingten Wohnungsnot wurden die Wohnungen der noch in Hamburg lebenden Juden zur Verschiebemasse: die Gestapo stellte die Deportationslisten dem Wohnungspflegeamt zur Verfügung, was auch bedeutete, daß die zurückgelassenen Wohnungseinrichtungen von der Sozialverwaltung konfisziert wurden. Wilfried Weinke entwirft biographische Skizzen zweier jüdischer Rechtsanwälte und betont, wie sehr deren Ausgrenzung von den Kanzleien mitbetrieben wurde. Ulrike Jureit interpretiert ein lebensgeschichtliches Interview mit Ewa Wigand, die von Auschwitz-Birkenau zum Arbeitseinsatz nach Hamburg kam. An diesem Beispiel macht sie deutlich, daß die Kategorie *gender* im Kontext nationalsozialistischer Verfolgung, die bisher weitgehend ausgeklammert sei, für das Begreifen des Lagerkosmos unbedingt notwendig ist. Die Überlebensgeschichte von Ewa Wigand zeige deutlich, daß Frauen in anderer Weise von der Gewalt im Lager betroffen waren, daß Sexualität, Schwangerschaft und Geburt die Lebensbedingungen für Frauen anders gestalteten. Darüber hinaus werden deutlich unterschiedene weibliche Wahrnehmungsmuster und Verhaltensstrukturen sichtbar, die zugleich andere Erzählfiguren hervorbringen.

Repression und Gewalt werden in zwei Beiträgen vorgestellt: Wolfgang Kopitzsch untersucht die Hamburger Polizeibataillone im Zweiten Weltkrieg und ihre Beteiligung an den Massenmorden an der Ostfront, Andreas Seeger hat anhand nicht vernichteter Akten der Hamburger Justiz die vollstreckten Todesurteile untersucht.

Auf einen besonderen Aspekt des Generalbebauungsplanes weist Elke Pahl-Weber hin: Stadtplanung und soziale Kontrolle waren Kernstück der nationalsozialistischen Architektur. Pahl-Weber stellt fest, daß sich zahlreiche Elemente in den Wiederaufbauplänen nach 1945 wiederfinden und die Frage nach dem Kontext von Herrschaftsinteressen neu zu stellen ist. Karl-Christian Führer zeigt, wie die Verbindung der Idee einer öffentlichen Wohnraumbewirtschaftung, wie sie in der Weimarer Republik gefordert wurde, mit dem Konzept einer nach rassistischen Kriterien selektierenden Fürsorgepolitik Anziehungskraft entwickelte und Teil des NS-Maßnahmestaates wurde. Allerdings scheiterte dieses bevölkerungspolitisch ausgerichtete Programm. Michael Wunder resümiert in seinem knappen Beitrag den Forschungsstand zur Geschichte der Anstaltsfürsorge und der Anstaltstötungen, die gerade für Hamburg relativ breit erforscht wurden.

Klaus Weinhauer geht den nationalsozialistischen Strategien zur Befriedung der Hafenarbeiter nach, deren Milieu vor 1933 zu den Hochburgen des Kommunismus zählte. Dies geschah zum Teil durch einen organisatorischen Strukturwandel des Hafenbetriebs, der eine Veränderung der Binnenstruktur der Hafenarbeiterschaft zur Folge hatte. Ludwig Eiber beschäftigt sich mit den Verhaltensmustern und Einstellungen der Hamburger Werftarbeiter und setzt sich kritisch mit der in der Forschung vorfindlichen Tendenz, den Arbeitern eine zunehmende Anpassung an das Regime zuzuschreiben, auseinander. Ablehnung gegenüber der DAF, oppositionelle Aktivitäten, unter denen er Konflikte um Akkordsetzung etc. zählt, und organisierter Widerstand, wie die Weigerung, der Rede des Gauleiters zuzuhören, sind in seinem knappen Umriß Anlaß dafür, die These der Anpassung zu

hinterfragen und eher von einer ungebrochenen antifaschistischen Grundhaltung der Werftarbeiter zu sprechen.

Christiane Rothmaler zeichnet eine bisher kaum beachtete Seite von Frauenhandeln auf: Viele Frauen wurden wegen Beihilfe zur Fahnenflucht und Wehrkraftzersetzung verurteilt. Meist standen dahinter nicht politische Überzeugungen, sondern private Gründe, etwa wenn sie mit fingierten Telegrammen über Todesfälle ihren Ehemännern Sonderurlaub verschaffen wollten. Insbesondere nach den Bombenangriffen gaben die Frauen solche Telegramme, oft ohne das Wissen ihrer Männer, auf. In der Regel wurden sie mit geringen Gefängnisstrafen belegt. Andere halfen Fahnenflüchtigen beim Untertauchen, nicht selten waren es Prostituierte, die dann allerdings mit einer Einweisung in das KZ Ravensbrück oder das KZ Auschwitz rechnen mußten.

Angelika Ebbinghaus beschäftigt sich mit einer bisher nicht beachteten Facette der Kriegsgeschichte: den Selbstmorden der Soldaten. 1936 wurde als Teil der Militärärztlichen Akademie das „Institut für allgemeine Psychiatrie und Wehrpsychologie" eingerichtet. Dieses Institut sammelte Daten, forschte über Ursachen und gab Anweisungen heraus, wie mit der Problematik des Soldatenselbstmordes umzugehen sei. Angesehene Psychiater wie Karl Bonheffer und der Leiter des Instituts Wuth versuchten, die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges in das rassenhygienische Konzept der Nationalsozialisten einzubetten. Avisiert wurde ein Katalog von Erziehungs- und Bestrafungsmaßnahmen und eine rassistisch aufgeladene Auffächerung der Merkmale des „Psychopathen im Militär". Selbstmord galt forthin als strafwürdig. Die Anerkennung, daß der Militärdienst Grund für den Selbstmord war, was dann als Wehrdienstbeschädigung einen Anspruch auf finanzielle Zuwendung nach sich zog, sollte nicht länger die Norm sein. Anhand einer kasuistischen Auswertung der Selbstmordgutachten zeigt Angelika Ebbinghaus, daß der renommierte Hamburger Psychiater Bürger-Prinz in keiner Weise von den Normen und Vorstellungen der damaligen Wehrmachtspsychiatrie abwich: der Krieg als auslösendes Moment für einen Selbstmord wurde von Bürger-Prinz so gut wie nie in Erwägung gezogen. In 175 Gutachten erkannte er nur in 31 Fällen auf eine Wehrdienstbeschädigung.

Der vorliegende Band enthält, insbesondere was die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Hamburgs im Dritten Reich angeht, eine Fülle neuer Informationen, deren Bedeutung weit über die Stadt hinausgeht. Zugleich aber macht er auch ein Desiderat deutlich: Es fehlt in weiten Teilen eine Verknüpfung mit den lebensweltlichen Erfahrungen und Prägungen der Menschen. Gemeint ist, daß der Leser oder die Leserin wenig erfährt, wo für das Hamburger Besitzbürgertum die Einfallstore für die Zustimmung zum Nationalsozialismus waren, jenseits von politischen und wirtschaftlichen Erwägungen. Und in dem Teil über die Arbeiterschaft wird m. E. zu schnell aufgrund von Widerständigkeit auf eine antifaschistische Grundhaltung geschlossen. Alltagsgeschichte spricht hier von Gemengelagen zwischen partieller Zustimmung und Ablehnung des Regimes, die auch im Werftarbeitermilieu auszumachen sind. Denn es waren ja nicht nur die bürgerlichen Schichten, die von den Versteigerungen von „Judengut" im Hamburger Hafen profitierten, und wir wissen z. B. auch, daß sozialdarwinistische Vorstellungen in der Arbeiterbewegung durchaus vorhanden waren. Es ginge also jetzt darum, auf der Basis der beeindruckenden Forschungen den Schritt zu einer Öffnung hin zu einer Erfahrungsgeschichte zu tun. Erst dann wird man der Beantwortung der zentralen Fragen, wie es zur Verankerung des Nationalsozialismus in nahezu allen Schichten der Bevölkerung kommen konnte und was die Transmissionsriemen zwischen Gesellschaft und Regime waren, näherkommen.

Inge Marßolek

STROBL, Ingrid: **Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand 1939–1945** (= Die Frau in der Gesellschaft). – Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1998. 479 S.

Während der Arbeit an ihrem Buch zum weiblichen bewaffneten Widerstand im deutsch besetzten Europa, das vor nunmehr bald zehn Jahren erschienen ist, stieß die Kölner Historikerin und Journalistin Ingrid Strobl auf die nicht wenigen vorhandenen Belege, autobiographischen Zeugnisse und Berichte über die Beteiligung jüdischer Frauen an eben diesem Widerstand. Das Ergebnis ihrer seither mit großem Engagement betriebenen Recherchen zum Thema liegt nun vor, jedoch werden hier ausdrücklich alle, d. h. auch die sog. „zivilen" oder „humanitären" Aktivitäten in eine „vergleichende Geschichte" des weiblichen jüdischen Widerstands einbezogen. Angesichts des Umfangs dieses Unterfangens hat die Autorin ihren Gegenstand von vornherein auf organisierte

(im Gegensatz zu spontanen) Widerstandshandlungen und auf bestimmte Länder eingegrenzt, wobei als Kriterium neben der Exemplarität des jeweiligen Beispiels auch das Vorhandensein und die sprachliche Zugänglichkeit von relevanter Literatur ausschlaggebend gewesen sind. So ist es kein Zufall, daß der Schwerpunkt der Darstellung auf Frankreich und Polen liegt, ist doch der Widerstand, auch der jüdische, gegen die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik für diese beiden Länder besonders gut erforscht. Denn trotz Strobls fulminanter, zum Teil berechtigter, aber leider in jedem Kapitel penetrant wiederholter Kritik am „male bias" der vorhandenen Literatur basiert ihre eigene Darstellung über weite Strecken doch selbst auf deren Ergebnissen, ergänzt durch autobiographische Schilderungen und Aussagen aus Interviews.

Dies gilt vor allem für den ersten, immerhin 300 Seiten umfassenden Teil der Arbeit, der der Schilderung des Widerstands in fünf europäischen Ländern gewidmet ist, neben Frankreich und Polen auch Belgien, den Niederlanden und Ungarn. Hier zeichnet die Autorin für jedes Land zunächst die Ausgangssituation nach, referiert kurz die Struktur der jüdischen Bevölkerung und das Vorgehen der Besatzungsmacht, um dann die verschiedenen Tätigkeitsfelder jüdischer Frauen in den unterschiedlichen Widerstandsgruppen zu beleuchten. Problemlos gelingt ihr der angestrebte Nachweis, daß Jüdinnen in allen Ländern und in allen Bereichen des Widerstands einen quantitativ wie qualitativ bedeutsamen Beitrag leisteten, wobei sie allerdings hinsichtlich exakter Zahlen letztlich genauso vage bleiben muß wie die von ihr kritisierte männlich dominierte Forschung. Auch wird wieder einmal deutlich, in welch großem Maße die möglichen Widerstandsformen von äußeren Faktoren abhängig waren, so vom Zeitpunkt der Besatzung und vom Vorgehen der deutschen „Endlöser", aber auch von der Haltung der nichtjüdischen Bevölkerung und – dies ist nun für die Partizipation der Frauen von Bedeutung – von der Trägerschicht des Widerstands selbst. Denn vor allem dort, wo dieser von Gruppen geprägt wurde, die zumindest theoretisch für die Gleichberechtigung der Geschlechter eintraten, waren junge jüdische Frauen in Führungspositionen und auch bei bewaffneten Aktivitäten vertreten. Dies gilt in erster Linie für alle, zionistische wie nichtzionistische Organisationen der jüdischen Jugendbewegung (am markantesten wohl in Polen), in eingeschränkterem Maße auch für die kommunistischen Gruppen der Résistance in Frankreich. Unabhängig vom ideologischen Hintergrund wurden sie vor allem als Kurierinnen oder Verbindungsagentinnen eingesetzt, die Nachrichten, Propagandamaterial und Waffen beförderten und sich dabei ihre größere Unauffälligkeit als Frauen und die misogynen Vorurteile ihrer Gegner zunutze machen konnten. Mindestens ebenso bedeutsam, aber bisher weder von der Umwelt noch von den Aktivistinnen selbst entsprechend gewürdigt, waren die außerordentlichen Leistungen jüdischer Frauen bei der Rettung von Kindern und Jugendlichen, durch die vor allem in Belgien und Frankreich, aber auch in den Niederlanden und in Ungarn Tausende den deutschen Völkermord überleben konnten. Hier gelingen Strobl die vielleicht eindrucksvollsten Passagen des Buches, wenn sie schildert, wie diese jungen Frauen langsam von der Sozialarbeit mit Kindern in die Widerstandsarbeit „hineinschlitterten" und, getragen von einem humanitären Selbstverständnis, einfach taten, „was getan werden mußte".

Zu erklären, warum gerade sie, im Gegensatz zur großen Mehrheit der Bevölkerung, dazu in der Lage waren, ist u. a. Ziel des zweiten, kürzeren Abschnitts der Studie, in dem nun vergleichend nach der Herkunft, den Motivationen, dem Alltag und den Nachkriegserfahrungen der Widerstandskämpferinnen in den verschiedenen Länder gefragt wird. Obgleich gerade hier der Schwerpunkt der eigenen Recherchen Strobls, nämlich die zahlreichen Interviews zum Tragen kommen, ist dies meines Erachtens der schwächere Teil der Untersuchung. Dies liegt vor allem daran, daß die meisten der aus dem Interviewsample gewonnenen Ergebnisse entweder recht banal anmuten („Diese Frauen waren sehr unterschiedliche Mädchen") oder aber vermutlich nicht besonders frauenspezifisch sind (so die Angaben zu Alter oder Herkunft der Aktivistinnen) – letzteres ließe sich nur durch eine vergleichende Analyse mit männlichen Biographien belegen. Alle Kernaussagen dieses Abschnitts finden sich zudem schon in den Länderkapiteln, von den wörtlich wiederholten Interviewausschnitten ganz zu schweigen. Lediglich bei der Diskussion einzelner Punkte – wie etwa zur Funktion von Disziplin und Moral oder zum Problem der Camouflage im Untergrund – kann Strobls Interpretation der Interviews Einsichten vermitteln, die über das bisher Bekannte hinausgehen. Es wäre sinnvoller gewesen, sich hier auf einige wenige Fragen zu konzentrieren, um auf diese Weise die tatsächlich frauenspezifischen Aspekte der Widerstandstätigkeit in ihren historischen und individuellen Dimensionen schärfer herauszuarbeiten. So

aber bleibt die Aussagekraft der Interviews eher gering, was nicht bedeutet, daß die Zeitzeuginnen nicht auf höchst anschauliche Weise ihre Erlebnisse und Erfahrungen zu schildern wissen.

In dem Bedürfnis, den Lebensgeschichten der einzelnen ihr ja persönlich bekannten Frauen möglichst umfassend gerecht zu werden, versäumt die Autorin, deren Erinnerungen als historische Quellen ernst zu nehmen und auch kritisch damit umzugehen – was nicht zwangsläufig, wie von Strobl befürchtet, zu „wissenschaftlicher Arroganz" führen muß. So aber wird ein bestimmtes, zum Teil unerträglich klischeehaftes Bild der schönen und tapferen Widerstandskämpferin kolportiert, anstatt nach den Entstehungsbedingungen und der Funktion dieser Art des heroisierenden Erinnerns zu fragen. Frauen, die unter der Folter zusammenbrachen, Verrat, Spitzel und Kollaboration, all dies kommt, wenn überhaupt, nur am Rande vor und gehörte doch ebenso zur Geschichte des Widerstands – und sicher nicht nur zu seiner männlichen Hälfte. Eine derart geglättete Darstellung, so spannend und herzergreifend sie auch im einzelnen zu lesen sein mag, wird letztlich der komplexen historischen Realität nur in Ansätzen gerecht.

Stefanie Schüler-Springorum

DEUSE, Christiane: **Die Leipziger Zeitung. Geschichte eines Lizenzblattes in der Sowjetischen Besatzungszone (1946–1948)** (= Kommunikationsgeschichte, Bd. 1). – Münster: Lit Verlag 1997. 531 S.

Die DDR-Forschung hat seit Anfang der neunziger Jahre starke Impulse erhalten. Doch für den Bereich der historischen Kommunikationsforschung fehlen bislang überzeugende Erträge aus der eminent verbesserten Quellenlage. Nun wird als erster Band einer weiteren Buchreihe zur Kommunikationsgeschichte eine Dissertation zur *Leipziger Zeitung* (Münster 1995) veröffentlicht. Die Verfasserin hebt zwei Aspekte ihres Themas besonders hervor: Zum einen müsse die Mediengeschichte der SBZ/DDR in weiten Teilen neu geschrieben, zum anderen das bisher nur oberflächlich oder tendenziös bearbeitete Phänomen der dortigen „überparteilichen Zeitungen" aus dem Dunkel geholt werden. In diesem Zusammenhang betont sie ausdrücklich die Bedeutung systematischer Quellenforschung, die der Bewertung von Pressesystem und -politik vorausgehen müsse.

Die *Leipziger Zeitung* erschien von 1946 bis 1948 und wird pressegeschichtlich zu der kleinen Gruppe „überparteilicher Zeitungen" gezählt, die nicht unmittelbar an eine Partei oder Massenorganisation angebunden waren. In der konzentrierten Einleitung werden Forschungs- und Quellenlage, Fragеinteresse und methodisches Vorgehen klar entwickelt. Die Gliederung akzentuiert alle wesentlichen Aspekte, nimmt allerdings manchen Gedanken wiederholt auf (1585 Fußnoten). Ein Anhang (90 S.), der neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis eine Zeittafel, einen kleinen Dokumententeil sowie Personen- und Sach(teil)register umfaßt, rundet den Band ab. Neben umfangreichen Quellenstudien in den Archiven hat die Verfasserin zahlreiche Dokumente aus Privatbesitz einbeziehen und durch Befragung von Zeitzeugen weitere Informationen gewinnen können. Durchgängig ist ein quellenkritisch sorgfältiger Umgang mit den Materialien zu bescheinigen. Die flüssige Darstellung der praktizierenden Journalistin ist zuweilen sehr um griffige Formulierungen bemüht, was sich jedoch nicht qualitätsmindernd auswirkt.

Das Hauptinteresse gilt dem publizistischen Produkt und den Motiven der Gründer und Beteiligten. Wo befand sich der inhaltliche Standort des Blattes im Koordinatensystem politischer Rahmenbedingungen, persönlicher Interessenlagen und der Konkurrenzsituation mit der SED-eigenen *Leipziger Volkszeitung?* Der mehrheitlich aus ehemaligen Sozialdemokraten zusammengesetzte Mitarbeiterkreis habe, so die Verfasserin, einen relativ unabhängigen Kurs innerhalb einer sozialistischen Gesellschaftsordnung gesucht (S. 11). Daß die publizistischen Gestaltungsmöglichkeiten Freiräume auf Abruf waren, weist sie überzeugend nach. Die quantitative Auswertung der Wahlberichterstattung des Jahres 1946 bestätigt die an den Quellen gewonnenen Einsichten sowie das Urteil eines, wenn auch nicht unumstrittenen „Übergewichts der SED" (S. 213). Die publizistische Quelle selbst kann inhaltlich nur bedingt zur Ermittlung des Standortes der Redaktion genutzt werden (direkter und indirekter Einfluß der Zensur). Angesichts der nicht ausreichenden Quellenlage kommt den über fünfundvierzig Jahre später aus der Erinnerung heraus gemachten Erklärungen der Beteiligten für die Beweisführung eine in Teilen zu hohe Verantwortung zu. Die Einordnung der Zeitung in den politischen Meinungsbildungsprozeß gelingt daher nicht differenziert genug. Die Einwilligung der SMAD in die Zeitungsgründung sei als taktische Maßnahme zu verstehen. In der konkreten Situation des Jahres 1946 habe das Blatt einerseits

„den Eindruck eines pluralistischen Pressesystems" (S. 435) fördern und andererseits als offiziöse Parteizeitung der SED breitere Schichten für die sowjetische Deutschlandpolitik gewinnen sollen. Die Pluralität der Anschauungen wäre demnach strategisch gewollt, die Mitarbeit des einzigen Parteifunktionärs in der Redaktion, Hermann Ley, aus dieser Motivlage erklärbar. Die direkte Indienststellung des Blattes sei jedoch gescheitert. Beharrlich stellt die Verfasserin diesen politischen Intentionen die moralische Integrität und das hohe publizistische Niveau der Journalisten gegenüber. Erlauben das komplexe Abhängigkeits- und Wirkungsverhältnis sowie die vielschichtige Interessenlage tatsächlich keine eindeutige Kräfteklärung zwischen politischem Idealismus und langfristiger Machtpolitik? Ist doch die Beweisführung der Verfasserin dahingehend zu deuten, daß die SED, gestützt auf die Herrschaft über die politischen Rahmenbedingungen, ihre Interessen publizistisch auch über die *Leipziger Zeitung* durchsetzen konnte, wenn auch ihr direkter Einfluß auf die Redaktion begrenzt blieb.

Die Studie kulminiert in der Feststellung, bei der *Leipziger Zeitung* habe es sich um eine Ausnahmeerscheinung und nicht um ein aussichtsreiches (Gegen-)Modell zum real entwickelten Pressesystem gehandelt. Auch sei die Begriffsbildung der überparteilichen Zeitungen – der Uneinheitlichkeit der so bezeichneten Blätter wegen – für den Erkenntnisgewinn untauglich. Interpretationen, die der antifaschistisch-demokratischen Phase der DDR-Gründung ein historisches Eigengewicht zubilligen, gibt die Verfasserin keine Argumente an die Hand. Typologisch sei die *Leipziger Zeitung* in der Tradition reformierter linker Parteipublizistik (S. 435) zu verorten. Leider verzichtet die Verfasserin auch exemplarisch auf Medienvergleiche, die ihren Schlußfolgerungen noch mehr Überzeugungskraft hätten verleihen können.

Trotz mancher Kritik im Detail ist zu wünschen, daß diese gelungene Grundlagenarbeit motivieren wird und die DDR-Forschung durch weitere kommunikationshistorische Beiträge bereichert werden kann.

Peter Groos

Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989. Hrsg. von Hasso Spode (= Institut für Tourismus; Berichte und Materialien, Nr. 15). – Berlin: W. Moser, Verlag für universitäre Kommunikation 1996. 207 S.

Die „Reiseweltmeister" in Ost- und Westdeutschland waren in den vergangenen zwei Jahren wiederholt Gegenstand von Ausstellungen und Bildbänden. Das Rheinische Industriemuseum in Oberhausen zeigte im Frühjahr 1998 eine Schau mit Urlaubsvehikeln, und das Bonner Haus der Geschichte widmete sich unter dem Titel „Endlich Urlaub" der deutschen Reiselust.

Der hier vorzustellende Sammelband „Goldstrand und Teutonengrill" nähert sich in seinen zwölf Beiträgen dem Reise- und Urlaubsverhalten der Deutschen in Ost und West mit einem tourismusgeschichtlichen Ansatz. In der „vergleichenden Einführung" beschreibt Hasso Spode den Tourismus und seine Bedeutung für die DDR-Gesellschaft und eröffnet fünf Untersuchungsgebiete, die vom deutsch-deutschen Vergleich über den „rot-braunen" bis hin zu Vergleichen innerhalb Ost- und Westeuropas und länger zurückliegenden Reise- und Urlaubstraditionen reichen. Die folgenden Beiträge von Gundel Fuhrmann und Gerlinde Irmscher vertiefen dieses Thema. Gundel Fuhrmann untersucht das Jahr 1967 exemplarisch auf seine Bedeutung für die Entwicklung des Tourismus in der DDR. Sie wählt dieses Jahr, da hier „wegweisende außen- und sozialpolitische Entscheidungen; langfristige Trends im Tourismus" getroffen wurden. Gerlinde Irmscher wendet sich dagegen vor allem dem Auslandstourismus zu. Wie von Hasso Spode angekündigt, wird hier einigen Vorurteilen zum Urlaubsverhalten der DDR-Bürger sowie zur politischen Instrumentalisierung und ideologischen Inanspruchnahme durch die SED der Garaus gemacht.

Beide Autorinnen belegen, daß es eine Vielzahl individueller Reiseformen und -möglichkeiten gab. Der Staat verfolgte mit seinen Angeboten „organisierten Reisens" in den sechziger Jahren vor allem eine pragmatische Politik, die auf die „Sicherung einer touristischen Grundversorgung" zielte. Auch wenn „Kraft-durch-Freude"-Reisen (KdF) ebenso wie die Reisen des DDR-Gewerkschaftsdienstes „FdgB" politische Botschaften transportieren sollten, so machen gerade diese beiden Beiträge deutlich, daß der diktaturvergleichende Ansatz nur bedingt greift. Die Fixierung auf nationalsozialistische „KdF"-Reisen verstellt dabei zuweilen den

Blick auf längerwirkende historische Kontinuitäten. In diesen Fällen scheint es angebracht, den diktaturvergleichenden Ansatz stärker zu hinterfragen und nationalsozialistische Tourismusformen nicht als Vergleichsfolie zu verabsolutieren. Hier sollten die Wirkungen „ideologischer Instrumentalisierungsversuche" von Urlaub und Reisen durch beide deutsche Diktaturen zugunsten der Untersuchung der Grenzen von Indoktrination und der Einbeziehung älterer Reisetraditionen ergänzt werden. So scheint es angebracht, die „spezifische Form des modernen Massentourismus" in der DDR (Fuhrmann) mehr in Beziehung zur Entwicklung des Massentourismus in anderen Industriestaaten zu untersuchen.

Die in der Einleitung aufgeworfene Frage, ob die DDR eine „moderne Gesellschaft" war, versucht Hasso Spode mit der Feststellung zu beantworten, daß weder die „Strukturen des organisierten noch die des unorganisierten Tourismus" den postulierten „Modernisierungstendenzen einer Industriegesellschaft" folgten. Darauf aufbauend schlußfolgert Hasso Spode für die gesamte Entwicklung der DDR, daß es sich dabei – ausgehend von seinen Untersuchungen zum Tourismus in der DDR – lediglich um „potemkinsche Dörfer" gehandelt habe. Diese Einschätzung erscheint insgesamt dem Forschungsgebiet und seinem derzeitigen Erkenntnisstand nicht angemessen und zu pauschal.

Mit gängigen Klischees über die Reisetätigkeit der Westdeutschen räumen auch die nachfolgenden acht Beiträge zum Tourismus in der Bundesrepublik auf. In einem dem Band nachgestellten Überblicksbeitrag analysiert Armin Ganser die Entwicklung von Urlaub und Tourismus in der Bundesrepublik anhand von „touristischen Produkten". Bisher noch wenig beachtete Aspekte deutschen Reiseverhaltens beleuchten die Beiträge von Alexander Wilde, Ulrika Poock-Felle und Andrea Krausch, Rainer Schönhammer sowie Klaus-Peter Lorenz, die sich der unmittelbaren Nachkriegszeit zuwenden. Nicht nur, daß Alexander Wilde beschreibt, wie bereits im ersten Nachkriegsjahr Tausende deutscher Urlauber wieder in die Erholungsgebiete drängten und sich dort mit den in Pensionen und Hotels untergebrachten Flüchtlingen und Vertriebenen stritten. Man erfährt auch, welche Auswirkungen die Währungsreform auf das Reise- und Urlaubsgebahren deutscher Schwarzmarkthändler und Schieber hatte.

Ulrika Poock-Feller und Andrea Krausch beschreiben die Versuche Berlins, mit alliierter Unterstützung den Tourismus in Berlin wiederzubeleben und dabei mit dem Image der geteilten und vernichteten Stadt zu werben. Rainer Schönhammer und Klaus-Peter Lorenz wenden sich schließlich dem Wiedererstehen individueller Reiseformen und von den Nazis verbotener Reisen der „Naturfreundejugend" zu. Axel Schildt stellt in seinem Beitrag fest, daß die fünfziger Jahre entgegen der vorherrschenden Erinnerung keineswegs bereits vom Massentourismus geprägt waren und sich die Reiseziele bis weit in die sechziger Jahre hinein zu neunzig Prozent auf Österreich beschränkten. Der Irlandbegeisterung der Bundesdeutschen geht der Beitrag von Gisela Holfter nach. Mit Heinrich Böll, Arno Schmidt und Alfred Andersch hatte das „deutsche Seelenziel" (S. 143) prominente „Fürschreiber". Dem Imagewandel Italiens als heißem Liebesland – inzwischen zum „Teutonengrill" verkommen –, das nicht nur für Goethe, sondern auch für das zahlungskräftige europäische Bildungsbürgertum das erste Reiseziel war, widmet sich der Beitrag von Birgit Mandel. Auch der Aufsatz von Matthias Heeke über den Tourismus in die Sowjetunion bietet bisher unbekannte Einblicke in das östlichste europäische Reiseland.

„Wie wandelten Generationen von deutschen Urlaubern und Reisenden auf den Spuren ihrer eroberungswütigen Wehrmachts-(Groß-)Väter, und wie reagierten die erwählten Länder auf die neuerliche ‚deutsche Invasion'?" steht als indirekte Frage bei fast allen Beiträgen zwischen den Zeilen. Dabei besteht leicht die Gefahr, unreflektiert nationale Klischees weiterzugeben. Dazu zählt beispielsweise das von Hasso Spode den Ostdeutschen bescheinigte negative Reisendenimage als „häßliche Deutsche". Die Westdeutschen erhalten eine positive Bewertung, indem ihnen ein „bemerkenswert außenorientiertes, unpatriotisches" Auftreten bescheinigt wird (Spode, S. 23). Dies macht auf ein grundsätzliches Desiderat aller Beiträge aufmerksam. Hier muß eben nicht, wie Gerlinde Irmscher (S. 53) ironisch anmerkt, „Archäologie" betrieben werden. Noch leben Millionen von Zeitzeugen, die mit der Oral history zu ihren Urlaubs-, Reise- und Auslandserfahrungen befragt werden können und einige der von den Forschern in ihren Beiträgen aufgeworfenen Fragen zur Mentalitätsgeschichte beantworten helfen könnten.

Annette Kaminsky

MEHNERT, John Siegfried: **Die Gewerkschafts-Bande. Der größte Wirtschaftsskandal der Nachkriegsgeschichte, aufgeschrieben von dem Mann, der die Neue Heimat zu Fall brachte.** – Hamburg: Rotbuch Verlag 1997. 213 S.

Enthüller haben es nicht leicht. Die Veröffentlichung von John Siegfried Mehnert beweist dies einmal mehr. Ansonsten erfährt man vom Autor wenig Neues, obwohl der Untertitel des Buches vielversprechend verkündet: „Der größte Wirtschaftsskandal der Nachkriegsgeschichte, aufgeschrieben von dem Mann, der die Neue Heimat zu Fall brachte".

Die Sache liegt inzwischen über anderthalb Jahrzehnte zurück, und nicht jedem werden die damaligen Ereignisse erinnerlich sein – aber die Geschichte ist schnell erzählt. Anfang der achtziger Jahre sorgten Manager und Aufsichtsräte der „Neuen Heimat" (NH), des ehedem größten europäischen Wohnungsbauunternehmens, für Aufregung und Schlagzeilen. Verdeckt, d. h. über Strohmänner und Strohfirmen, hatten sie sich jahrelang bereichert und sowohl der NH wie deren Mietern beträchtlichen Schaden zugefügt. Soweit einer der vielen NH-Skandale, die damals aufflogen. Doch auch sonst erwies sich die NH-Geschäftspolitik als fragwürdig. Vorrangig mit seiner weltweit hemmungslos betriebenen Bodenspekulation hatte das Unternehmen 1985 Schulden in Milliardenhöhe, genau: 17400000000 DM, angehäuft. Eine astronomische Summe, die manchem jedoch vernachlässigenswert gegenüber dem immateriellen Schaden erschien, den die Affären um die NH anrichteten. Der Knackpunkt: Es ging um ein gewerkschaftseigenes Unternehmen, und dessen Aufsichtsrat war mit Spitzenfunktionären der Gewerkschaften besetzt. Die Enttäuschung über deren (Selbstbedienungs-)Verhalten war groß, das Ansehen der Gewerkschaften stark beschädigt, und parlamentarische Untersuchungsausschüsse u. a. der Hamburger Bürgerschaft sowie des Bundestages beschäftigten sich mit der Angelegenheit.

Über all dies ist in den vergangenen Jahren ausführlich publiziert worden.[1] Nebenbei bemerkt, meist mit die Orientierung erheblich erleichternden Abkürzungsverzeichnissen genannter Firmen, Verflechtungsdiagrammen gewerkschaftlicher Unternehmen und Personenindex – ein Service, mit dem Mehnert seine Leser leider nicht verwöhnt. Der Mann, „der die Neue Heimat zu Fall brachte", unterhält dafür mit Interna aus der Geschäftsführer- und Vorstandsebene der NH, in der er bis 1980 als Pressesprecher tätig war. Wer es noch nicht wußte, wird bei ihm u. a. einiges über den hemdsärmeligen Führungsstil des damaligen NH-Chefs Albert Vietor erfahren und vielleicht über die Aktivitäten des Unternehmens staunen, die durchaus auch Schmiergeldzahlungen, Devisenschmuggel und Subventionsbetrug umfaßten. Dies waren selbstredend allesamt unerhörte Vorgänge, die letztlich offenbaren, daß weder bei der NH noch den Gewerkschaften funktionierende Kontrollmechanismen existierten. Doch der Erkenntnisgewinn dieser Schilderungen wie auch der (berechtigten) Kritik am Selbstverständnis der Gewerkschaften, die sich als roter Faden durch das Buch zieht („Sie richteten sich im Kapitalismus profitabel ein und behaupteten, ihr Humanismus wäre unterdrückt", S. 208), hält sich in engen Grenzen. Kaum etwas, was man nicht zuvor bereits wußte.

Bleibt bei der Lektüre die Neugierde auf die Begleitumstände der Aufdeckung des NH-Skandals, die allerdings rasch gedämpft wird. Zu aufdringlich die Leiden des Enthüllers Mehnert, der, nachdem er behilflich war, die kriminellen Praktiken seines Arbeitgebers publik zu machen, für manche früheren Gesprächspartner zur „persona non grata" wurde. Das ist erstens verständlicherweise unerfreulich, zeichnet zweitens ein ziemlich unvorteilhaftes Bild dieser Personen, die sich offenbar weniger über die Unregelmäßigkeiten bei der NH echauffierten, und ist drittens nun einmal schlicht der Klassiker bei derartigen Enthüllungsgeschichten. Der „Überbringer der schlechten Nachricht" kann weder auf durchweg positive Reaktionen hoffen noch Beifall der „falschen Seite" ausschließen – und steht letztlich selbst oft genug in der Kritik. Anzunehmen, daß sich Mehnert all dies vorher nicht überlegt hat – zum Glück. Vietor und seine Kollegen hätten wohl sonst noch geraume Zeit ungestört ihren dunklen Geschäften nachgehen können. Andere NH-Insider schwiegen, und Journalisten schrieben allenfalls über den nachlässigen Umgang des gewerkschaftseigenen Unternehmens mit seinen Mietern.

„Keine deutsche Redaktion ist mit großen Netzen auf die Suche nach diesem Fisch gegangen, kein Rechercheur hat ihn geangelt, sondern ein gekränkter ehemaliger Angestellter der ‚Neuen Heimat' hat sein Wissen zu Geld gemacht. Weniger Gekränktheit beim Angestellten oder weniger Geld beim SPIEGEL, und die Öffentlichkeit hätte die Wahrheit vermutlich nie erfahren", schrieb der Publizist Wolf Schneider nach der NH-Enthüllung.[2] Mehnerts Gekränktheit ist in der Tat unüberlesbar. Seine Kündigung als NH-Pressesprecher gab offenkundig den Anstoß zum Enthüllen

(„Kündigung? Dadurch verwandelte sich eine vorsichtige Ermittlung in eine kämpferische Recherche", S. 161). Die Dokumente, die er noch bei der NH ergattern konnte, bot er „Stern" und „Spiegel" zur Veröffentlichung an – letzterer erhielt schließlich den Zuschlag. Mehnert hält sich in seinen Ausführungen über diese (Vermarktungs-)Phase etwas bedeckt über Modalitäten der Vereinbarung mit dem Hamburger Nachrichtenmagazin. Auch über die Höhe seines Informantenhonorars erfährt der Leser nichts. Nun ist es in der Branche kein Geheimnis, daß es sich dabei um einen sechsstelligen Betrag gehandelt haben soll, der dem „Spiegel" am 8. 2. 1982 die Titelgeschichte „Die dunklen Geschäfte von Vietor und Genossen" wert war. Ohne Frage, diese Geschäfte mußten öffentlich werden und aufhören – dem Informanten Mehnert sei sein Honorar gegönnt.

Heute, anderthalb Jahrzehnte später, ist die NH längst handelsregisterlich gelöscht. Nach einem beispiellosen Ausverkauf ihrer Liegenschaften und Schuldenausgleich auf Kosten von Gewerkschaftskassen stellte sie ihre Tätigkeit ein. Und so mag jeder nach dem schmählichen Ende der NH das Seine beklagen: die Beschädigung des Ansehens der Gewerkschaften, den Anfang vom Ende von gewerkschaftlichen Unternehmungen oder die vergebenen Chancen im Bereich des Wohnungsbaus. Man stelle sich nur vor, irgendwann im Laufe ihres unternehmerischen Wirkens hätte die NH qua Order ihrer Gewerkschaftsbasis eine etwas andere Wohnungsbaupolitik betrieben. In der Architektur und den Finanzierungstechniken z. B. gab (und gibt) es durchaus Alternativen mit der Zielsetzung eines weniger profit-, dafür um so nutzerorientierten Agierens. Weder die meist familienunfreundlichen Grundrisse noch die Finanzierung des sündhaft überteuerten Wohnungsbaus mit den bekannten Belastungen für (Staats-)Haushalt und Mieter müssen so sein, wie sie sind. Auf die Vorgaben kommt es an. Aber mit Managern wie NH-Chef Vietor und wenig Kontrolle ausübenden NH-Aufsichtsräten wie dem DGB-Chef Heinz Vetter war die Chance auf Innovation oder gar Umorientierung bereits von vornherein vertan, hätten sich doch bei Verfolgen einer anderen Wohnungsbaupolitik persönliche Gewinnmaximierungen (neben dem normalen, nicht zu knapp bemessenen Salär, versteht sich) nicht realisieren lassen.

„Im Aufstieg und Fall der Neuen Heimat zeigte sich der größte organisatorische Irrtum der Gewerkschaften in ihrer mehr als 100jährigen Geschichte" (S. 55), schreibt der ehemalige NH-Pressesprecher. Es gab da diese merkwürdige Diskrepanz zwischen (gewerkschaftlichem) Anspruch und (persönlicher Gewinnmaximierungs-)Wirklichkeit.

Aber auch dieses wußte man bereits vor Mehnerts Veröffentlichung.

1 *Informativ zum Fall „Neue Heimat" sind u. a. folgende Veröffentlichungen: Manfred Fuhrich, Christel Neusüß, Renate Petzinger u. a., Neue Heimat, Hamburg 1983; Franz Kusch, Macht, Profit & Kollegen. Die Affäre Neue Heimat, 2. Aufl., Bonn 1986; Georg Ritter, Gewerkschaften als Unternehmer. Ein Kapitel bundesdeutscher Wirklichkeit, München 1987; Günter Schifferer, Politische Skandale und Medien. Der Fall Neue Heimat, Hamburg 1988. Zudem findet man Kurzdarstellungen des Falles NH in den einschlägigen Skandalchroniken, u. a. bei: Die Skandale der Republik. Hrsg. von Georg M. Hafner und Edmund Jacoby, Hamburg 1990.*

2 *Wolf Schneider, Unsere tägliche Desinformation. Wie die Massenmedien uns in die Irre führen, 2. Aufl., Hamburg 1984, S. 194.*

Cordula Ludwig

REESE, Roger R.: **Stalin's reluctant soldiers. A social history of the red army, 1925–1941** (= Modern war studies). – Lawrence: University Press of Kansas 1996. 267 S.

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion haben sich die Perspektiven historischer Betrachtung deutlich verschoben. Standen ehedem schon aufgrund mangelnder Informationen und Zugriffsmöglichkeiten auf sowjetische Archive die zentralen politischen Institutionen im Zentrum der Forschung, so wendet man sich heute verstärkt der Peripherie und den unteren Ebenen von Staat und Gesellschaft zu. Das schließt auch das Militär ein. Führende Historiker und Analytiker der Roten Arbeiter- und Bauernarmee (RKKA) wie John Erickson waren bislang gezwungen, sich in ihren Arbeiten auf die zentralen Institutionen des Militärs zu beschränken.[1] Erst mit der finalen Krise der Sowjetunion, deren Manifestationen Glasnost' und Perestroika hießen, und besonders nach dem Zusammenbruch der staatlichen und gesellschaftlichen Strukturen hat sich auch hier der Blickwinkel verändert.

Mark van Hagen legte 1990 die erste bedeutende Studie zur Roten Armee vor, die sowohl auf

Forschungen in sowjetischen Archiven als auch auf einem Perspektivenwechsel von unten nach oben beruhte.[2] In diese junge Tradition reiht sich auch die Arbeit des an der Texas A&M University lehrenden Historikers Roger Reese ein. Das zentrale Ziel seiner Untersuchung sieht Reese in einer Erklärung dafür, warum die Rote Armee 1941 der Nazi-wehrmacht kaum Widerstand entgegensetzen konnte und so exorbitante Verluste hinnehmen mußte. Durch die Untersuchung der Organisation der Roten Armee und ihres Umganges mit ihren menschlichen Ressourcen will er dieses Ziel erreichen.

Seine zentrale These lautet: Die Rote Armee hatte bedeutsame interne Probleme, die mehr als alle anderen Faktoren zu den großen militärischen Niederlagen 1941 und 1942 beitrugen. Der wichtigste Einzelfaktor im Hinblick auf die Kampfunfähigkeit der Armee ist im schnellen Wachstum in den dreißiger Jahren zu sehen. Die internen sozialen und organisatorischen Probleme wuchsen mit der Armee rasch an, und die Möglichkeiten der Führung, mit diesen Schwierigkeiten fertig zu werden, nahmen rapide ab. Hinzu kamen Schwierigkeiten mit der Versorgung und dem allgemeinen Lebensstandard. Äußere Faktoren wie die Konflikte mit Japan und das schnelle Anwachsen des militärischen Potentials in Nazideutschland trugen ebenfalls sowohl zur raschen Ausdehnung als auch zum Übergang zu einer traditionellen Armee bei. Der mit der Vergrößerung der Armee verbundene höhere Personalbedarf führte zu einer Vernachlässigung der Kriterien, die insbesondere die Eignung von Offizieren betrafen. Zudem versahen die meisten Soldaten ihren Dienst aus sozialen und ökonomischen Gründen eher widerwillig, denn in der Industrie konnten sie als Arbeiter wesentlich mehr verdienen. Auf diese Weise wurde die Armee genauso anfällig für das soziale Chaos, das im Rest der Sowjetunion herrschte. Dessen Hauptcharakteristika bestanden aus: Disziplinlosigkeit am Arbeitsplatz, Fluktuation der Arbeitskräfte und Mangel an kompetentem und ausgebildetem Leitungspersonal. Insgesamt muß der Ausbildungsstand des Personals auf allen Ebenen als unbefriedigend angesehen werden und für einen Krieg als in keiner Weise ausreichend.

Auffällig ist, daß Reese äußeren Faktoren nur eine untergeordnete Bedeutung zukommen läßt. Insbesondere der „Säuberung" der Militärführung in den Jahren 1937 und 1938 sowie der Wiedereinführung der dualen Kommandostruktur, die dem Kommandeur einen politischen Kommissar an die Seite stellte, mißt er in bezug auf die militärischen Katastrophen der Roten Armee ein geringes Gewicht bei. Der Terror wird vom Autor besonders im Hinblick darauf ins Spiel gebracht, wie sich die Methoden verändert haben, Soldaten zu Offizieren zu machen und weiter zu befördern. Im übrigen geht Reese von einer erheblichen Übertreibung sowohl der bisher angenommenen Opferzahlen des Terrors als auch der Bedeutung aus, die dieser für die und in der Armee gespielt hat. Mit dieser Darstellung reiht er sich in die Reihen der „Revisionisten" ein, deren Hauptcharakteristikum in der Verharmlosung des stalinistischen Terrors zu sehen ist. Sieht man von diesem Makel ab, handelt es sich insgesamt gesehen um eine – besonders aufgrund der intensiven Quellenarbeit – verdienstvolle Darstellung der internen Probleme und Entwicklungen der Roten Armee, die unser Verständnis von einem bedeutsamen Segment der stalinistischen Gesellschaft zu bereichern vermag.

1 *Vgl. die lange Zeit Maßstäbe setzende Arbeit von John Erickson, The soviet high command. A military-political history, New York 1962.*

2 *Mark von Hagen, Soldiers in the proletarian dictatorship. The red army and the soviet socialist state, 1917–1930, Ithaca und London 1990.*

Ralf Zwengel

Planung, Inszenierung und Wirkung der Moskauer Schauprozesse von 1936, 1937 und 1938 in der UdSSR. Eine Chronik. Zusammengestellt von Wladislaw Hedeler. – Berlin: Helle Panke zur Förderung von Politik, Bildung und Kultur e.V. 1996. 67 S.

Während des „großen Terrors" in der Sowjetunion in den Jahren 1936 bis 1938 überschlugen sich die Ereignisse derart, daß der Überblick leicht verlorengehen kann. Wladislaw Hedeler will dieses Problem mit seiner hier vorzustellenden Broschüre lösen. Darin werden alle wichtigen Daten chronologisch geordnet. Ergänzt werden diese Fakten durch in den letzten Jahren veröffentlichtes Archivmaterial. Dadurch ist die Chronologie nicht nur für den historisch Interessierten, sondern auch für den Stalinismusforscher von einigem Wert, finden sich hier doch Informationen an einem Ort versammelt, die andernfalls mühsam zusammengesucht werden müßten.

Allerdings wurde die Chronik offenbar keiner Endredaktion unterzogen, denn es lassen sich gelegentlich Einträge finden, die widersprüchlich sind

oder keinerlei Informationswert besitzen. So heißt es beispielsweise im Eintrag 15. 10. 1936: „Ulrich an Berija. Vom 1. 10. 1936 bis zum 30. 9. 1938 fällte das Militärkollegium des Obersten Gerichtes der UdSSR in Moskau und in sechzig Städten folgende Urteile: Tod durch Erschießen in 30514 Fällen, Gefängnisstrafen in 5643 Fällen." Auch wenn man den „Weitblick" und die „Weisheit" der Parteiführung in Rechnung stellt, so ist es doch wenig wahrscheinlich, daß die genauen Urteile schon zwei Jahre vorher erkannt wurden. Auch die Notiz zum 14. 11. 1936 ist wenig erhellend: „Berijas Broschüre ist erschienen." Weder vorher noch nachher findet sich ein Hinweis, der diese Information in irgendeinen Kontext einbettet.

Besonders problematisch ist allerdings Hedelers Umgang mit den Opferzahlen. Völlig unkritisch und ohne jeden relativierenden Hinweis werden die umstrittenen, weil sehr niedrigen Zahlen des russischen Historikers Zemskov als Tatsachen dargestellt. Mit keinem Wort werden die schon seit über einem Jahrzehnt geführten Auseinandersetzungen in der Wissenschaft über die Höhe der Opfer des stalinistischen Terrors erwähnt. Das Namensverzeichnis, welches die Broschüre verdienstvollerweise enthält, ist leider ebenfalls nicht fehlerfrei. Abschließend sei noch darauf hingewiesen, daß die Broschüre sprachlich nicht einheitlich abgefaßt ist. Der Verfasser wechselt ständig zwischen der in der DDR üblich gewesenen und der wissenschaftlichen Schreibweise russischer Ausdrücke, ohne allerdings die dafür nötigen diakritischen Zeichen zu verwenden.

Als Fazit bleibt festzuhalten, daß das insgesamt positiv zu wertende Unterfangen Hedelers, dem interessierten Publikum einen Überblick über einen ereignisreichen Zeitraum zu verschaffen, durch eigene Nachlässigkeiten getrübt wird.

Ralf Zwengel

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből: Évkönyv XXV (1999) (Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung: Jahrbuch 25 [1999]). – Budapest: Magyar Lajos Alapítvány 1998. 335 S.

Unterstützt unter anderem von der Internationalen Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH), erscheint das Jahrbuch zur Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung zum 25. Mal. Im Zentrum dieses Bandes steht der indische kommunistische Theoretiker und Politiker *Rajani Palme Dutt (1896–1974)*, dessen Leben und Wirken mit sieben Beiträgen gewürdigt wird. Zwei der Artikel sind zunächst im englischen Original abgedruckt (Philip Rawlinson, Sudeshna Chakrovorty). Des weiteren werden – wie auch schon in den früheren Jahrbüchern – thematisch zusammengefaßt zahlreiche knappe Beiträge und Berichte, kurze Ausschnitte und prägnante Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung, der sozialen Kämpfe und sozialistischen Ideen veröffentlicht.

So bildet das Jahr *1924* den zeitlichen Rahmen für Artikel über die Beziehungen zwischen der Italienischen Kommunistischen Partei und der Komintern sowie über die Tätigkeit der britischen Labour-Partei-Regierung. *Osteuropa mit westlichen Augen* vereint Kommentare aus Westeuropa, u. a. über die deutsche PDS. Aktuelle Probleme des gewerkschaftlichen Kampfes in Deutschland, England, Frankreich, Rußland und Spanien bündelt die Rubrik *Internationale Gewerkschaftsbewegung.* Der *Hintergrund* aktueller Angelegenheiten linker Parteien und Bewegungen wird durch kurze Ausschnitte aus der internationalen Literatur und Presse beleuchtet.

Die Zeitschrift „La Revue Socialiste" skizziert János Jemnitz in der ständigen Spalte *Aus der Geschichte der Arbeiter- und sozialistischen Presse.* Bei den *Dokumenten* sei auf Briefe von Pierre Renaudel an Kautsky und Bernstein hingewiesen, die im Auszug veröffentlicht werden. Der Abschnitt *Ereignisse und Jahrestage* umreißt historische und aktuelle Geschehen, wie die sozialpolitische Krise der spanischen Sozialisten 1899, den Kongreß der britischen Gewerkschaften 1997, den Dezemberstreik 1995 in Frankreich, sozialdemokratische Politik in Dänemark 1996–1997 oder Reminiszenzen zum hundertsten Geburtstag von Aneurin Bevan. Kurzbiographien gedenken der *Lebenswege* und Leistungen hervorragender Persönlichkeiten sowie von *Historikern der Arbeiterbewegung und des Sozialismus.* Erinnert wird neben anderen an Wilhelm Dittmann, Käte Duncker, Friedrich Ebert, Philip S. Foner, Heinrich Heine, Zdeněk Mlynář, Oda Olberg, Heinrich Scherrer und Konni Zilliacus.

Als *International Supplement* werden Beiträge in englischer oder deutscher Sprache publiziert, darunter „Die Linke in Europa" (Kate Hudson), „František Soukup (1871–1949)" (Pavla Vošahliková) und „Die drei sozialdemokratischen Regierungen in Schweden 1920, 1921, 1923" (Martin Grass). Kongreßberichte und Rezensionen runden den Band ab.

Dagmar Goldbeck

ARMANSKI, Gerhard: **Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne.** – Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot 1993. 206 S.

STETTNER, Ralf: **„Archipel GULag". Stalins Zwangslager – Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant. Entstehung, Organisation und Funktion des sowjetischen Lagersystems 1928–1956.** – Paderborn, München, Wien und Zürich: Ferdinand Schöningh 1996. 448 S.

Der an den Universitäten Frankfurt a. M. und Osnabrück lehrende Gerhard Armanski hat sich dem „Lager" als einer Erscheinungsform gewidmet, die in vielen Diktaturen nicht nur dieses Jahrhunderts eine zentrale Rolle gespielt hat. Der Autor beschränkt sich in seiner Studie allerdings auf die beiden totalitären Regime, die dem Lagerbegriff in diesem Jahrhundert eine qualitativ neue Bedeutung verliehen haben: den Nationalsozialismus und den Stalinismus. Armanskis Bemühung ist insofern zu begrüßen, als bislang komparative Arbeiten zum Lager kaum vorliegen[1].

Wer aber erwartet, daß der Verfasser hier eine empirisch gestützte vergleichende Untersuchung vorlegt, der wird enttäuscht. Lediglich auf den letzten vier (!) Seiten vergleicht Armanski das KZ-System mit dem sowjetischen Lagersystem, allerdings nicht ohne Widersprüche. So spricht er im Zusammenhang mit dem Aufstand von Norilsk im Jahre 1953 von Arbeitsvernichtungslagern, in die die Führer des Aufstandes, sofern sie nicht hingerichtet wurden, deportiert wurden (S. 183). Wenige Seiten später zitiert er zustimmend einen Autor mit den Worten: „Es gab weder den Willen zur Massentötung, keine auch nur annähernd vergleichbare Folter und keine Vernichtung durch Arbeit" (S. 189). Hier manifestiert sich nicht nur unklares Denken, sondern auch eine weitgehende Unkenntnis der in den Jahren zuvor zahlreich erschienenen russischsprachigen wie auch zeitgenössischen Quellen sowie der neueren Forschungsarbeiten und -kontroversen. Es verwundert deshalb auch nicht, daß Armanski fast die Hälfte seines Buches dem KZ-System, dem stalinistischen Lagersystem aber lediglich ein gutes Viertel gewidmet hat. Aber nicht nur quantitative Schieflagen offenbart Armanski in seiner Arbeit, sondern auch ideologische. Während er das KZ-System als „Instrument einer aggressiven und expansiven Diktatur auf kapitalistischer Grundlage" mit dem Ziel der „Brechung und Vernichtung der Opfer" ansieht, stellt er die stalinistischen Lager als „Zwangsjacken des Fortschritts" im Dienste einer „nachzuholenden Moderne" dar. Diese Art der Argumentation ist es, die in der aktuellen Diskussion um das „Schwarzbuch des Kommunismus" im Zentrum der Kritik steht, stellt sie doch den stalinistischen Terror praktisch in den Dienst, einer wenn nicht guten, so doch historisch notwendigen Sache.

Armanskis Arbeit kann in keinem ihrer Teile überzeugen. Zum großen Teil besteht sie aus Aufzählungen diverser Details aus dem KZ- bzw. GULag-Alltag, die im allgemeinen banal und nicht neu sind und sich obendrein oft wiederholen. Im Bereich der Interpretation leidet die Arbeit nicht nur an den benannten ideologischen Schieflagen, sondern auch daran, daß sich Armanski eines soziologisierenden Jargons befleißigt, hinter dem sich häufig nichts weiter als Plattheiten verbergen. All das macht die Lektüre zu einer Tortur.

Wohltuend hebt sich dagegen die Arbeit des jungen Bonner Historikers Ralf Stettner ab, die ausschließlich dem sowjetischen Lagersystem der Ära Stalins gewidmet ist. Der Autor beabsichtigt, „einen ersten Überblick über die organisationsgeschichtlichen Wurzeln, die wirtschaftlichen und rechtlichen Voraussetzungen sowie Rahmenbedingungen, Organisation und Funktion zu geben". Diese „Organisationsgeschichte des GULag" basiert auf der systematischen Auswertung der bisher zugänglichen Literatur und der veröffentlichten Quellen und soll dem Forscher einen Überblick verschaffen, „der es ihm ermöglicht, mit gezielteren Fragen an das wenige zur Verfügung stehende Archivmaterial heranzugehen und seine Funde besser in das Gesamtsystem GULag einordnen zu können". Das Buch ist in drei große Abschnitte unterteilt. Nach der Einführung, die die Quellenlage und den Forschungsstand darstellt, werden im ersten Teil die „organisationsgeschichtlichen Wurzeln des GULag [...] und die Bedingungen in Wirtschaft, Sowjetrecht und Staatssicherheitssystem, mit und unter denen das Lagersystem arbeitete", herausgearbeitet. Im zweiten Teil werden dann die „Organisation des Zwangsarbeitslagerimperiums und dessen Einbeziehung in die staatliche Wirtschaftsplanung erörtert sowie die verschiedenen Einsatzarten, Branchen und Regionen, in denen Lagerinsassen Zwangsarbeit verrichteten, vorgestellt". Im dritten Kapitel schließlich „werden die herrschaftssichernde und wirtschaftliche Funktion des Lagersystems erörtert und beschrieben, wie das Lagersystem in den Jahren 1953 bis 1956 reduziert und reformiert wurde". Im Anhang befinden sich zudem Karten der Lagerstandorte, Organisationspläne sowie eine kurze Darstellung der Forschungskontroverse um die Insassenzahlen

der Lager. Ein ausführliches Abkürzungsverzeichnis erleichtert die Arbeit mit dem Text erheblich.

Insgesamt gesehen ist Stettner das verdienstvolle Unternehmen gelungen, eine Art GULag-Handbuch zu erstellen, das dem Forschenden wie dem Studierenden Auskunft über den Forschungsstand zu geben in der Lage ist. Gelitten hat allerdings die Lesbarkeit: der Text ist vollgespickt mit Abkürzungen und mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat versehen, was seinen Charakter eines Nachschlagewerkes noch einmal unterstreicht. Gelegentlich wirken Stettners Anmerkungen allerdings etwas kleinkariert. So etwa, wenn er den falschen bzw. ungenauen Sprachgebrauch des Begriffes GULag (Glavnoe upravlenie lagerei – Hauptverwaltung der Lager) in zahlreichen Arbeiten kritisiert (S. 22, Anm. 4). Das wirkt um so befremdender, als er ihn selbst nicht richtig in die deutsche Sprache integriert: Hauptverwaltung benötigt den weiblichen und nicht den männlichen Artikel. Genaugenommen heißt es also die und nicht der GULag. Bemerkenswert ist auch, daß sich der Verfasser nicht mit einigen wichtigen französischen Arbeiten von Maurice Merleau-Ponty[2] und André Glucksmann[3] auseinandersetzt, die nicht nur für die französische Diskussion wichtig waren, sondern eine Entwicklung in Gang gesetzt haben, die schließlich beim „Schwarzbuch des Kommunismus"[4] angekommen ist. Dadurch wird aber das Verdienst Stettners in keiner Weise geschmälert, ein auf absehbare Zeit Standards setzendes Handbuch erarbeitet zu haben, dem eine breite Leserschaft zu wünschen ist.

1 *Mit Ausnahme von Andrzej J. Kaminski, Konzentrationslager 1896 bis heute. Geschichte, Funktion, Typologie, München 1990, liegt nichts zu diesem Thema vor.*

2 *Maurice Merleau-Ponty, Humanismus und Terror. 2 Bde., Frankfurt a. M. 1966.*

3 *André Glucksmann, Köchin und Menschenfresser. Über die Beziehung zwischen Staat, Marxismus und Konzentrationslager, Berlin (W.) 1976.*

4 *Stéphane Courtois u. a., Le livre noir du communisme. Crimes, terreur et répression, Paris 1997.*

Ralf Zwengel

PARIN, Paul: **Es ist Krieg und wir gehen hin. Bei den jugoslawischen Partisanen** (= eva-Taschenbuch, Bd. 235). – Hamburg: Europäische Verlagsanstalt / Rotbuch Verlag 1997 (zuerst erschienen: Berlin, Rowohlt Verlag 1991). 286 S.

Das im folgenden vorzustellende Buch des Schweizer Neurologen, Psychoanalytikers und Schriftstellers Paul Parin erschien, auch für den Autor etwas überraschend, 1997 – sechs Jahre nach der Erstveröffentlichung – in der dritten, unveränderten Auflage. Ursprünglich geschrieben, um „Erinnerungen vor dem Vergessen zu bewahren" und um einen Einblick in die Geschichte der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien in dem Augenblick ihres zu erwartenden Zerfalls zu geben, ist bei der Neuauflage die Intention hinzugetreten, vermittels der in dem Buch beschriebenen „Auseinandersetzung der Erzähler mit den Ereignissen und unserer Deutung der geschichtlichen Epoche", „einen Beitrag für zukünftige politische Diskussionen" zu leisten.

Worum geht es aber nun in diesem Buch, welche Ereignisse werden beschrieben und interpretiert, und inwieweit gewinnen sie dadurch neue Aktualität?

In einem zeitlichen Abstand von fünfundvierzig Jahren hat Parin seine Erinnerungen an die Zeit der ersten chirurgischen Mission der CSS (Centrale Sanitaire Suisse – Schweizer Ärzte und Sanitätshilfe) bei den jugoslawischen Partisanen niedergeschrieben. Anfang Oktober 1944 – nach fast einem Jahr der Vorbereitung – bricht in Genf ein sieben Mitglieder zählendes Schweizer Ärzteteam samt chirurgischer Ausrüstung auf, um, abgesichert durch einen militärischen Transportbefehl der alliierten Armee, zu den Einheiten der von Tito geführten jugoslawischen Freiheitskämpfer zu gelangen. Über Marseille, Neapel und Bari führt die teilweise abenteuerliche Reise schließlich zur befreiten dalmatinischen Hafenstadt Grumo, die allerdings nur kurze Zwischenstation auf dem Weg nach Montenegro ist. Dort wird die kleine Gruppe getrennt und verschiedenen militärischen Einheiten zugewiesen. Erster Einsatzort für Parin und seine Ehefrau Goldy Parin-Matthèy ist die Adriainsel Badija, auf welcher die Verwundeten in einer zu einem Spital umfunktionierten Klosterschule versorgt werden. Von dort werden sie dann im Januar 1945 mitsamt der Patienten in das Zentralspital Meljine bei Herceg Novi verlegt; hier wird die medizinische Betreuung bis Ende April des gleichen Jahres fortgesetzt. Im darauffolgenden Monat, glücklich den sich häufenden Konflikten mit dem Kommandanten Rados entflohen zu sein und

die Kameraden lebend in Belgrad anzutreffen, werden Parin und seinen Landsleuten verschiedene Aufgaben zugewiesen, die ihren Abschluß in der Übernahme des Spitals für reparatorische Chirurgie in Pancevo finden. Hier, am Rande der pannonischen Tiefebene, findet dann irgendwann im Sommer des Jahres 1945 auch die Tätigkeit der schweizerischen Hilfsmission für die jugoslawischen Partisanen ein eher unspektakuläres Ende, da keine neuen Patienten mehr eingewiesen werden. Soweit der äußere Handlungsrahmen, dem zu folgen nicht immer ganz leicht fällt, da Parin in den Erzählstrom mitunter Erinnerungen an spätere Aufenthalte in Jugoslawien und Reflexionen über die politische Situation des Landes zum Zeitpunkt seiner Auflösung einfließen läßt.

Als aufgeschlossener, aber zeitlich doch eingebundener Leser, kann man sich an dieser Stelle fragen – und diese Frage ist berechtigt, denn das Buch richtet sich nicht in erster Linie an Fachwissenschaftler oder Jugoslawienexperten – warum man zu einer Publikation greifen sollte, die wenig aktuell zu sein scheint, erzählt sie doch von der Hilfe bei der Befreiung und dem unter kommunistischer Führung vollzogenen Wiederaufbau eines Landes, das mittlerweile längst zerfallen ist.

Nun, zunächst einmal ist Parin ein guter Beobachter und ein in keiner Phase langweiliger Erzähler, der, wenn man von wenigen Schwächen, wie z. B. dem verklärenden Exkurs über die Schönheit der Revolutionäre absieht, ein realistisches und zuweilen auch ironisch-distanziertes Bild der damaligen Verhältnisse zeichnet. So gelingt es ihm nicht nur, einen Einblick in die alltäglichen Mühen eines chirurgischen Ärzteteams zu vermitteln, Stimmungen und Gefühle wiederaufleben zu lassen und dem Leser die Mentalität der Partisanen näherzubringen, sondern gleichzeitig auch dies alles in einen theoretischen Rahmen einzuordnen, der die Widersprüche zwischen der Theorie des kritischen Sozialismus und der Praxis des jugoslawischen Befreiungskrieges und der sich daran anschließenden kommunistischen Bürokratisierung aufzudekken vermag. Diese Widersprüche aber zumindest in einigen Phasen seines ärztlichen Engagements bei den Partisanen überwunden zu haben, ist die eigentliche Quelle für den Glauben des Autors an die Zukunft einer sozialistischen Utopie. Insofern ist das Buch durchaus politisch, obwohl man natürlich darüber streiten kann, ob die innere Zufriedenheit, die der Autor damals empfand, nicht einfach der Genugtuung entsprang, mit einer Gruppe Gleichgesinnter und Freunde zur richtigen Zeit das Richtige getan zu haben. Doch das ist kein Mangel des Buches, man muß kein Anhänger der politischen Auffassungen Parins sein, um das Buch mit Gewinn lesen zu können. Es bietet die Gelegenheit, Geschichte aus einer durchaus ungewöhnlichen Perspektive, nämlich aus dem Blickwinkel eines zwar in die Geschehnisse eingebundenen, aufgrund seiner Nationalität jedoch auch wieder außenstehenden Zeitzeugen, der über den Gang der Ereignisse reflektiert, zu erleben. Natürlich bleibt Geschichte hier subjektiv, eben bezogen auf die Eindrücke Parins, doch wird kein Stoff für ein neues Heldenepos geliefert und schließlich: Trotz allen politischen Anspruches hat man nicht das Gefühl, als gehe es dem Autor darum, seinen Lesern die eigene Einstellung aufzuzwingen, man kann das Buch durchaus als ein persönliches Bekenntnis zu einer Lebensweise auffassen, die dem Kampf für die Verwirklichung der eigenen Überzeugungen Priorität einräumt.

Thomas Brandt

Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945–1980. Hrsg. von Hannes SIEGRIST und Bo STRATH (= Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung, Jg. 6 [1996], H. 3). – Leipzig: 1996. 190 S.

Der Band ist mit Schweden, der Bundesrepublik und der DDR Staaten gewidmet, die von der wohnhistorischen Forschung bislang unterschiedlich berücksichtigt worden sind, dementsprechend unterschiedlich sind die Voraussetzungen für den Vergleich. Ist die Wohnungspolitik der frühen Bundesrepublik inzwischen durch eine Reihe von Quellenstudien gut erforscht, verfügt auch Schweden über eine längere Forschungstradition, so sind entsprechende Untersuchungen für die DDR noch selten.

Der zeitliche Schwerpunkt der Beiträge liegt auf den fünfziger und sechziger Jahren – hier ist der Kenntnisstand im allgemeinen am fortgeschrittensten. Allein für die DDR wird der Zeitraum bis etwa 1980 ausgedehnt, da die Wohnungspolitik dort erst nach 1970 ihre spezifisch staatssozialistische Kontur gewann.

In ihrer instruktiven Einführung benennen die Herausgeber gesellschaftliche Kontextvariablen, denen maßgebliche Prägekraft für die Wohnungsbaupolitik zugeschrieben wird. Im Vordergrund steht die Frage nach der Steuerbarkeit moderner

Gesellschaften durch zentralstaatliche Politik. Daneben sind es vor allem die zugrundeliegenden gesellschaftspolitischen Leitbilder, zugespitzt in der Option für eine Mieter- oder eine Eigentümergesellschaft, und die jeweiligen Akteurskonstellationen nebst zugehöriger Interessen, die sich wie ein roter Faden durch alle Beiträge ziehen. Erklärtes Ziel ist es, vor allem Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und nicht – wie häufig der Fall und zu Recht kritisiert – der Überzeichnung von nationalen Unterschieden Vorschub zu leisten.

Axel Schildt zeichnet die Grundlinien der frühen Wohnungsbaupolitik nach, verweist auf Kontinuitäten zum Nationalsozialismus und zur Weimarer Zeit, warnt allerdings davor, nun in Umkehrung früherer Forschungsmeinungen die vollzogene Neuorientierung zu vernachlässigen. Quintessenz seines Beitrags ist die Charakterisierung der Wohnungspolitik als mittelstandsorientiert: Aus dem weitgezogenen Berechtigtenkreis des sozialen Wohnungsbaues seien vor allem die zahlungskräftigen Wohnungssuchenden zum Zuge gekommen – zum Teil eine Folge der gängigen Praxis, die Mieter an der Wohnungsbaufinanzierung zu beteiligen. Diese These vertritt auch Georg Wagner-Kyora. Sein Augenmerk richtet sich insbesondere auf den föderalen Aspekt der bundesdeutschen Wohnungsbaupolitik, namentlich die Beeinflussung der Gesetzgebung durch den Bundesrat und die länderspezifische Ausführungspraxis der Wohnungsbauförderung. Insbesondere bei der Beratung des Zweiten Wohnungsbaugesetzes zeigte sich, daß auf der Länder- und wohl auch der kommunalen Ebene der Konsens über die Parteigrenzen hinweg groß genug war, um auch CDU-regierte Länder zum Votum gegen die Bundesregierung zu bewegen. Die von der Bundesregierung in den fünfziger Jahren forcierte Priorität für das Eigenheim konnte daher nicht in der gewünschten Weise durchgesetzt werden. Eine zusätzliche Nuancierung erhielt die Baupolitik durch die Kommunen. Diese verfügten zwar nicht mehr über den Handlungsspielraum wie in der Weimarer Republik, konnten gleichwohl deutliche Akzente setzen, sofern die Beanspruchung durch den Obdachlosenwohnungsbau – diesen hatten die Kommunen ganz aus eigener Kraft zu bewältigen – noch Kapazitäten frei ließ.

Ebenfalls auf die Rolle der Gemeinden zielt Thord Strömbergs Fallstudie zur lokalen, jeweils sozialdemokratisch bestimmten Baupolitik der Städte Örebro und Norrköpping. Ihm gelingt der Nachweis, daß weniger die regierende Partei als vielmehr Eigenart, Traditionen, Interessenkoalitionen und Machtverhältnisse der lokalen Akteure insgesamt ursächlich für unterschiedliche Bauergebnisse waren. So wurde in Norrköping stärker der genossenschaftliche, in Örebro hingegen der städtische Mietwohnungsbau bevorzugt. Als Erklärungskategorie führt Strömberg den Begriff des *urbanen regimes* ein, der sicherlich über das schwedische Beispiel hinaus Beachtung finden sollte.

Im Mittelpunkt von Mats Franzens Beitrag steht die zentralstaatliche Wohnungspolitik Schwedens seit den fünfziger Jahren, als diese ein integraler Bestandteil der gesellschaftspolitischen Vision des *Folkhems* wurde, das „Schweden als ein Heim des Volkes" imaginierte. Insbesondere durch das sog. Millionenprogramm von 1965 bis 1974 wurden die Wohnverhältnisse auf ein nie dagewesenes Niveau gehoben, allerdings ergaben sich auch Folgeprobleme beträchtlichen Ausmaßes.

Thomas Hoscislawskis Überblick über vierzig Jahre DDR-Wohnungsbaupolitik fällt recht knapp aus. Die sechs unterschiedenen Phasen folgen im wesentlichen den bekannten Zäsuren (1953, 1959, 1963, 1971) der politischen Geschichte. Das Jahr 1965 markiert den langfristig bedeutsamen Wendepunkt in der Frage der Bauträgerschaft: Richteten sich zuvor die Erwartungen stärker an die genossenschaftlichen Bauträger, so wurde seit Mitte der sechziger Jahre zunehmend der staatliche Wohnungsbau favorisiert. Hoscislawskis Urteil über die Ergebnisse der Wohnungspolitik fällt harsch aus: „Die Baupraxis [...] zeichnete sich durch Ergebnisse aus, die in Gestaltqualität, Gebrauchsfähigkeit und Ausführungsqualität nicht selten bis an die Grenzen der Primitivität heranreichten" (S. 71).

Siegfried Grundmann beleuchtet den Einfluß der Standortwahl bei der Anlage von Großsiedlungen auf die räumliche Umverteilung der Bevölkerung in der DDR vornehmlich für die Jahre von 1971 bis 1989. Die industriellen und administrativen Zentren waren zugleich Schwerpunkte des Wohnungsbaus. Grundmann wertet diesen Zug der DDR-Wohnungsbaupolitik als antiurban. Der Wohnungsbau vollzog sich an relativ wenigen Standorten, ging einher mit großmaßstäblichem Verfall von Altbausubstanz in Groß- und Mittelstädten und verkam schließlich vollends zu einem „Mechanismus der räumlichen Umschichtung von Problemen" (S. 173).

Rainer Weinert geht der Entwicklung des gemeinwirtschaftlichen Wohnungsbaus der westdeutschen Gewerkschaften – noch am ehesten ein Sonderweg – nach. Diese begann mit dem Schleswig-Holstein-Projekt des DGB 1950/51 und führte 1954 zur Konzernbildung der „Neuen Heimat". Hatte sich die „Neue Heimat" in den fünfziger Jahren

noch in erster Linie dem gemeinnützigen Wohnungsbau gewidmet, so nahm sie seit den sechziger Jahren eine Richtung, die später mit dem „Herauswachsen aus der Gemeinnützigkeit" bezeichnet werden sollte. Von den Gewerkschaften zunehmend abgekoppelt, machten Klientelbeziehungen und mangelnde Kontrolle der Geschäftspolitik den Konzern krisenanfällig.

Zu den wichtigsten Ergebnissen des Bandes gehört die Erkenntnis, daß der Wohnungspolitik zwar stets zentrale Bedeutung für die Herstellung politischer Legitimation zukam, andererseits ihre Steuerungsmöglichkeiten begrenzt waren. Selbst in der DDR erlitt der umfassende Steuerungsanspruch Schiffbruch. Stehen in der Sozialstaatsforschung Esping-Andersens Schweden und die Bundesrepublik für zwei Idealtypen westeuropäischer Sozialstaatlichkeit, so erweist sich die wohnungsbaupolitische Praxis keineswegs als so unterschiedlich, wie man erwarten könnte. Differenzen waren nicht allenthalben grundsätzlicher Natur und oft nicht so groß wie angenommen, auch manche unvermutete Ähnlichkeit ließ sich finden. Es gab beträchtliche westdeutsch-schwedische und einige ostdeutsch-schwedische Gemeinsamkeiten. Anfangs enthielt die Wohnungspolitik aller drei Staaten planwirtschaftliche Elemente. Schweden hielt länger daran fest als die Bundesrepublik, die schon früh die möglichst vollständige (Re-)Integration in die Marktwirtschaft anvisierte. Die DDR integrierte die Wohnungspolitik vollständig in die Planwirtschaft.

Die analytische Schärfe der Beiträge insbesondere Georg Wagner-Kyoras, Axel Schildts und Thord Strömbergs und die konzeptionelle Geschlossenheit – gemeinsame Fragestellung, intensive Analyse jedes untersuchten Staates durch zwei bzw. im Fall der Bundesrepublik drei Beiträge sowie nicht zuletzt die anregende Verdichtung der Ergebnisse durch die Herausgeber – lassen diesen Sammelband ausgesprochen gelungen und anregend für ähnliche Vergleichsvorhaben erscheinen.

Thomas Biewer

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Angestelltengewerkschaften in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Graue Literatur aus dem Archiv der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft. Bearbeitet von Angela RINSCHEN und Kathrin STILLER. EDV: Walter WIMMER (= Veröffentlichungen der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 2) – Bonn: Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung 1997. 170 S.

Verzeichnet sind 1393 Titel, davon 1211 Monographien und 82 Periodika, in alphabetischer Reihenfolge. Erschienen sind die Dokumente seit 1945, mit einem zahlenmäßigen Schwergewicht in den 1980er Jahren. Da die Bestände 1994 von der DAG an die Friedrich-Ebert-Stiftung übergingen, sind die 1990er Jahre schwach vertreten. Zu erwähnen ist die gute Repräsentation des Zeitabschnittes 1946–1959. Der Bestandserschließung dienen nicht weniger als vier Register, nämlich ein Personenregister, ein Körperschaftsregister, ein Register von verfasserlosen und Mehrverfasserschriften sowie ein Schlagwortregister.

Nützlich und notwendig zur Einordnung und Einschätzung des vorliegenden Bestandes ist die editorische Vorbemerkung mit ihren Auskünften über die Provenienz der Dokumente. Sie sind 1994 als Teil des Archivs der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft (DAG) von der Friedrich-Ebert-Stiftung übernommen worden. Da diese „Graue Literatur" der DAG als einzigartiger Quellenbestand zur Sozialgeschichte der deutschen Angestellten nach dem Zweiten Weltkrieg eingeschätzt wird, wurden die Dokumente aus dem Archivbestand herausgelöst und zusammen mit unaufgenommenen Beständen aus der Bibliothek des DGB in den Onlinekatalog der Stiftungsbibliothek bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingearbeitet.

Karl Lang

Spanische Arbeiterpresse auf Mikrofilm. Ein Bestandsverzeichnis der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Gabriele KEMP. EDV: Walter WIMMER (= Veröffentlichungen der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bd. 3). – Bonn: Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung 1997. 57 S.

Das Bestandsverzeichnis der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung von spanischen Arbeiterzeitungen auf Mikrofilm, das 289 Titel umfaßt, ist das Resultat eines mehrjährigen Forschungsprojektes der Fundación Pablo Iglesias (der kulturellen Stiftung des Partido Socialista Obrero Español, PSOE) und der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Obwohl der Bestand wichtige Zeitungen aus den Anfängen der spanischen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert vermissen läßt, die in der Mehrzahl anarchosyndikalistisch orientiert waren, enthält er doch sehr interessante Dokumente. So finden wir in ihm zum Beispiel Zeitungen wie *El Socialista* (von großer Bedeutung für die Erforschung des gegenwärtigen Spaniens), *La Lucha de Clases, Aurora Social, La Voz del Pueblo* und auch Zeitschriften wie *La Nueva Era* (1901–1902), *Revista Socialista* (1903–1906), *Vida Socialista* (1910–1914), *Acción Socialista* (1914–1917), *La Internacional* (1920–1921) u. a.

Die anarchistische Presse ist dennoch ebenso wie die des Partido de Unificación Marxista (POUM) und des Partido Comunista de España (PCE) in ausreichendem Maße vertreten. Die überwiegende Mehrheit der Zeitungen und Zeitschriften des Bestandes stammt jedoch aus der Zeit der Zweiten Republik und des Bürgerkrieges. Dagegen fehlt in dem Bestand erstaunlicherweise eine Zeitschrift wie *Leviatán* (1934–1936), die die sogenannte Radikalisierung des PSOE oder revolutionäre Wendung, die Largo Caballero ab 1934 vertritt, vom theoretischen Standpunkt aus proklamiert und die gerade in dieser Zeitschrift zum Ausdruck kommt.

Das Bestandsverzeichnis wird für die Erforscher der spanischen Arbeiterbewegung eine hervorragende Hilfe sein und besonders denen zugute kommen, die sich mit dem spanischen Sozialismus beschäftigen, dem es in dieser Zeit gelingt, den bis dahin vorherrschenden Anarchismus einzuholen und ihn möglicherweise sogar in bezug auf soziale Verwurzelung und politische Sympathie zu überholen.

Pedro Ribas

HOLUB, Renate: **Antonio Gramsci. Beyond Marxism and Postmodernism** (= Critics of the Twentieth Century). – London und New York: Routledge 1992. XXI, 247 S.

Es ist bereits ein Allgemeinplatz, daß Antonio Gramsci dem Marxismus seiner Zeit weit voraus war. Renate Holubs Dekonstruktion seines Werks zeigt, daß er wesentliche Ansätze vieler späterer linker Denker quasi im Vorgriff entwickelt hat und zu einem Theoriegebäude fügte, dessen Vielschichtigkeit und Offenheit sich auch im postmodernen Zeitalter Respekt erhalten kann. Gramscis Hegemonietheorie basiert u. a. auf der Erkenntnis der enormen manipulativen Gewalten, die von der modernen Kulturindustrie ausgehen. Hier ist er Vorläufer von Horkheimer und Adorno. Aber er teilt nicht deren kulturpessimistische Perspektive, sondern arbeitet – eher wie Brecht und Benjamin – die demokratischen Potentiale heraus, die ebenfalls in den modernen Medien angelegt sind.

Holub zeigt die Aktualität Gramscis auch anhand seiner literaturkritischen Methoden. Während die Manzoni-Lektüre von Georg Lukàcs nur zu einer Huldigung volkstümlicher Schreibweisen führt, leitet Gramsci im Gegenteil eine harsche Kritik an der aristokratischen Haltung Manzonis gegenüber seinen volkstümlichen Helden ab.

Nicht ästhetisch-normative, sondern soziologische Wertungen liegen auch Gramscis Dantelektüre zugrunde. Anhand der Analyse einer einzigen Zeile des X. Gesanges der „Göttlichen Komödie" zeigt er, daß allein die Temporalform eines Verbs eine Fülle dramatischer Informationen für die Zeitgenossen enthielt. Damit wollte er die Unhaltbarkeit der Behauptung Benedetto Croces beweisen, daß die gesellschaftliche Struktur keine Bedeutung für die Poesie hätte. Holub sieht die eigentliche Bedeutung dieser Passage zu Recht darin, daß Gramsci – auch hier ein Vorläufer Brechts – dem Lesepublikum eine aktive Rolle zuschreibt. Damit ist er auch als früher Vertreter moderner Kommunikationstheorien anzusehen. Selbst Gramscis politische Bündnistheorie ist für Holub durch heute noch aktuelle Kommunikationsvorstellungen geprägt.

Weitere Verbindungslinien werden zu Max Weber, Wilhelm Reich, Maurice Merlau-Ponty, Jürgen Habermas, Jean-Francois Lyotard, Raymond Williams u. a. gezogen.

Sabine Kebir

SCHILDT, Axel: **Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.** – München: C. H. Beck Verlag 1998. 328 S.

Der Autor definiert den Konservatismus in der Einleitung seiner Überblicksdarstellung als „geistige und politische Strömung, gesellschaftlich verursacht und durch vorgefundene Traditionen sozial und psychisch fundiert" (S. 15), die im 19. und 20. Jahrhundert zum „Produkt der bürgerlichen Gesellschaft selbst" (Helga Grebing) wurde. Nach einer knappen Begriffsdiskussion zeichnet Schildt in sieben chronologisch angelegten Kapiteln ideengeschichtliche Linien und die politische Ereignisgeschichte von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart nach.

Besonders positiv zu bewerten ist die Tatsache, daß der Verfasser unter souveräner Beherrschung der Literatur sowohl Anpassungsleistungen des Konservatismus würdigt als auch Fehlleistungen zur Sprache bringt und Forschungsdesiderate aufzeigt. In der Darstellung dient die Rekonstruktion der Perspektive der Konservativen in ihren verschiedenen Ausprägungen unter Berücksichtigung der allgemeinen historischen Entwicklung als Folie für eine differenzierte Analyse von Wandlungstendenzen, Beharrungsvermögen, Sachzwängen und Handlungsspielräumen. Durch den Blick auf die *longue durée* des Konservatismus kann Schildt auf 240 Textseiten somit auch auf Traditionslinien eingehen, die bei der Beschäftigung mit einzelnen Epochen häufig weniger stark konturiert zutage treten. Beispielhaft sei nur auf Kontinuitäten des ständischen Denkens vom 18. Jahrhundert bis zu den Ordnungsvorstellungen des konservativen Widerstands gegen den Nationalsozialismus oder auf „antibolschewistische" Affekte in der Bundesrepublik des Kalten Krieges hingewiesen.

Das annähernd 700 Titel umfassende Literaturverzeichnis und die Register erleichtern die Arbeit mit dem gelungenen Überblick.

Thomas Franz

PartisanInnen im Piemont. Über den antifaschistischen Widerstand in Nordwestitalien. Hrsg. von Jürgen WEBER. – Konstanz: Querblick, Medien- und Verlagswerkstatt, 1996. 141 S.

Keine Darstellung, sondern sieben Interviews mit italienischen Partisanen enthält Jürgen Webers Begleitband zu einem Videofilm. Sein Thema ist der bewaffnete Widerstand in Piemont. Dessen Besonderheit lag darin, daß bei der Kapitulation Italiens im September 1943 die in Frankreich stationierte 4. Armee sich nicht entwaffnen ließ, sondern sich über die Grenze zurückzog und auflöste. Ein großer Teil ihrer Soldaten ging mit Waffen in die Berge von Piemont und bildete erste Partisanengruppen.

Das Buch enthält aber kein Interview mit einem ehemaligen Soldaten der 4. Armee, sondern mit Angehörigen anderer Formationen. Die kurze Einleitung erleichtert dem uneingeweihten Leser vielleicht das Verständnis der angesprochenen Probleme, doch kann sie dem Anspruch, den historischen Hintergrund der Situation jener Partisanen 1943–1945 zu beleuchten, nur bedingt genügen, zumal sie weder dem Stand der Forschung entspricht noch die benannten Sachverhalte präzise genug benennt. Der Band veranschaulicht die heutige Wahrnehmungsweise der Partisanen hinsichtlich damaliger wie späterer Probleme. Der Herausgeber rechnet seine Arbeit zur Oral history. Leider wird die unverzichtbare kritische Reflexion über diese Methode und die Spezifik ihrer Quellen nicht erkennbar. Die Fragen richten sich weniger auf das Kampfgeschehen als vor allem auf den Alltag der Partisanen im Zusammenleben mit der Bevölkerung.

Werner Röhr

Wissenschaftliche Mitteilungen und Briefe an die Redaktion

Erinnerung und Demokratie

„Memory, Democracy, and the Mediated Nation. Political Cultures and Regional Identities in Germany 1848–1998". Internationale Konferenz der Universität Toronto in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Historischen Institut Washington. Toronto, 18.–20. September 1998

Themen wie Erinnerung, Repräsentation, örtliche Identität, nationale Solidarität in Deutschland und speziell in Sachsen waren Gegenstand dieser internationalen Konferenz auf dem Campus der Universität Toronto, die Experten aus Kanada, Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten zusammenbrachte. Ein anderer Schwerpunkt der Konferenz war die Frage, inwiefern Regionalismus eine methologische Herausforderung für um Interdisziplinarität bemühte Sozial- und Geschichtswissenschaft darstellt. Schließlich ging es um das soziale und kulturelle Verhältnis von Macht und Repräsentation in Deutschland.

Erstes Spezialthema war „Localism, Regional Identity, and the Mediated Nation". Es wurde u. a. kronkretisiert in Beiträgen von James Retallack (Toronto) über die Wahlrechtsreform in Sachsen in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts, von Siegfried Weichlein (Berlin) über den nationalen Gedanken in Sachsen nach 1866 und von Erwin Fink (Toronto) über Treitschkes Verhältnis zu Nation und Region. Dem folgte „Liberals and Socialists. Remembering of Making Revolution?" Hier ging es etwa darum, wie proletarisch Leipzigs sozialdemokratisches Milieu war (Thomas Adam, Leipzig) oder wie es politischen Verbänden in Leipzig 1845–1871 erging (Pall Björnsson, Rochester).

„From Neighbourhood to Nation" war dritter Diskussionsgegenstand. Celia Applegate (Rochester) hatte ein Papier zur „Mediated Nation" vorgelegt, und Karl-Heinrich Pohl (Kiel) diskutierte Kommunalpolitik in Dresden und München. Dann näherte man sich dem 20. Jahrhundert immer schneller. Larry Jones (Buffalo) handelte von der Auflösung des bürgerlichen Parteisystems 1924 bis 1930, während Claus-Christian Szejnmann (Middlesex) die Entwicklung des Nationalsozialismus analysierte. Insbesondere mit jüdischer Identität in Sachsen befaßten sich Simone Lässig (Dresden), Marline Otte (Toronto) und Till van Rahden (Bielefeld). Regionalgeschichte heute war der Gegenstand von Thomas Mergels (Bochum) Darlegungen – zur Abwechslung nicht auf Sachsen, sondern auf Nordrhein-Westfalen konzentriert. Roger Chickering (Georgetown-Universität, Washington) und Bernd Weisbrod (Göttingen) steuerten methodologische und empirische Befunde bei. Abgeschlossen wurde die Konferenz von Lucian Hölscher (Bochum) mit Gedanken zum Konzept der „Erinnerung" sowie von Michael Kater (York-Universität Toronto) mit Darlegungen insbesondere auch zum Nationalsozialismus in Sachsen und zur Konzeption der Konferenz.

Die war in der Tat innovativ, denn es wurde nicht nur neuestes Archivmaterial aufbereitet und in einem „Reader" handlich präsentiert, sondern auch auf die formelle Präsentation der Papiere verzichtet. Die Diskussion wurde jeweils von Kommentatoren eingeleitet, danach waren zwei Stunden nur der Debatte gewidmet. Die anregende Funktion des Kommentators/Moderators wurde absolut kompetent wahrgenommen u. a. von Scott Eddie (Toronto), Celia Applegate, Modris Eksteins (Toronto), Jennifer Jenkins (St. Louis), Michael Kater, Roger Chickering, Thomas Goebel (Washington), Bernd Weisbrod, Christoph Nonn (Köln)und Wilhelm Bleek (Bochum).

Im Rahmenprogramm trug Sigrid Meuschel (Leipzig) differenzierende Überlegungen zum Diktaturvergleich in Deutschland vor und brachte damit die aktuelle Dimension des Erinnerns in Erinnung. Ihre gutbesuchten Vorträge fanden am Goethe-Institut Toronto und am neugegründeten „Canadian Centre for German and European Studies" der York-Universität Toronto und der Universität Montreal statt.

Die Konferenz kann mit Fug und Recht als großer Erfolg nicht nur für ihren Organisator angesehen werden. James Retallack ist es gelungen, ältere und jüngere Kolleginnen und Kollegen, Historiker und Sozialwissenschaftler, Europa und Nordamerika zusammenzuführen und gleichzeitig „Sachsen" auf die Tagesordnung der nordamerikanischen Deutschlandforschung zu setzen. Dabei fand die Geschichte der Arbeiterbewegung einen wesentlichen Platz.

Volker Gransow

Third European Science History Conference Amsterdam, the Netherlands, 12–15 April 2000

The Third European Social Science History Conference (ESSHC) will be held in Amsterdam, on 12–15 April 2000.

The ESSHC aims at bringing together scholars interested in explaining historical phenomena using the methods of the social sciences. The conference is characterized by a lively exchange in many small groups, rather than by formal plenary sessions. The Conference welcomes papers and sessions on any topic and any historical period. It is organized in a large number of networks which cover a certain topic (e.g. criminal justice, family, social inequality, economics). The Conference fee will be dfl. 300 (at present this is about US$ 150) for the whole conference and dfl. 150 for one day.

Further information about the European Social Science History Conference and a pre-registration form can be obtained from the Conference Internet site at http://www.iisg.nl/ESSHC or from the conference secretariat: European Social Science History Conference 2000, c/o International Institute of Social History, Cruquiusweg 31, 1019 AT Amsterdam, Netherlands, Telephone: +31 20 668 5666; Fax: +31 20 6654181, E-mail: ESSHC@iisg.nl.

Karin Hofmeester

Richtigstellung

In meiner Rezension des Buches „Leben mit Hoffnung in Pein. Frauenschicksale unter Stalin" (in: IWK, Jg. 33, [1998], H. 1, S. 115–118) habe ich angemerkt, der Beitrag über Karla Flach sei von Ulla Plener verfaßt und unter dem Pseudonym Ursula Schütz veröffentlicht worden. Dabei habe ich mich auf eine Reihe von für mich schlüssigen Indizien gestützt. Sie ergeben sich aus dem Vergleich einiger Bemerkungen persönlichen Charakters am Anfang des Beitrages mit Angaben aus einer Dokumentenveröffentlichung in der Zeitschrift „Utopie kreativ", H. 9, 1999, S. 93 f.

Von Frau Plener wurde ich nun telefonisch darauf hingewiesen, daß die biographische Skizze über K. Flach nicht von ihr geschrieben sei. Unter diesen Voraussetzungen möchte ich mich hiermit bei der eigentlichen Autorin und bei Frau Plener für meine irrtümliche Behauptung entschuldigen.

Peter Erler

Ein „verdienstvoller Schritt"
Zur Mikroverfilmung des „RSD"

In Heft 2/1998 der IWK bemerkte Uli Schöler in seinem Beitrag „‚Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur.' Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil" über das menschewistische Exilblatt „RSD. Mitteilungsblatt der Russischen Social-Demokratie": „Obwohl es insbesondere für die der russischen Sprache nicht mächtige Historiographie im deutschsprachigen Raum eine nahezu unersetzliche Fundgrube zum Verständnis russischer Probleme der Zwischenkriegszeit darstellt, ist dieses Mitteilungsblatt – von Ausnahmen abgesehen [...] – bisher kaum für die historische Forschung genutzt worden. Dies mag auch daran liegen, daß keine Einrichtung oder wissenschaftliche Bibliothek über ein vollständiges Exemplar aller Jahrgänge verfügt. Dies zusammenzustellen wäre ein erster verdienstvoller Schritt."

Dieser „verdienstvolle Schritt" ist in der Zwischenzeit getan. Im Rahmen ihrer Zusammenarbeit innerhalb der „International Association of Labour History Institutions" (IALHI) haben sich die IALHI-Mitglieder Arbejderbevægelsens Bibliotek og Arkiv in Kopenhagen, das Amsterdamer Internationale Institut für Sozialgeschichte und die Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, entschlossen, ihre unvollständigen Originale „zusammenzutun" und einen vollständigen Mikrofilm herzustellen. Die Anregung für die Sicherung dieses Blattes ging von Gerd Callesen, Kopenhagen, aus. Die Verfilmung der menschewistischen Zeitung ist eingebettet in andere kooperative Projekte der IALHI. Die Verfilmung erfolgte in Bonn. Auf der jüngsten Sitzung des Coordination Committees der IALHI in Gent wurde beschlossen, diese Verfilmung auch an das Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse nach Dortmund zu melden, so daß auch andere interessierte Bibliotheken einen Mikrofilm erwerben können.

Rüdiger Zimmermann

Zu Werner Röhrs Rezension des Buches von Kühnrich und Hitze

Werner Röhr schreibt in seiner Rezension des Buches von Heinz Kühnrich und Franz-Karl Hitze über „Deutsche bei Titos Partisanen" (in: IWK, Jg. 33 [1998], H. 2, S. 289): „Der Band erschien, als

erstmals seit 1945 Truppenverbände der Bundesrepublik Deutschland – die sich uneingeschränkt als Rechtsnachfolger des Nazireiches versteht –, in Jugoslawien eingesetzt wurden. Bundeswehrsoldaten dürften der Kenntnis der geschilderten Vorgänge wohl am bedürftigsten sein." Erstens standen 1945 keine Truppenverbände der Bundesrepublik Deutschland in Jugoslawien, zweitens erscheint mir der intendierte Vergleich zwischen dem Aggressions- und Okkupationskrieg von Wehrmacht und Waffen-SS auf dem Balkan vor 1945 und dem Einsatz von Bundeswehrsoldaten im Rahmen internationaler, friedenssichernder Maßnahmen in historischer Perspektive unsinnig, ja fast denunziatorisch. Ebenso überflüssig ist die These, daß Bundeswehrsoldaten „der Kenntnis der geschilderten Vorgänge wohl am bedürftigsten sein" sollen. Es mag modisch sein, derartiges zu postulieren, als Autor und Rezensent der IWK war ich aber bisher der Meinung, daß Rezensionen der Ort wissenschaftlicher Auseinandersetzung und nicht platter Thesen sein sollen.

Johannes Tuchel

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-2368, Telefax: 030/838-5057

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG .... ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Institut für Grundlagen der Politik des Fachbereichs Politische Wissenschaft
der Freien Universität Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen,
Peter Steinbach, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin

34. Jahrgang 1998

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet

Neue Anschrift der Redaktion ab 1. 9. 1998:
Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-5056 (G. Krüschet); 030/838-2368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-5057
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-mail: iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise ab 1. 1. 1988: Einzelheft DM 20,–, Doppelheft DM 40,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,– bzw. DM 30,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/150101 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Danziger Straße 219, D-10407 Berlin
Druck: Kupijai & Prochnow, Blücherstraße 22, D-10961 Berlin

Nachrufe

Pfüller, Matthias: Nachruf auf Ossip Kurt Flechtheim (5. 3. 1909–4. 3. 1998) 1/90
Rürup, Reinhard: Nachruf auf Ernst Schraepler (1912–1998) 3–4/524

Aufsätze und Miszellen

Beier, Rosmarie: Die gewerkschaftliche Organisation von Heimarbeiterinnen im deutschen Kaiserreich. „Geschlecht" und „Klasse" am Beispiel der Berliner Bekleidungsindustrie 3–4/412
Braun, Heinz: Zum Schicksal der Archive und Bibliotheken der deutschen Gewerkschaften nach 1933 ..... 1/1
Ellerkamp, Marlene: Die Feminisierung einer Männerbastion. Gewerkschaftliche Frauenpolitik in der Textilindustrie vor 1914 ..... 3–4/396
Fairbairn, Brett: Wiederaufbau und Untergang der Konsumgenossenschaften in der DDR und in der Bundesrepublik 1945 bis 1990 ..... 2/171
Geisel, Beatrix: Frauen als „Störfaktoren" roter Patriarchen. Die Rechtsberatungspraxis der freigewerkschaftlichen Arbeitersekretäre (1894–1933) 3–4/343
Kassel, Brigitte: Der „männliche Familienernährer". Zur Lohn- und Tarifpolitik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 1891–1933 ..... 3–4/364
Kerchner, Brigitte: Die „unsittliche Kollegin". Anerkennung und Mißachtung als gewerkschaftliche Strategien im Gastwirtsgewerbe (1891–1928) 3–4/465
Kerchner, Brigitte, und Sigrid Koch-Baumgarten: Geschlechterbilder in der politischen Auseinandersetzung. Einleitung 3–4/297
Klotz, Johannes: Friedrich Ebert – vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten. Kritische Anmerkungen zu einer Wanderausstellung 3–4/503
Koch-Baumgarten, Sigrid: „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem". Geschlechterbilder in gewerkschaftlichen Nachrufen 3–4/316
Mählert, Ulrich: Hermann Weber zum 70. Geburtstag 3–4/497
Nienhaus, Ursula: „Neue Frauen" im öffentlichen Dienst. Der Frauenverband der deutschen Post- und Telegraphenbeamtinnen (1905–1933) 3–4/426
Planert, Ute: Weibliche „Schmutzkonkurrenz" und männliche Ehre. Geschlechterbilder als Machtfaktor im Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband 1893–1918 ..... 3–4/441
Schöler, Uli: „Demokratische Liquidation der bolschewistischen Diktatur". Die Auslandsdelegation der russischen Sozialdemokratie im Berliner Exil 2/157
Schulz-Trieglaff, Larissa: „Gequältes Weibtum". Mädchentragödien in der Publizistik des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes 3–4/381

Dokumentation

Kaiser, Josef: „Wir können da keine Heimat finden, wo wir mit unseren Auffassungen immer wieder erdrückt werden." Jakob Kaiser vor dem Bundesausschuß des Deutschen Gewerkschaftsbundes am 11. Dezember 1953. Eine Edition 1/37

Tagungsberichte

Räuber, Jörg: Das gefährdete Asyl: die Beneluxländer als Ziele der Emigration. Bericht über die Jahrestagung 1998 der Gesellschaft für Exilforschung e. V. in Amsterdam 2/232

Schmolling, Rolf: Zwangsarbeit während der NS-Zeit in Berlin und Brandenburg – Formen, Funktion und Rezeption. Ein Tagungsbericht 3–4/510

Zwengel, Ralf: Drittes Historikertreffen des Vereins Fantom in der Deutschen Dienststelle (Wehrmachtsauskunftsstelle/WASt). Ein Tagungsbericht 3–4/519

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Jung, Werner: Eine editorische Großtat. Bebel-Werkausgabe abgeschlossen 2/199

Koch-Baumgarten, Sigrid: Eine Wende in der Geschichtsschreibung zur KPD in der Weimarer Republik? 1/82

Schilde, Kurt: Demokratische Geschichtsschreibung im Norden. Zehn Jahrbücher zu Arbeiterbewegung und Demokratie in Schleswig-Holstein 2/209

Stiller, Eike: Arbeitersport in Deutschland bis 1933. Zu einigen neueren regional- und lokalhistorischen Darstellungen 2/225

Vogt, Annette: Neues aus der Frauen- und Geschlechterforschung 2/219

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

		I. Projektverzeichnis	II. Nachträge	III. Bisher nicht gemeldete, unpublizierte Arbeiten, die verfügbar sind
Nr.:	Heft:	Seite:	Seite:	Seite:
113 (98-001–98-015)	1	94	98	104
114 (98-016–98-032)	2	240	245	—
115 (98-033–98-045)	3–4	528	532	—

Neue Literatur
(KA = Kurzanzeige)

Adibekov, G. M., E. N. Šachnasarova und K. K. Širinja: Organizacionnaja struktura Kominterna 1919–1943, Moskau 1997 *(Carola Tischler)* 1/149

Andersen, Arne: Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt a. M. und New York 1997 *(Annette Kaminsky)* 1/126

Angestelltengewerkschaften in der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Graue Literatur aus dem Archiv der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft. Bearbeitet von Angela Rinschen und Kathrin Stiller. EDV: Walter Wimmer, Bonn 1997 *(Karl Lang)* (KA) 3–4/567

Arbeiterbewegung und Betrieb. Beiträge zu einer anderen Geschichte Hannovers. Für Christian Riechers (1936–1993). Hrsg. von Michael Buckmiller, Reinhard Jacobs und Hannelore Renners, Hannover 1996 *(Toni Offermann)* 1/130

Armanski, Gerhard: Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne, Münster 1993 *(Ralf Zwengel)* 3–4/563

Berger, Stefan: Ungleiche Schwestern? Die britische Labour Party und die deutsche Sozialdemokratie im Vergleich. 1900–1931, Bonn 1997 *(Thomas Franz)* (KA) 1/154

Berichte über die Lage in Deutschland. Die Lagemeldungen der Gruppe Neu Beginnen aus dem Dritten Reich 1933–1936. Bearb. von Bernd Stöver, Bonn 1996 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/135

Blaschke, Olaf: Katholizismus und Antisemitismus im Deutschen Kaiserreich, Göttingen 1997 *(Ulrich Wyrwa)* 2/267

Brentzel, Marianne: Die Machtfrau. Hilde Benjamin 1902–1989, Berlin 1997 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 2/258

DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Hrsg. von Matthias Judt, Berlin 1997 *(Bernd Stöver)* 3–4/540

Demokratie in der Krise. Parteien im Verfassungssystem der Weimarer Republik. Hrsg. von Eberhard Kolb und Walter Mühlhausen, München 1997 *(Otmar Jung)* 2/273

Deuse, Christiane: Die Leipziger Zeitung. Geschichte eines Lizenzblattes in der Sowjetischen Besatzungszone (1946–1948), Münster 1997 *(Peter Groos)* 3–4/556

Durruti: 1896–1936: Bilder eines Lebens. Mit einem Vorwort von Abel Paz, Madrid u. a. 1996 *(Reiner Tosstorff)* 1/121

The Era of the Reform League: English Labour and Radical Politics 1857–1872. Documents Selected by Gustav Mayer. Hrsg. von John Breuilly, Gottfried Niedhart und Anthony Taylor, Mannheim 1995 *(Thomas Franz)* 1/111

Ethik des Widerstands. Der Kampf des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) gegen den Nationalsozialismus. Hrsg. von Sabine Lemke-Müller, Bonn 1996, 2., durchgesehene Aufl. 1997 *(Bernd Stöver)* (KA) 2/293

Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Hrsg. von Hannes Sigrist, Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka, Frankfurt a. M. und New York 1997 *(Annette Kaminsky)* 1/126

Feth, Andrea: Hilde Benjamin – Eine Biographie, Berlin 1997 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 2/258

Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ute Gerhard, München 1997 *(Christiane Eifert)* 2/249

Frohn, Hans-Werner: Arbeiterbewegungskulturen in Köln 1890 bis 1933, Essen 1997 *(Stefan Goch)* 3–4/546

Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995. Hrsg. von Detlef Hoffmann, Frankfurt a. M. 1998 *(Insa Eschebach)* 2/266

Geinitz, Christian: Kriegsfurcht und Kampfbereitschaft. Das Augusterlebnis in Freiburg. Eine Studie zum Kriegsbeginn 1914, Essen 1998 *(Wolfgang Kruse)* 2/271

Geisel, Beatrix: Klasse, Geschlecht und Recht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894–1933), Baden-Baden 1997 *(Brigitte Kerchner)* 2/262

Gestaltungsoptionen in modernen Gesellschaften. Festschrift für Jürgen Zerche zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Werner Schönig und Ingrid Schmale, Regensburg 1998 *(Brett Fairbairn)* 3–4/544

Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Hrsg. von Jürgen Danyel, Berlin 1995 *(Edgar Wolfrum)* 1/141

Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989. Hrsg. von Hasso Spode, Berlin 1996 *(Annette Kaminsky)* 3–4/557

Goldt, Christoph: Parlamentarismus im Königreich Sachsen. Zur Geschichte des Sächsischen Landtages 1871–1918, Münster 1996 *(Heiko Tammena)* 1/131

Gruner, Wolf: Der Geschlossene Arbeitseinsatz. Zur Zwangsarbeit als Element der Verfolgung 1938–1943, Berlin 1997 *(Linde Apel)* 2/280

Hagenlücke, Heinz: Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches, Düsseldorf 1997 *(Richard Stöss)* 1/133

Halbherziger Revisionismus. Zum postkommunistischen Geschichtsbild. Hrsg. von Rainer Eckert und Bernd Faulenbach, München und Landsberg am Lech 1996 *(Ralf Zwengel)* 3–4/537

Handbuch zur „Völkischen Bewegung" 1871–1918. Hrsg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht, München u. a. 1996 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2/251

Hilmer, Johannes, und Volker Zaib: Arbeiterbildung und Arbeiterkultur im östlichen Ruhrgebiet. Beiträge zur Arbeiterbildung, zur Maifeier und zum Leseverhalten, Münster 1997 *(Stefan Goch)* 1/132

Hinze, Sybille: Antifaschisten im Camp Le Vernet. Abriß der Geschichte des Konzentrationslagers Le Vernet 1939 bis 1944. Berlin/DDR 1988 *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/152

Hirson, Baruch, und Gwyn A. Williams: The Delegate for Africa: David Ivon Jones, 1883–1924, London 1995 *(Reiner Tosstorff)* 1/123

Une histoire en révolution? Du bon usage des archives, de Moscou et d'ailleurs. Sous la direction de Serge Wolikow avec la collaboration de Maurice Carrez, Michel Cordillot et Jean Vigreux, Dijon 1996 *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/151

Hodenberg, Christina von: Aufstand der Weber. Die Revolte von 1844 und ihr Aufstieg zum Mythos, Bonn 1997 *(Claudia Albert)* 3–4/536

Holub, Renate: Antonio Gramsci. Beyond Marxism and Postmodernism, London und New York 1992 *(Sabine Kebir)* (KA) 3–4/568

Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung. Hrsg. von Hermann Weber u. a. Red.: Franz Josef Hutter, Jg. 1995, Jg. 1996 und Jg. 1997, Berlin 1995, 1996 und 1997 *(Josef Kaiser)* 1/108

Jodl, Markus: Amboß oder Hammer? Otto Grotewohl. Eine politische Biographie, Berlin 1997 *(Torsten Kupfer)* 1/119

Joffe, Nadeschda A.: Rückblende. Mein Leben – mein Schicksal – meine Epoche. Die Memoiren von Nadeshda A. Joffe, Essen 1997 *(Carola Tischler)* 1/122

Kalbitzer, Hellmut: Widerstehen und Mitgestalten. Ein Querdenker erinnert sich. Hrsg. von Christiane Rix unter Mitarbeit von Thomas John, Hamburg 1997 *(Bernd Stöver)* (KA) 2/293

Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Band 3: Marxismus und Philosophie. Schriften zur Theorie der Arbeiterbewegung 1920–1923. Hrsg. und eingel. von Michael Buckmiller, Amsterdam 1993 *(Frank Dingel)* 2/252

Karl-Korsch-Gesamtausgabe. Band 5: Krise des Marxismus. Schriften 1928–1935. Hrsg. und eingel. von Michael Buckmiller, Amsterdam 1996 *(Frank Dingel)* 2/252

Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im „Dritten Reich". Hrsg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997 *(Inge Marßolek)* 3–4/552

Kenkmann, Alfons: Wilde Jugend. Lebenswelt großstädtischer Jugendlicher zwischen Weltwirtschaftskrise, Nationalsozialismus und Währungsreform, Essen 1996 *(Heidi Behrens-Cobet)* 2/274

Klein, Gotthard: Der Volksverein für das katholische Deutschland 1890–1933. Geschichte, Bedeutung, Untergang, Paderborn u. a. 1996 *(Christiane Eifert)* 2/264

Köller, Heinz: Für Demokratie – Brot – Frieden. Die Volksfront in Frankreich 1935 bis 1938, Bonn 1996 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/146

Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs. Hrsg. von Gerhard Hirschfeld u. a., Essen 1997 *(Dietmar Simon)* 2/268

Kühnrich, Heinz, und Franz-Karl Hitze: Deutsche bei Titos Partisanen 1941–1945. Kriegsschicksale auf dem Balkan in Augenzeugenberichten und Dokumenten, Schkeuditz 1997 *(Werner Röhr)* 2/288

Lange-Enzmann, Birgit: Franz Borkenau als politischer Denker, Berlin 1996 *(Rudolf Speth)* 1/113

Larsen, Leif, und Thomas Clausen: De forrådte. Tyske Hitlerflygtninge i Danmark, 2. Aufl., Kopenhagen 1997 *(Michael F. Scholz)* 1/144

Leben mit Hoffnung in Pein. Frauenschicksale unter Stalin. Hrsg. von Ulla Plener, Frankfurt/O. 1997 *(Peter Erler)* 1/115

The Liberation of the Nazi Concentration Camps 1945. Eyewitness Accounts of the Liberators. Ed. by Brewster Chamberlin and Marcia Feldman, Washington D. C. 1987 *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/152

Lust, Jacques, u. a.: Een zoektocht naar archieven. Van NISG naar AMSAB, Gent 1997 *(Hubert van den Berg)* (KA) 2/293

Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit. Hrsg. von Dittmar Machule, Olaf Mischer und Arnold Sywottek, Hamburg 1996 *(Wolfgang Woelk)* 1/129

Maggs, Peter B.: The Mandelstam and "Der Nister" Files. An Introduction to Stalin-era Prison and Labor Camp Records, Armonk, N. Y., und London 1996 *(Ralf Zwengel)* 1/112

Maier, Dieter: Arbeitseinsatz und Deportation. Die Mitwirkung der Arbeitsverwaltung bei der nationalsozialistischen Judenverfolgung in den Jahren 1938–1945. Hrsg. von Wolfgang Scheffler und Gerhard Schoenberger, Berlin 1994 *(Linde Apel)* 2/280

Marseille, Vichy et les Nazis. Le temps des rafles, la déportation des juifs. Sous la direction de Christian Oppetit, Marseille [1993] *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/152

Marum-Lunau, Elisabeth: «Boches ici, Juifs là-bas». Correspondance d'exilés du III[e] Reich (1939–1942). Présentée par Jacques Grandjonc, Aix-en-Provence 1997 *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/152

Mehnert, John Siegfried: Die Gewerkschafts-Bande. Der größte Wirtschaftsskandal der Nachkriegsgeschichte, aufgeschrieben von dem Mann, der die Neue Heimat zu Fall brachte, Hamburg 1997 *(Cordula Ludwig)* 3–4/559

Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives. Hrsg. von Jan Lucassen und Leo Lucassen, Bern u. a. 1997 *(John Perkins)* 1/150

Na'aman, Shlomo: Marxismus und Zionismus, Gerlingen 1997 *(Mario Keßler)* 2/255

Nationalsozialismus und Region. Festschrift für Herbert Obenaus zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Marlies Buchholz, Claus Füllberg-Stolberg und Hans-Dieter Schmid, Bielefeld 1996 *(Edgar Wolfrum)* 1/141

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből: Évkönyv XXV (1999), Budapest 1998 *(Dagmar Goldbeck)* 3–4/562

Ortmann, Frank: Revolutionäre im Exil. Der „Auslandsbund Russischer Sozialdemokraten" zwischen autoritärem Führungsanspruch und politischer Ohnmacht (1888–1903), Stuttgart 1994 *(Axel Kellmann)* 2/289

Overesch, Manfred: Buchenwald und die DDR oder Die Suche nach Selbstlegitimation, Göttingen 1995 *(Edgar Wolfrum)* 1/141

Parin, Paul: Es ist Krieg und wir gehen hin. Bei den jugoslawischen Partisanen, Hamburg 1997 *(Thomas Brandt)* 3–4/564

PartisanInnen im Piemont. Über den antifaschistischen Widerstand in Nordwestitalien. Hrsg. von Jürgen Weber, Konstanz 1996 *(Werner Röhr)* (KA) 3–4/569

Paul, Gerhard: Staatlicher Terror und gesellschaftliche Verrohung. Die Gestapo in Schleswig-Holstein, Hamburg 1996 *(Hans Kirchhoff)* 2/278

Paul, Gerhard, und Klaus-Michael Mallmann: Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bonn 1995 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/138

Planung, Inszenierung und Wirkung der Moskauer Schauprozesse von 1936, 1937 und 1938 in der UdSSR. Eine Chronik. Zusammengestellt von Wladislaw Hedeler, Berlin 1996 *(Ralf Zwengel)* 3–4/561

Plener, Ulla: Helmut Schinkel. Zwischen Vogelers Barkenhoff und Stalins Lager. Biographie eines Reformpädagogen (1902–1946), Berlin 1996 *(Peter Erler)* 3–4/543

Podewin, Norbert: Walter Ulbricht. Eine neue Biographie, Berlin 1995 *(Torsten Kupfer)* 1/119

Pohlmann, Friedrich: Die europäische Industriegesellschaft. Voraussetzungen und Grundstrukturen, Opladen 1997 *(John Perkins)* 2/261

Probleme der Widerstandsforschung. Mit Beiträgen von Werner Röhr, Terje Halvorsen und Margarete Pieschke, Berlin 1997 *(Stefanie Schüler-Springorum)* 3–4/537

Quellen zu Widerstand und Verfolgung unter der NS-Diktatur in hessischen Archiven. Übersicht über die Bestände in Archiven und Dokumentationsstellen. Bearb. von Herbert Bauch u. a., Wiesbaden 1995 *(Kurt Metschies)* 2/248

Ranc, Julijana: Trotzki und die Literaten. Literaturkritik eines Außenseiters, Stuttgart 1997 *(Gerd Placke)* 1/114

Reese, Roger R.: Stalin's reluctant soldiers. A social history of the red army, 1925 – 1941, Lawrence 1996 *(Ralf Zwengel)* 3–4/560

The Return of Looted Collections (1946–1996). An Unfinished Chapter. Proceedings of an International Symposium to Mark the 50th Anniversary of the Return of Dutch Book Collections from Germany in 1946. Amsterdam, 15 and 16 April 1996, Amsterdam 1997 *(Hubert van den Berg)* (KA) 2/293

Rocker, Rudolf: Johann Most. Das Leben eines Rebellen. Erw. Nachdruck der Originalausgabe Berlin 1924/25. Mit einem Vorwort von Alexander Berkman, Berlin und Köln 1994 *(Reinhard Krämer)* 1/124

Rosmer, Alfred: Le mouvement ouvrier pendant la première guerre mondiale. Bd. 1: De l'union sacrée à Zimmerwald. Bd. 2: De Zimmerwald à la révolution russe. Reprint, Aubervilliers 1993 *(Reiner Tosstorff)* 1/145

Sassning, Ronald: Zur NS-Haftzeit Ernst Thälmanns. Legenden und Wirklichkeit, Berlin 1997 *(Ralf Zwengel)* 1/126

Schäffner, Raimund: Anarchismus und Literatur in England. Von der Französischen Revolution bis zum Ersten Weltkrieg, Heidelberg 1997 *(Hubert van den Berg)* 2/285

Schildt, Axel: Konservatismus in Deutschland. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1998 *(Thomas Franz)* (KA) 3–4/569

Schmeitzner, Mike, und Michael Rudloff: Geschichte der Sozialdemokratie im Sächsischen Landtag. Darstellung und Dokumentation 1877–1997, Dresden 1997 *(Heiko Tammena)* 1/131

Schmid, Hans-Dieter: Gestapo Leipzig. Politische Abteilung des Polizeipräsidiums und Staatspolizeistelle Leipzig 1933–1945, Beucha 1997 *(Claudia Steur)* 2/277

Schmiechen-Ackermann, Detlef: Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen, Bonn 1998 *(Torsten Kupfer)* 3–4/549

Schumann, Silke: Parteierziehung in der Geheimpolizei. Zur Rolle der SED im MfS der fünfziger Jahre, Berlin 1997 *(Jochen Lippstreu)* 2/284

Spanische Arbeiterpresse auf Mikrofilm. Ein Bestandsverzeichnis der Bibliothek der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bearb. von Gabriele Kemp. EDV: Walter Wimmer, Bonn 1997 *(Pedro Ribas)* (KA) 3–4/568

Spiegel, Hermes: Gramsci und Althusser. Eine Kritik der Althusserschen Rezeption von Gramscis Philosophie, Berlin und Hamburg 1997 *(Sabine Kebir)* 3–4/542

SS-Wirtschaft und SS-Verwaltung. „Das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt und die unter seiner Dienstaufsicht stehenden wirtschaftlichen Unternehmungen" und weitere Dokumente. Hrsg. von Walter Naasner, Düsseldorf 1998 *(Rainer Obert)* 3–4/538

Staatspartei und Staatssicherheit. Zum Verhältnis von SED und MfS. Hrsg. von Siegfried Suckut und Walter Süß, Berlin 1997 *(Jochen Lippstreu)* 2/284

Stettner, Ralf: „Archipel GULag". Stalins Zwangslager – Terrorinstrument und Wirtschaftsgigant. Entstehung, Organisation und Funktion des sowjetischen Lagersystems 1928–1956, Paderborn u. a. 1996 *(Ralf Zwengel)* 3–4/563

Stiller, Eike: Jugend im Arbeitersport. Lebenswelten im Spannungsfeld von Verbandskultur und Sozialmilieu von 1893 bis 1933, 2. Aufl., Münster 1995 *(Lothar Skorning)* 3–4/548

Stöver, Bernd: Volksgemeinschaft im Dritten Reich. Die Konsensbereitschaft der Deutschen aus der Sicht sozialistischer Exilberichte, Düsseldorf 1993 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/135

Strobl, Ingrid: Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand 1939–1945, Frankfurt a. M. 1998 *(Stefanie Schüler-Springorum)* 3–4/554

Triebel, Wolfgang: Gelobt und geschmäht. Wer war Otto Grotewohl? Aufsätze und Interviews mit Zeitzeugen, Berlin 1998 *(Bernd Rother)* 2/260

Vademekum DDR-Forschung. Ein Leitfaden zu Archiven, Forschungseinrichtungen, Bibliotheken, Einrichtungen der politischen Bildung, Vereinen, Museen und Gedenkstätten. Hrsg. von Ulrich Mählert, Opladen 1997 *(Kurt Metschies)* 2/246

Verfolgung und Widerstand in Hessen 1933–1945. Hrsg. von Renate Knigge-Tesche und Axel Ulrich, Frankfurt a. M. 1996 *(Jürgen Schmidt)* 1/139

Wagner, Patrick: Displaced Persons in Hamburg. Stationen einer halbherzigen Integration 1945 bis 1958. Mit einem Beitrag von Alfons Kenkmann, Hamburg 1997 *(Achim Kilian)* 1/143

Der Wandel des FDGB zur kommunistischen Massenorganisation. Das Protokoll der Bitterfelder Konferenz des FDGB am 25./26. November 1948. Hrsg. und eingel. von Detlev Brunner, Essen 1996 *(Ulrich Gill)* 2/254

Weber, Joseph: „Dinge der Zeit". Kritische Beiträge zu Kultur und Politik. Mit einem Vorwort von Michael Schneider, Hamburg und Berlin 1995 *(Stefan Goch)* 3–4/541

Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918. Hrsg. von Wolfgang Kruse, Frankfurt a. M. 1997 *(Detlef Siegfried)* 2/291

Wiesbaden und der 20. Juli 1944. Hrsg. von Peter Joachim Riedle, Wiesbaden 1996 *(Jürgen Schmidt)* 1/139

Willi Münzenberg (1889–1940). Ein deutscher Kommunist im Spannungsfeld zwischen Stalinismus und Antifaschismus. Hrsg. von Tania Schlie und Simone Roche, Frankfurt a. M. u. a. 1995 *(Torsten Kupfer)* 1/119

Wohnungsbau im internationalen Vergleich. Planung und gesellschaftliche Steuerung in den beiden deutschen Staaten und in Schweden 1945–1980. Hrsg. von Hannes Siegrist und Bo Strath, Leipzig 1996 *(Thomas Biewer)* 3–4/565

Wolikow, Serge: Le Front populaire en France, Bruxelles 1996 *(Ursula Langkau-Alex)* 1/146

Woller, Hans: Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948, München 1996 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/148

Wysotzki, Gerhard: Die Geheime Staatspolizei im Land Braunschweig. Polizeirecht und Polizeipraxis im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. und New York 1997 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 2/275

Ziemann, Benjamin: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923, Essen 1997 *(Dietmar Simon)* 2/268

Zone der Ungewißheit. Exil und Internierung in Südfrankreich 1933–1944. Hrsg. von Jacques Grandjonc und Theresia Grundtner, Reinbek bei Hamburg 1993 *(Ursula Langkau-Alex)* (KA) 1/152

Das 20. Jahrhundert der Gaudigs. Chronik einer Arbeiterfamilie im Ruhrgebiet. Zusammengestellt von Ludger Fittkau, Essen 1997 *(Josef Kaiser)* 2/257

Wissenschaftliche Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion

Erinnerung und Demokratie [Konferenz „Memory, Democracy, and the Mediated Nation. Political Cultures und Regional Identities in Germany 1848–1998" am 18.–20. September 1998 in Toronto] *(Volker Gransow)* 3–4/570

Richtigstellung [zur Rezension des Buches „Leben mit Hoffnung in Pein. Frauenschicksale unter Stalin", in: IWK, Jg. 33 (1998), H. 1, S. 115–118] *(Peter Erler)* 3–4/571

Third European Science History Conference. Amsterdam, the Netherlands, 12–15 April 2000 *(Karin Hofmeester)* 3–4/571

Veranstaltungen der Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung e. V. im zweiten Halbjahr 1998 *(Werner Röhr)* 1/154

Ein „verdienstvoller Schritt". Zur Mikroverfilmung des „RSD" *(Rüdiger Zimmermann)* 3–4/571

Zu Werner Röhrs Rezension des Buches von Kühnrich und Hitze [„Deutsche bei Titos Partisanen", in: IWK, Jg. 33 (1998), H. 2, S. 289] *(Johannes Tuchel)* 3–4/571

Projektfragebogen

1/155, 2/295, 3–4/573

Register der Autorinnen und Autoren

Albert, Claudia
3–4/536

Apel, Linde
2/280

Behrens-Cobet, Heidi
2/274

Beier, Rosmarie
3–4/412

Berg, Hubert van den
2/285, 2/293

Biewer, Thomas
3–4/565

Brandt, Thomas
3–4/564

Braun, Heinz
1/1

Dingel, Frank
2/252

Eifert, Christiane
2/249, 2/264

Ellerkamp, Marlene
3–4/396

Erler, Peter
1/115, 3–4/543, 3–4/571

Eschebach, Insa
2/266

Fairbairn, Brett
2/171, 3–4/544

Franz, Thomas
1/111, 1/154, 3–4/569

Frohn, Franz Jean
1/93, 2/239, 3–4/527

Geisel, Beatrix
3–4/343

Gill, Ulrich
2/254

Goch, Stefan
1/132, 3–4/541, 3–4/546

Goldbeck, Dagmar
3–4/562

Götz von Olenhusen, Albrecht
2/251, 2/275

Gransow, Volker
3–4/570

Groos, Peter
3–4/556

Hofmeester, Karin
3–4/571

Horn, Gerd-Rainer
1/148

Jung, Otmar
2/273

Jung, Werner
2/199

Kaiser, Josef
1/37, 1/108, 2/257

Kaminsky, Annette
1/126, 3–4/557

Kassel, Brigitte
3–4/364

Kebir, Sabine
3–4/542, 3–4/568

Kellmann, Axel
2/289

Kerchner, Brigitte
2/262, 3–4/297, 3–4/465

Keßler, Mario
2/255

Kilian, Achim
1/143

Kirchhoff, Hans
2/278

Klotz, Johannes
3–4/503

Koch-Baumgarten, Sigrid
1/82, 3–4/297, 3–4/316

Kowalczuk, Ilko-Sascha
2/258

Krämer, Reinhard
1/124

Kruse, Wolfgang
2/271

Kupfer, Torsten
1/119, 3–4/549

Lang, Karl
3–4/567

Langkau-Alex, Ursula
1/135, 1/138, 1/146, 1/151, 1/152

Lippstreu, Jochen
2/284

Ludwig, Cordula
3–4/559

Mählert, Ulrich
3–4/497

Marßolek, Inge
3–4/552

Metschies, Kurt
2/246, 2/248

Nienhaus, Ursula
3–4/426

Obert, Rainer
3–4/538

Offermann, Toni
1/130

Perkins, John
1/150, 2/261

Pfüller, Matthias
1/90

Placke, Gerd
1/114

Planert, Ute
3–4/441

Räuber, Jörg
2/232

Ribas, Pedro
3–4/568

Röhr, Werner
1/154, 2/288, 3–4/569

Rother, Bernd
2/260

Rürup, Reinhard
3–4/524

Schilde, Kurt
2/209

Schmidt, Jürgen
1/139

Schmolling, Rolf
3–4/510

Schöler, Uli
2/157

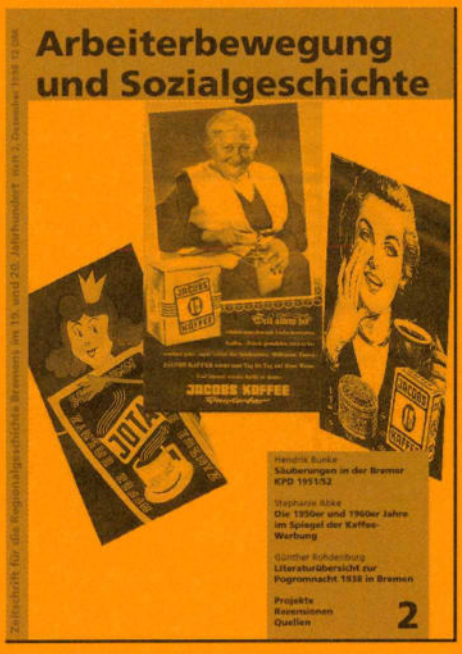
Scholz, Michael F.
1/144

Schüler-Springorum, Stefanie
3–4/537, 3–4/554

Schulz-Trieglaff, Larissa
3–4/381
Siegfried, Detlef
2/291
Simon, Dietmar
2/268
Skorning, Lothar
3–4/548
Speth, Rudolf
1/113
Steur, Claudia
2/277
Stiller, Eike
2/225
Stöss, Richard
1/133
Stöver, Bernd
2/293, 3–4/540
Tammena, Heiko
1/131
Tischler, Carola
1/122, 1/149
Tosstorff, Reiner
1/121, 1/123, 1/145
Tuchel, Johannes
3–4/571
Vogt, Annette
2/219
Woelk, Wolfgang
1/129
Wolfrum, Edgar
1/141
Wyrwa, Ulrich
2/267
Zimmermann, Rüdiger
3–4/571

Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte

Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens
im 19. und 20. Jahrhundert



nr 2

herausgegeben von Peter Alheit, Hendrik Bunke, Thomas Frey, Dieter Fricke, Christian Glaß, Heinz-Gerd Hofschen, Peter Kuckuk, Günther Rohdenburg, Eva Schöck-Quinteros, Karl-Ludwig Sommer, Achim Tischer
in Verbindung mit dem Verein für Sozialgeschichte und Biographieforschung e.V.

erscheint halbjährlich
Einzelpreis: 12 DM
Jahresabonnement: 20 DM
ISSN: 1437-3763

Inhalt

Nr. 2

„Die Reinigung der Partei..." - Säuberungen in der Bremer KPD 1951/52
Hendrik Bunke

Vom Luxusgut zum Alltagsgetränk. Die 1950er und 1960er Jahre im Spiegel der Kaffeewerbung
Stephanie Abke

Projekte
Rezensionen
Annotationen
Bibliographien
Quellen

Arbeiterinnenschutz und weibliche Gewerbeinspektion am Beispiel Bremens
Barbara Deppe

Das Organisations- und Konfliktverhalten deutscher Seeleute während der Weimarer Republik
Hartmut Rübner

Kontakt, Bestellungen und Abonnements:
Heinz-Gerd Hofschen, Wielandstr. 17, 28203 Bremen
(0421) 700245
hgh@uni-bremen.de

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

PVSt Deutsche Post/Entg.bez.
IWK A 5242 (3-471998)
FU Berlin|Ihnestr.22|14195 Berlin
Adressen-Nr. 58
B:53/2

Frau
Beate Ihme-Tuchel
Bozener Str. 11-12

10825 Berlin

Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin